H. LUNGWITZ

DIE ENTDECKUNG DER SEELE



WALTER DE GRUYTER & CO., BERLIN

Schule der Erkenntnis

Motto: Non ignoramus

Alle Rechte, einschließlich des Übersetzungsrechtes, vorbehalten.
Archiv-Nr. 514 547
Printed in Germany
Gedruckt in der Druckerei des Elsnerhauses, Berlin SW 68

Die Entdeckung der Seele

Allgemeine Psychobiologie

Von

Dr. med. et phil. Hans Lungwitz

Nervenarzt in Berlin-Charlottenburg

Dritte bis fünfte, durchgearbeitete Auflage

Berlin 1947

WALTER DE GRUYTER & CO.

vormals G. J. Göschen'sche Verlagshandlung · J. Guttentag, Verlagsbuchhandlung

Georg Reimer · Karl J. Trübner · Veit & Comp.

Aus dem Vorwort zur 1. Auflage

Die naive wie die wissenschaftliche Psychologie spricht von psychischen (seelischen) Erscheinungen, Vorgängen, Regungen und Erregungen, Krankheiten usw., kurz von psychischen Bestimmtheiten, wie sie von physischen Erscheinungen usw. spricht. Es besteht die Meinung, daß auch das Psychische oder Psychisches (unter Umständen) wahrnehmbar sei oder doch „hinter" und „in" dem Wahrnehmbaren, dem Physischen existiere, die wahrgenommenen Phänomene bewirke, bedinge, bezwecke, daß man also das Psychische und damit die Psyche auch beschreiben könne, so wie man Physisches beschreibt. Die naive Auffassung geht dahin, daß die Seele im Leibe als ein „Wesen" im Wesen enthalten sei, daß sie ein separates geheimnisvolles „Etwas" (?) im Etwas, ein Dämon mit heimlich-unheimlichen Kräften sei, der den Leib lenke und leite wie der Kutscher die Pferde, das Dichten und Trachten, das Tun und Denken des Menschen von sich aus bestimme, der auch „erscheinen", „sich materialisieren" könne usw., und es verschlägt diesem Glauben nichts, daß im Falle der Materialisation die Seele aufhören würde, Seele zu sein, nämlich Materie, Physis werden müßte (s. § 109). Nicht viel anders denkt die wissenschaftliche Psychologie, auch sie bewegt sich noch so gut wie vollständig im Banne des Motivismus, ja auch die Psychoanalyse, eine ins Genetische hinein durchkonstruierte Psychologie, hat es trotz mancher zaghafter Ansätze nicht gewagt, diesen Zauberring zu überschreiten. Auch die wissenschaftliche Psychologie behauptet, daß sie Psychisches und Psyche prüfe, erforsche, beschreibe, und unterstellt auch bei ihren Experimenten, daß irgendwo im Körper ein „Etwas", ein „Wesen", ein Unerklärliches seinen Sitz habe, von dem die beobachteten Aeußerungen von Kraft, Wunsch, Willen usw. ausgehen, das den Menschen beherrsche, anderseits aber ihm die Freiheit gäbe, sich so oder anders zu entscheiden, eine Handlung, eine Wortreihe vorauszudenken und sich auf Grund dieser Ueberlegung zu entschließen, ob und wie getan, gesprochen werden solle, usw. Der kategorische Imperativ I. Kants, das „Sittengesetz in uns", Fr. Nietzsches „Wille zur Macht", A. Schopenhauers „Wille", E. v. Hartmanns „Unbewußtes" u. a. philosophische Synonyma für „Seele" oder „Kraft" spuken in mancherlei Gestalt auch in der Psychologie, und die S. Freud schen „psychischen Instanzen" (Unbewußtes, Vorbewußtes, Bewußtsein, neuerdings Es, Ich und Ueber-Ich, letzteres etwa die neue Auflage des Nietzscheschen [infantilen] Uebermenschen) erweisen sich auf Schritt und Tritt als dämonischen Geblüts, als Fabelwesen, die nur in der dunstigen Welt der sog. „Metapsychologie" atmen können.

Zu diesem Psychischen wird vor allem auch das Bewußtsein gerechnet; es wird ihm eine Sonderexistenz im Organismus zugeschrieben derart, daß es die übrigen Teile der Psyche sowie die Physis in der Hauptsache oder überhaupt dirigiere und nach Gutdünken in den Dienst seines Willens stelle. „Weil" er Bewußtsein besitze, sei der Mensch für sein Tun und sogar Denken verantwortlich; denn er könne eben als Inhaber dieses Bewußtseins, das nun gar mit Psyche identifiziert wird, sich ja vorher überlegen, wie er handeln oder gar denken solle, und sein Tun und Denken nach diesen Weisungen einrichten; er sei unter gewöhnlichen Umständen im Besitze der „freien

Willensbestimmung", handle, rede, denke also mit Absicht oder müsse oder solle jedenfalls nach Vorbedacht handeln, reden, denken und müsse, wenn er es nicht tue, die Folgen tragen; womit noch weiter fingiert ist, daß es in seiner Macht, seinem (guten oder bösen) Willen liege, mit oder ohne Vorbedacht zu handeln, reden, denken usw. Das Bewußtsein spielt somit auch die Rolle eines Dämons, sogar die des Oberdämons, der ein Gott oder ein Teufel sein kann, je nach seiner immer zweifelhaften Artung seine Untergötter oder Unterteufel befehligt und auf die „Außenwelt" in der verschiedensten Weise einwirkt — in der Weise nämlich, wie sie sowohl im alltäglichen Verkehr als auch in den differenzierten Deutungen der pragmatischen, ethischen und ästhetischen Wissenschaften sich präsentiert.

In dem vorliegenden Werke zeige ich, daß die Psychologie eine biologische Wissenschaft ist und nichts anderes sein kann. Psyche ist der anschauungsgemäße Gegensatzpartner zur Physis; Psyche ist das Nichts — im polaren Gegensatz zur Physis, dem Etwas. Psyche ist das Nicht-Wahrnehmbare, das Nicht-Seiende in der polaren Beziehung zur Physis, dem Wahrnehmbaren, dem Seienden. Psyche ist das Nicht-Erreichbare (für die Wahrnehmung wie für die Beschreibung), nur das Physische wird wahrgenommen und beschrieben. Psychologie gibt es nur, insofern das Physische wahrgenommen und beschrieben und damit zugleich der polare Gegensatzpartner, die Psyche, das Nichts „gemeint" ist. Psyche ist das Nicht-Objekt, nämlich das Subjekt; Physis ist das Objekt. Subjekt und Objekt sind wohl zu unterscheiden von Subjekt-Individuum und Objekt-Individuum. Die polare Gegensätzlichkeit, die Subjekt-Objekt-Beziehung ist wohl zu unterscheiden von der interpolaren Gegensätzlichkeit, dem interindividuellen Verhältnis.

Es gibt sonach keine psychischen Phänomene, Instanzen usw., die sogenannten psychischen Vorgänge sind physische, biologische, sind Nervenfunktionen; dies eben ist die Entdeckung der Seele. Auch das Bewußtsein, das Denken sind physisch; die Gefühle, die Gegenstände, die Begriffe sind physisch. Der ganze Dämonenzauber fällt in sich zusammen. Es gibt nur ein Objekt, dieses ist anschauungsgemäß immer-anders; „die Objekte" sind Aktualitäten der in den Denkzellen der Hirnrinde „liegenden" Beziehung. Die Hirnrinde ist ein Organ für sich; ihre Ganglienzellen sind die Denkzellen, und diese sind in drei Denksphären angeordnet, nämlich in die sensile (Gefühls-), die modale (Gegenstands-) und die idealische (Begriffs-) Sphäre. Diese Gliederung entspricht sowohl dem histologischen Bilde wie der Lokalisationstheorie wie den psychologischen Erfahrungen, die ich besonders beim Studium gesunder und kranker, besonders neurotischer Menschen sammeln konnte.

Zur Entdeckung der Seele, der polaren und der interpolaren Gegensätzlichkeit, der Hirnrinde als „Organs für sich" und ihrer Gliederung in die Denksphären, zur Erkennung der Psychologie als einer biologischen Wissenschaft gesellt sich die Erkennung der Denkweisen, die im Gange der menschlichen Entwicklung nacheinander sich ablösen: auf die fötale und frühinfantile (chaotische) Denkweise folgt die spätinfantile (animistische, magische, mythische, mystische), die juvenile und frühmature (motivisch-kausale, psychologisch-naturwissenschaftliche), die höchstmature (realische) und endlich die senile (ultimär chaotische), — die Weltanschauungslehre. Der Motivismus-Kausalismus in seinen Ab- und Ausformungen entpuppt sich als „verdünnter" Dämonismus. Es zeigt sich, daß der kausalen Denkweise die Zerlegung des Objekts in Ursache und Wirkung, Grund und Folge, Absicht und Zweck usw., die Deutung und damit der Zweifel, der Zwiespalt in allen seinen Modulationen eigentümlich ist, und daß sie alles Glück und Unglück, alles Heil und Unheil, alle Furcht und Hoffnung, alle Schuld und Strafe, alle Sünde und Sühne als Wirkungen des Metaphysischen in sich begreift, daß der Kausalis-

mus zwar eine Denkweise ist, nicht aber die menschliche Anschauung, die nach der fiktionalen Deutung des motivischen Menschen an Raum, Zeit und Kausalität „gebunden" ist. Ich nenne das mature oder realische Denken auch das kognitive, das erkennende; der realische Mensch erkennt den Kausalismus als Name und Begriff für die Denkweise einer bestimmten biologischen Entwicklungsstufe des Denkens, der Weltanschauung, erkennt ihn als Fiktion, die allen Zauber, alle Rätsel, alle Wunder, alle Tugenden und Laster des Dämonismus in sich faßt, erkennt ihn als Präsentanten der einzigen Frage, die der Mensch stellt und die das prinzipielle Problem aller (motivischen) Wissenschaft ist,: der Frage nach dem Ursprung. — Die Kausalität ist die Problematik der Menschwerdung. Dieses Rätsel und seine metaphysische Deutung kennzeichnet die Denkweise des Menschen von den primitiven bis zu den frühmaturen Stufen. Die Maturität hat Grade, und nur wenige Menschen haben bisher einen so hohen Grad der Maturität erreicht, daß sie das Rätsel, das Problem als solches, dem Wesen nach, nämlich als Fiktion erkannt und somit überwunden haben, daß sie Mensch und Welt also nicht mehr deuten, in ein physisch-metaphysisches Zwie zerlegen, zerzweifeln, als fragwürdig, sphinxhaft anschauen, sondern als einheitlich physisch, einheitlich biologisch erkennen. In dieser hier vorgetragenen psychobiologischen oder realischen Weltanschauung ist die Befreiung von allem Dämonismus und damit die weltanschauliche Erlösung gegeben, der die Menschheit entgegengeht.

Die Psychobiologie ist die Wissenschaft von der Physis als polarem Gegensatzpartner zur Psyche. Das Objekt wird betrachtet und beschrieben im eigentlichen Sinne der psychologischen Betrachtung und Beschreibung. Wir treiben Biologie im eigentlichen Sinne der Psychologie, d. h. eben: das Objekt wird als polarer Gegensatzpartner zum Subjekt betrachtet und beschrieben. (Psyche, Subjekt, Nichts, Ich und anderseits Physis, Objekt, Etwas, Du sind Synonyma.) In dem vorliegenden Buche sind die allgemeinen Linien dieser neuen Wissenschaft aufgezeichnet; an einigen Wegstellen ist auch kurzer Halt gemacht und die Umgegend so überblickt, wie es auf einer Wanderung möglich ist. Die eingehende psychobiologische Beschreibung dieser Etappen ist der speziellen Psychobiologie vorbehalten. Diese umfaßt die Beschreibung der speziellen Formen des Objekts und seiner Aenderung, also werden wir die Psychobiologie der einzelnen pragmatischen, ethischen und ästhetischen Lebens- und Wissensgebiete haben. Es ist klar, daß die Ueberwindung des dämonistischen Denkens, insonderheit des Motivismus-Kausalismus unserer Kulturstufe allen Gebieten zugute kommen und sich allenthalben verifizieren muß, soll die neue Lehre überhaupt daseinsberechtigt sein. Alles Erleben und Verhalten, wie es sich zu einzelnen Gebieten ordnet und abgrenzt, läßt sich psychobiologisch beschreiben und erst richtig verstehen, nämlich als zeiträumliches genetisches oder episodisches Geschehen, für dessen Ablauf die dämonistische Deutung nicht mehr gilt. Ich muß die Leser bitten, mein Werk in allen Teilen und als Ganzes nachzuprüfen — unvoreingenommen und ohne den bisherigen Standpunkt für den allein richtigen zu halten und somit von vornherein alles Neue — eben als neu — abzulehnen.

Charlottenburg, im Juli 1925 Hans Lungwitz

Vorwort zur 2. Auflage

In dem nunmehr in 2. Auflage vorliegenden Buche habe ich die allgemeinen Grundlinien der Psychobiologie angegeben. Es handelte sich mir im wesentlichen darum, die dämonistische von der realischen Weltanschauung abzugrenzen. „Dämonistisch" habe ich die Weltanschauung genannt, innerhalb deren die Dinge in „sie selber" und ein in ihnen wohnendes rätselhaftes, geheimnisvolles, unheimlich-heimliches „Wirksames" (Dämonen, Seelen, Kräfte, Ursächlichkeit, Zwecklichkeit usw.) zerdeutet werden, und innerhalb deren es keine Möglichkeit gibt, aus den Deutungen und Deutereien hinauszukommen. Die dämonistische Denkweise ist eine lange Periode hindurch die allgemeine: sie wandelt sich aus dem rohprimitiven Dämonismus zu den „verdünnten" Formen Kausalität, Konditionalität, Finalität, und noch heute ist z. B. die Psychologie (ganz abgesehen von der Religion), mag sie es zugeben oder nicht, eine dämonistische Seelenlehre. — Von dieser dämonistischen Weltanschauung unterscheidet sich scharf die meinige, die realische. Diese Abgrenzung wurde möglich, nachdem es mir gelungen war, die Frage nach der biologischen Funktion der Hirnrinde als des Organs des Bewußtseins zu lösen. Mit dieser Lösung, d. h. mit der Lösung des Leib-Seele-Problems war die realische Weltanschauung gegeben. Innerhalb der realischen Weltanschauung ist kein Platz für Dämonen (irgendwelchen Namens), für Fiktionen, Deutungen, Zweifel, Phrasen, Mystik. Die Dinge sind nur „sie selbst", ihr Wesen ist erkannt, sie beherbergen keine Zauberer und Zauberkräfte und sind nicht einem transzendentalen Zauberer oder transzendenten Zauber unterworfen, ihr Sein, ihr So-Sein, ihre Reihe und Ordnung ist aus der Struktur und Funktion der Hirnrinde vollkommen verständlich. Mit der Entwicklung der realischen Weltanschauung und ihrer systematischen Beschreibung beginnt eine neue Periode des menschlichen Denkens, und dieser Uebergang findet keinen adäquaten Vergleich in der Geschichte der Menschheit.

Die grundsätzliche Darstellung mußte von Einzelheiten ausgehen, durfte sich aber nicht in die Einzelheiten ausbreiten. Wer die realische Weltanschauung im Grundsätzlichen erfaßt hat, der weiß, daß sie nicht bloß für einzelne Tatsachen oder Tatsachengruppen gilt, sondern daß sie überhaupt gilt, daß es keine Tatsache geben kann, die ihr widerspräche, d. h. die nicht innerhalb der realischen Weltanschauung ihren biologischen Ort hätte, — der weiß auch, daß, falls sich eine einzige solche Tatsache fände, die realische Weltanschauung in ihrer Gänze ein Irrtum wäre. Wer die Nachweisungen im einzelnen haben will, mag sich in das „Lehrbuch der Psychobiologie" vertiefen.

Wie im Vorwort zur 1. Auflage angekündigt, habe ich mich an die Arbeit gemacht, die Gültigkeit des realischen Denkens für die einzelnen Erlebens- und Wissensgebiete nachzuweisen. Diese spezialisierten Arbeiten wuchsen alsbald zu einem organischen Gesamtwerk zusammen. Ich habe es das „Lehrbuch der Psychobiologie" genannt. Die beiden ersten Bände, betitelt „Die Welt ohne Rätsel", liegen seit mehr

als Jahresfrist druckfertig vor; der 3. Band, die „Psychobiologie der Persönlichkeit", wird jetzt verfaßt, der 4. Band wird die psychobiologische Krankheitslehre einschließlich Erkenntnistherapie enthalten. Einstweilen habe ich, dem Drängen meiner Freunde folgend, eine kurze Darstellung der Krankheitslehre unter dem Titel „Erkenntnistherapie für Nervöse" abgefaßt.

Die „Entdeckung der Seele" ist, wie üblich, auch der Kritik vorgelegt worden. Es war mir als Kenner der Dinge von vornherein klar, daß es solcher Kritiker, die das Buch ernsthaft durcharbeiten würden, deren Kritik also ernstzunehmen wäre, nicht eben viele geben würde; über das lobende oder tadelnde Geschwätz der „Kritiker" lohnt es sich nicht ein Wort zu verlieren. Ebenso klar war es mir aber, daß meine Lehre hier auf empörte Ablehnung, dort auf begeisterte Zustimmung stoßen würde. Eine neue Weltanschauung tritt vor die Menschen, die allesamt anderer Weltanschauung sind. Das realische Denken tritt vor das dämonistische, das biologische Denken vor das mechanistische, das einfache Denken vor das komplizierte — wie sollten da die Ansichten, Meinungen, Affekte nicht mobil werden! Im Mittelalter wäre mir der offizielle Scheiterhaufen sicher gewesen, heute „verbrennt" man mich in Wort und Schrift oder sucht mich totzuschweigen. Anderseits findet die neue Lehre bei immer mehr Menschen Anerkennung, und in hundert Jahren wird man Psychobiologie in den Schulen lehren. Noch jeder, der sich ernsthaft und eindringlich genug mit meiner Lehre beschäftigt hat, ist ihr Anhänger geworden.

Berlin-Charlottenburg, im September 1932 Hans Lungwitz

Vorwort zur 3. bis 5. Auflage

Das Buch war seit Jahren vergriffen und konnte während des Krieges nicht neu gedruckt werden. Nunmehr ist dank der tatkräftigen Initiative des Verlages die neue Auflage erschienen.

Im Vorwort zur 2. Auflage ist auf das „Lehrbuch der Psychobiologie" verwiesen. Dieses Werk hat sich bei der Arbeit etwas anders gestaltet als ursprünglich geplant: „Die Welt ohne Rätsel" ist in drei Bände eingeteilt worden („Das Wesen der Anschauung", „Die neun Sinne", „Die Psychobiologie der Sprache"), der 4. Band bringt die genetische Psychobiologie des Menschen als Organismus sowie die Psychobiologie der Kultur, der 5. Band die genetische Psychobiologie der Weltanschauung sowie die Charakterkunde; die Krankheitslehre hat sich auf 3 Bände erweitert: der eine (der 6. des Ganzen) enthält die Allgemeine Krankheitslehre, der 7. Band die Neurosenlehre einschließlich Erkenntnistherapie, der 8. Band ist „Das Buch der Beispiele". Die ersten 3 Bände sind 1933 erschienen. Die Bände 4—7 habe ich in den Jahren 1931—1935 im Rohmanuskript verfaßt und ab April 1936 bis April 1940 in die Reinschrift gebracht. Erschienen sind bis 1942 der 4.—6. Band; bei der Korrektur hat mir mein Schüler und Freund Dr. med. Hermann Brückner dankenswerterweise geholfen. Der 7. Band liegt seit 1940 druckfertig vor, er konnte während des Krieges nicht gedruckt werden. Der 8. Band bedarf noch der Reinschrift. Das ganze Werk wird hoffentlich bald in neuer bzw. erster Auflage erscheinen können.

„Die Entdeckung der Seele" habe ich von Mai 1924 bis April 1925 in einem Zuge (neben zeitraubender ärztlicher Praxis usw.) niedergeschrieben. Es war so mein Skizzenbuch der Psychobiologie entstanden. Das Lehrbuch stellt die Ausarbeitung dar, die ich im Vorwort der „EdS." und im Text angekündigt habe. Das Skizzenbuch könnte somit entfallen, doch behält es als kursorische Darstellung der Grundlinien seine Berechtigung, zudem bin ich von vielen Seiten gebeten worden, eine neue Auflage vorzubereiten. Ich habe daher das Buch unter Berücksichtigung berechtigter Kritik im Jahre 1944 bis Februar 1945 einer Bearbeitung unterzogen. Die Zeiten waren schwierig. Der zweite Weltkrieg, die extrem pathologische Fortsetzung des ersten, hat auch mich schwer getroffen, die Praxis beanspruchte viel Zeit, die zahlreichen Fliegeralarme und -angriffe behinderten die Arbeit erheblich. Gleichwohl gelang es, das Werk zu vollenden. Es ist vieles verbessert, mehrere Paragraphen sind ganz umgearbeitet worden, und so hoffe ich, daß das Buch in seiner neuen Gestalt noch mehr Freunde finden wird als bisher und der Kritik keinen Anlaß zu sachlich berechtigten Einwendungen bieten wird.

Berlin-Charlottenburg, im Juni 1947 Hans Lungwitz

Inhaltsübersicht

Seite

Vorworte 4
Inhaltsübersicht 10

I. Teil.

Von der Anschauung 15

1. Kapitel.

Anschauung als Gegensätzlichkeit 17
§ 1. Die Anschauung ist anthropoistisch 17
§ 2. Die Anschauung ist egoistisch 17
§ 3. Anschauung ist Gegensätzlichkeit 17
§ 4. Gegensätzlichkeit und Gegengeschlechtlichkeit 18
§ 5. Dualismus 18
§ 6. Das Individuum als Zugleichheit von Subjekt und Objekt 18
§ 7. Wahrnehmung als weiblich-männliche Beziehung 19
§ 8. Das Subjekt hat keine Bestimmtheiten 19
§ 9. Nichts — Etwas 20
Anm. 1: Das N als negierend. Anm. 2: „Ich" sprachlich
§ 10. Pole. Prinzip. Eros 22
Anm. 1: „Prinzip" sprachlich. Anm. 2: „Eros" sprachlich
§ 11. Geschöpf und Schöpfer 25
§ 12. Ur-Sache und Ursache 27
Anm.: „Ursache" bei Schopenhauer
§ 13. Auch die Sprache wird motivisch gedeutet 32
§ 14. Begriffsbestimmung des Triebes (Eros) 32
§ 15. Beziehung und Verhältnis — polare und interpolare Gegensätzlichkeit 37

2. Kapitel.

Das Eron 40
§ 16. Begriffsbestimmung. Mikrokosmos — Makrokosmos. Symbol als phänomenal-biologische Homogenität 40
§ 17. Beziehung und Bewegung 43
§ 18. Veränderung ist objektisch 45
§ 19. Weiblich-männlich. Weib-Mann 46
Anm. 1: Doppelsinn von „weiblich". Anm. 2: „Mann" und „Weib" sprachlich
§ 20. Supermaskulinität, Superfeminität, Sexualkonstitution 49

3. Kapitel.

Vom Bewußtsein und vom Denken 53
§ 21. Anschauung ist Gegenwart 53

Seite

§ 22. Bewußtsein sprachlich 54
§ 23. Bewußtsein ist physisch 58
Anm.: „Erkennen" und „zeugen" sprachlich
§ 24. Denken ist Bewegung 60
§ 25. Denken als Funktion der Hirnrinde 61
Anm.: Wägen, wegen usw.
§ 26. Von der Spezifität der Denkzellen 64
§ 27. Von der Anschauung gehirnloser Wesen 69
§ 28. Vom „Sitz" der Seele 71

II. Teil.

Von den Denksphären 75

1. Kapitel.

§ 29. Aus der Histologie der Hirnrinde 77

2. Kapitel.

Die sensile Sphäre 81
§ 30. Allgemeines 81
§ 31. Vom Hungergefühl 87
§ 32. Vom Angstgefühl 88
§ 33. Vom Schmerzgefühl 90
§ 34. Vom Trauergefühl 91
Anm. 1: Liebestod als Herztod. Anm. 2: „Friede", „Freude" usw. sprachlich. Anm. 3: Der Name. Anm. 4: Der Inzest in Sage und Dichtung
§ 35. Vom Freudegefühl 101
Anm.: Vom Lachen
§ 36. Vom Ekelgefühl 103
§ 37. Vom Haßgefühl 106
§ 38. Gefühlsnuancen 109

3. Kapitel.

Die modale Sphäre 112
§ 39. Phänomenale Entwicklung des Gegenstandes 112
§ 40. Spezifität der assoziativen Systeme 115
§ 41. Die Gefühligkeit 117
§ 42. Von der Art- und der Individualspezifität 120
§ 43. Entfaltung in der Pubertät 122
§ 44. Ontogenese der Modalität 126
§ 45. Fötus-Mutter 130
§ 46. Vater-Sohn. Mutter-Sohn 133
§ 47. Optische Modalität (Sehgegenstand) 136
§ 48. Olfaktorische Modalität (Riechgegenstand) 139
§ 49. Akustische Modalität (Hörgegenstand) 143

4. Kapitel.

Die idealische Sphäre 150
§ 50. Begriff als Aktualität 150
§ 51. Phänomenale Entwicklung des Begriffs, dargestellt am akustischen Begriff 151

Seite

§ 52. Vom optischen Begriff. Von den Farben 156
Anm.: Blind — Blendung
§ 53. Vom taktilen, vom olfaktorischen und vom gustatorischen Begriff 165
§ 54. Von der Lokalisationslehre 168

III. Teil.

Von den Denkweisen 179

1. Kapitel.

§ 55. Allgemeines über die Denkweisen 181
Anm.: Paideuma (L. Frobenius)

2. Kapitel.

§ 56. Von der fötalen Denkweise 187

3. Kapitel.

Von der infantilen Denkweise 189
§ 57. Vom Wunsch 189
§ 58. Erwachen des kausalen Denkens. Entdeckung der Zeit 192
§ 59. Männlich oder weiblich? 198
Anm.: „Sünde", „Sühne" usw. sprachlich
§ 60. Familienmitglieder untereinander 201
§ 61. Die Geschlechtlichkeit als Sünde und Sühne. Ethik 202
Anm.: Urzeitlicher Koitus
§ 62. Geschlechts- u. Zeugungsreife. Inzest. Pubertätsfeier. Gesetze 209

4. Kapitel.

Von der juvenilen Denkweise 217
§ 63. Begriffsbestimmung 217
§ 64. Die motivische Zerlegung des Objekts 218
§ 65. Wunsch und Wille als Dämonen 220
§ 66. Wunsch und Wille als Begriffsreihen 223
§ 67. Zweifel — Lüge 228
Anm.: Wahr — unwahr?
§ 68. Wunsch und Wille als Begehren 232
§ 69. Wunsch und Wille als Objektänderung. Wahl. Vergleich 235
§ 70. Liebeswahl 239
§ 71. Berufswahl 247
§ 72. Erziehung 253
Anm.: „Erziehen" usw. sprachlich
§ 73. Wert 258

5. Kapitel.

Von der maturen Denkweise 272
§ 74. Erkenntnis. Wissen und Weisheit. Maturitätsgrade. Phantasie. Logik 272
§ 75. Begriffsbestimmung von „Wissen". Tempora. Wissen und Bewußtsein. Kosmische Situation. Bewußtsein und Sein .. 274

Seite

§ 76. Wissen ist objektisch. Ausdrucksdifferenzen. Wissen als Tätigkeit und Zustand, als Transitivum und Intransitivum .. 278
Anm. 1: Arzneifolgen. Anm. 2: „Ding an sich"
§ 77. Wissen als Gesamtheit des Gewußten. Motivische und realische Wissenschaft. Gewißheit. Gewissen 283
„Gewissen" bei S. Fread
§ 78. Weisheit. Wahrheit. Wirklichkeit. Täuschung, Schein, Frage, Zweifel, Glaube, Beweis, Wahrscheinlichkeit 289
§ 79. Das Wissen vom Wollen. Realische Wahrscheinlichkeit. Vermutung. Ziel, Zweck, Plan, Absicht. Selbstbeherrschung. Das Wissen vom Wissen (Bewußtsein vom Bewußtsein) .. 301
§ 80. Ueber Kausalismus 309
Anm.: Richtige und falsche Kausalität
§ 81. Ueber Konditionalismus. Ueber Teleologismus. Fiktion und Hypothese. Reiz. Weiteres über Zweck, Absicht, Plan, Ziel. Prognose 319
§ 82. Zweck und Zwang 330
§ 83. Von der Frage 339

6. Kapitel.

§ 84. Von der senilen Denkweise 349

IV. Teil.

Von der Formspezifität 353
§ 85. Aktualität. Formbestimmtheit. Symbol. Eron. Mikrokosmos-Makrokosmos. Symbolanalyse: motivisch, realisch. Kleinster Teil der Physiker (Elektron). Realische Größe der Aktualität. Eron und Eronenkomplex. Erscheinung und Schein. Schein und Fiktion. Schein und Sinnestäuschung 355
§ 86. Objekt und Objekte 363
§ 87. Fiktionale und realische Beschreibung der Aktualität 366
§ 88. Die Erscheinung und ihre Veränderung. Bewegung, Geschwindigkeit nicht Fiktion, sondern Schein. Aktualität als Erinnerung. Bewegungsperiode, Rhythmus. Beschreibung und Beschriebenes 369
§ 89. Interindividuelles Verhältnis. Veränderung als Aufnahme und Abgabe, Präzision, Entfernung des Gefühls, des Gegenstandes, des Begriffes, Bewegigkeit des Begriffes, Unendlichkeit, Ewigkeit 376
Anm.: Entfernung des Objekts und Akkommodation
§ 90. Vergleich. Erinnerung. Wiedererkennen. Déjà vu. Räumliches Sehen. Räumliches Tasten. Luft 385
§ 91. Das Bewegungsgesetz 389
§ 92. Weiteres über Individuum als Bewegungsperiode, über Beschreibung, über Verhältnis. Anziehung und Abstoßung. Polarisation. Werden und Vergehen. Regression 394
Anm.: Das Objekt als mein Bewußtes
§ 93. Organisch - anorganisch. Existenz außerhalb der Wahrnehmung. Entstehung der Arten. Problem und Lösung. Problem als Dämon. Herkunft der Eronen 400

Seite

§ 94. Klassifizierung der Eronen. Reflexweg. Aufnahme, Oberfläche, Empfangsapparate. Eronenbewegung im Nervensystem: Umwandlung der Eronen, Reflexsysteme (assoziative Systeme, Kapazität, Plerose, Funktionsablauf, Geschwindigkeit des Eronenstromes (Reflex-, Assoziationszeit), Eronenstauung (Pleonase), Stauungszellen, „eingeklemmter Affekt", „psychisches Trauma". Eronenabgabe: Drüsen, glatte, quergestreifte Muskeln, Spezifität der Abgabe, Kontraktionswelle der glatten und der quergestreiften Muskeln, konsensuelle Funktion beider Arten (Geburt, Darmentleerung). Uebergang, Konstitution, individual-, gruppen-, artspezifisches Erleben der Uebergänge, Differenzierung der Ereignisse. Variationen in der Organisation der Reflexsysteme, „psychische" und „physische", „funktionelle" und „organische" Krankheiten, Heilung 405
Anm. 1: Aufmerksamkeit, Anm. 2: Gruppenerlebnisse, Epidemien

§ 95. Eronenverkehr im Zellkern. Anschauung als genisch. Zentrales-peripheres Sehen. Binokulares Sehen. Helligkeit des Bewußtseins. Der Fremdling in der Zelle 430

§ 96. Die Bewegungsperiode als weiblich-männliches System 437

§ 97. Aktualitätenreihe in einer Denkzelle 440

§ 98. Erklärung und Erkenntnis. Das Jawort an die Welt. Nichts-Etwas als Endbegriffe. Jenseits. Grenze 440
Anm.: „Seele" sprachlich

§ 99. Psyche als Nichts. Grenze der Erkenntnis 446

§ 100. Weiteres über interpolare Gegensätzlichkeit. Weiteres über Bewußtsein — Sein. Unbewußtes. Es 448

§ 101. Unbewußte Wahrnehmungen, Verhältnisse usw., unbewußter Wunsch, unbewußter Wille, unbewußtes Wissen 454

§ 102. Innere und äußere Wahrnehmung 456

§ 103. Anschauung und Denkweise 458

§ 104. Leben und Tod 460

§ 105. Erinnerung 475

§ 106. Prophetie (Hellsehen usw.) 482

§ 107. Tag und Nacht. Schlaf. Traum 486

§ 108. Prüfung und Einengung des Bewußtseins, Suggestion, Schreckstarre 496

§ 109. Die Masse. Panik. Okkultismus 500

§ 110. Krankheit und Heilung. Arzt und Patient 506

§ 111. Psychotherapie: Suggestion, Hypnose, Psychoanalyse. Erkenntnistherapie 511

I. Teil

Von der Anschauung

1. Kapitel

Anschauung als Gegensätzlichkeit

§ 1. Die Anschauung ist anthropoistisch

Der Mensch ist ein biologischer Typus. Sein Dasein ist spezifisch. Irgendein Geschehen, das nicht innerhalb seiner spezifischen Sphäre sich vollzöge, ist für den Menschen unerfahrbar und undenkbar. Nur von seinem, nämlich vom menschlichen Standpunkte aus kann er „die Welt" auffassen und faßt er sie auf, und eine andere Anschauung wie die anthropoistische gibt es nicht für ihn und kann es für ihn nicht geben. Er kann sich vorstellen, daß andere Wesen ein anderes Weltbild haben als er, aber einmal gehört auch diese Vorstellung zur anthropoistischen Anschauung, sodann vermag der Mensch über die Art und Weise, wie ein anderes Wesen „die Welt" anschauen könnte, über das mögliche Weltbild anderer Wesen keinerlei Auskunft zu geben wie eben eine solche, die zur anthropoistischen Anschauung gehört. Für den Menschen existiert nur die menschliche, die anthropoistische Anschauung.

§ 2. Die Anschauung ist egoistisch*)

Der Mensch und seine Welt ist mit „Anschauung" identisch; der Mensch und seine Welt ist seine Anschauung. Er hat nicht Nerven, Muskeln, Sehnen und andere Objekte — und dazu auch eine Anschauung, mittels deren er „die Welt" erfaßt, die ihm als Instrument des Erkennens dient, die ihm Ursache oder Grund oder Bedingung des Erkennens, der Stellungnahme zur Umwelt überhaupt ist, sondern Menschsein und (menschliche) Anschauung ist ein und dasselbe.

Nur das Ich hat eine (seine) Welt, die biologische Summe aller Individuen, das Objekt als Symbol aller möglichen Objekte. Nur das Ich schaut an, nur ich schaue an. Jedes Ich ist ein Anschauendes, hat sein Du, seine Welt sich gegenüber, oder: so viele Ichs, so viele Welten — auch dieser Satz ist in und mit der Anschauung des Ich gegeben. Die Anschauung ist egoistisch. Eine andere Anschauung wie die des Ego existiert nicht, es gibt nur eine Welt: die des Ich.

§ 3. Anschauung ist Gegensätzlichkeit

Menschsein, anschauen ist: der Welt gegenüberstehen, ein ποῦ στῶ innehaben, von dem aus die Welt angeschaut wird. Anschauung ist Mittelwort (Substantivum) zu anschauen (Aktivum) und angeschaut werden (Passivum), ist — als Wort und Begriff — Interferenzpunkt zwischen den Polen, deren einer aktiv, Subjekt, deren anderer passiv, Objekt heißt. Die Formel: „der Mensch ist seine Anschauung" löst sich auf in: „der Mensch steht gegenüber, er ist Individuum, er ist Subjekt gegenüber dem Objekt". Das Subjekt schaut an, das Objekt wird angeschaut. Die anthropoistische Anschauung ist

*) Dieses Wort hier im erkenntnistheoretischen, nicht im charakterologischen Sinne.

die biologische Summe der Beziehungen des Typus Mensch zur Umwelt. (Ueber Subjekt-Individuum und Objekt-Individuum s. § 15.)

§ 4. Gegensätzlichkeit und Gegengeschlechtlichkeit

Menschsein und Gegensätzlichkeit sind also synonym. Gegensätzlichkeit ist das abstrakte Synonym für Gegengeschlechtlichkeit. Wie die Ursprungszelle des Menschen aus männlich und weiblich besteht, bisexuell ist, so kann auch die aus ihr sich entwickelnde Organisation nur bisexuell, männlich-weiblich, dualistisch sein. Gegensätzlichkeit ist der allgemeine Begriff für die Tatsache der Gegengeschlechtlichkeit. Die Gegengeschlechtlichkeit im biologischen Geschehen der Hirnrinde als des Denkorgans heißt die Gegensätzlichkeit. Mithin ist Menschsein und Gegengeschlechtlichkeit synonym, und die anthropoistische Anschauung als die biologische Summe der Beziehungen des Menschen zur Umwelt ist synonym mit Gegengeschlechtlichkeit (§ 95).

§ 5. Dualismus

Das Individuum ist also in sich dualistisch — gegengeschlechtlich oder gegensätzlich — organisiert. Es kann zur Umwelt nur Stellung nehmen, indem es als männlich und als weiblich auftritt, d. h. indem die einen gewissen Teil des Individuums ausmachende Männlichkeit und die den Rest des Individuums ausmachende Weiblichkeit „aktuell" ist. Anschauung heißt: es sind männliche und weibliche — sagen wir zunächst: Affinitäten da. Das menschliche Individuum muß männliche und weibliche Affinitäten aufweisen, aus Männlichkeit und Weiblichkeit bestehen, dualistisch organisiert sein, es wäre sonst unsere Anschauung nicht möglich, es müßte sonst die Anschauung aufgehoben oder anders sein, wie sie ist. Solange die menschliche Anschauung so ist, wie sie ist, kann das ab origine in sich dualistisch organisierte Individuum immer nur ein dualistisch organisiertes Individuum anschauen; Gegengeschlechtlichkeit, Gegensätzlichkeit und Anschauung sind Synonyme. Die Frage, ob es ein uni- oder asexuelles „Wesen" gibt, ist ein Versuch, über die Grenzen der menschlichen Anschauung hinauszugehen, ist leere Fiktion.

§ 6. Das Individuum als Zugleichheit von Subjekt und Objekt

Das gesamte Verhalten des Menschen, die Summe der Beziehungen*) zur Umwelt zeigt seine männlich-weibliche Organisation auf. Hierbei ist es gleichgültig, in welcher Sphäre die Beziehung liegt, ob im Gebiete der Muskeln und Drüsen oder der peripheren oder zentralen Nerven, ob die Beziehung eine Tat, ein Wort oder ein Gedanke ist. Jede Beziehung ist ein Gegensatz, jeder Gegensatz ein Spezialfall der Gegengeschlechtlichkeit. So auch die Gegensätze der begrifflichen Sphäre, z. B. Subjekt-Objekt, Psyche-Physis, Ich-Du usw. Indem nun das Individumm bisexuell organisiert ist und das eine Individuum, gemeinhin das Subjekt genannt, das andere, gemeinhin das Objekt, nur als bisexuell anschauen kann, weist auch die begriffliche Sphäre des Objekts vom Standpunkte des Subjekts die gegengeschlechtliche, gegensätzliche Organisation auf, d. h. wir schließen aus der eignen Anschauung auf die der andern Menschen (Gehirnwesen). Die Begriffe sind Aktualitäten spezifischer Hirnzellen; auch sie sind Spezialfälle der Gegensätzlichkeit, und zwar besteht diese Beziehung innerhalb der spezifischen Hirnsphäre, also innerhalb des Individuums, das somit die Subjektität und die Objektität

*) Ueber Beziehung und Verhältnis siehe § 15.

in sich vereinigt und auch das Objekt-Individuum als Vereinigung von Subjekt und Objekt anschaut. Die Eronentheorie (siehe § 16 ff.) wird den Sachverhalt weiterhin verständlich machen.

Jedes Individuum ist also Subjekt und Objekt, Psyche und Physis, Seele und Leib, Ich und Du zugleich, indem diese Gegensatzpartner innerhalb des Individuums liegen. Subjekt, Psyche, Seele, Ich sind Synonyma, ebenso wie ihre Gegensatzpartner Objekt, Physis, Leib, Du. Die Gegensatzpartner sind immer zugleich da; ihre Existenz ist Beziehung. Niemals kann ein Gegensatzpartner für sich existieren. Es kann weder ein Subjekt noch ein Objekt für sich allein geben; das Subjekt ist nur da als Gegensatzpartner zu seinem Objekt und umgekehrt. Das „Ding an sich", gemeint als „Ding ohne Gegensatz", fällt aus der menschlichen Anschauung hinaus; es ist kein Ding, denn Ding sein, sein überhaupt heißt: Objekt eines (des zugehörigen) Subjekts, heißt Gegensatzpartner sein; es kann auch nicht als seiend, aber auch nicht als nicht-seiend bezeichnet werden, das „Nicht-Seiende" ist das Subjekt, also auch Beziehungspartner. Die Frage nach einem „Ding an sich", d. h. nach einem „Etwas", das als außerhalb der menschlichen Anschauung existierend oder nicht existierend gedacht werden könnte oder müßte, ist ein fiktionaler Versuch, über die Grenzen der menschlichen Anschauung hinauszugehen. Vergl. § 76 Anmerkung.

§ 7. Wahrnehmung als weiblich-männliche Beziehung

Das Subjekt nimmt wahr, das Objekt wird wahrgenommen. Wahrnehmung ist identisch mit Beziehung, Mittelwort zu wahrnehmen und wahrgenommen werden. Wahrnehmen (bewahren, gewahren, in Gewahrsam nehmen, für wahr halten) ist dasselbe wie aufnehmen, ist weiblich. Wahrgenommen werden ist männlich. Das Subjekt ist also immer weiblich, das Objekt männlich. Das Individuum, der bisexuelle Organismus, ist, sofern er wahrnimmt, Subjekt ist, weiblich, sofern er wahrgenommen wird, Objekt ist, männlich. In diesem Sinne ist es gleichgültig, ob das Individuum ein Mann oder ein Weib ist; beide sind bisexuelle Organismen, ab origine aus männlich und weiblich „zusammengesetzt", der Mann ist supermaskulin, das Weib superfeminin (s. § 20). Indem das Individuum Subjekt und Objekt zugleich ist, nimmt es wahr und wird es wahrgenommen. Subjekt, von subjicio ich unterwerfe, ist das Unterworfene, das Unter- und Untenliegende. Objekt, von objicio, ist das Entgegengeworfene, Entgegengesetzte, das über etwas hin Gelegte. Seele, anima, ψυχή sind weiblich. Geist, animus, νοῦς ist freilich männlich: er gilt als „Abkömmling", „Sohn der Seele".

§ 8. Das Subjekt hat keine Bestimmtheiten

Das Subjekt nimmt wahr, nur sich selber nicht; es schaut an, nur sich selber nicht; es steht in Beziehung, nur nicht zu sich selber; es kann sich nicht selber Objekt sein. Das Objekt wird wahrgenommen, angeschaut, nur nicht von sich selber; es kann sich nicht selber Subjekt sein. Im Individuum, dem bisexuellen Organismus, der Zugleichheit von Subjekt und Objekt, nimmt dasjenige zu ihm Gehörige, das Subjekt ist, das entgegengesetzte zu ihm Gehörige, das Objekt ist, wahr, sich selber aber nicht, und die Beziehung Objekt-Subjekt im Individuum ist entsprechend.

Das Subjekt weiß also von sich selber nichts, kann über sich selber nichts aussagen, sich nicht selber beschreiben. Jede Aussage ist Beschreibung des Objekts; nur dieses ist wahrnehmbar, wird wahrgenommen, hat Bestimmtheiten. Die Formel „ich bin heiter, traurig, gesund, krank usw.", die Formel „ich bin", ja auch die Formel „ich"

ist nicht eine Aussage über das Subjekt, das Ich, die Psyche, sondern über das Objekt als Gegensatzpartner des Subjekts. „Ich bin heiter" bedeutet nicht: das Ich (Subjekt usw.) nimmt sich selber wahr und beschreibt sich als heiter; es müßte ja dann aus seiner Ichheit heraustreten, ein zweites Ich geworden sein, dem das erste Ich als Objekt gegenüberstünde, demnach nicht mehr Ich sein könnte, sondern Du sein müßte. Im allgemeinen Sprachgebrauch bedeutet „Ich" einerseits den Gegensatzpartner zum Du, zum Objekt, anderseits die Zugleichheit von Subjekt und Objekt, das Individuum. „Ich bin" ist demnach die Konstatierung der Beziehung zwischen Ich und dem zum Ich-Individuum gehörigen Du; dieses Du ist im „bin" sowie in andern Bestimmtheiten, z. B. heiter, traurig usw. dargestellt, das „bin" usw. steht (zugleich) für das Objekt, das Ich ist lediglich Gegensatzpartner hierzu.

Das Subjekt, Ich, die Psyche hat sonach keine Bestimmtheiten. Alles, was als über das Subjekt ausgesagt gilt, ist Gegensätzliches zu den Bestimmtheiten des Objekts, ist Beschreibung des Objekts sozusagen im negativen Sinne, und etwas anderes wie das zu den Bestimmtheiten, die das Objekt ausmachen, Entgegengesetzte kann über das Subjekt nicht ausgesagt werden. Daß diese Aussage möglich ist, zeigt uns nicht an, daß das Subjekt nun doch sich selber beschreiben könne, sondern, daß es der anschauungsgemäße Gegensatz zum Objekt ist, daß auch die Denksphären dualistisch organisiert sind, daß das Individuum die Zugleichheit von Subjekt und Objekt ist, und daß das eine Individuum das andere als diese Zugleichheit anschaut.

§ 9. Nichts — Etwas

Das Subjekt ist das Negativ zu dem Objekt als dem Positiv. Der Gegensatz zu „Bestimmtheit" ist „Nicht-Bestimmtheit". Das, was wir Subjekt, Psyche, Ich nennen, ist das Nicht-Seiende im Gegensatz zum Seienden, das Objekt heißt. Es zeigt sich, daß wir das Nicht-Seiende benennen, d. h. beschreiben, d. h. objektivieren, sobald wir uns mit ihm in irgendeiner Sphäre beschäftigen. Schon die Belegung eines X mit einem Namen, sei dieser auch nur X, ist Objektivation. Aber diese Objektivation ist eine solche, daß wir das Objekt als Gegensatzpartner zu dem Subjekt setzen, ist sozusagen ein in der sprachlichen Begrenztheit liegender biologischer Kunstgriff, der das Objekt benennt und das Subjekt meint. Der Weg des Ich zu sich selber geht sozusagen über das Du — nicht als ob erst das Du da wäre und dann der Gegensatz zu ihm gefunden würde, sondern Du und Ich, Subjekt und Objekt sind ein Zugleich, anschauungsgemäß ist mit dem Du das Ich, mit dem Objekt das Subjekt, mit dem Seienden das Nicht-Seiende als Gegensatzpartner „da". Mit der Bestimmtheit ist die Nicht-Bestimmtheit zugleich gegeben, mit dem Positiv ist zugleich das Negativ bezeichnet; eine andere Möglichkeit, das Negativ zu bezeichnen, gibt es nicht, zur Objektität ist eben die Subjektität anschauungsgemäßer Gegensatz.

Subjekt, Ich, Psyche können — so wird man einwenden — als nicht-seiend überhaupt nicht bezeichnet werden, auch nicht als nicht-seiend, sofern das Nicht-Seiende oder das Nicht-Sein aus der menschlichen Anschauung hinausfallen würde. Das tut es nun aber nicht. Das Nicht-Seiende ist anschauungsgemäßer Gegensatz zum Seienden, es „ist" also, und zwar nicht-seiend, seine „Bestimmtheiten" sind Nicht-Bestimmtheiten, es hat „keine" Bestimmtheiten, d. h. es hat Nicht-Bestimmtheiten, diese Nicht-Bestimmtheiten machen das Subjekt aus. Das Seiende ist, heißt: es steht in Beziehung zum Nicht-Seienden; Sein ist Beziehungspartner zu Nicht-Sein. Das, was wahrgenommen wird, kann nur wahrgenommen werden von dem, was wahrnimmt — nur nicht sich selbst; das Seiende

kann nur vom Nicht-Seienden wahrgenommen werden. Wahrnehmen im erkenntnistheoretischen Sinne ist identisch mit nicht-sein, wahrgenommen werden mit sein; das Mittelwort ist Wahrnehmung (= Beziehung). Das Nicht-Seiende „gehört" ebenso zur menschlichen Anschauung wie das Seiende; beide sind Gegensatzpartner, deren Gegensätzlichkeit eben die Anschauung ausmacht. (Anschauung ist hier synonym mit Wahrnehmung gebraucht; die genauere Begriffsbestimmung werde ich später geben. Hier sei nur bemerkt: wahrnehmen, anschauen ist aufnehmen, ist weiblich; wahrgenommen, angeschaut werden ist empfangen, aufgenommen werden, ist männlich. Das Subjekt nimmt wahr und schaut an, das Objekt wird wahrgenommen und angeschaut. Das Individuum als Zugleichheit von Subjekt und Objekt nimmt wahr und wird wahrgenommen, schaut an und wird angeschaut.)

Das Nicht-Seiende ist die Summe der Nicht-Bestimmtheiten als der Gegensatzpartner der Bestimmtheiten, die das Seiende ausmachen. Es liegt nicht außerhalb der menschlichen Anschauung, etwa in einem „Jenseits", in einem „Uebersinnlichen", in einem Himmel oder einer Hölle, sondern es hat seinen Platz auf Erden, es gehört zur menschlichen Anschauung. Das „N i c h t s" ist keineswegs zu verstehen als ein aus dem menschlichen Anschauungsgebiet Hinausfallendes, als ein Absolutes, für das menschliche Verständnis Unfaßbares usw., sondern es ist zu verstehen als anschauungsgemäßer Gegensatzpartner zum „I c h", zum E t w a s, ist also sozusagen wie dieser „da", aber als nicht-seiend, und diese Gegensätzlichkeit Nichts-Etwas macht eben die menschliche Anschauung aus. Die Negation ist nicht ein Aus-der-Welt-Schaffen der Affirmation, das Nein beseitigt das Ja nicht, der negative Begriff kann den positiven nicht aufheben, so daß dieser nun nicht mehr existierte, es würde damit auch der negative Begriff „verschwinden", beide sind als Gegensatzpartner miteinander „auf Leben und Tod" verbunden, beide sind zugleich, und eine „Einwirkung" des einen auf den andern, des Icht auf das Nicht oder umgekehrt, des Ich auf das Nicht-Ich oder umgekehrt, des Subjekts auf das Objekt oder umgekehrt, der Psyche auf die Physis oder umgekehrt ist realiter unerfahrbar und undenkbar.

A n m e r k u n g 1.

Rudolf Kleinpaul, Das Stromgebiet der Sprache, p. 430f.: „Sehen wir uns nur einmal dieses Nein recht an: das Negierende daran ist eigentlich nur das anlautende N, welches alle unsere negativen Ausdrücke: n i c h t, n i e m a n d, n i e, n i r g e n d s charakterisiert ... unzweifelhaft hat auch die Vorsilbe u n(g l ü c k l i c h), lateinisch: i n(f e l i x), griechisch: ἀν(όλβιος), sowie die Präposition o h n e, mittelhochdeutsch â n e (in den Namen Anacker, Ansorge usw.), griechisch: ἄνευ, den verneinenden Geist von dem inlautenden N. Grundlage ist das gotische und althochdeutsche n i oder n e, mittelhochdeutsch e n, das einfache und ursprüngliche Adverbium der Verneinung, das in allen indogermanischen Sprachen wiederkehrt, verwandt mit dem lateinischen n e in n e f a s und n e q u e o und auch dem Griechischen nicht fremd, obgleich hier eine andere Art der Verneinung Platz gegriffen hat (οὐ, womit angeblich ab und in die Ferne gewiesen wird). Wie ist nun aus jenem ursprünglichen, bescheidenen n i das anmaßliche N e i n hervorgegangen? — Eben indem unsere Vorfahren die Negation auf alle Fälle ausdehnten und alle bis auf den letzten mit dem Interdikt belegten. N e i n heißt eigentlich n'e i n, das ist: n i c h t e i n e s; mit andern Worten, das Neutrum des Zahlwortes e i n wurde zu der Negation hinzugesetzt ... Das lateinische n o n bedeutet gleich dem deutschen n e i n: n i c h t e i n s. Es ist nämlich entstanden aus neoinom = ne-unum, zusammengezogen: n o e n u m und mit Apokope: n o e n u ... Noenu endlich ward abgekürzt in non, jenes non, das noch heute in halb Europa, aber nicht in England wiederklingt, denn das englische n o ist nicht wie das italienische oder spanische n o aus dem lateinischen n o n, sondern aus dem angelsächsischen n â entstanden und bedeutet von Haus aus: n i e.

Oder wie ist aus demselben n i unsere neuhochdeutsche Aufhebepartikel n i c h t geworden, welche jetzt die Stelle der einfachen Verneinung ganz vertritt? — Schier auf demselben Wege durch eine allgemeine Ausdehnung der Negation. N i c h t ist eigentlich eine Substantivum und das negative I c h t, das heißt: n i c h t e t w a s; es bedeutet wörtlich: n i e - W i c h t, will sagen: n i c h t - i r g e n d - e i n - W e s e n o d e r D i n g, althochdeutsch: n i - ê o - w i h t, gotisch: n i - w a i h t; nach unserer Aus-

drucksweise: n i c h t s, obgleich dieses letztere selbst nur der Genitiv von n i c h t ist (n i c h t s n i c h t). Dieses Substantivum N i c h t, welches noch in Ausdrücken wie m i t n i c h t e n oder z u n i c h t e m a c h e n fortlebt, wurde ursprünglich zu der einfachen Negation n i, n e oder e n als Verstärkung hinzugesetzt, indem es derselben einen absoluten, keine Ausnahme zulassenden Sinn erteilte ...

Auch das Adverbium n u r enthält das alte verneinende N in seinem Anlaut, indem es aus n e w e r, n e w o e r e, althochdeutsch: n i - w â r i, es wäre denn, wenn es nicht ... wäre, zusammengezogen ist."

Genaueres in einer speziellen Schrift über die Psychobiologie der Sprache, über die assoziative Entwicklungsgeschichte, die biogenetische Verwandtschaft der Wörter, die von der historisch-etymologischen wohl zu unterscheiden ist.

A n m e r k u n g 2.

Icht ist unser hochdeutsches Ich; dieses bedeutet eigentlich Wesen, Individuum, also die Zugleichheit von Subjekt und Objekt, wird aber jetzt im Sinne von Subjekt gebraucht; ich schließe mich diesem Sprachgebrauch hier an, indem ich auf den § 8 verweise, worin dargelegt ist, daß nur das Objekt beschreibbar ist; das Wort „Ich" gehört zur Objektität. Wir haben aber keine andere Möglichkeit, das dem Objekt Gegensätzliche zu bezeichnen, als mit Namen und Begriffen, die eigentlich dem Objekt gelten.

§ 10. Pole. Prinzip. Eros

Seiendes und Nicht-Seiendes, Bestimmtheit und Nicht-Bestimmtheit, Objekt und Nicht-Objekt (Subjekt), Physis und Nicht-Physis (Psyche), Etwas und Nicht-Etwas (Nichts) sind Gegensatzpartner, sind die P o l e d e r m e n s c h l i c h e n A n s c h a u u n g. Ueber diese Pole hinauszugehen, ist den Menschen versagt. Alles Geschehen spielt sich innerhalb des Kreises ab, dessen Peripherie von diesen Polen gebildet wird. Die Gegensätzlichkeit ist die menschliche Anschauung. Der Mensch kann also über die Gegensätzlichkeit nicht hinauskommen, und alles Streben nach der „Einheit", nach der „Aufhebung der Gegensätzlichkeit", wie es besonders in religiös-philosophisch- und naturwissenschaftlich-monistischen Systemen zum Ausduck kommt, endet an den Grenzen der menschlichen Anschauung, ist, im Ganzen genommen, auch nur wieder Bekenntnis zur Gegensätzlichkeit (indem nämlich Monismus Gegensatz zum Dualismus ist) und trägt in sich, also in seinen Einzelheiten allenthalben die Merkmale der Gegensätzlichkeit.

Das monistische Prinzip, das die „Versöhnung der Gegensätze" darstellen könnte, ist also innerhalb der menschlichen Anschauung nicht zu finden, und anderseits kann der Mensch über seine Anschauung nicht hinausgehen. Dieses Prinzip müßte weder sein noch nicht sein, weder wahrnehmen noch nicht wahrnehmen, weder anschauen noch nicht anschauen, weder wahrgenommen (angeschaut) werden noch nicht wahrgenommen (angeschaut) werden; man kann es weder beschreiben noch nicht beschreiben, ja schon diese Aussage, dieses weder-noch, die Bezeichnung kann diesem Prinzip nicht zukommen: sie macht das vermeintliche Prinzip zu einem Etwas oder Nichts innerhalb der menschlichen Anschauung.

Das, was jemals als P r i n z i p aufgestellt worden ist oder werden wird, ist ein Begriff, d. h. die Aktualität einer Reihe der spezifischen Hirnzellen, in denen sich das sog. abstrakte Denken abspielt, und zwar ein Endbegriff (§ 51.) Das Prinzip ist abgeleitet, „abgezogen" von den Einzelheiten, die man als eben aus dem Prinzip hervorgegangen (motivisch) deutet oder (realisch) erkennt. Das Prinzip ist der Anfang, auf den man später aus den Erfahrungen schließt, der Grund-satz, den man aus den Einzelheiten und ihren Vergleichen ermittelt,— der also erst „am Ende" erdeutet oder erkannt wird. Auch der Begriff ist Symbol, und zwar homogenische Zusammenfassung von Bestimmtheiten der Gefühls- und Gegenstandswelt, die zugleich mit dem Nicht-Bestimmtheiten des Subjekts gegeben sind, aber nicht etwa als Einheiten, sondern als Gegensätze. Die Biologie des Begriffes werden wir alsbald kennenlernen. Wir werden

sehen, daß sich die Sphäre der Begriffe genetisch an die der Gegenstände anschließt. Und etwas anderes wie die Gegensätzlichkeit Subjekt-Objekt kann es für den Menschen nicht geben, mag auch die das Objekt ausmachende Zahl der Bestimmtheiten und die das Subjekt ausmachende Zahl der Nicht-Bestimmtheiten noch so sehr, ja bis auf je eine, nämlich diese eine und ihren Gegensatz, d. h. die eine und die keine, symbolisch eingeengt sein. So sind auch die Begriffe: Tugend und Laster, Glück und Unglück, Leben und Tod, Gott und Teufel usw. usw. Gegensätze und als solche immer zusammen da; der Geist, der stets bejaht, und der Geist, der stets verneint. Je höher die Abstraktion liegt, desto schärfer sind die Gegensätze als solche ausgeprägt, am schärfsten, wann die Zahl der Bestimmtheiten, aus denen der Begriff erwachsen ist, am größten ist. Und je weiter sich die Begriffe von der Gegenstandswelt in diesem Sinne „entfernen", um so leichter treten sie für einander ein, um so leichter werden sie „verwechselt", um so näher liegen sie der Sphäre, in der die Begriffe zu einer Einheit, zu einer All-Einheit verdichtet sind, somit nur noch e i n Symbol existiert — in Zugleichheit mit seinem einzigen Gegensatzpartner. Dieses Ende der Entwicklung entspricht hierin dem Anfang: so wie am Ende die Einheit der Keinheit (Neinheit) gegenübersteht, so am Anfang das Spermatozoon dem Ei, das Kleinkind (seinem Erleben nach) dem Chaos, das Männliche dem Weiblichen. Die Gegensätzlichkeit zwischen Anfang und Ende aber ist in diesem Sinne mit „konkret" und „abstrakt" zu kennzeichnen.

An jedes Gefühl schließt sich — direkt oder indirekt — jeder Gegenstand und an jeden Gegenstand — direkt oder indirekt — jeder Begriff an. Von jedem Gefühl, von jedem Gegenstand führt der Weg zum Prinzip, das wir als Endbegriff erkannt haben. Und umgekehrt „begreift" jeder „Begriff", also auch das Prinzip das gesamte „Weltall" in sich. Ob wir als Prinzip All oder Nichts, Gott oder Teufel, Om, Ker, Karma, Kismet, ἀνάγκη, Fatum, Schicksal, Wille, Energie, Trieb usw., personifiziert oder nicht, annehmen, es ist immer der „Inbegriff" des Seienden oder sein Gegensatzpartner: der Inbegriff des Nicht-Seienden, immer das Symbol aller Bestimmtheiten oder sein Gegensatz: das Symbol der Nicht-Bestimmtheiten; auch das „Schicksal" usw. kann innerhalb der menschlichen Anschauung nur als Gegensatz zum Objekt existieren, das dieses Schicksal erlebt, auf das es „sich richtet". Und welcher von diesen Gegensatzpartnern als Prinzip angenommen wird, stets ist dieser Partner, dieses Prinzip zugleich mit seinem Gegensatz da, hört also auf „Prinzip" in dem überirdischen, metaphysischen Sinne zu sein, der dem prinzipseienden X gemeinhin beigelegt wird. Wer sein Prinzip in der Objektwelt sucht, d. h. einen der möglichst viele Bestimmtheiten symbolisch vereinigenden Begriffe als Prinzip „setzt", setzt damit zugleich das Gegenprinzip, das Symbol der entsprechenden Nicht-Bestimmtheiten. Und wer sein Prinzip nicht in der Objektwelt sucht und findet, wem das Subjekt, die Psyche usw. Prinzip ist, kann ebensowenig wie — im umgekehrten Sinne — der „terrestrische Mensch" sein Prinzip aus der Bindung an den Gegensatzpartner lösen. Es ist lediglich ein Kennzeichen der Individualität, daß der eine sein Prinzip in „diese", der andere in „jene" Welt legt. Jeder motivische Mensch *) hat sein motivisches Prinzip. Indem auch die begriffliche Sphäre der Menschen in hohem Grade gleichmäßig gebaut ist, fällt das Prinzip des Einzelnen mit dem Prinzip anderer Einzelner in dem der gruppenspezifischen Gleichmäßigkeit des anatomischen Baues der spezifischen Hirnsphäre entsprechenden Ausmaße zusammen und ist so Prinzip einer kleineren oder größeren Gemeinschaft; so hat jede Gemeinschaft, mag sie eine Gruppe, ein Stamm, ein Volk, eine Völkergruppe sein, ihr Prinzip, ihr Symbol, ihr Idol, mit dem sie lebt und stirbt. Alle diese Symbole, von denen die

*) „motivisch" ist Kollektivum für kausal, konditional, final (teleologisch).

Geschichte berichtet und in denen die Gegenwart zusammengefaßt ist, sind Partner ihrer Gegensätze und mit ihnen zugleich da.

So wäre am Ende die Gegensätzlichkeit selber das „metaphysische Prinzip"? Die Gegensätzlichkeit ist mit der menschlichen Anschauung identisch, sie liegt nicht „innerhalb" der menschlichen Anschauung, sondern ist mit ihr ein und dasselbe. Hört die menschliche Anschauung auf oder ändert sie sich in einer solchen Weise, daß die Gegensätzlichkeit aufhört, dann ist „unsere" Welt zu Ende. Die Gegensätzlichkeit kann aber — als mit der menschlichen Anschauung identisch — auch nicht „außerhalb" dieser liegen, also auch nicht das sog. metaphysische Prinzip sein; denn dieses wird ja gemeinhin so vorgestellt, als ob es nicht mit der „Welt" identisch sei („meta"-physisch), sondern „von außen her" auf diese Welt einwirke, diese lenke, als Objekt betrachte oder, so bald es auch in der Welt und als Welt erscheine, doch mehr sei als diese Erscheinung, über die Welt in irgendeiner Weise hinausrage, also innerhalb und zugleich außerhalb der menschlichen Anschauung sei usf. Die Gegensätzlichkeit ist aber die menschliche Anschauung selbst.

Wir befinden uns hier am Grenzwall der menschlichen Erkenntnis: der Erkenntnis der Gegensätzlichkeit als Identität mit dem Menschentum. Diesen Grenzwall — fiktional gesprochen — überschreiten, würde Aufhören der menschlichen Anschauung, Hinaustreten aus dem Menschentum bedeuten. Solange wir aber Menschen sind, bleiben wir von diesem Grenzwalle beschränkt und kann uns keine Offenbarung Kunde bringen von einem „Jenseits", alle „Offenbarung", alles Ahnen, Glauben, Wissen, Erkennen kann nur innerhalb unserer Anschauung liegen, mit ihr identisch sein.

Mit Gegensätzlichkeit synonym gebrauche ich erkenntnistheoretisch das Wort „T r i e b", griechisch „E r o s". Auch diese Wörter sollen hier nicht Bezeichnungen für das „metaphysische Prinzip" sein, sondern Begriffe für die Summe der Beziehungen, die sonach Triebbeziehungen genannt werden können, Symbol für alle Gegensätze. T r i e b , E r o s g i l t u n s l e d i g l i c h a l s S y n o n y m m i t A n s c h a u u n g. Trieb, Eros soll auch nicht eine „Kraft" bedeuten, weder eine aus einem „Jenseits" noch eine zwischen Subjekt und Objekt, zwischen den Individuen wirkende — als wirkend gedachte. Trieb, Eros soll lediglich die Tatsache der Existenz der beiden Geschlechter versinnbildlichen und damit Symbol für die Tatsachen der menschlichen Anschauung überhaupt sein, die wir als identisch mit Gegensätzlichkeit erkannt haben.

A n m e r k u n g 1.

Prinzip, principium, princeps von primus (primum) und capio; capio vom Stamme CAP, griech. ΚΑΦ, wovon κεφαλή, caput, Haupt, Person. Princeps ist der „Erste" im zeiträumlichen wie im ranglichen Sinne, der Fürst, engl. first, die erste Person, die „zuerst faßt" (primum capit), der Urheber, der zuerst „hob" und der Herr ist, zu heben oder nicht, nämlich das ihm vorgelegte Neugeborene, das der Herr als sein Kind „erkannte" und anerkannte, indem er es aufhob, also der Urvater. Principium ist das raumzeitliche Sein des Urvaters. Darüber hinaus ist primum capiens die Mutter, die erste oder Ur-Fasserin (Fass — Gefäß — vas — vagina usw.), die erste oder Ur-Heberin (das „H" beschreibt wie in Höhle, Hölle, Hauch usw. das Weibliche), in der das Kind „aufgehoben" war wie auch der Mann, der den Liebestod starb und vom Weibe aufgefressen wurde (was im späteren Totenkult ebenfalls als ein „Aufheben" gedeutet wurde) usw. Auf Einzelheiten kann hier nicht eingegangen werden. Die Frage nach dem Prinzip erweist sich als die Frage nach der Ur-Sache, die längst zur Ursache geworden ist, als das Grundproblem der (motivischen) Menschheit, als der „Sinn" der Kausalität in allen ihren — auch wissenschaftlichen — Ausformungen.

A n m e r k u n g 2.

Eros, ἔρως oder ἔρος, Trieb, Verlangen, Trachten, Sehnsucht, Liebe, ἐράω begehren, offenbar verwandt mit *ΕΡΩ sagen, fragen, erforschen und so „erkennen" (auch im sexualen Sinne, vgl. Anm. zu §§ 19, 23, 95), ferner ἐρωή, jede rasche Bewegung, Wucht, Kraft des Mannes, Hang, Trieb, Begierde, ἐρωέω heftig bewegen, fließen, springen, treiben usw.; hierher auch ἔρις Kampf, Streit, Wettstreit,

ῥοέθω, ἐρεθίζω zum Kampfe reizen, zum Zorne reizen, wie denn jeder Kampf — im großen oder kleinen Stile — sich um das Weib dreht, Liebeskampf ist; „Reiz", „reizend" übrigens auch erotischer Ausdruck. Eros ist also Inbegriff für Bewegung im Sinne des sexuellen Begehrens; ebenso Trieb, treiben, antreiben, engl. drive fahren, auf den Weg bringen oder auf dem Wege sein, kurz bewegen. Trieb gilt also eigentlich für die Objektänderung, für die Tatsächlichkeit der Bewegung, des Bewegten, das mit dem Bewußten, mit dem Objekt identisch ist. Zur Bezeichnung der Subjekt-Objekt-Beziehung stehen uns aber nur Worte zur Verfügung, die eigentlich nur Objektisches bezeichnen; es bleibt uns nichts weiter übrig, als diese zu übernehmen, und so gebrauche ich Trieb oder Eros im Sinne von Anschauung überhaupt, also für die Subjekt-Objekt-Beziehung und für die Objektänderung zugleich. Die dem Worte Eros oder Trieb in motivischen Zeitaltern innewohnende kausale, konditionale, teleologische Bedeutung fällt in unsrer Anwendung des Wortes aus (siehe auch §§ 14, 15 sowie die Fußnote zu § 55). Ueber bewegen = denken s. § 25 Anm.

§ 11. Geschöpf und Schöpfer

Das „Weltbild" des Menschen fällt mit dem von ihm Angeschauten zusammen. Das Seiende und das Nichtseiende ist als die menschliche Anschauung gegeben, Existenz und Nicht-Existenz sind die Pole der Gegensätzlichkeit. Auch das sog. Metaphysische kann nur als existent oder nicht-existent gedacht werden: als existent wäre es das Physische, als nicht-existent ist es das Psychische. Indem das Metaphysische, wie der Name sagt, dem Physischen überhaupt in einem Sinne gegenübergestellt wird, kann es nur mit dem Psychischen, dem Subjekt, dem Ich (als psychisch), dem Nichts identifiziert werden und anschauungsgemäßer Gegensatz zur Physis, zum Objekt, zum Du, zum Etwas sein. Ein „Prinzip", das außerhalb der menschlichen Anschauung existierte oder nicht existierte, ist auf keine Weise in das Gebiet dieser Anschauung hereinzuholen; jedes Prinzip gehört zur menschlichen Anschauung, und zwar als Endbegriff (§ 51).

Eine gewisse Denkweise, die ich die motivische nenne, besteht in der Auffassung, daß das Prinzip zu den Erscheinungen, von denen es sich ableitet, in einem kausalen oder konditionalen oder teleologischen Verhältnis stehe, daß es diese Erscheinungen geschaffen habe oder schaffe, ihre Veränderungen bewirke oder beeinflusse und somit doch ein „Absolutes" sei, das aus sich selbst heraus das Weltgetriebe ordne und regiere. Man könnte freilich ebensogut sagen, daß die Erscheinungen das Prinzip „geschaffen" hätten oder „schüfen", Ursache, Grund oder Bedingung des Prinzips seien; denn da das Prinzip stets ein Begriff ist, nicht ein Gegenständliches, für das der Begriff nur Name sei, und da die Begriffe Aktualitäten spezifischer und zwar genetisch am spätesten entwickelter Hirnrindenzellen sind, indem sie sich also genetisch an das Gegenstandsbewußtsein anschließen, so kann das Prinzip weder diese Gegenstände „geschaffen" haben, noch auf sie in irgendeinem Sinne einwirken, sondern es könnte höchstens umgekehrt sein. Indes ist auch diese Formulierung — motivisch, fiktional.

Das Prinzip hat weder geschaffen noch ist es geschaffen, bedingt weder noch ist bedingt, verursacht weder noch wird verursacht, wirkt weder noch wird gewirkt, bezweckt weder noch wird bezweckt, sondern ist lediglich Begriff, in dem einerseits die Erscheinungen, anderseits die Nicht-Erscheinungen sozusagen zusammenlaufen, ohne daß etwa die Gegensätzlichkeit damit aufgehoben wird; mit Aufhebung der Gegensätzlichkeit würden die Erscheinungen und die Nicht-Erscheinungen, das Physische und das Psychische und damit auch der Begriff, das Prinzip aufgehoben sein. Wir wissen aber, daß Gegensatzpartner nicht nach oder durch oder wegen einander da sind, sondern daß sie zugleich sind, daß einer ohne den andern weder existiert noch nicht-existiert.

Faßt man also das Prinzip physisch, so ist es zugleich mit dem zugehörigen Psychischen da; faßt man es psychisch, so ist zugleich das entsprechende Physische

gegeben. Ein Drittes aber gibt es nicht. Weder hat das Psychische das Physische noch umgekehrt, weder der Inhalt die Form noch umgekehrt, weder das Weibliche das Männliche, weder das Nichts das Etwas noch umgekehrt geschaffen, bewirkt, bedingt, bezweckt; und ein Drittes, das den einen oder den andern oder beide Gegensatzpartner geschaffen hätte, existiert weder innerhalb der menschlichen Anschauung noch existiert es nicht; es müßte aber entweder existieren oder nicht existieren — dann wäre es (als existent oder nicht-existent) Gegensatzpartner, also doch psychisch oder physisch, oder aber es müßte sowohl existieren als auch nicht-existieren, dann wäre es immer noch in sich gegensätzlich, nämlich existent und zugleich nicht-existent. Kurz, dieses Dritte wäre ja eben das „metaphysische Prinzip", — das wir im § 10 und im ersten Abschnitt dieses Paragraphen als fiktional charakterisiert haben.

Die Idee von der Erschaffung des Subjekts durch das Objekt oder umgekehrt, des einen durch das andere Individuum, des Weiblichen durch das Männliche oder umgekehrt, die Idee von der Erschaffung „der Welt" oder gar bloß der Erde durch das außerweltliche oder außer-(über-)irdische Prinzip, welchen Namen es auch tragen mag, ist infantil und findet ihre Entwicklung in den motivischen Kausalismus und Konditionalismus und Teleologismus der juvenilen Denkweise, an die sich weiterhin die mature, letztens die realische Denkweise anschließt. Die Biologie dieser Denkweisen werden wir im onto- und phylogenetischen Sinne eingehend zu besprechen haben, wobei ich freilich hier auf die ausführliche Beibringung von Materialien verzichte, diese vielmehr für spezielle Darstellungen zurücklege.

Das realische Denken erkennt das Kausalitäts- und das Konditionalitätsprinzip lediglich als Tatsächlichkeit, die das spätinfantile und das juvenile Denken ausmacht, an. Das juvenile Denken ist die Bezeichnung für die spezifischen Vorgänge in der Hirnrinde während einer Entwicklungsperiode, die der infantilen Stufe folgt und der maturen Stufe vorausgeht. Dieses Denken besteht also in der ursächlichen oder bedinglichen Verbindung der Phänomene und der Nicht-Phänomene, also der Objekt- und der Subjektwelt, des Physischen und des Psychischen, kurz der Gegensatzpartner. Die Herleitung dieser Auffassung aus der Entwicklungsperiode, in der das „schaffende" oder das „schöpferische Prinzip" aus der „Welt" hinausverlegt wurde, ist leicht ersichtlich und wird uns im Lebensgange des Einzelnen wie der (größeren und kleineren) biologischen Gruppe ständig vor Augen geführt. Das juvenile Denken holt sozusagen den Schöpfer vom Himmel auf die Erde und sieht in jedem Individuum ein selbständiges Kraftzentrum, ein Schöpferlein, den Präsentanten eines Willens, der wo nicht überhaupt, so doch in hohem Maße „frei" ist, der eine Wahl zwischen Mehreren hat, sich entscheiden kann, so oder anders zu tun und zu denken, dessen Bewußtsein eine kontrollierende, zensierende, bestimmende Instanz ist, die aus ihrer gottähnlichen oder gar gottgleichen Unabhängigkeit und Machtvollkommenheit das Tun und Lassen des zugehörigen Individuums veranlaßt, bewirkt, verursacht, bezweckt oder doch mindestens beaufsichtigt. Als ein derartiges Kraftzentrum wirkt das eine Individuum auf das andere, und zwar wird zunächst nur der Mensch, die „Krone der Schöpfung", als ein solches frei-williges Wesen angesehen, das je nach seiner Position in einem engeren oder weiteren Kreise auf Grund vernünftiger Ueberlegung das Geschehen bestimmt. Dem „unvernünftigen" Menschen wird die volle Wirksamkeit, die Fähigkeit und das Recht, die Umwelt so oder so zu beeinflussen, schon nicht mehr zugebilligt, und gar dem Tier, der Pflanze, dem Mineral wird diese Aktivität, wird der „freie Wille" fast ganz oder ganz abgesprochen. Der Mensch beherrscht die Natur, zwingt sie zum Gehorsam, macht sie sich untertan! Während des Ueberganges aus der infantilen zur juvenilen Entwicklungsstufe und in gewissen zu letzterer gehörigen Perioden gilt die Auffassung,

daß der Mensch „nur" ein Werkzeug Gottes sei, womit also das außerweltliche Prinzip noch anerkannt wird. In diese Auffassung spielt aber auch die Verabsolutierung des Menschen hinein: Gottes wird nur noch gelegentlich und verlegentlich gedacht, der Mensch ist sein eigner Schöpfer und schafft sich auch seine Welt.

§ 12. Ur-Sache und Ursache

Das realische Denken — als die höchste Stufe des maturen Denkens — erkennt die Tatsache an, daß es entwicklungsgemäß ein sensitives (gefühlsmäßiges, fötales), alsdann ein motivisches Denken (kausales, konditionales, teleologisches oder finalisches Denken) als Eigentümlichkeit der infantilen und juvenilen Entwicklungsstufe gibt (s. § 55 ff.). Aber es konstatiert einerseits die Zugleichheit der Gegensatzpartner Subjekt-Objekt und anderseits die Symbolhaftigkeit des Objekts, das die biologisch-phänomenale Homogenität der Symbolkomponenten ist. Die Symbolkomponenten können aber nur als aufeinanderfolgende Gegensatzpartner beschrieben werden — derart, daß immer je zwei in Beziehung oder, wie ich zum Unterschiede von der Subjekt-Objekt-Beziehung sage, im Verhältnis stehen, demnach zugleich existieren müssen, wohlverstanden nur beschreibungsgemäß, nicht phänomenal. Das Seiende ist Gegensatzpartner zum Nicht-Seienden und Symbol des Werdens und Vergehens, der Evolution und der Involution. Dieses Zugleich und dieses Nacheinander ist aber weder kausal noch konditional noch teleologisch zu verstehen, sondern gemäß dem maturen Denken realisch, d. h. rein tatsächlich, zeiträumlich. Das Gegenwärtige ist nicht, w e i l das Vergangene war; die realische Formel lautet auch nicht: w e n n das Damals war, gibt es ein Jetzt, oder: w e n n es ein Jetzt gibt, muß es auch ein Damals gegeben haben. Es gibt realiter nicht ein Hier, weil oder wenn oder damit es ein Dort gibt. Sondern indem es ein Hier und Jetzt gibt, gibt es auch ein Dort und Damals. Das Hier ist Symbol aller möglichen Ortsbestimmtheiten, das Jetzt Symbol aller möglichen Zeitbestimmtheiten, alle diese Symbolkomponenten sind im Symbol homogen vertreten und werden beschrieben als Reihenfolge von Gegensatzpartnern, die miteinander im Verhältnis stehen, also insofern beschreibungsgemäß zugleich sein müssen.

Das Objekt ist also realiter nicht von irgend etwas anderem oder von sich selber verursacht, bedingt, bezweckt, sondern ist lediglich Gegensatzpartner zum Subjekt und ist lediglich zeiträumlich geworden und vergeht. Das Subjekt freilich ist nicht-geworden, nicht-vergänglich; es ist Symbol der Nicht-Bestimmtheiten, ist nicht-seiend, und sein, werden und vergehen käme ihm erst zu, wann es Objekt geworden wäre, wobei es aber eben nicht Subjekt wäre. Indem so die Kausalität, Konditionalität, Teleologik, kurz der Motivismus als spezifische Denkweise einer gewissen Hirnentwicklungsstufe und als im realischen Denken ungültig erkannt wird, findet der Motivismus keineswegs in der realischen (anschauungsgemäßen) Zeiträumlichkeit eine versteckte Auferstehung. Zeit und Raum sind Namen für das anschauungsgemäße Da-sein des Objekts und seine lokative Veränderung, derart für die anschauungsgemäße Symbolik des Objekts, und eben in der Anschauung des Objekts als Symbol, als immer-anders ist das kausale, i. e. dämonistische „Element" nicht mehr vorhanden. Die motivische Denkweise, daß die Erscheinung die Wirkung der vorigen und Ursache der folgenden sei, hat sich zu der realischen entwickelt, daß die Erscheinungen genetisch und episodisch lediglich zeiträumlich, tatsächlich aufeinander folgen, ohne daß eine irgendwie bezeichnete metaphysische Kraft usw. wirkt.

Das Werden ist ein Begriff für Objektisches; für das Subjekt gilt der Begriff Nicht-Werden. Physis wird, Psyche wird nicht oder ist nicht-werdend. Ueber das System

der Gegensätze werden wir uns alsbald weiter orientieren. Das Werden wird juveniliter, ebenso wie die Beziehung der Gegensatzpartner, kausal oder konditional „erklärt", mature als einfach tatsächlich verstanden. Die Bestimmtheit, die zusammen mit ihrem Gegensatzpartner die Gegenwart ausmacht, ist motivisch Wirkung einer metaphysischen Ursache, Folge eines Grundes, Ergebnis einer Bedingung, eines Reizes u. dgl., realisch lediglich Phänomen und als solches Symbol. Die Bestimmtheiten, die sich analytisch-assoziativ aus dem Symbol entwickeln, sind weder Ursache noch Bedingung noch Grund usw. dieses Symbols, noch ist das Symbol Ursache oder Bedingung oder Grund usw. dieser Bestimmtheiten, sondern diese Beziehungen sind lediglich tatsächliche, zeiträumliche Zusammenhänge.

Ursache ist realiter Ur-Sache, Vor-Sache, Ausgangspunkt, Anfang einer Reihe; die Wirkung, Folge ist die Nach-Sache. Die Keimzelle ist z. B. Ur-Sache des Individuums, das sich aus ihr entwickelt, nicht Ursache in dem (dämonistischen) Sinne, daß in ihr ein Etwas drinsäße, das die Entwicklung oder das sich entwickelnde Individuum, die verschiedenen Stadien der Entwicklung veranlaßte, das den Grund oder die Bedingung oder den Reiz für die Eigentümlichkeiten der Entwicklung bildete, sondern Ur-Sache im Sinne der zeiträumlichen Stufen, die in jeder Gegenwart symbolisch vertreten sind und als tatsächlich vorausgehend beschrieben werden. Selbstverständlich hat die Keimzelle wieder ihre Ur-Sache, nicht aber ihre Ursache; sie geht hervor aus Spermatozoon und Ei, und jede dieser Zellen geht wieder aus Vorstufen hervor, ohne daß diese Vorstufen die auf sie zeiträumlich folgenden Entwicklungsstadien bewirkt, bedingt, veranlaßt, bezweckt hätten, sie so, wie sie sind, aber auch anders hätten herausstellen können, eine Kraft (Energie) entfaltet hätten, deren Wirkung gewisse Veränderungen sind. Ur-Sache ist ein biologischer Begriff; sie ist einfach der terminus a quo, das principium (§ 10), von dem man „anfängt", eine Reihe von Tatsachen zu entwickeln; die Lage dieses Terminus ist in der Bestimmtheit, von der die Assoziationen ausgehen, gegeben. Ursache bedeutet motivisch aber ein Etwas, das durch eigne Selbständigkeit, durch eigne Kraft, durch Allmacht, Absolutheit, Dämonie ein anderes schafft, und analog ist der motivische Grund, die motivische Bedingung, der motivische Zweck gemeint. In der Biologie und ihren Grenzgebieten hat freilich das „post hoc, ergo propter hoc" wenigstens in der Beurteilung nächstliegender Zusammenhänge an Ansehen erheblich verloren; sobald aber der terminus a quo in die Ferne rückt, erscheint er allzu gern auch hier wieder in seiner motivischen Maske, die er in andern Wissenschafts- und Erfahrungsgebieten und vor allem im „täglichen Leben" auch in nächster Nähe für echt zur Schau trägt.

Die Partikel „warum, weil, wenn, wozu, wie wenn, als ob" (vgl. § 80) sind die Präsentanten der Fiktion, die die motivische Denkweise ausmacht. Die realische Partikel ist „daß". Es ist eine Fiktion, daß die Psyche auf die Physis oder umgekehrt einwirke, etwa nach dem Satze: es ist der Geist, der sich den Körper baut, oder: sich selbst besiegen, ist der schönste Sieg usw. Die moralischen Gebote der „Selbstbeherrschung", der „Selbstzucht" sind eitel Fiktion. Es ist biologisch undenkbar, daß das Subjekt, die Psyche, das Ich, dem „Wesen" nach das Nichts sich selber beeinflussen könne. Das Subjekt kann sich selber nicht wahrnehmen, wie soll es sich da beeinflussen können? Es müßte sich mindestens verdoppeln oder teilen, und der eine Teil müßte Objekt, könnte also nicht mehr Subjekt sein — und dabei wäre immer noch vorausgesetzt, daß das Subjekt das Objekt beeinflussen könne, eine Voraussetzung, die wiederum Fiktion ist. Die Psyche ist ja nicht als ein gegenüber der Physis Selbständiges, die Physis als ein gegenüber der Psyche Selbständiges aufzufassen. Die Psyche sitzt nicht als ein besonderes Wesen im Körper und lenkt sein

Verhalten, kann nicht den Körper antreiben oder zähmen wie der Kutscher das Pferd, als ihr Instrument handhaben, mittels dessen sie ihre „Wünsche" ausführt; die Physis ist ebensowenig der Psyche wie die Psyche der Physis untertan. Sondern beide sind anschauungsgemäß Gegensatzpartner, ihre Beziehung ist die Zugleichheit, die gegensätzliche Zugleichheit. Die Psyche ist das Nicht-Seiende gegenüber der Physis, dem Seienden; sie nimmt das Wahrnehmbare wahr, aber wie soll das Nicht-Seiende, Wahrnehmende das Seiende, Wahrgenommene verändern können! Die Auffassung, daß die Physis die Psyche beeinflusse, ist nicht weniger Fiktion.

Wenn also auch die Psyche sich selber zum Objekt haben könnte, wenn die Physis sich selber zum Subjekt haben könnte, wäre realiter die Möglichkeit einer Beeinflussung der Psyche durch die Physis, der Physis durch die Psyche in irgendeinem Sinne noch immer nicht gegeben. Das Wahrnehmbare, das wahrgenommen wird, ist immer zugleich mit dem Wahrnehmenden da, nicht vor oder nach ihm. Und indem das, was wahrgenommen wird, das Objekt, die Bestimmtheit Symbol ist, d. h. als Verändertheit erscheint, die die raumzeitlichen Unterschiede vergegenwärtigt, ist diese Verändertheit doch nicht etwa Wirkung oder Folge des Gegensatzpartners, mit dem zusammen dieses Objekt die Gegenwart bildet, und auch nicht Wirkung oder Folge des Gegensatzpartners eines Objekts, das — mit diesem Gegensatzpartner — einer anderen früheren oder späteren Gegenwart angehört, endlich auch nicht Wirkung oder Folge (im kausalen oder konditionalen oder finalen Sinne) von früheren oder späteren Beziehungen, von früheren oder späteren Gegenwarten, die wir anschauungsgemäß lediglich als Komponenten des Symbols vorfinden, das zusammen mit seinem Subjekt die (jetzige) Gegenwart ausmacht. Zudem ist das Subjekt, die Psyche usw. im Gegensatz zum Objekt, der Physis usw. nicht-veränderlich. Eine Beeinflussung von einer zur andern Seite wäre aber nur denkbar, wenn beide Seiten veränderlich wären. Man könnte freilich meinen, gerade das Nicht-Veränderliche wäre geeignet, das Veränderliche zu beeinflussen; aber die Beeinflussung bedeutet ja eben die Veränderung, und wie sollte das Beeinflussende zugleich nicht-veränderlich sein können? Im übrigen sind aber auch die aufeinanderfolgenden Aktualitäten (Objekte, interpolare Gegensatzpartner, s. § 15) nicht motivisch, sondern lediglich zeiträumlich miteinander verbunden.

Ich schlage ein in seiner Art hervorragendes Werk auf und lese den Satz: „... Ebenso verhält es sich mit der Kultur. Auch sie hat eine Seele, eine innere geistige Kraft, die das äußere Bild ihres Wesens und den Ablauf ihrer geschichtlichen Entwicklung in erster Linie bestimmt." F r o b e n i u s lehrte, daß die Kulturen eigenlebige Organismen seien. Wie soll man es aber verstehen können, daß die Seele die „innere geistige Kraft" sei, die das äußere Bild und seine Veränderungen bestimme? Die Seele ist also die „innere geistige Kraft", die offenbar im Stoff drinsitzt und diesen beherrscht? Was ist „K r a f t", und was ist „g e i s t i g e K r a f t", und was ist „innere geistige Kraft"? Ich weiß nur die Antwort, die in der Frage liegt. Der zitierte Satz ist typisch für die motivische Denkweise, die die Erscheinungen als Wirkungen der Ursachen oder als Folgen der Gründe auffaßt, Einunddasselbe doppelt bezeichnet, zerzwei-felt, „d e u t e t", und die entsprechend der gegensätzlichen Organisation des Menschen ohne weiteres und immer zur Wirkung die Ursache, zur Folge den Grund parat hat; demnach muß auch die Physis von der Psyche gewirkt oder bedingt sein, und demnach muß die Physis (das „äußere Bild", „der Ablauf ihrer geschichtlichen Entwicklung") von der Psyche beeinflußbar und bestimmbar sein. Realiter sind Psyche und Physis anschauungsgemäß Gegensatzpartner, und ihre Beziehung ist Zugleichheit.

Und nun wird gar noch die Seele selbst in verschiedene „K r ä f t e" aufgeteilt und behauptet, daß diese Kräfte auf einander wirken, miteinander in Konflikt geraten und

sich je nachdem auch wieder vertragen könnten. Ich schlage ein anderes Buch auf, ebenfalls Zeugnis eines großen Denkers: „... an dieser Stelle setzt die psychoanalytische Theorie ein und behauptet, daß solche (welche, ist hier belanglos, Verf.) Vorstellungen nicht bewußt sein können, weil eine gewisse Kraft sich dem widersetzt. .... Diese Theorie wird dadurch unwiderleglich, daß sich in der psychoanalytischen Technik Mittel gefunden haben, mit deren Hilfe man die widerstrebende Kraft aufheben und die betreffenden Vorstellungen bewußt machen kann." Auf den Anspruch, daß diese Theorie unwiderleglich sei, soll hier nicht eingegangen werden. Realiter ist die Identifikation der Seele mit einer Kraft oder mit einem Ensemble von (sich widerstrebenden und sich einigenden) Kräften nicht einmal eine Hypothese, sondern nur eine Fiktion, ein Beispiel der motivischen Denkweise, die alle Dinge kausal oder konditional oder final „erklärt" und mit dem Tropus des Quidproquo Theorien konstruiert, die freilich subjektiv ebenso unwiderleglich sind wie die Persönlichkeit, deren Ausdruck sie sind. Psyche und Physis sind anschauungsgemäß Gegensatzpartner, und wer den Kraftbegriff überhaupt in die Psychologie übernehmen möchte, müßte Physis gleich Kraft setzen, Psyche gleich Nicht-Kraft — oder man müßte die menschliche Anschauung aufheben.

Ebensowenig wie innerhalb des Individuums Subjekt auf Objekt einwirken kann, kann sich die Einwirkung interindividuell abspielen; hinsichtlich der Möglichkeit oder Nichtmöglichkeit der Einwirkung ist die „Entfernung" des Subjekts vom Objekt gleichgültig. Die „Entfernung" gehört zur Subjekt-Objekt-Beziehung überhaupt, wie wir später (§ 89) sehen werden. Ob die Entfernung kleiner oder größer ist, ändert an der Beziehung als solcher nichts; die Raumzeitlichkeit ist mit der Beziehung gegeben. Die Bestimmtheit wie die Nicht-Bestimmtheit, die zusammen die Beziehung ausmachen (ich gebrauche Beziehung = Anschauungseinheit für: Bestimmtheit und die zugehörige Nicht-Bestimmtheit), sind Symbole, die Bestimmtheit zunächst für die übrigen zu dem raumzeitlich zirkumskripten Individuum gehörigen Bestimmtheiten, darüber hinaus für alle Bestimmtheiten überhaupt; die Nicht-Bestimmtheit ist Symbol für alle Nicht-Bestimmtheiten, ist das Nicht-Seiende schlechthin. Der Symbolcharakter der Bestimmtheit bedeutet: die Bestimmtheit schließt alle andern Bestimmtheiten in sich, nicht als solche, sondern als Komponenten, deren Verdichtung eben die gegenwärtige Bestimmtheit, das Symbol ausmacht. Mit der Bestimmtheit sind alle möglichen Unterschiede, d. h. eben alle möglichen Gegensätze gegeben, indem das Subjekt das Nicht-Veränderliche und als solches Symbol aller möglichen Nicht-Bestimmtheiten als der Gegensatzpartner der zugehörigen Bestimmtheiten ist. Dem Nicht-Veränderlichen, dem Subjekt kann nur das Veränderliche, das Objekt gegenüberstehen; nur das Veränderliche kann wahrgenommen werden von dem Wahrnehmenden, das nicht-veränderlich ist. Das Objekt wird und vergeht, das Subjekt ist nicht-vergänglich. Die Physis wird und vergeht — im Gegensatz zu dem, was nicht-wird und nicht-vergeht, der Psyche. So wird uns verständlich, daß zur menschlichen Anschauung, zur Gegensätzlichkeit die Raumzeitlichkeit gehört. Die Bestimmtheit ist Symbol ihrer Komponenten, d. h. Symbol der raumzeitlichen Unterschiede, d. h. Symbol aller möglichen Unterschiede, die zusammen die Raumzeitlichkeit ausmachen*). Es gibt also nicht Raum und Zeit — und dazu etwas, was darin

*) Goethe: „Kein Lebendiges ist Eins, immer ist's ein Vieles." Ich sage: „Das Lebendige ist Eins, und das Eine ist das Ganze." Zu „Symbol" (von συμβάλλειν zusammenballen): Der Führer ist Symbol der von ihm geführten Truppe, die Fahne ist Symbol des Regiments, Kochsalz (Chlornatrium) ist Symbol seiner Entstandteile Chlor und Natrium — usw. Das „biologische Symbol", das hier immer gemeint ist, ist nur — biologisch zu verstehen.

ist, was den Raum, die Zeit erfüllt oder nicht erfüllt, sondern die Tatsache des Symbolcharakters der Bestimmtheit ist die Tatsache der Raumzeitlichkeit. Das Objekt befindet sich nicht im Raum und in der Zeit, sondern das Objekt ist raumzeitlich, Symbol der Raumzeitlichkeit, diese ist in und mit der Objektität „gegeben", ist die mit der menschlichen Anschauung gegebene Tatsächlichkeit.

Die Entfernung des Subjekts vom Objekt hat also mit der Möglichkeit oder Unmöglichkeit der Einwirkung des einen auf den andern Gegensatzpartner nichts zu tun. Die Beziehung ist ja überhaupt das Zugleich der Gegensatzpartner; die „Verlegung" des Objekts in eine bestimmte Entfernung wird uns verständlich werden bei der psychobiologischen Analyse des Objekts. Hier sollte nur gezeigt werden, daß, indem wir die Möglichkeit einer kausalen oder konditionalen innerindividuellen Subjekt-Objekt-Beziehung ablehnen, wir zugleich diese Möglichkeit für die interindividuelle Subjekt-Objekt-Beziehung und auch für das interpolare Verhältnis (s. § 15) ablehnen und eine Beeinflussung von Person zu Person oder von Person zu Sache usw. im kausalen und konditionalen oder finalen Sinne als eine fiktionelle Ausdeutung der Tatsächlichkeit erkennen.

Anmerkung.

Ueber den Ursachbegriff, wie er in der Philosophie gilt, sei zitiert *Schopenhauer*, Welt als Wille und Vorstellung, zweites Buch, S. 169 (Reklamausgabe): „Ich nenne nämlich Ursach, im engsten Sinne des Wortes, denjenigen Zustand der Materie, der, indem er einen andern mit Notwendigkeit herbeiführt, selbst eine ebenso große Veränderung erleidet, wie die ist, welche er verursacht, welches durch die Regel „Wirkung und Gegenwirkung sind sich gleich" ausgedrückt wird." Hier wird also mit Ursach ein Zustand der Materie, nicht diese selbst bezeichnet; die Materie ist nicht Ursache, sondern ein bestimmter Zustand. Und dieser Zustand wechselt: „Ferner wächst, bei der eigentlichen Ursach, die Wirkung genau in eben dem Verhältnis wie die Ursach ...". Die Ursächlichkeit der Materie ist also bald größer, bald geringer, wird augenscheinlich mit Kraft oder Energie identifiziert, die dasselbe wie Wille (im Schopenhauerschen Sinne) sein müßte, wenn nicht sogleich vorher Schopenhauer den Willen von der Ursache getrennt hätte: „.... alles was in ihm (dem Leibe, Verf.) vorgeht, muß daher durch Wille vorgehen, obwohl hier dieser Wille nicht von Erkenntnis geleitet ist, nicht nach Motiven sich bestimmt, sondern, blind wirkend, nach Ursachen, die in diesem Falle Reize heißen." Der allmächtige Schopenhauersche Wille wird also von Erkenntnis geleitet oder nicht, „bestimmt sich nach Motiven", die also außerhalb dieses Willens existieren und ihn so oder so gestalten können, und von denen nun wieder die Ursachen oder Reize verschieden sind — ein hübsches dämonistisches System, das an die Hierarchie der „psychischen Instanzen" erinnert. Wir haben nun in der Materie oder als Zustand der Materie den Willen, die Motive, die Erkenntnis, die Ursache und was sonst noch, und eine Instanz „wirkt" auf die andere, „leitet" sie oder nicht usw. Aber wie kann denn ein Zustand wirken? Eine Sache, ein Materielles kann „wirken" und ist dann eben „Ursache", aber wie ein Zustand, ein Sein wirken soll, ist unvorstellbar. Ebenso unvorstellbar ist es, wie dieser Zustand sich in dem angegebenen Sinne ändern, also an Zuständlichkeit alias Ursächlichkeit gewinnen oder verlieren sollte. Wiederum: ein Materielles kann sich ändern und ändert sich anschauungsgemäß fortwährend, kann im motivischen Sinne eine größere oder geringere Kraft beherbergen, aber ein Zustand kann nicht mehr oder weniger zuständlich sein. — Und wie wird nun diese Wirkung „erklärt"? Die Ursache ist ein Zustand, der einen andern mit Notwendigkeit herbeiführt, sagt Schopenhauer zunächst. Ursache ist also ein Zustand, der etwas verursacht, nämlich herbeiführt; nun, so wissen wir freilich recht genau, was Ursache ist, nämlich — Ursache. Und indem die Ursache Ursache ist, erleidet sie eine ebenso große Veränderung, wie die ist, welche sie verursacht. Aber wenn die Ursache eine Veränderung erleidet, muß doch auf die Ursache eine Ursache einwirken, die jene leiden läßt, und die vielleicht die geheimnisvolle „eigentliche Ursach" ist; für diese gilt aber, was für die Ursache schlechthin gilt, es handelt sich doch um eine Begriffsbestimmung. Also muß letzten Endes die Ursache ihre Veränderung selber herbeiführen, d. h. verursachen, und so lautet, aus der motivischen Phraseologie ins Realische übersetzt, die Schopenhauersche (und jede andere) Definition der Ursache: Ursache ist Ursache, welche Ursache ist, oder die Ursache ist die Ursache der Ursache. Die causa ist causa sui *(Spinoza)*. Dies ist aller motivischen Weisheit letzter Schluß. Und was der Ursache recht ist, ist der Wirkung billig. Und dasselbe gilt für Grund (Bedingung) und Folge, Schuld und Strafe, Sünde und Sühne, Impuls und Zweck, Absicht und Ziel, Reiz und Ergebnis, Frage und Antwort usw.

§ 13. Auch die Sprache wird motivisch gedeutet

Die Sprache blüht freilich auf dem Felde des Motivismus. Die motivische Ausdrucksweise ist — wie die motivische Denkweise — die „gebräuchliche", die gültige, und wer sich dieser Ausdrucksweise nicht bedient, läuft schwere Gefahr, nicht mehr oder noch nicht verstanden zu werden. Die weitaus größte Zahl der Menschen denkt und spricht fast ausschließlich in (metaphysischer) Ursache und Wirkung, Grund und Folge, Absicht und Zweck. Die realische Denkweise und ihr Ausdruck in Worten erscheint zunächst um so fremdartiger, als eben diese Worte und Sätze nach motivischer Art gebaut sind und im motivischen Sinne verstanden werden; das ursprünglich rein Zeiträumliche der Wörter, wie sogar Trieb, Ursache (als Ur-Sache), Wirkung (als Handlung, Tat, Werk, ἔργον eigentlich Fέργον) usw. (s. § 80) ist sozusagen vergessen, d. h. übergegangen in den Motivismus; sie sind mit Kausalität, Konditionalität, Finalität sozusagen angefüllt, werden gedeutet in einem Sinne, als ob die Erscheinung Sitz einer Kraft oder Macht oder eines wie immer bezeichneten Dämons wäre.

Es kommt hinzu, daß wir zur Bezeichnung der Subjekt-Objekt-Beziehung lediglich Wörter verwenden können, die Objektisches wiedergeben. Mit dem Worte „Subjekt" z. B. bezeichne ich das realiter Nicht-Seiende, es heißt aber eigentlich das Unterworfene, das Unter- oder Untenliegende, das von einem andern (dem Objekt) unterworfen, niedergeworfen ist, das ihm unterlegen ist, unter ihm liegt (§ 7). Heutzutage versteht man unter Subjekt allerdings das Unterwerfende, unter Objekt das Unterworfene; diese Bedeutung ist aber kaum zweihundert Jahre alt, vorher hatte das Subjekt die Bedeutung, die heute das Objekt hat, und umgekehrt. Jedenfalls sehen wir hier die Gegensatzpartner als aktiv und passiv gekennzeichnet. Ebenso ist das Subjekt, indem es wahrnimmt, aktiv, das Objekt, indem es wahrgenommen wird, passiv. Da haben wir den kausalen Gedanken: das Subjekt wirkt in irgendeinem Sinne auf das Objekt ein, und dieser Gedanke ist eng verwandt mit dem, daß das Subjekt das Objekt überhaupt erzeugt, bedingt, verursacht. Die Entstehungsweise dieses Denkens werden wir später eingehend zu besprechen haben, hier wollte ich nur darauf aufmerksam machen, daß das Wort und der Satz vorwiegend in der motivischen Sphäre lebt, und daß es schwierig ist, einen realischen Sachverhalt realisch auszudrücken, und daß somit Inkommensurabilitäten oder doch Interferenzen nicht zu vermeiden sind, die als Widersprüche oder Ungenauigkeiten usw. erscheinen können, aber nichts weiter sind als Belege für die Begrenztheit der Sprache. Hoffen wir, daß eben da, wo die Worte fehlen, sich der Begriff zur rechten Zeit einstellt.

§ 14. Begriffsbestimmung des Triebes (Eros)

Mit „T r i e b" oder „E r o s" meine ich, wie im § 10 gesagt, nicht eine Kraft, einen Zauber, ein Mana oder Atua (melanesische Bezeichnung für die Kraft des Tabu) usw., kurz ein „Wirksames", ein Etwas, das einem Individuum anhaftet oder sich in ihm befindet und es instand setzt, ein anderes Individuum in einem von dem ersteren vorgesehenen, beabsichtigten oder gewünschten Sinne zu verändern. Trieb ist nichts Kausales oder Konditionales, sondern Synonym mit Gegensätzlichkeit als Tatsächlichkeit. Dem Sprachgebrauch nach wohnt dem Trieb Aktivität inne; die motivische Denkweise demonstriert den Trieb als etwas von der Person, in der er wirkt, Gesondertes, im gleichen Sinne, wie auch der Psyche eine Sonderexistenz neben der Physis, in der jene lebt oder haust, zugebilligt wird — eine Auffassung, die ihre nahe genetische Verwandtschaft mit dem Animismus und dem Dämonismus ohne weiteres erkennen läßt. Die psychoanalytische (F r e u d sche) Schule hat ihr besonderes Interesse der Erfor-

schung des Wesens und der Erscheinungsformen des Triebes oder vielmehr „der Triebe" gewidmet. Freud versucht in einer Arbeit „Triebe und Triebschicksale" (Sammlung kleiner Schriften zur Neurosenlehre, vierte Folge, S. 252 ff.) den „konventionellen, vorläufig noch ziemlich dunkeln Grundbegriff, den wir aber in der Psychologie nicht entbehren können, von verschiedenen Seiten her mit Inhalt zu erfüllen". Ich zitiere: „Es hindert uns nichts, den Begriff des Triebes unter den des Reizes zu subsummieren: der Trieb sei ein Reiz für das Psychische. Aber wir werden sofort davor gewarnt, Trieb und psychischen Reiz gleichzusetzen. Es gibt offenbar für das Psychische noch andere Reize als die Triebreize ..." Ferner: „Der Triebreiz stammt nicht aus der Außenwelt, sondern aus dem Innern des Organismus selbst. Er wirkt darum auch anders auf das Seelische und erfordert zu seiner Beseitigung andere Aktionen." Ferner: „Der Trieb wirkt nie wie eine momentane Stoßkraft, sondern immer wie eine konstante Kraft. Da er nicht von außen, sondern vom Körperinnern her angreift, kann auch keine Flucht gegen ihn nützen."

Also der „Trieb sei ein Reiz für das Psychische". Hiernach und nach den weiteren Ausführungen Freuds ist Trieb und Psychisches voneinander zu unterscheiden, und zwar wirkt der Trieb auf das Psychische als eine konstante Kraft von innen her. Nun, ich glaube dem Eindruck vieler Leser Worte zu leihen, wenn ich diese Aufklärung Freuds als eine Enttäuschung anspreche. Eine weitere „Erfüllung mit Inhalt" bringen auch die Erörterungen Freuds über die „Triebschicksale" nicht, die er folgendermaßen zusammenfaßt: „Die Triebschicksale bestehen im wesentlichen darin, daß die Triebregungen den Einflüssen der drei großen das Seelenleben beherrschenden Polaritäten (Subjekt [Ich] — Objekt [Außenwelt]; Lust — Unlust; Aktiv — Passiv, wie l. c. vorher angegeben ist, Verf.) unterzogen werden." *) Ich glaube nicht, daß etwas „Inhaltliches" vom Trieb weiß, wer annimmt, daß der Trieb eine konstante innere Kraft sei, die auf das Psychische wirke und deren Regungen Einflüssen der Polaritäten Subjekt-Objekt, Lust-Unlust, Aktiv-Passiv unterzogen werden, die ihrerseits das Seelenleben beherrschen. Was soll man sich unter „innerer Kraft", was unter „Kraft" überhaupt, was unter „Psychischem" vorstellen, das doch wohl mit „Seelenleben" identisch ist und einerseits unter der Einwirkung des Triebes, anderseits unter der Herrschaft der „drei großen Polaritäten" stehen soll? Wie alle motivische „Erklärung", so ist auch diese „Erklärung" des Triebes ein Quidproquo, die Ersetzung eines Wortes durch ein anderes, mit dem ersteren assoziiertes, und je nach dem Verlauf der Assoziationen gestalten sich die „Erklärungen". Und nun werden die assoziierten Wörter kausal oder konditional verknüpft — entsprechend der Organisation der juvenilen Hirnrinde, und so wirkt der Trieb auf das Psychische ein, ist eine innere Kraft, die ihre Schicksale unter dem Einflusse von Etwas hat usw., — während alle diese Begriffe doch lediglich Aktualitäten spezifischer Hirnzellen sind, deren (der Aktualitäten) eine nicht von der andern verursacht oder bedingt wird, sondern die lediglich Tatsächlichkeiten sind. Die motivische Spekulation läßt sich denn auch in beliebiger Weise fortspinnen, sie kann vom

*) An anderer Stelle (Jenseits des Lustprinzips, Wien 1923) definiert *Freud* den Trieb oder vielmehr einen Trieb folgendermaßen (S. 49): „Ein Trieb wäre also ein dem belebten Organischen innewohnender Drang zur Wiederherstellung eines früheren Zustandes, welchen dies Belebte unter dem Einflusse äußerer Störungskräfte aufgeben mußte, eine Art von organischer Elastizität, oder wenn man will, die Aeußerung der Trägheit im organischen Leben." Diese „Definition", durchaus fiktional, mystisch-spekulativ, dämonistisch, ist ein Schulfall des motivischen Quidproquo. Wir erfahren, der Trieb sei ein Drang, und fragen natürlich sofort, was denn ein Drang sei; die Antwort dürfte lauten: der Drang ist ein Trieb. — Und was sind „äußere Störungskräfte?"

Hundertsten ins Tausendste gehen, so viele Hirnzellen aktuell werden können, so viele Wörter können motivisch aneinandergereiht werden, und indem das motivische Denken eben darin besteht, die aufeinanderfolgenden Aktualitäten ursächlich oder bedinglich oder zwecklich zu verknüpfen, meint man, eine „Erklärung" gefunden zu haben. Das motivische Denken besagt: alles wirkt auf alles ein, jedes ist Wirkung der (oder einer) Ursache, Folge des (oder eines) Grundes und somit Ursache der (oder einer) Wirkung, Grund, Bedingung, Reiz der (oder einer) Folge; daher der Name „Wirklichkeit". Indem jede Bestimmtheit mit anderen Bestimmtheiten assoziiert ist, hat der Motiviker auch zu jeder Bestimmtheit sogleich die Ursache, den Grund zur Hand, und was einer für die Ursache, den Grund usw. hält (das motivische System), ist lediglich Ausdruck des Ablaufes seiner Assoziationen.

Es liegt mir gänzlich ferne, die „Erklärung" oder die Persönlichkeit, die sie abgibt, im geringsten herabzusetzen. Die Ausführungen F r e u d s über den Trieb sind Zeugnis eines so tiefen Einblicks in das sog. „psychische Geschehen", wie er innerhalb der motivischen Sphäre nur möglich. Und zahlreiche andere motivische wissenschaftliche Systeme sind rühmliche Ausdrucksformen menschlichen Genies. Sie geringzuschätzen als motivisch, wäre ebenso töricht wie die Geringschätzung eines früheren biologischen Entwicklungsstadiums, die Geringschätzung einer biologischen Tatsache überhaupt. Die Konstatierung, daß eine Denkweise so und so sei, z. B. ihre Kennzeichnung als motivisch, ist an sich kein Werturteil, sondern lediglich eine Angabe aus der Entwicklungsgeschichte der Weltanschauung. Dagegen ist die reifere Denkweise größerwertig als die primitive, wie der reifere Mensch größerwertig ist als der unreife. Und ferner ist alles Falsche, Schlechte, Häßliche, mit einem Worte: alles Kranke fehl-, minderwertig, alles Richtige, Gute, Schöne, mit einem Worte: alles Gesunde recht-, mehr- oder vollwertig. Ich sehe hier von Werturteilen ab und stelle lediglich die biologischen Tatsachen heraus.

Das Zitat aus der F r e u d schen Triebabhandlung und seine kurze Besprechung ist nichts weiter als ein Hinweis auf die motivische Phraseologie. Diese stellt den Trieb als eine besondere, gewissermaßen absolute Instanz hin; es kommt ihm ein „Wesen" zu analog dem Wesen der Dämonen der ethnischen Infantilzeit, wie ja überhaupt die Kausalität, die Konditionalität und Finalität als biologische Entwicklungsstadien sich an den primitiven Dämonismus (und dieser an den Animismus) anschließen. Zwar ist der Begriff „Trieb" hochabstrakt im Verhältnis zu dämonistischen oder gar animistischen Vorstellungen, aber das Kausative haftet ihm, wie jenes Zitat erweist, doch noch in hohem Maße an, in um so höherem Maße, je mehr der Mensch im Motivismus steckt. Mit der Entwicklung der maturen Denkweise verliert der Begriff „Trieb" seine kausative, seine motivische Bedeutung und wird zur einfachen Bezeichnung der Tatsächlichkeit. Gewiß ist Trieb eigentlich Begriff für die Objektänderung, für die Bewegung, die sich im Symbol präsentiert, gilt also eigentlich nur für die Welt der Objekte. Die Beziehung zwischen dem Anschauenden und dem Angeschauten, zwischen dem Subjekt und dem Objekt kann aber nur mit Worten beschrieben werden, die eigentlich Objektisches wiedergeben. Zwischen Subjekt und Objekt spielt keine Bewegung, die Gegensätzlichkeit in diesem (polaren) Sinne ist zuständlich, die Bewegung ist objektisch, das Subjekt ist das Nicht-Bewegliche und Nicht-Bewegte. Das Subjekt steht dem Objekt polar gegenüber. Auch die Kennzeichnung der Beziehung als solcher oder als weiblich-männlich oder als Subjekt-Objekt ist Uebertragung objektischer Namen und Begriffe aus der Objektität in die polare Gegensätzlichkeit, in die Anschauung, die als solche niemals Objekt sein kann (man müßte denn außerhalb ihrer stehen) und ferner nur insofern zu beschreiben ist, als die Objektität zu ihr gehört. Das Subjekt ist das Nicht-Beschreibbare. Auch das Wort „Anschauung" gehört eigentlich zur Objekt-

beschreibung. Unter diesen Umständen darf also erkenntnistheoretisch Trieb als Name auch für die Subjekt-Objekt-Beziehung verwendet werden, und er paßt insofern gut, als er Begriff für weiblich-männlich ist, die Gegensätzlichkeit also prägnant kennzeichnet.

Wir haben im § 4 gesagt: Gegensätzlichkeit ist der allgemeine Begriff für die Tatsache der Gegengeschlechtlichkeit. Jeder Gegensatz ist männlich-weibliche Beziehung; Beziehung ist überhaupt Begriff für männlich-weiblich als Gegensatzpartner. Für Beziehung kann also immer männlich-weiblich stehen; wäre das Wort möglich, so könnte man „Männlich-Weiblichkeit" für Beziehung sagen. („Das Männliche" ist übrigens nicht mit Mann, „das Weibliche" nicht mit Weib synonym, wie wir bald sehen werden.) Trieb als Begriff der Beziehungen überhaupt ist also sinngleich mit männlich-weiblich. Trieb ist da nicht ein Drittes, das zwischen männlich und weiblich vermittelt, das das Männliche zum Weiblichen „treibt" und umgekehrt, das eine Aktivität entfaltet, eine Einwirkung von dem einen Gegensatzpartner zum andern vollzieht. Der anschauungsgemäße Gegensatzpartner zu männlich ist eben weiblich und zu weiblich männlich; eines Dritten, einer Brücke zwischen beiden Polen bedarf es realiter nicht; diese Brücke ist eine „Erfindung" der infantilen Denkweise, die die juvenile Denkweise in einer entwickelten Form sozusagen übernommen hat.

Eine passive Bedeutung wird dem Trieb im allgemeinen nicht zugeschrieben; er gilt lediglich als ein Aktives, eben als eine Kraft, die wirkt, aber auf die nicht gewirkt wird. Er ist zwar einem Gegentrieb ausgesetzt, aber auch dieser ist ein Aktives. Trieb und Gegentrieb sind merkwürdigerweise zwei Wirkende, zwei Aktiva, die sich einander nicht wie Subjekt und Objekt, sondern wie zwei Subjekte oder zwei Objekte gegenüberstehen. Ihre Einwirkung auf einander besteht auch nicht in einer Veränderung des einen durch den andern, sondern in einer „Verdrängung" (Freud), wobei freilich die Kraft nicht gemindert werden kann, sondern dem Verdrängten, wie Freud sich ausdrückt, die Uebernahme ins Bewußte versagt wird. Diese Auffassung zersplittert den Trieb in „Triebregungen" oder „Triebkomponenten", von denen die eine mit der andern in Konflikt geraten kann — dies alles neben dem „Psychischen", neben dem Bewußtsein mit seinen diversen kritisierenden Instanzen (Zensoren), die doch ebenfalls „Kraft" entfalten, das Andrängende auf seine Bewußtseinsfähigkeit prüfen und nichtzusagendenfalls in den Orkus des „Unbewußten" zurückdrängen. Alle diese „Repräsentanzen" muten einen geradezu wie Persönlichkeiten in der Persönlichkeit an, wie selbständige Wesen, die sozusagen nach bestem Wissen und Gewissen autonom in dem von ihnen besessenen Individuum ihr Spiel treiben und die Lebensäußerungen dieses Individuums, insbesondere seine „libidinösen", verursachen oder bedingen. Die Analogie mit den Dämonen ist sinnfällig.

Trieb als Anschauung ist mit sich selbst identisch; er kann nicht in eine Anzahl von Untertrieben zerfallen, die gegeneinander Krieg führen oder miteinander Frieden schließen — und dabei doch ihrem Wesen nach identisch sind. Auch wer „Trieb" als „Prinzip" auffaßt, muß ihm seine Einheitlichkeit lassen — auch hinsichtlich seiner physiologischen „Auswirkungen". Kann etwa das Blut, das in einem Individuum rinnt, sich in mehrere Parteien sondern, die sich befehden oder sich vertragen? Kann ein Muskel sich gegen einen andern wenden — in dem Sinne, wie das von den „Triebkomponenten" behauptet wird? Kann sich das Gehirn gegen das Rückenmark rüsten und seine „Kräfte" aufbieten, um die feindlichen Streitkräfte niederzuringen? Diese Bildersprache zeigt klar genug den Charakter einer Psychologie auf, die den Eros in Scharen von eigenlebigen Eroten aufteilt, die den Trieb nicht mehr Trieb sein läßt, sondern einen Schwarm von Triebchen mit allerhand gegeneinander gerichteten

„Tendenzen", mit einer Selbständigkeit, die die Fiktion insolviert, es könne das Subjekt, ohne die Subjektität zu verlieren, oder das Objekt, ohne die Objektität zu verlieren, sich in polare Gegensätze auflösen.

Trieb ist gemeinhin so viel wie Verlangen, Trachten wonach, vgl. Nahrungs-, Arbeits-, Liebestrieb usw., er wird als psychisch gedeutet, ist aber realiter ein physiologischer, biologischer Vorgang, nämlich Hungerreflex (§ 31). Verwenden wir das Wort „Trieb" erkenntnistheoretisch, zur Charakterisierung der Anschauung, so ist Trieb synonym mit Beziehung schlechthin, mit Gegensätzlichkeit männlich : weiblich. Keinesfalls ist Trieb eine metaphysische Kraft, die wirkt — auf eine andere oder gar identische Kraft, die ebenfalls wirkt, oder auf das Physische, in dem ja wohl auch nur eine psychische Kraft als Ziel der Triebwirkung in Betracht käme: wie sollte Psychisches auf Physisches wirken? Zwischen Subjekt, Seele, Nichts und Objekt, Physis, Etwas ist „Wirkung" (Wechselwirkung) schlechterdings unausdenkbar. Subjekt und Objekt sind realiter Bezeichnungen für die anschauungsgemäße Tatsächlichkeit, für die Tatsache, daß das Subjekt Symbol der Nicht-Bestimmtheiten, das Objekt Symbol der Bestimmtheiten, also der raumzeitlichen Unterschiede ist, die das Werden und Vergehen ausmachen. Auch das Werden und Vergehen ist nichts Kausales oder Konditionales, sondern die raumzeitliche tatsächliche Reihe. Aktiv, aktuell, Aktualität, passiv usw. gilt hier also nur im Sinne des Tatsächlichen, des Seienden und des Nicht-Seienden als Gegensatzpartner. Aktiv, aktuell soll nicht ein Etwas bedeuten, das im motivischen Sinne wirkt, auf ein anderes einwirkt und dieses somit verändert, sondern lediglich den Gegensatzpartner zu passiv. Aktiv ist handelnd, aber dies hat in der Objektität nur den Sinn, daß sich an die Handlung als Veränderung die eines andern, die Veränderung des Passiven raumzeitlich (genetisch oder episodisch) anschließt; und zwischen Psyche und Physis, Nichts und Etwas gibt es überhaupt keine Handlung. Die Verändertheit ist nicht Folge oder Wirkung, sondern Symbol der Reihe, der Veränderung, der Bewegung. Das Seiende ist als Gegensatzpartner des Nicht-Seienden Symbol der zeiträumlichen Unterschiede, die nicht vom Nicht-Seienden verursacht oder bedingt, sondern lediglich tatsächlich sind. In diesem Sinne verstehe ich Werden, Veränderung, Bewegung, Reihenfolge. Der fiktionale Zweifel, ob es außerhalb der menschlichen Anschauung ein Werden usw. gebe, kann uns nicht interessieren. Das Werden, das Vergehen, die Veränderung, die Bewegung „liegt" auf seiten des Objekts, das Nicht-Werden, das Nicht-Vergehen, die Nicht-Veränderung, die Nicht-Bewegung auf seiten des Subjekts. Zu beschreiben ist lediglich das Objekt; das Subjekt ist hierbei als Gegensätzlichkeit unmittelbar „mitgemeint", nicht in dem Sinne, daß es die Veränderungen mitmachte, sondern als nicht-veränderlich, als Nicht-Seiendes, für das die Veränderlichkeit lediglich als Gegensatz in Betracht kommt.

Es sei betont, daß „Trieb" im erkenntnistheoretischen Sinne von „Anschauung" der Tatsache der bisexuellen Organisation des Menschen sowie der Entstehung der Anschauung als einem zeugerischen Vorgang im Zellkern der „Bewußtseins- oder Denkzellen" der Hirnrinde (§ 22, § 95) gerecht wird, aber nicht bloß für das Liebesgebiet, sondern auch für das Ernährungs-Berufsgebiet gilt: beide Gebiete, das genische und das trophische (Genik und Trophik), sind zusammen, eben im Sinne der Anschauung, „die Welt" — gemäß der Organisation des Organismus aus Ernährungs-Arbeitsorganen und dem Liebes-Zeugungsorgan (aus trophischen und genischen Reflexsystemen). Diese Tatsache ist stets in Betracht zu ziehen, wie auch die Tatsache, daß der Mensch (usw.) nie anders entstanden ist, entsteht und entstehen wird wie im Wege der Zeugung, also der Vereinigung eines weiblichen und eines männlichen Keimlings, daß also der Mensch (usw.) ab origine ein

bisexuelles Wesen ist, uns dazu berechtigt, ja nötigt, die einzelnen Entwicklungsstadien von dieser unbestreitbaren biologischen Grundlage abzuleiten und verständlich zu machen. Ueber das trophische und das genische Gebiet wird in besonderer Darstellung zu berichten sein.

§ 15. Beziehung und Verhältnis — polare und interpolare Gegensätzlichkeit

Beziehung ist Begriff für männlich-weiblich. Es gibt nicht männlich und weiblich als Gegensatzpartner und dazu ein Drittes, das die Beziehung ausmacht, sondern Beziehung ist der Begriff, in den männlich und weiblich (gegensätzlich) eingehen. Wir haben das Subjekt als weiblichen, das Objekt als männlichen Charakters erkannt und gesehen, daß das Individuum anschauungsgemäß die Zugleichheit von Subjekt und Objekt ist. Ich nehme wahr, heißt: es besteht die Beziehung Ich-Du; die Beziehung ist das Individuum im strengsten Sinne, das Unteilbare, das ἄτομον. Dieses ist also die Zugleichheit der Gegensatzpartner Subjekt und Objekt, Psyche und Physis, weiblich und männlich. Die Bestimmtheiten sind immer männlich als Gegensatzpartner zu den (weiblichen) Nicht-Bestimmtheiten, die das Subjekt ausmachen, die also immer zugleich mit den Bestimmtheiten „gegeben" sind. So ist die Tatsächlichkeit des Begriffes „Individuum" überhaupt zu verstehen, also die Anschauung, daß das Objekt Gegensatzpartner des Subjekts ist, mit dem Sichtbaren zugleich das Nicht-Sichtbare, mit der Physis zugleich die Psyche „gegeben" ist, und daß diese Zugleichheit der Gegensatzpartner die Unteilbarkeit ausmacht. Und so ist es zu verstehen, daß Objekt und demnach auch Subjekt im allgemeinen Sprachgebrauch mit Individuum zusammenfällt, daß Ich und Du zwei Individuen sind, deren jedes aus männlich und weiblich zusammengesetzt ist (vergl. § 8 und Anm. 2 zu § 9).

Das Subjekt, das Ich, die Psyche ist in unserm Sinne ebensowenig wie das Objekt, das Du, die Physis „Individuum", d. h. „Unteilbares". Das, was im allgemeinen Sprachgebrauch mit „Subjekt" bezeichnet wird, ist die Zugleichheit von Subjekt und Objekt, also Individuum, und ebenso wird das Wort „Objekt" für „Objekt-Individuum" gebraucht. Streng genommen aber ist das Subjekt der polare Gegensatzpartner zum Objekt, und beide zusammen sind in ihrer gegensätzlichen Zugleichheit das Individuum. Wir sprechen also genauer von Subjekt, Objekt, Subjekt-Individuum und Objekt-Individuum. Individuum heißt: Unteilbares. Unteilbar in diesem Sinne ist die Beziehung; weder kann das Objekt noch das Subjekt für sich existieren oder nicht-existieren, sondern beide sind die gegensätzliche Zugleichheit, eben das Individuum, das Unteilbare. Somit ist unteilbar die Beziehung zwischen Teilbarem (Objekt) und Nicht-Teilbarem (Subjekt). Wiederum ist hier die Bezeichnung aus der Objektität übernommen: Das Objekt ist teilbar, ist Symbol des Unteilbaren, nämlich der Symbolkomponenten, die noch-nicht- oder nicht mehr-teilbar sind, die nicht als einzelne selbständige Wesen in der Aktualität, dem Objekt, der Bestimmtheit usw. enthalten sind, sondern die Homogenität des Symbols ausmachen (s. 2. Kap. dieses Teils und IV. Teil). Ebenso ist das Objekt als seiend Symbol des Unseienden, des Noch-nicht- und Nicht-mehr-Seienden, als bewußt Symbol des Unbewußten usw., kurz der raumzeitlichen Unterschiede, deren biologische Homogenität die jeweilige Aktualität bildet, die lediglich in der Beschreibung als Individuen figurieren.

Hier sei angemerkt, daß wir die Subjekt-Objekt-Beziehung (identisch mit Wahrnehmung) als polaren Gegensatz bezeichnen, die Aktualitäten (Objekte, Bestimmtheiten, Erscheinungen usw. — alles Synonyma), die beschreibungsgemäß aufeinanderfolgen und die jeweilige Aktualität symbolisch bilden, als interpolare

Gegensätze. Das Subjekt kann niemals in das Objekt übergehen; das Objekt aber ändert sich fortwährend, die interpolaren Gegensätze, die also objektiv sind, gehen ineinander über. Ich bezeichne die interpolaren Gegensätze als Verhältnisse im Unterschied zu dem polaren Gegensatz, der Beziehung heißt. Die Individuen also, die ja Zugleichheiten von Subjekt und Objekt sind, stehen in Beziehung zueinander, insofern das Subjekt des einen das andere als Objekt wahrnimmt; die Veränderung des Objekts aber ist das Verhältnis der Objekt-Partner, die ineinander übergehen, und sofern ich das Objekt als Symbol aller möglichen Objekte anschaue und die Welt individualisiere, darf ich auch von interindividuellen Verhältnissen sprechen, wohl wissend, daß ich vom Objekt-Individuum immer nur den Objekt-Pol, niemals den Subjekt-Pol wahrnehme (der mit „mir" als Subjekt identisch ist, nämlich Nichts). Hierüber wird später noch des öfteren die Rede sein.

Wort und Begriff „Individuum" gelten eigentlich für Objektisches, sind aber erkenntnistheoretisch Bezeichnung für die Subjekt-Objekt-Beziehung geworden; wie immer das Wort angewendet werden mag, es ist mit Gegensätzlichkeit — im polaren und im interpolaren Sinne — synonym. Das Subjekt kann, als nicht-teilbar, nicht „unteilbar" sein, und ebensowenig kann das Objekt, als teilbar, „unteilbar", Individuum sein. Indem aber das Objekt immer nur als Gegensatzpartner zum Subjekt, also niemals „an sich" existiert, die menschliche Anschauung mit Gegensätzlichkeit identisch ist, das Objekt vom Subjekt also immer nur als Gegensatzpartner zum Subjekt angeschaut wird, erscheint eben das Objekt als Zugleichheit mit dem Subjekt, als Individuum. Das Subjekt lernt sich gewissermaßen am Objekt kennen (§ 9), es ist identisch mit den zu den Bestimmtheiten gegensätzlichen Nicht-Bestimmtheiten, indem die menschliche Anschauung darin besteht, daß die Bestimmtheiten immer nur als Gegensatzpartner zu den Nicht-Bestimmtheiten existieren; nur indem das Seiende anschauungsgemäß zugleich mit dem Gegensatzpartner, dem Nicht-Seienden, da ist, „erfährt" das Nichtseiende sozusagen seine eigne „Existenz", die die Nicht-Existenz ist. Das Subjekt nimmt also sich nicht selber wahr, sondern lediglich das Objekt als Gegensatzpartner zu „seinem" Subjekt und somit zur Nicht-Bestimmtheit, mit der das wahrnehmende Subjekt identisch ist. Das Subjekt nimmt nicht etwa diese Nicht-Bestimmtheit, also nicht etwa sich selber wahr, sondern eben nur die Bestimmtheit, diese aber anschauungsgemäß als den Gegensatz zur Nicht-Bestimmtheit, und indem die Bestimmtheit als Objekt Gegensatz zum wahrnehmenden Subjekt ist, kann die Nicht-Bestimmtheit nur mit dem Subjekt identisch sein. Es gibt also phänomenal nicht verschiedene Objekte mit „ihren Subjekten", nicht verschiedene Subjekte, nicht ein Subjekt außer dem anschauenden, das dem einen Objekt gegenübersteht. Lediglich ist die Beschreibung, die ja natürlich auch zur Anschauung gehört, die Entsprechung von Objekten mit „ihren Subjekten", von Individuen (vergl. §§ 17, 87, 92).

So ist das Subjekt- wie das Objekt-Individuum Zugleichheit von männlich und weiblich, dualistisch organisiertes Wesen, als Mensch, Tier, Pflanze, Stein (dieser als Prototyp der anorganischen Welt gefaßt). Und das Individuum gilt sonach als Symbol der Bestimmtheiten und der Nicht-Bestimmtheiten, mit einem Wort: als Mikrokosmos. Ebenso gilt es als Zugleichheit von Ich und Du, von Psyche und Physis, von Seele und Leib, und es wird verständlich, daß diese Zugleichheit, die doch Gegensätzlichkeit ist, noch in unsern Tagen so aufgefaßt werden kann, als ob die Psyche ohne die Physis erscheinen könne und die Physis ohne die Psyche, als ob jedes von beiden etwas Selbständiges sei, das — nun gar kausal oder konditional oder teleologisch — auf das andere einwirken usw. könne, als ob die Psyche in mehrere Instanzen zerfiele, deren eine die andere kontrollieren, zensurieren oder sonstwie beeinflussen

könne, als ob es verschiedene Sorten Trieb gäbe, die miteinander und mit „psychischen Kräften" in Konflikt geraten könnten u. dgl. mehr. Endlich wird es verständlich, daß man bisher in der Psychologie und Philosophie, auch in der Psychiatrie und andern medizinischen Disziplinen an den Begriffen Psyche und Physis, Seele — Geist — Leib usw. hin und her rätselte und „das Psychische" sogar zu der Dreieinigkeit (oder vielmehr Dreiuneinigkeit) Es und Ich und Ueber-Ich (Ich-Ideal, Freud) auseinandertheoretisierte.

Die Undeutlichkeit dieser Begriffe ist Interferenzerscheinung: sie existieren in verschiedenen Denkweisen, und ihre Bedeutung wechselt mit der Entwicklung des Denkens. In frühinfantiler Zeit finden wir die Identität des Ich (als Objekt) und Du, d. h. beide sind noch nicht als different erkannt; das Kind spricht von sich in „dritter Person" („ich" = icht ist ja auch „dritte Person", s. § 9, Anm. 2), sagt nicht „ich", sondern nennt einen Namen, mit dem zunächst nicht einmal die Gegensätzlichkeit zu andern Namen, sondern seine Einzigkeit bekundet ist. Später konkurrieren die Bezeichnungen, treten die Gegensätze überhaupt, dann schärfer umrissen auf, sondert sich das Ich (auch begrifflich) vom Du, beide bleiben aber zunächst immer noch je ein Individuum. Weiterhin differenziert sich das Ich zu einem Teile des Individuums, der dem „Rest" gegenübersteht; aber dieser Rest ist, wie die Verba reflexiva zeigen, immer noch zum „Ich" gehörig, so daß die Möglichkeit, ja die Tatsache der Einwirkung des Ich auf sich selber oder des einen Ich auf das andere Ich, das zusammen mit dem ersteren das Individuum ausmacht, ausdrücklich anerkannt wird (z. B. ich bin meiner sicher, ich bin mir bewußt, ich strenge mich an usw.). Hierher gehören Formeln poetischer Art (zwei Seelen wohnen ach in meiner Brust), psychologischer Art (Spaltung der Persönlichkeit, Doppelleben, charakterologische Dissoziation, Triebkonflikte der Psychoanalytiker usw.), religiöser Art (der Leib zerfällt, die Seele steigt gen Himmel, irdisches und himmlisches Ich, das Göttliche in mir, das Gewissen usw.), philosophischer Art (immanentes Sittengesetz, kategorischer Imperativ) usf. Endlich das realische Denken erkennt das Ich als das Nicht-Seiende, als den Gegensatzpartner zum Seienden, zum körperlichen, physischen Ich. Je nachdem nun in einem oder in verschiedenen Individuen die eine oder die andere Denkweise vorwiegt, wechselt die Bedeutung des Ich und damit auch der Symbole, die mit dem Begriff Ich assoziiert sind. In ähnlicher Weise verläuft die Entwicklungslinie synonymer Begriffe wie Subjekt, Psyche, Inhalt und ihrer Gegensatzpartner. Bei aller Undeutlichkeit wird aber gemeinhin Subjekt wie Objekt, Ich wie Du als je ein Individuum aufgefaßt, während Psyche oder Physis für sich nicht als Individuum gelten, sondern nur zusammen mit dem zugehörigen Gegensatzpartner.

Wir können hier — trotz der Schwierigkeiten der Ausdrucksweise — nicht von der realischen Bedeutung der Begriffe abgehen und lassen Ich, Psyche, Subjekt als Synonyma gelten und ebenso ihre Gegensatzpartner. Individuum ist die anschauungsgemäße Zugleichheit der Gegensatzpartner Psyche-Physis usw. Soweit freilich die Sprache im motivischen Gebiet verläuft, müssen wir an das „verstehliche Gefühl" der Leser appellieren, das sie instand setzt, am ungenauen Ausdruck das, was gemeint ist, aus dem Zusammenhange zu erfühlen.

2. Kapitel

Das Eron

§ 16. Begriffsbestimmung. Mikrokosmos — Makrokosmos. Symbol als phänomenal-biologische Homogenität

Das Individuum besteht also anschauungsgemäß, als Einzelbeziehung aus Psyche und Physis, Subjekt und Objekt, weiblich und männlich. Das Individuum als Objektreihe, als Ganzes setzt sich nun aber entsprechend der Symbolanalyse oder Beschreibung aus einer größeren oder kleineren Anzahl von „Teilen" zusammen, deren jeder wiederum Individuum ist, und jeder dieser Teile ist wiederum Komplex von kleineren Individuen usf. Jedes Ganze und jeder seiner Teile bis zu den kleinsten ist bisexuell, stellt also eine männlich-weibliche Beziehung, d. h. eine Beziehung überhaupt (Beziehung ist immer männlich-weiblich) dar. Nun haben wir Eros als Symbol der Beziehungen überhaupt erkannt und bezeichnen daher die Beziehung schlechthin als Eron, seine Mehrzahl als Eronen. Das Eron ist das Ur-Individuum, das männlich-weibliche Urwesen, als Präsentant der Beziehung der Gegensatzpartner unteilbar und doch von komplexem Charakter, gewissermaßen aus einem „männlich" und einem „weiblich" zusammengesetzt. Das Eron ist die Beziehungseinheit, die Beziehung schlechthin, der Mikrokosmos.

Alle Individuen als Reihen sind komplex, aus Eronen zusammengesetzt. Wie ist das zu verstehen? Die Bestimmtheit, die das Subjekt wahrnimmt, ist anschauungsgemäß geworden; das Werden (die Entwicklung, Evolution) ist die Zusammenfügung von Eronen, das Vergehen (die Involution) der Zerfall dieses Komplexes, als welcher die Bestimmtheit erscheint. Die Bestimmtheit und ihr Gegensatzpartner macht das Individuum aus; indem diese Bestimmtheit als Symbol angeschaut wird, enthält es Komponenten, deren Beschreibung nächst- und fernerliegenden Bestimmtheiten entspricht, und so weist das Individuum gegenüber dem wahrnehmenden Subjekt eine Anzahl von „Eigenschaften" auf, die jedesmal spezifisch ist und die Individualität ausmacht (Näheres hierzu im IV. Teile). Die Individualität ist der Begriff für die Summe der das Individuum beschreibungsgemäß zusammensetzenden Eronen. Die Beziehung Subjekt-Objekt ist also eine „Einheit" und als Symbolbeziehung zugleich eine Vielheit; hier sei erinnert, daß die Beziehung nicht etwa ein Drittes außer dem Subjekt und dem Objekt ist in dem Sinne, daß hier das Subjekt, in der Mitte die Beziehung und dort das Objekt stationiert sei, also eine Beziehung: Subjekt-Beziehung und Beziehung-Objekt bestehe (die Beziehung wäre ja dann selbst dem Subjekt gegenüber Objekt und dem Objekt gegenüber Subjekt), sondern Beziehung ist Begriff, in den das Beziehende (Nicht-Seiende) und das Bezogene (Seiende) als Gegensatzpartner eingehen, ohne ihre Gegensätzlichkeit, ihren Symbolcharakter usw. zu verlieren; insofern ist Beziehung selber Symbol, nämlich der Beziehungen zwischen den Partnern, die anschauungsgemäß in dem gegenwärtigen Gegensatzpaar symbolisch vertreten sind.

Die Einheit ist Symbol der Vielheit, die Bestimmtheit Symbol der Bestimmtheiten, die zusammen mit den Nicht-Bestimmtheiten das Individuum „im weiteren Sinne", seine Eigenschaften, seine Individualität ausmachen, darüber hinaus der Bestimmtheiten (und ihrer Gegensatzpartner) überhaupt, deren Gesamtheit der Makrokosmos ist. Die Beziehungseinheit, das Eron, ist also Symbol aller möglichen Eronenkomplexe und ist somit die raumzeitliche Gegenwart; in ihr ist alles

Raumzeitliche symbolisch vertreten, also das Werden und das Vergehen, die Zusammenfügung und der Zerfall, der Aufbau und der Abbau der Eronenkomplexe, die Evolution und die Involution. Der Mikrokosmos ist also das biologische Symbol des Makrokosmos (§ 85).

Die Mehrzahl „Eronen" bedeutet nicht die Zerlegung des Eron in Einzelteile, so wie die heutige Psychologie den Trieb in Triebkomponenten zerlegt, die sich befehden oder vertragen usw. (s. § 4); sie bedeutet auch nicht, daß die Beziehungseinheit, die Urbeziehung, die wir mit dem Namen Eron belegt haben, dem Wesen nach aufgesplittert sei, so daß also das Eron ein mechanisches Beieinander von Eronen, sozusagen ein Mosaik verschiedener Eronen sei. Sondern Eronen sind die Beziehungseinheiten, die in der gegenwärtigen Beziehungseinheit symbolisch, wie oben dargelegt, vertreten sind, von denen wir anschauend erfahren, die wir aber sozusagen indirekt, auf dem Wege über die Symbolanalyse kennenlernen, deren Sein und Nicht-Sein lediglich mit der Bestimmtheit und der Nicht-Bestimmtheit als Symbol gegeben ist, über deren Verhalten zueinander gar nichts ausgesagt werden kann als die Tatsächlichkeit, daß dieses Verhalten im Sinne der Symbolik dem Verhalten der gegenwärtigen Gegensatzpartner entspricht. Von Kausalität oder Konditionalität oder Teleologik kann realiter keine Rede sein. Die Eronen sind ja phänomenologisch Symbolkomponenten; nur das Eron besteht; wie seine Komponenten „aussahen", als sie noch nicht und nicht mehr Komponenten, sondern „selbständig", aktuell waren, zeigt uns keineswegs unmittelbar das Symbol, sondern wir wissen nur, daß sie ebenfalls männlich-weiblich, bisexuell waren und sein werden, und daß wir sie phänomenal immer nur als Eron, nicht als Eronen erleben, dann nämlich, wann diese und nicht eine andere aktuelle Beziehung besteht. (Ueber Beschreibung s. §§ 87, 92.)

Gegenwart ist also Beziehungseinheit als Symbol; es ist immer nur ein Objekt, eine Bestimmtheit zugleich mit dem Gegensatzpartner da, Objekt aber und somit auch Subjekt sind anschauungsgemäß Symbole und weisen in diesem Sinne die Individualität, darüber hinaus den Makrokosmos überhaupt auf. Das Eron ist als Beziehungseinheit Mikrokosmos, als Symbol zugleich Makrokosmos, symbolisch zusammengesetzt aus den Bestimmtheiten und den Nicht-Bestimmtheiten des Individuums wie des Kosmos überhaupt, Symbol aller Eronen. Das Werden und das Vergehen, alle Veränderung überhaupt, identisch mit Bewegung, ist Wechsel der Zahl der Eronen, die im Symbol die nächstliegenden sind, d. h. die Individualität ausmachen; die Eronen sind alle bisexuell, männlich-weiblich, Veränderung ist nicht Veränderung der Beziehung, diese ist und bleibt männlich-weiblich, sondern Vermehrung und Verminderung der Zahl der Bestimmtheiten, die das Individuum als Reihe ausmachen. Die Veränderung ist nicht die Ersetzung eines Gegensatzpartners durch einen andern, etwa derart, daß dasselbe Subjekt verschiedene Objekte nacheinander, oder dasselbe Objekt verschiedene Subjekte nacheinander haben könnte, daß die Beziehung zweier Gegensatzpartner gelöst und der eine oder der andere Partner ausgewechselt werden könnte, wobei also jeder der beiden Partner eine Zeitlang „frei", d. h. ohne Gegensatzpartner, ohne seinen Gegensatzpartner wäre. Sondern Veränderung ist lediglich die anschauungsgemäße Tatsache, daß das Objekt als Symbol immer-anders erscheint, nie zweimal dasselbe, immer nur mit sich selber identisch ist; dabei wird aber die Subjekt-Objekt-Beziehung wie das interindividuelle Verhältnis niemals unterbrochen. Wechsel der Zahl ist zugleich Wechsel der „Anordnung".

Das Objekt verändert sich also nicht in dem Sinne, daß es aus seiner bisherigen Beziehung heraustritt und einen neuen Partner, ein neues Subjekt sucht und findet,

sondern in dem Sinne, daß die Bestimmtheit, die mit ihrem Gegensatzpartner, der Nicht-Bestimmtheit, zusammen die Gegenwart ausmacht, als Symbol von Komponenten angeschaut wird, die nacheinander selber Aktualitäten, Symbole werden. Wie das biologisch zu verstehen ist, werden wir später sehen. Das Objekt ist nicht eine additive Summe, in der die einzelnen Summanden nebeneinander liegen; das Objekt, die Bestimmtheit ist vielmehr Symbol, phänomenal-biologische Summe oder Homogenität, deren Merkmal die Komplexität ist, ohne daß die Summanden als solche erscheinen; in der biologischen Summe sind die Summanden lediglich vertreten, nur insofern sie vertreten sind, existieren sie, nämlich zusammen als Symbol, und ob diese Komponenten außerhalb ihrer Teilhaftigkeit am Symbol eine Existenz (oder Nicht-Existenz) gehabt haben oder haben werden, und wie sie bejahendenfalls damals oder dort „ausgesehen" haben oder einst „aussehen" werden, darüber kann die gegenwärtige Beziehung keinerlei Auskunft geben, sondern nur die Beschreibung als Symbolanalyse.

Wir leben also immer in der Gegenwart; von der Vergangenheit und der Zukunft „erfahren" wir nur, soweit sie in der Gegenwart symbolisch vertreten, soweit sie in die Gegenwart eingegangen sind. Gegenwart ist das aus den Vertretungen der Vergangenheit und Zukunft gebildete Symbol. Die Frage, ob nun immer nur ein Subjekt, das einzige Subjekt dem ebenso einzigen Objekt gegenüberstehe, erledigt sich mit dem Hinweis auf den Symbolcharakter der Bestimmtheit und der Nicht-Bestimmtheit. Gegenwart ist Beziehung, und Beziehung ist das Gegenüber, die Zugleichheit der Bestimmtheit und der Nicht-Bestimmtheit. Die Zeiträumlichkeit gehört zur Beziehung und ist nicht aus ihr herauszunehmen derart, daß man die Beziehung in eine bestimmte Zeit, an einen bestimmten Ort verlegen könnte, daß sich jemand außerhalb der Beziehung stellen und diese nach zeiträumlichen Elementen untersuchen könnte. Das Subjekt ist ja eben immer Gegensatzpartner zum Objekt, also Beziehungspartner selbst und kann immer nur das Objekt als biologische Summe, als Symbol zeiträumlicher Unterschiede anschauen — wie ja natürlich auch alle diese Ausführungen nichts weiter sind als „Objektanalyse", Beschreibung des Objekts als Symbol. Von Zeit- und Ortswechsel weiß ja niemand etwas anderes wie die Tatsache der Zugehörigkeit zum Symbol; ob der (oder ein) Wechsel darüber hinaus stattfindet oder nicht, kann nicht einmal eine Frage sein.

Wir können also von Beziehungen, von Eronen in der Mehrzahl nur sprechen, insofern die Bestimmtheit und Nicht-Bestimmtheit anschauungsgemäß Symbole sind, und auch die Zeit- und Raumunterschiede sind lediglich in diesem Sinne zu verstehen. Wir schauen ja nun eben die Bestimmtheit als Symbol an, und zwar als Symbol aller andern Bestimmtheiten und damit als Gegensatzpartner zum Symbol der Nicht-Bestimmtheiten, und indem die Anschauung ist, wie sie ist, können wir beschreibend ja gar nicht anders wie Objekt- oder Symbolanalyse treiben, können nur von Beziehungen, Verhältnissen, Eronen, Eronenkomplexen, zeiträumlichen Veränderungen, Bewegung usw. sprechen. Wir sprechen auch von Verhältniswechsel als Synonym mit Bewegung nicht in dem Sinne, daß Gegensatzpartner sich jemals trennen und für sich bestehen könnten, sondern in dem Sinne, daß die einzelnen Aktualitäten, die im Symbol vertreten sind, im zeiträumlichen Sinne aufeinanderfolgen, wobei in der jeweils gegenwärtigen Aktualität die zeiträumlichen Unterschiede als noch nicht oder nicht mehr aktuelle Bestimmtheiten symbolisch vertreten sind. Die Beschreibung ist anders unmöglich; wir wissen von einer noch nicht oder nicht mehr aktuellen Bestimmtheit nichts weiter als die Tatsache, daß anschauungsgemäß das Symbol die Verdichtung von Komponenten, von zeiträumlichen Unterschieden ist, zu denen alle möglichen Bestimmtheiten gehören. Wir wissen „von", das „von" ist partitiv, und damit müssen wir uns bescheiden.

§ 17. Beziehung und Bewegung

Wir nennen also das erkenntnistheoretische Urindividuum Eron und wissen, daß das Eron für Beziehung schlechthin steht, und daß die Mehrzahl Eronen lediglich beschreibender Ausdruck dafür ist, daß wir die Bestimmtheit als Symbol der andern Bestimmtheiten im Gegensatz zum Symbol der Nicht-Bestimmtheiten anschauen, daß also die Beziehung ebenfalls als Symbol der andern Beziehungen gilt. Das Urindividuum ist das Individuum schlechthin; als anschauungsgemäße Zugleichheit von Subjekt und Objekt ist es aber Symbol aller Bestimmtheiten und Nicht-Bestimmtheiten, aller Zugleichheiten, aller Individuen. Die Komplexität des Individuums bringt die Summe der Eronen zum Ausdruck, die es beschreibungsgemäß zusammensetzen. Die Veränderung beschreiben wir als Vermehrung oder Verminderung der Eronenzahl, Aufnahme oder Abgabe von Eronen. Eben diese Aufnahme und Abgabe von Eronen macht die Bewegung aus. Die Passage von Eronen durch Denkzellen ist die spezifische Funktion dieser Zellen, zu der das Bewußtsein gehört: die Beziehung zwischen Subjekt und Objekt, wobei das Subjekt Symbol der Nicht-Bestimmtheiten, das Objekt Symbol der Bestimmtheiten, die zusammen mit ihren Gegensätzen das Objekt-Individuum ausmachen, darüber hinaus der Bestimmtheiten überhaupt ist.

Die Eronen als Symbolkomponenten sind unsichtbar — sichtbar ist nur der Objektpol des Eron —, man darf sie aber nicht als „nicht-sichtbar" bezeichnen; nicht-sichtbar ist das Subjekt im Gegensatz zum Objekt, das sichtbar ist, während unsichtbar die Vorstufen des Sichtbaren bezeichnet, — wie unbewußt, unteilbar (s. § 15) und die andern Halbnegativa (und Halbpositiva), die aus positiv und „un" zusammengesetzt sind. Im Bereiche der zeiträumlichen Unterschiede, des Werdens und Vergehens, der Veränderung, der Bewegung — ein Bereich, das nicht zwischen Subjekt und Objekt als Beziehungseinheit liegt, sondern mit der Symbolik des Objekts identisch ist, in diesem Bereiche finden sich die Uebergänge von der Unsichtbarkeit der Eronen zur Sichtbarkeit, die das Objekt bestimmt. Das Sichtbare ist also das Symbol des Unsichtbaren. Das Unsichtbare ist sozusagen auf dem Wege zum Sichtbaren, es kann sichtbar werden, entweder war es schon sichtbar (aktuell, Objekt) und ist im jetzt Sichtbaren Symbolkomponente, oder es war noch nicht sichtbar, noch nicht entwickelt (differenziert), imponiert dann, sichtbar, aktuell geworden, als neue Bestimmtheit, die bis dahin ebenfalls Symbolkomponente war.

Entwicklung ist also Aufbau; „Einwicklung" = Involution ist Abbau des Eronenkomplexes, der das Individuum im weiteren Sinne darstellt. Die Bestimmtheiten stehen anschauungsgemäß in Beziehung zum Subjekt und im Verhältnis zueinander, und Aufbau und Abbau, Bewegung, Verhältniswechsel ist nicht Trennung von Gegensatzpartnern, die nun „für sich", mit „freien Affinitäten" weiterexistierten, sondern Vermehrung und Verminderung der Zahl der Bestimmtheiten, die das Individuum als Reihe ausmachen. Die Entwicklung bedeutet nicht den „Erwerb" von Bestimmtheiten, auf deren Existenz die des zugehörigen Gegensatzpartners folgt; die Bestimmtheit ist nicht erst da und dann, gesucht und gefunden, ihr Gegensatzpartner, sondern beide Partner stehen im Verhältnis. Der Begriff der Wahrnehmung ist realiter nicht so zu verstehen, daß das Wahrnehmende sich unter allen möglichen den einen oder den andern Partner aussucht, wie das allerdings die vorrealische, die dämonistische Auffassung ist. Realiter existiert auch nicht eine beliebige Zahl von Wahrnehmbarem, und es kommt nun je nach Wahl der einen oder der andern Seite das eine oder das andere Wahrnehmbare zur Wahrnehmung, wie das wieder die dämonistische Auffassung ist. Sondern realiter ist das Wahrnehmende und das Wahrnehmbare, das sonach mit dem Wahrgenommen-

werdenden, dem Wahrgenommenen identisch ist, zugleich, eben als Gegensatzpartner da, und existieren heißt nichts weiter als in Beziehung stehen, als Objekt Gegensatzpartner sein.

Das Wahrnehmen ist sonach erkenntnistheoretisch keine Tätigkeit, keine Aktivität des Subjekts, sondern steht für einen „Zustand", nämlich das Nicht-Sein, und ebenso ist erkenntnistheoretisch das Wahrgenommen-werden keine Passivität, sondern das Sein. B e z i e h u n g ist eben keineswegs mit B e w e g u n g zu identifizieren. Beziehung ist Interferenzwort zu Sein und Nicht-Sein, Bewegung dagegen Begriff für die raumzeitlichen Unterschiede. Die Sprache stellt freilich unser „verstehliches Gefühl" hier auf eine harte Probe. Denn Beziehung ist Mittelwort zwischen Beziehendem und Bezogenem, Bewegung Mittelwort zwischen Bewegendem und Bewegtem; da ist ja am Ende kein so großer Unterschied zu verspüren. Das Beziehende ist das Bewegende, das Wahrnehmende usw., das Bezogene ist das Bewegte, das Wahrgenommene usw., also handelt es sich doch immer nur um die Beziehung Subjekt-Objekt, und die Differenzierung der Beziehung und der Bewegung ist höchstens ein scholastisches Problem? Nun, immerhin ist zunächst einmal Beziehung nicht Bewegung, sondern beide Begriffe sind als solche da und verschieden. Sie könnten freilich Synonyma sein, indes trifft dies offenkundig nicht zu: man versteht unter Beziehung etwas anderes wie unter Bewegung, und jedenfalls verstehen wir hier unter Beziehung den Zustand der Gegensätzlichkeit oder genauer diese selbst, unter Bewegung dagegen die Veränderung des Objekts in dem oben dargelegten Sinne, den Verhältniswechsel. Die Gleichmäßigkeit der Wortbildung darf uns nicht verleiten, auch die Bedeutung der Wörter zu identifizieren. Zwischen Subjekt und Objekt gibt es keine Bewegung; das Subjekt bewegt das Objekt nicht und wirkt auch in keinem andern Sinne auf das Objekt ein, wie wir gesehen haben. Das Subjekt ist nicht vor oder nach dem Objekt und das Objekt nicht vor oder nach dem Subjekt da, sondern beide sind als Gegensatzpartner zugleich, können also nicht aufeinander einwirken, sich gegenseitig bewegen oder sonstwie im Sinne der Aktivität und Passivität zueinander verhalten. Die Auffassung, daß ein solches Verhalten möglich und tatsächlich sei, haben wir als motivisch gekennzeichnet. Realiter hat der Ursach- und Grund-Begriff, wie ihn die motivische Denkweise aufstellt, keine Gültigkeit. Das Bewegtwerden des Objekts durch das Subjekt kann aber gar nicht anders verstanden werden wie als Wirkung einer Ursache, die dann „Kraft" oder wie immer genannt wird, als Folge eines Grundes, der „Reiz" oder wie immer heißt, und das Bewegen ist immer ein Verändern; das Subjekt kann aber anschauungsgemäß das Objekt nicht verändern, dem es als Gegensatzpartner gegenübersteht, ebensowenig wie das Subjekt oder das Objekt für sich etwa die Gegenwart verändern kann, sondern das Objekt ist lediglich als Symbol mit Verändertheit identisch.

Das Verändernde, das Bewegende, das Beeinflussende usw. kann realiter nicht das Subjekt sein, es kann ihm keine Aktivität zukommen, es kann keine Kraft, Energie sein oder gar enthalten, sondern Veränderung, Bewegung sind mit der Symbolik des Objekts anschauungsgemäß gegeben, und es ist lediglich Kennzeichen einer gewissen Entwicklungsstufe des Gehirns, daß die anschauungsgemäße Tatsächlichkeit dieser Symbolik kausal und konditional und teleologisch gedeutet, nicht als lediglich tatsächlich erkannt wird, und daß die Ursache der Wirkung, der Grund der Folge usw. im Subjekt, in der Psyche, dem Ich gesucht und (vermeintlich) gefunden wird.

Soweit wir jetzt sehen, ist Bewegung Begriff für zeiträumliche Unterschiede, die im Symbol zusammenfallen, das Symbol sind; die Subjekt-Objekt-Beziehung ist aber kein raumzeitlicher Unterschied, sondern eine Zugleichheit, nicht eine Einheit in dem Sinne, daß Subjekt und Objekt verschmolzen, also nicht mehr Subjekt und Objekt, sondern

ein Drittes, ein Homogenes seien, sondern eine Zugleichheit, die mit der Raumzeitlichkeit nur insofern etwas zu tun hat, als diese zur Objektität gehört. Das Subjekt als Nicht-Seiendes ist weder räumlich noch zeitlich, weder veränderlich noch beweglich, weder verändernd noch bewegend, kurz es ist nicht-aktiv, und auch als wahrnehmend ist es nicht aktiv, sondern dieses motivische Wort „wahrnehmen" ist nur faute de mieux gebraucht, ist beschreibend, also eigentlich aufs Objekt gemünzt, zur „Kennzeichnung" des Nicht-Seienden fast genau so ungeeignet und ungenau wie jeder andere beschreibende Ausdruck, wie jedes andere Wort, und dabei genau so unvermeidlich, wann wir uns überhaupt über irgend etwas unterhalten. Immerhin rückt es dem Sprachgebrauch nach ein wenig mehr an das Zuständliche heran als die zur Bewegung unmittelbar gehörigen Wörter. Sofern wir das Nicht-Seiende beschreiben, machen wir aus dem Subjekt das Objekt, nämlich unserer Beschreibung, sprechen also streng genommen gar nicht vom Subjekt, sondern — eben von dem dem Objekt Gegensätzlichen, mit dem wir das Subjekt meinen. Das Nicht-Seiende ist das Nicht-Beschreibbare, es kann niemals direkt beschrieben werden, das Subjekt niemals Objekt sein, ohne die Subjektität zu verlieren. Die Aktivität und die Passivität, sofern diese Begriffe etwas anderes bedeuten wie Nicht-Sein und Sein, liegen lediglich in der Symbolik, also in der Objektität als Gegensatz zur Subjektität, mit der zusammen sie das Individuum, das Eron bildet.

So kommen wir wieder zum Begriff Individuum zurück und sehen von neuem, daß, was wir auch über Objekt und Subjekt aussagen können, sich immer auf das Individuum bezieht, daß wir das Objekt nur beschreiben als Gegensatzpartner des Subjekts, mit dem es zusammen das Individuum bildet. Beschreibung ist Entsprechung einer Reihe von Bestimmtheiten als Gegensätzen zu den Nicht-Bestimmtheiten. Die Gegensätzlichkeit des Subjekts zum Objekt schließt die Gewißheit in sich ein, daß der „andere" Pol des Objekts, der mit dem Pol „Objekt" die das Individuum ausmachende Zugleichheit bildet, mit dem Nicht-Seienden, dem Wahrnehmenden identisch ist.

§ 18. Veränderung ist objektisch

Objekt ist also Bestimmtheit, Symbol, biologische Summe von raumzeitlichen Unterschieden, die „der Erscheinungen Flucht", den „Ablauf des Geschehens", die Veränderung der das Individuum (als Reihe) bildenden Zahl von Eronen, die Bewegung ausmachen. Zum Individuum gehört anschauungsgemäß das dem Objekt gegensätzliche Subjekt, das mit dem wahrnehmenden Subjekt identisch ist. Wahrnehmbar, beschreibbar ist lediglich das Objekt, aber als Gegensatzpartner zum Subjekt, das somit als nicht-wahrnehmbar, nicht-beschreibbar — beschrieben wird. Es wird immer nur die Physis wahrgenommen und beschrieben, zugleich aber immer auch die Psyche gemeint; es wird die Form beschrieben und damit der Inhalt als Zugleichheit, als nicht-seiend der Form gegenübergestellt. Die Veränderung wird nicht wahrgenommen, sondern lediglich die Verändertheit; die Tatsache aber, daß die Bestimmtheit als Verändertheit wahrgenommen wird, bedeutet, daß die Veränderung zur Physis gehört, die Nicht-Veränderung zur Psyche, daß also am Individuum wohl die Physis, nicht aber die Psyche veränderlich ist. Wir sagen: die Physis ist das Veränderliche, oder auch: die Physis verändert sich, wobei wiederum auf die Motivität des sprachlichen Ausdrucks hingewiesen sei: erstens kann die Physis natürlich nicht sich selber verändern, sie kann nicht Objekt und Subjekt zugleich sein, sondern sie ist eben Objekt und damit lediglich Gegensatzpartner zum Subjekt, kann nicht zu sich selber in einer gegensätzlichen Beziehung stehen, wie es die Formel „sich verändern" voraussetzt; zweitens hat „sich

verändern" motivische Bedeutung, indem das Verändernde als Ursache der Wirkung, hier der Veränderung, die der Partner erfährt, gilt, wobei entweder das Verändernde und das Veränderte als identisch fingiert oder das Ich mit dem Ich-Individuum oder das Du mit dem Du-Individuum gleichgesetzt und verwechselt wird wie bei allen Verba reflexiva. Realiter ist „sich verändern" lediglich zeiträumlich zu verstehen, also als sinnidentisch mit „aufeinanderfolgen"; wir sagen statt „die Physis, das Objekt ändert sich" genauer „die Physis, das Objekt erscheint immer-anders".

Am Individuum ist also nur die Physis wahrnehmbar, veränderlich, die Psyche nicht-wahrnehmbar, nicht-veränderlich. Die Veränderung ist aber nicht Wirkung der Ursache, Folge des Grundes, sondern lediglich raumzeitliche Tatsächlichkeit, die mit der Tatsächlichkeit des Objekts als Symbol zusammenfällt. Die Psyche verändert also nicht die Physis, sondern steht ihr lediglich wahrnehmend gegenüber. Demnach verstehen wir die Komplexität des Individuums so, daß so und so vielen physischen Komponenten, die im Symbol vertreten sind, ebenso viele „psychische Komponenten" entsprechen, die im „Symbol" Psyche vertreten sind, im „Symbol" Nicht-Bestimmtheit, im Nicht-Seienden, wobei es belanglos ist, ob man die im Symbol vertretenen Nicht-Bestimmtheiten überhaupt unterscheidet oder nicht, indem das Nicht-Seiende eben das Nichts ist und eine Aufteilung des Nicht-Seienden der Logik widerstrebt, nur das Seiende als teilbar angeschaut wird. Die im Symbol vertretenen raumzeitlichen Unterschiede kommen also auf seiten der Psyche nicht zur Geltung; das Nicht-Seiende, die Psyche, das Subjekt, Ich ist das Nicht-Trennbare, das zwar Gegensatzpartner jeder einzelnen Bestimmtheit ist, aber als das Nicht-Veränderliche, das Nicht-Trennbare eben immer dasselbe, das mit sich selbst Identische ist. Somit ist es verständlich, daß auch gemeinhin die Seele gegenüber der Vielheit der Erscheinungen als Einheit gedacht wird. Und ferner wird es deutlich, daß alle Veränderungen physisch sind, daß von psychischen Veränderungen, die für sich allein oder als Begleiterscheinungen physischer Veränderungen — nach der gültigen psychologischen Auffassung — auftreten können, realiter nicht die Rede sein kann.

Wir betrachten das zusammengesetzte Individuum als Komplex von Eronen, die Veränderung des Individuums als Aufnahme und Abgabe von Eronen. Dabei wissen wir aber, daß diese Vielheit lediglich in der Tatsache gegeben ist, daß die Bestimmtheit als Symbol angeschaut wird. Die Vielheit oder genauer: die einzelnen Bestimmtheiten, deren Verdichtung zur gegenwärtigen Bestimmtheit eben diese, nämlich das Symbol ausmache, nehmen wir als solche, „an und für sich" nicht wahr, sondern nur die Bestimmtheit selber, das Gegenwärtige, in dem sie symbolisch vertreten sind. Bestimmtheit kann immer nur gegenwärtig sein, und zwar als Symbol, als biologische Summe. Die Subjekt-Objekt-Beziehung besteht eben darin, daß das Subjekt das Objekt als Individuum, als Symbol, somit als psycho-physischen Organismus anschaut, dessen psychischer Anteil nicht-veränderlich, Nichts ist.

§ 19. Weiblich — männlich. Weib — Mann

Die Beziehung schlechthin ist weiblich-männlich, ist polare Gegensätzlichkeit, und zwar ist das Subjekt, die Psyche, das Wahrnehmende der weibliche, das Objekt, die Physis, das Wahrgenommene der männliche Pol. Das Individuum als psycho-physischer Organismus nimmt also wahr und wird zugleich wahrgenommen; insofern es wahrnimmt, ist es weiblich, insofern es wahrgenommen wird, ist es männlich. Das Subjekt nimmt „am" Individuum nur das Männliche wahr, d. h. das Objekt ist männlich. Das Weibliche als Subjekt ist nicht-wahrnehmbar.

Dies scheint der alltäglichen Erfahrung gründlichst zu widersprechen. Ich höre den Einwand, daß an der Tatsache, daß es Mann und Weib gibt, doch wohl nicht zu zweifeln sei, und daß ja eben auf dieser Tatsache die ganze hier vorgetragene Auffassung beruhe; man müsse demnach Mann und Weib, männlich und weiblich „unbedingt" unterscheiden, d. h. aber das Weibliche ebensogut wie das Männliche wahrnehmen können. Hierzu folgendes.

Ich sagte, das Subjekt, die Psyche, das Nicht-Seiende nimmt das Objekt, die Physis, das Seiende wahr, und identifizierte somit das Nicht-Seiende mit dem Weiblichen und das Seiende mit dem Männlichen. Die Bestimmtheit ist männlich, und zwar Gegensatzpartner zur Nicht-Bestimmtheit, die weiblich ist. Eine Bestimmtheit, die weiblich wäre, gibt es nicht. Alle Gegenstände sind somit männlich; „weiblicher Gegenstand" ist eine contradictio in adjecto. Und dennoch spricht alle Welt von männlichen und weiblichen Gegenständen. Als männlich werden alle geraden, vorragenden, eckigen, kantigen, spitzen, schlanken usw. Gegenstände bezeichnet. Weiblich dagegen nennt man das Runde, die Höhlung, das Eingewölbte, Erfüllbare, die Oeffnung, das Loch. An der Oeffnung unterscheiden wir Rand und Lichtung; wahrzunehmen ist aber nur der Rand; die Lichtung ist das Nichts „in" der Umrandung, in diesem (dem polar-gegensätzlichen) Sinne der Inhalt in der Form. Auf den Einwand, daß in der „leeren" Oeffnung etwas ist, z. B. Luft, gehe ich später ein (§ 90). Eine Oeffnung, die ausgefüllt ist, kann nicht mehr eigentlich als Oeffnung gelten, bleibt aber als Rundung weiblich. Die Oeffnung kann noch angedeutet sein; insofern dann die Vorstellung der Oeffnung noch besteht, ist sie auch mit dem Begriff weiblich assoziiert. Ein gewölbter Gegenstand wird, insofern er gewölbt ist, d. h. „nichts" enthält, als weiblich bezeichnet; das Innere der Wölbung ist Nichts im Gegensatz zum gewölbten Etwas, das erfüllbar ist. Die „weibliche" Brust z. B. ist nur als erfüllbare Höhlung weiblich, als vorragendes Gebilde männlich; sofern sie Milch abgibt, ist sie, eben als abgebend, weiblich; sofern sie aber dabei dem Säugling in den Mund gesteckt wird, ist sie männlich; ebenso ist das Abgegebene, die Milch, männlich. Der Mund als Oeffnung wie als Höhle ist erfüllbar, also weiblich wie jede Oeffnung, jede Höhle; die Zunge sowie alles, was in den Mund hineingeht und heraus- oder hinausgeht, ist männlich. Der Penis ist als vorragend, vorgereckt und eindringend männlich. Sofern er aber höhlenartig gebaut ist (corpora cavernosa, in die bei der Erektion das Blut einfließt) und sofern er Samen oder Harn ejakuliert (Eichelöffnung), ist er weiblich. Das Sperma ist männlich, sofern es ejakuliert und aufgenommen wird; die Spermatozoen sind männlich, sofern sie längliche Gebilde sind und eindringen, weiblich, sofern sie auf ihrem Wege Eronen aufnehmen und abgeben. Das Ei ist, sofern es aufnimmt, Oeffnungen hat, weiblich; sofern es aufgenommen wird, z. B. vom Eileiter, vom Uterus usw., ist es männlich. Jede Oeffnung, jede Höhle am menschlichen Körper oder wo sonst immer ist weiblich; das, was die Oeffnung passiert, die Höhle erfüllt, ist männlich. (Einige Belege hierfür in der Anmerkung zu diesem Paragraph.) Das Männliche ist das Positiv, das Weibliche das dazugehörige Negativ. Das Positiv und das Negativ machen die Beziehung und das Verhältnis aus, anschauungsgemäß das Individuum.

Weiblich : männlich bezeichnet also die Anschauung, die polare Gegensätzlichkeit, die Subjekt : Objekt-, Seele : Leib-, Nichts : Etwas-Beziehung. In der Beschreibung der Objektität, der interpolaren Gegensätzlichkeit heißt weiblich das Runde, männlich das Gerade, die zwei grundsätzlichen Anordnungen der Objekte, die im polaren Gegensatz zum weiblichen Subjekt, Nichts allesamt männlich sind. In beiden Fällen werden weiblich und männlich je im unisexuellen Sinne gebraucht.

Wie unterscheiden sich nun M a n n und W e i b von einander?

Mann und Weib sind zusammengesetzte Individuen, und zwar Menschen. Mensch ist apokopiert aus männisch, daher die Frau auch Männin genannt wird. Das Pronomen der dritten Person „man" (vgl. jedermann) gilt für Männer und Frauen als Menschen; ebenso englisch man, men = Mensch, Menschen. Nun trägt der Mann, wie in der Anmerkung zu diesem Paragraphen ausgeführt ist, seinen Namen von seinem Zeugungsglied, einem Gegenstand, der dem einen Individuum, eben dem Manne, zukommt, dem andern nicht; dieses andere, das den spezifischen Gegenstand nicht aufweist, sondern statt dessen die Höhle-Oeffnung mit „ihrem Nichts", hat den Namen Weib erhalten. Im Anschluß an diesen primitivsten Unterschied haben sich entsprechend der Entwicklung der Menschheit (des Gehirns) noch andere Differenzen herausgestellt, die man gewöhnlich in die „primären" und „sekundären" Geschlechtsmerkmale einordnet, und die sich bis in die letzten Einzelheiten erstrecken.

Das Weib ist also ein Individuum, das Gegenständliches in einer andern Anordnung wie der Mann aufweist. Alles Gegenständliche „am" Weibe wie überhaupt alles Gegenständliche ist anschauungsgemäß männlich. Sofern aber der Mann Oeffnungen, Buchten, Höhlen usw. besitzt, ist er weiblich; sofern die Frau Gerades, Vorragendes besitzt, ist sie männlich. In der Beziehung Subjekt-Objekt ist das Subjekt immer der weibliche, das Objekt immer der männliche Partner und zugleich anschauungsgemäß Gegensatzpartner zu „seinem" Nicht-Objekt, mit dem zusammen es das Individuum bildet. Im gewöhnlichen Sprachgebrauch gilt aber als weiblich auch das „zum Weibe Gehörige" überhaupt. Das Weib ist das dem Manne gegensätzliche Individuum, also ist alles, was zum Weibe gehört, weiblich und dem Männlichen, nämlich dem zum Manne Gehörigen, entgegengesetzt. Der Sprachgebrauch (nicht die Sprache) ist auch oder gerade in „prinzipiellen" Dingen oft ungenau und hat den Unterschied zwischen seiend, unseiend und nicht-seiend noch nicht präzisiert, ebensowenig wie den Unterschied zwischen Subjekt als polarem Gegensatzpartner zum Objekt und ferner als Subjekt-Individuum (dasselbe gilt für das Objekt); es wird also auch „weiblich" als polarer Gegensatz zu „männlich" nicht von dem „weiblich" als Name und Begriff für das „zum Weibe Gehörige" unterschieden. Hat es doch eine erhebliche Ueberraschung gegeben, als vor nicht eben langer Zeit die Bisexualität des Mannes und des Weibes und aller andern Individuen „entdeckt", demnach behauptet wurde, daß der Mann auch Weibliches, das Weib auch Männliches an sich habe. Die Biologie dieser Wörter und Begriffe zeigt, daß „weiblich" in einem Sinne das dem Gegenständlichen polar Gegensätzliche, das Nicht-Gegenständliche, das Nichts „in" der Oeffnung, Höhlung, das Nicht-Wahrnehmbare ist; indem aber in der gültigen sprachlichen Ausdrucksweise als „weiblich" a u c h das Gegenständliche am Weibe bezeichnet wird, werden wir auch in unserer Darstellung „weiblich" in dem einen wie im andern Sinne brauchen, sind uns aber über die Ungenauigkeit klar und werden an jeder Stelle verstehen, in welchem Sinne wir „weiblich" anwenden. (Vgl. auch §§ 34, 53.)

A n m e r k u n g 1.

Den Doppelsinn des Wortes „weiblich" ahnt auch die motivische Denkweise; man spricht von der „.D o p p e l n a t u r" des Weibes (Falschheit, Tücke, List, gespaltene Zunge, Unzuverlässigkeit, Wankelmütigkeit usw.) aus der Erfahrung heraus, daß man noch nicht weiß, ob das Weib nun eigentlich „etwas" oder „nichts", ob es ein besonderes Wesen oder nur ein verstümmelter Mann ist (ein Wesen, wie es aus dem Manne wird, der kastriert worden ist; vgl. hierzu §§ 34, 43, 44 u. a.). Hierzu die Erfahrung, daß das Weib das höchste Glück und dabei den Tod — Liebestod, s. §§ 43, 44 usw. — für den Mann bereit hat, also das „Diesseits" und das „Jenseits" zugleich verkörpert. Erst die Entdeckung der polaren und der interpolaren Gegensätzlichkeit, der Beziehung und des Verhältnisses involviert die Präzisierung auch der Begriffe weiblich und männlich, Weib und Mann.

A n m e r k u n g 2.

Das Wort „M a n n" ist sowohl mit der Wurzel MAN (so daß das indogermanische Manu, Mensch

[= männisch] „denkendes Wesen" hieße) zusammenzubringen wie mit der Wurzelsilbe MANTH = hin- und herbewegen, reiben, wovon sanskr. Pramanthas Feuerbohrer, Reibefeuerzeug, griech. Prometheus der Feuerbringer, lat. mentula (Diminutiv von menta) das männliche Glied (verwandt mit mentum das Kinn mit dem Barte), dänisch mand, der Mann, wie in jemand, niemand, dialektisch Manndl, Mandl oder Mannl (wovon Mandel = 15 Stück ursprünglich zur Bezeichnung der zu 15 aufrecht zusammengestellten Garben, über die eine 16. nach Art eines Hutes gedeckt wurde, so daß das Ganze wie ein Mann aussah). Demnach wäre Mann = Phallos, wie ja der Feuerbohrer im Rigveda fortgesetzt mit dem männlichen Gliede verglichen wird; das älteste Feuerzeug bestand aus einem „männlichen" Holzstück, dem Bohrer, und einem „weiblichen", das die Nabe hatte, in der der Bohrer hin- und hergedreht wurde. Uebrigens sind m. E. MAN und MANTH nächstverwandt, wie auch GNO und GEN (ersteres = erkennen, letzteres = zeugen); wir werden sehen, daß das Erkennen der hirngemäße Zeugungsakt ist, und es ist klar, daß die Gleichheit beider Vorgänge uns nicht erst heute aufgegangen ist, sondern dem weisesten der antiken Völker wohlbekannt war und sprachlichen Ausdruck gefunden hat (s. auch Anm. zu §§ 23 und 25). MANTH bezeichnete auch die quirlende Bewegung des Butterstempels im Butterfaß, wozu zahlreiche Analogien bestehen, z. B. Mörser und Pistill, Glocke und Klöppel, Schloß und Schlüssel, Oese und Haken (in Bayern Müetterl und Mannl, in der Schweiz Waibli und Mannli, ital. Feminella und Gangheretto usw.), Ring und Finger; kurz alle Oeffnungen oder Höhlen, in denen sich ein paßrechter Gegenstand hin- und herbewegt, sind Analogien jener urtümlichen Feuerreibe, Analogien des indischen Ligam, das das vereinigte männliche und weibliche Genitale darstellte und als Idol verehrt wurde (vgl. „Zweck", § 92). — Die Griechen und Römer — und in mehr oder weniger verhüllter Form alle „antiken" Menschen — stellten und stellen den Phallos, das männliche Glied in den Mittelpunkt ihres Kultus. Phallos oder Phales heißt Pfahl *). Ein Pfahl war das älteste Grabdenkmal: das aufgerichtete Genitale des Verstorbenen, zum Obelisk, zum Grabstein von geringerer oder größerer Mächtigkeit entwickelt. — Das Grab ist Symbol des Mutterleibes, der Schoß der Mutter Erde. Höhle, Hölle, Hülse sind verwandt; lat. vulva oder volva, Tasche, Hülse, weibliches Genitale, von volvo = drehen, rollen, wälzen (in seinem Innern). Die Degenscheide ist genau so gut eine Vagina wie die Tasche, in die die Hand gesteckt und wo allerhand aufbewahrt wird. Das Haus ist ein Uterus, wie die Straße und jeder andere Gang eine Höhlung ist, in der „Verkehr" stattfindet. Die Haustür wie jede Pforte und Schwelle ist weiblich; was aus- und eingeht, ist, sofern es aus- und eingeht, männlich, mag es sich auch um den Eingang etwa einer Mädchenschule handeln. Der Wagen, das Schiff ist weiblich; was ein- und aussteigt, ist, insofern es aus- und einsteigt, männlich. Der Mast des Schiffes ist ein Phallos. Jeder Behälter (Kiste, Kästchen, Schachtel usw.) ist weiblich; was hineingesteckt oder herausgenommen wird, ist insofern männlich. Der Myrtenkranz ist weiblich; der geschlossene ist Symbol der Unberührtheit, der offene Zeichen, daß die Braut nicht mehr jungfräulich ist. Zugleich ist der Myrtenkranz das Zeichen, daß die Braut bereit ist, „ihr Kränzlein" dem Gartengott zur Verfügung zu stellen; die Beere der Myrte hat die Form des Kitzlers, sie wurde als Aphrodisiacum und Heilmittel bei Frauenkrankheiten angewandt und war der Venus geweiht. „Regen in den Brautkranz" ist Symbol des Samenergusses in das Genitale. Zerreißen des Brautschleiers ist Symbol des Zerreißens des Hymens, des Jungfernhäutchens. Der Pantoffel, der Schuh sind weiblich, der Fuß = männlich; daher „unter dem Pantoffel stehen, Pantoffelheld sein" bedeutet: der Frau untertan sein. Die Aufzählung aller Beispiele, die die Bedeutung der Oeffnung oder Höhle als weiblich und die Bedeutung des in der Oeffnung sich bewegenden, die Oeffnung, die Höhle ausfüllenden Gegenstandes als männlich vorführen können, würde ein vielbändiges erotologisches Lexikon sein, in dem alles Seiende und damit auch alles Nicht-Seiende aufgeführt werden müßte. (Vgl. u. a. Kleinpaul, Leben der Sprache.) „W e i b" bezeichnet die Schwelle und ist sprachbiologisch m. E. verwandt mit weben, bedeutet also die Sich-drehende, -windende, die Umschlingerin, Umgarnerin, die Schicksalsweberin, vgl. Parze, Sphinx, Norne usw.

§ 20. Supermaskulinität, Superfemininität. Sexualkonstitution

Mann und Weib sind also beide zusammengesetzte Individuen und als solche b i s e x u e l l. Das Individuum „an sich" ist die polar-gegensätzliche Zugleichheit von Subjekt und Objekt; wahrgenommen wird nur das Objekt. Die Bisexualität besteht nun nicht darin, daß das Objekt, das als Anschauungspol immer männlich ist, das Objekt als solches zugleich weiblich wäre, also entweder eine Neutralität und damit weder männlich noch weiblich wäre oder ein Männliches und ein Weibliches als zu gleicher Zeit

*) Hierzu Lanze, Stange, Stock, Schwert, Szepter und zahlreiche andere Ableitungen, sowie § 9 Anm. 1 und § 109 Panik.

Bewußtes, zwei Bewußte zu gleicher Zeit darstellte, sondern die Bisexualität besteht in einem Sinne darin, daß das Individuum anschauungsgemäß aus Objekt, Physis, männlich und Subjekt, Psyche, weiblich polar-gegensätzlich zusammengesetzt ist. Das Weibliche ist in diesem (erkenntnistheoretischen) Sinne nicht-wahrnehmbar, die Oeffnung, die Höhle usw. nicht als „Lichtung", sondern nur als Umrandung da. Das Nichts ist in dieser Art „Inhalt" *) der Form, damit aber nicht wahrnehmbar geworden, sondern es ist nichts weiter da als die Form, die Physis, die sichtbar ist. Die Unterschiede zwischen den Individuen sind lediglich formaler, physischer Art; um dies klar genug zum Ausdruck zu bringen, kann man statt Bestimmtheit Formbestimmtheit sagen, obwohl diese Zusammensetzung eine Tautologie ist, indem Bestimmtheit immer formal, physisch, niemals inhaltlich, psychisch ist; es scheint mir aber wichtig, diese Tatsache zu betonen gegenüber der bisher allgemein üblichen Auffassung, daß es auch psychische Bestimmtheiten gäbe. Psyche ist, wie wir wissen, Symbol der Nicht-Bestimmtheiten, ist also nicht-quantitativ und nicht-qualitativ, das Nicht-Unterschiedliche, eben das Nicht-Seiende; Psyche ist anschauungsgemäßer Gegensatz zu Physis.

Die Unterschiede zwischen Mann und Weib sind also auch lediglich physischer Art, und diese Unterschiede sind in der Symbolik der gegenwärtigen Formbestimmtheit gegeben. („Gegenwärtige Formbestimmtheit" ist ebenfalls eine erhellende Tautologie; die Formbestimmtheit ist immer gegenwärtig; eine nicht-gegenwärtige Formbestimmtheit ist streng genommen eine contradictio in adjecto, „nicht-gegenwärtig" ist psychisch und Formbestimmtheit ist physisch; das in der Formbestimmtheit als Symbol vertretene Vergangene und Zukünftige muß aber irgendwie bezeichnet werden, es ist „ungegenwärtig" = noch nicht oder nicht mehr da, ich sage: vor- und nachgegenwärtige Formbestimmtheiten.)

Das Objekt ist immer physisch, und die Bisexualität besteht in der Anschauung des Physischen als Gegensatz zum Psychischen, in der Anschauung des Objekts als Individuum. Die Gegensätzlichkeit ist insofern polar, und hierin gibt es zwischen Mann und Weib keinen Unterschied. Die Unterschiede liegen im Physischen, in der Bestimmtheit als Symbol. Die Bestimmtheit ist immer männlich, aber indem sie immeranders, indem sie Symbol ist, nimmt sie beschreibungsgemäß an Symbol- oder Aktualitätenreihen teil, die verschieden zusammengesetzt sind und deren spezifischer Ablauf eben das Individuum Mann oder Weib ausmacht. Und nach dem allgemeinen Sprachgebrauch werden nun auch Teile dieser das Individuum Mann oder Weib ausmachenden Aktualitätenreihen als männlich und als weiblich bezeichnet und unterschieden. Ja selbst die einzelne Aktualität wird schließlich als männlich oder weiblich bezeichnet, je nachdem sie zu einer Aktualitätenreihe „Mann" oder zu einer solchen „Weib" gehört, und weiterhin wird die Bestimmtheit auch außerhalb des ursprünglichen Verbandes männlich oder weiblich genannt, indem nämlich die analogische Wiederkehr der Aktualitätenreihe „Mann" und „Weib" der Erfahrung entspricht, daß gewisse Bestimmtheiten häufiger in der einen oder in der andern Aktualitätenreihe auftreten, mithin männlich oder weiblich sind, zum Manne oder zum Weibe gehören. So ist das Gegenständliche des Mannes, wie in § 19 angeführt, vorwiegend gerade, gereckt, das Gegenständliche des Weibes vorwiegend zu Buchten, Höhlen, Oeffnungen sozusagen um das Nichts gelagert. Sofern das Gegenständliche des Mannes Oeffnungen usw. bildet, könnte dieser Teil des Mannes rein formal einem Weibe gehören; freilich ist zumeist auch ein solcher Teil des Mannes von dem vergleichbaren des Weibes unterschieden, aber nur im Sinne der feineren Geschlechtsmerkmale. Der Mund des Mannes z. B. gleicht vielfach

*) Mit „Inhalt" ist hier also nicht das die hohle Form Erfüllende, das Füllmaterial gemeint; einen erkenntnistheoretisch leeren Raum gibt es praktisch nicht, mindestens ist (evtl. verdünnte) Luft darin.

dem des Weibes und umgekehrt; viele Formen können, für sich betrachtet, ebensogut dem Manne wie dem Weibe angehören.

Demnach finden sich in der Aktualitätenreihe „Mann" auch „weibliche" und in der Aktualitätenreihe „Weib" auch männliche Bestimmtheiten vor, und so sind die Individuen auch im interpolaren Sinne bisexuell, aus männlich und weiblich zusammengesetzt. Wir stoßen hier wieder auf die Tatsache, daß die für die Objektität gültigen Wörter auch zur Beschreibung der polaren Gegensätzlichkeit verwendet werden (müssen). Von „Mann" und „Weib" hat sich „männlich" und „weiblich" abgeleitet, und diese Eigenschaftswörter sind nun Namen und Begriffe geworden, mit denen wir das interpolare Verhältnis wie die polare Beziehung benennen; hierbei ist die sozusagen metaphorische Anwendung des Wortes „weiblich" für alles zum Weibe gehörige Gegenständliche, des Wortes „männlich" für alles zum Manne gehörige Gegenständliche besonders zu bemerken. „Männlich" und „weiblich" haben also uni- und bisexuellen Sinn.

Hinsichtlich der polaren Gegensätzlichkeit bestehen also zwischen Mann und Weib keine Unterschiede; jedes Individuum ist Subjekt und Objekt zugleich, also weiblich und männlich zugleich und in diesem Sinne polar-bisexuell. Die Unterschiede zwischen Mann und Weib, die Unterschiede des Mannes vom Weibe, sind in der Symbolik gegeben, sind interpolar, und auch in diesem Sinne sind Mann und Weib bisexuell, indem sich, wie oben dargelegt, die Aktualitätenreihen „Mann" und „Weib" aus sogenannten männlichen und aus sogenannten weiblichen Bestimmtheiten zusammensetzen. Wir betonen aber ausdrücklich, daß die Bezeichnung der Bestimmtheit als weiblich erkenntnistheoretisch unrichtig ist, indem das Objekt immer nur männlich gegenüber dem Subjekt als weiblich sein kann. Mit „weiblich" ist ja auch gar nicht die Bestimmtheit als solche, sondern nur als im Verhältnis zu einer andern befindlich gemeint, zu einer solchen nämlich, die Glied einer geraden — männlichen — Reihe ist, so daß die Differenz der Anordnung der Bestimmtheiten den Geschlechtscharakter in der interpolaren Gegensätzlichkeit ausmacht (s. §§ 19, 96).

Begnügen wir uns für jetzt mit der Feststellung, daß Mann und Weib — wie alle Individuen — im polaren und im interpolaren Sinne bisexuell sind, daß „weiblich" im polaren Sinne das „Nichts in der Höhle", das Nichts schlechthin, also den polaren Gegensatzpartner des Objekts, des Männlichen bezeichnet, im interpolaren Sinne eine bestimmte, nämlich runde Anordnung an Weib und Mann (usw.), dann überhaupt „alles" am Weibe, wie männlich „alles" am Manne, sonst die gerade Anordnung bei Mann und Weib (usw.) bezeichnet. Die Unterschiede zwischen Mann und Weib sind in der Verschiedenheit dieser assoziativen Reihen gegeben, die von dem einen oder andern Symbol ausgehen und in dem einen Falle zum Begriffe „Weib", im andern zum Begriffe „Mann" führen, je nach der spezifischen Anordnung der aufeinanderfolgenden Aktualitäten. Es gibt aber keine „männliche" und keine „weibliche" Substanz, keine „wesentlichen" Unterschiede, sondern lediglich formale, phänomenale, derart, daß man die eine Aktualitätenreihe oder Anordnung des Gegenständlichen als „Weib" bezeichnet, die andere als „Mann", dann weiterhin „weiblich" und „männlich" in dem beschriebenen Sinne anwendet.

Somit sind uns auch die quantitativen Differenzen der Individuen an Männlichkeit und Weiblichkeit verständlich. Es gibt mehr oder minder männliche oder weibliche Männer oder Weiber. Ich nenne daher den Mann supermaskulin, das Weib superfeminin. Damit ist gesagt, daß die Individuen „Mann" und „Weib" mehr oder minder zahlreiche männliche und weibliche (diese Wörter hier im unisexuellen Sinne gemeint) Anordnungen aufweisen, der Mann vorwiegend männliche, das Weib vorwiegend weibliche. Das Individuum Mann oder Weib ist hochkomplex, es ist ein

Gesamt, ein Ganzes von Aktualitätenreihen, die nach Art des männlichen oder des weiblichen Typus angeordnet sind, also gerade oder rund, gestreckt oder gehöhlt; der Mann weist immer mehr Gerades, Gestrecktes, Eckiges auf als das Weib, das Weib mehr Rundes, Gehöhltes als der Mann, aber das Verhältnis des Gestreckten zum Gehöhlten ist individuell verschieden. In diesem Sinne nenne ich den Mann supermaskulin, das Weib superfeminin und bezeichne den spezifischen „Gehalt" an Geradem und Rundem mit Sexualkonstitution. Ich betone aber immer wieder, daß es sich bei der Bezeichnung des Objekts als „weiblich" immer um eine der Sachlage nach noch unvermeidliche Ungenauigkeit handelt. Ungenau in diesem Sinne ist es auch zu sagen, der Mann habe mehr Gegenständliches als das Weib, oder das Gegenständliche sei um das Nicht-Gegenständliche gruppiert, beides grenze aneinander, und je mehr Gegenständliches ein Individuum aufweise, desto männlicher, je weniger, desto weiblicher sei es. Das Nicht-Gegenständliche kann ich ja eben nicht wahrnehmen, kann also auch streng genommen nicht sagen, daß sich das Etwas um das Nichts gruppiere; das Nichts, das Nicht-Gegenständliche ist eben Begriff für den polaren Gegensatz zum Etwas, zum Gegenständlichen, nicht aber Begriff für das Ungegenständliche, Noch-nicht- und Nicht-mehr-Gegenständliche, für die interpolaren Gegensätze. Das Weibliche als polarer Gegensatz (Subjekt) zum Männlichen (Objekt) ist das Nicht-Physische, kann nicht vorgestellt werden, kann niemals gegenständlich werden, wie es das Ungegenständliche kann. Das „weibliche" Genitale, die Oeffnung, die Höhlung überhaupt ist nicht „weiblich", indem es (sie) das Nicht-Seiende wahrnehmbar seiend präsentiert, sondern ist weiblich als „anders" angeordnetes Gegenständliches, nämlich als ein so angeordnetes, wie man es weiblich und zum Weibe gehörig zu nennen pflegt. Die Frau hat ja auch einen Penis, eine Vorhaut usw., nur in einer spezifischen Form, die man Klitoris, Kitzler nennt. Der Mann hat auch einen Uterus mit einer Oeffnung, der männliche Uterus ist die Vorsteherdrüse, ihr Ausführungsgang mündet in die Harnröhre. Der Mann hat die gleichen Organe wie das Weib, nur ist die Form beim Manne und beim Weibe different. Das Gegenständliche, das zur gewölbten, gehöhlten, runden Kurve angeordnet ist, gehört zur Entwicklungslinie, zum Assoziationskreis „Weib"; das Gegenständliche, das gerade, eckig, spitz usw. angeordnet ist, gehört zur Entwicklungslinie, zum Assoziationskreise „Mann". Und diese spezifische Anordnung allein macht den Geschlechtscharakter des Seienden aus; diese spezifische Anordnung „liegt" aber im Symbol und ist mit den raumzeitlichen Unterschieden identisch. Die Tatsache, daß der eine Mann männlicher ist als der andere, das eine Weib weiblicher als das andere usw. fällt zusammen mit der Tatsache der spezifischen Anordnung der Formbestimmtheiten, deren Reihenfolge das Individuum ausmacht. Und dies gilt mutatis mutandis für alle — organischen und anorganischen — Individuen.

Was wir bisher gefunden haben und womit wir uns vorläufig begnügen, ist dieses: Mann und Weib sind Bezeichnungen für spezielle Anordnungen des Gegenständlichen, nicht wesensverschieden, sondern interpolar gegensätzlich. Der Mann war und ist der Phallosträger, wie der Name besagt, das Weib war und ist Nicht-Phallosträger, ist das Negativ oder das Negative gegenüber dem Positiv oder dem Positiven. Demnächst wurde und wird alles zum Weibe Gehörige als weiblich, alles zum Manne Gehörige als männlich bezeichnet, gibt es männliche und weibliche „Eigenschaften", d. h. Bestimmtheiten und Reihen von solchen, die erfahrungsgemäß zu dem größeren Komplex Weib oder Mann gehören. Mann und Weib sind nun Subjekt und Objekt oder umgekehrt, je nachdem man diese Begriffe deutet; seit längerer Zeit gilt als Subjekt das Unterworfene, Unter- oder Untenliegende, als Objekt das Darüberhingeworfene, also Obenliegende. In dieser Denkstufe gilt die Auffassung, daß Mann und Weib wesensverschie-

den seien, daß es eine männliche und eine weibliche Substanz gebe usw., der Mann aus männlicher, das Weib aus weiblicher Substanz bestehe. Dieser urtümlichen Gegengeschlechtlichkeit entspringt alle Differenzierung: das Weltall hat immer aus Oeffnungen, Höhlen und den Gegenständen, die in die Oeffnungen, Höhlen passen, die Oeffnung passieren, die Höhle erfüllen, bestanden und wird immer aus diesen Gegensätzen bestehen. Nun aber geht dem Menschen die Erkenntnis auf, daß Mann und Weib bisexuelle Individuen sind, aus Subjekt und Objekt bestehen, in sich gegengeschlechtlich organisiert sind. Jetzt gewinnt „weiblich" und „männlich" universellen Charakter, d. h. ist Bezeichnung für die Pole der Gegengeschlechtlichkeit (Gegensätzlichkeit); diese Begriffe liegen in einer andern Denkweise wie die Vorfahren „männlich" und „weiblich", Mann und Weib. Mit der Entdeckung des unisexuellen Sinnes von männlich und weiblich ist die polare Gegensätzlichkeit erkannt: das Subjekt steht dem Objekt als Weiblich dem Männlich polar gegenüber, die Oeffnung ist in Umrandung und Inhalt im polaren Sinne geschieden, das Seiende erscheint im Gegensatz zum Nicht-Seienden, Nicht-Erscheinenden.

Alles Aphallische gehört zur Entwicklungslinie, die von dem urtümlichen Rund ausgeht, das später weiblich genannt wird, alles Phallische gehört zur Entwicklungslinie „gerade" → „männlich". Nach rund und gerade, gehöhlt und gestreckt, gewölbt und vorragend werden alle Dinge unterschieden. Und die Endpunkte dieser Entwicklungslinien liegen in der letzten Begriffszone als die polaren Gegensätze Nicht-Seiendes: Seiendes, Nichts : Etwas, weiblich : männlich, Psyche : Physis.

3. Kapitel

Vom Bewußtsein und vom Denken

§ 21. Anschauung ist Gegenwart

Das Objekt wird als Symbol *) angeschaut. Die Bestimmtheit (Aktualität) existiert, heißt: sie ist die biologische Summe der vor- und nachgegenwärtigen Bestimmtheiten (Aktualitäten); diese sind die polaren Gegensätze zu den zugehörigen Nicht-Bestimmtheiten. Demnach haben wir auch das Individuum „an sich" als Zugleichheit von Subjekt und Objekt mit der biologischen Summe der Beziehungen identifiziert. Die Beziehung schlechthin haben wir Eron genannt und beschreiben das zusammengesetzte Individuum als ganzheitliche Reihe von Eronen. Dem Subjekt steht immer nur e i n (d a s) Objekt, e i n e (d i e) Aktualität gegenüber, und sofern wir das Individuum als Eronenkomplex bezeichnen, sind wir uns bewußt, daß die Vielheit der Eronen in der Anschauung der Einheit, der Aktualität als Symbol gegeben ist.

Auch die Auflösung des Symbols führt uns realiter nicht etwa in die raumzeitliche Vergangenheit oder Zukunft, sondern wir bleiben dabei immer in der Gegenwart; jede Symbolkomponente, die im Gange der Analyse aktuell ist, kann ja immer nur selber Symbol sein, d. h. die vor- und nachgegenwärtigen Bestimmtheiten symbolisch darstellen, so daß wir von der raumzeitlichen Vergangenheit oder Zukunft nur im Symbol erfahren. Das Symbol, d. h. die Bestimmtheit, die mit der Nicht-Bestimmtheit zusammen die Gegenwart ausmacht, ist Präsentant der Vergangenheit und der Zukunft; mehr als die jeweilige Gegenwart uns von der Vergangenheit und Zukunft sozusagen verrät, können wir keinesfalls erfahren. Auch das Wissen, daß etwas vergangen oder zukünftig ist, liegt in der Gegenwart und ist nicht ein Bewußtsein vom Bewußtsein, sondern

*) S. 30 Fußnote. Zur weiteren Erläuterung: die chemische Verbindung ist das biologische Symbol ihrer Entstandteile, die Summe ist das biologische Symbol der Summanden (Zwei ist nicht Einer und noch Einer, sondern ihre Einheit, ihre Verbindung-Verschmelzung zur Summe) — usw.

lediglich ein Bewußtsein oder genauer das Bewußte, das eben im polaren Gegensatz zum Nicht-Bewußten diese Gegenwart ausmacht; es ist die Aktualität „Vergangen" oder „Zukünftig" oder örtlich „Dort" und hat lediglich assoziative Verbindungen zu den nun vor- oder nachgegenwärtigen Aktualitäten (Bestimmtheiten), die also in der Aktualität „Vergangen" usw. symbolisch vertreten sind; es besteht aber nicht etwa zugleich die Aktualität „Vergangen" usw. und die Aktualität, die vergangen ist, d. h. das Bewußte „Vergangen" und das Bewußte, das vergangen ist. Ist die Aktualität „Vergangen", also die Erinnerung usw. da, so ist keine andere Aktualität, kein anderes Bewußtsein da.

Von der Veränderung des Individuums, vom Werden und Vergehen, von der Eronenbewegung wissen wir also nur im Symbol, wir wissen sozusagen nur das, was in die Gegenwart „eingegangen" ist. Alles, was wir über Vergangenes und Künftiges, auch über örtlich Ungegenwärtiges aussagen, ist Gegenwärtiges, auch die Aussage, daß dieses Gegenwärtige ungegenwärtig, vergangen oder künftig sei; das Nicht-Gegenwärtige aber ist mit dem Gegenwärtigen zusammen die Gegenwart. Das Wort Gegenwart ist ein Homologon zu Gegensatz, Gegenstand, und indem die menschliche Anschauung Gegensätzlichkeit ist, kann in der Anschauung nichts existieren, das nicht gegensätzlich, nicht gegenwärtig wäre. A n s c h a u u n g , W a h r n e h m u n g i s t G e g e n w a r t. Auch die Erinnerung ist, wie gesagt, Gegenwart (s. §§ 90, 105).

Die zeiträumlichen Unterschiede können also niemals zugleich Aktualitäten sein, sondern nur nacheinander, im Gange der Objektänderung, der Bewegung. Das Objekt ist, heißt: es wird als Symbol, als geworden angeschaut, und das Werden nennen wir Bewegung. Die Bewegung aber ist das Denken.

§ 22. Das Bewußtsein sprachlich

Das Bewußtsein gehört zur Funktion spezifischer Hirnzellen und zwar Nervenzellen der Hirnrinde; ich nenne diese Zellen D e n k z e l l e n. Der Psyche steht die Physis gegenüber, dem Subjekt das Objekt, das Ich dem Du usw. Dieses Gegenüber ist die Beziehung, und wann diese Beziehung in der Denkzelle „liegt", dann besteht das Phänomen, das wir Bewußtsein nennen. Die Beziehung kann irgendwo anders liegen, nur besteht dann kein Bewußtsein. (Ueber „Unaktualität" sowie über assoziatorische Rindenzellen später.)

Die Begriffsbestimmung des Bewußtseins hat den Denkern aller Zeiten viel zu schaffen gemacht, worüber ich in meiner Broschüre „Ueber Psychoanalyse" kurz berichtet habe. Es wird gemeinhin für ein „psychisches Phänomen" gehalten — eine contradictio in adjecto: ein Phänomen kann niemals psychisch sein, Psyche ist Nicht-Phänomen.

Sprachlich bedeutet es einen Zustand, eben ein Sein. Die Wortbildung ist analog zu Begabtsein, Bedachtsein, Beliebtsein usw.; diese Worte bedeuten: mit Gaben, Gedanken (im Sinne von bedenken oder mit etwas bedenken), Liebe ausgestattet sein, und zwar sowohl im subjektiven wie im objektiven Sinne (ich bin begabt, du bist begabt). Das Ich wird hier — wie ja überhaupt im allgemeinen Sprachgebrauch — als Individuum aufgefaßt, ebenso das Du; wir müssen vom psychobiologischen Standpunkte aus diese Auffassung als den Tropus „pars pro toto" ansehen. Indem wir das Subjekt, das Ich usw. als das Nicht-Seiende erkennen, dürfen wir ihm kein Sein zusprechen, also auch kein Bewußtsein, kein „Mit-Wissen-ausgestattet-sein" („Wissen" hier im transitiven Sinne, so daß der Gegenstand des Wissens „passiv" ist — s. § 74ff.). Das Subjekt ist das Nicht-Bewußte, es wird aber als das Wissende bezeichnet; das Objekt ist das Bewußte, aber es gilt als das dem Subjekt Bewußte, als das mit dem Wissen des Sub-

jekts Ausgestattete, so wie es mit der Gabe, dem Gedenken, der Liebe des Subjekts „bedacht" wird oder ist.

„Wissen" ist Perfektum und heißt „gesehen haben" *); der Wissende ist der, der gesehen hat, er muß also sehen können, ein Sehender (Seher) sein, d. h. Subjekt sein, das Nicht-Seiende sein. Das Nicht-Seiende wird also sehend, wissend, wahrnehmend, anschauend, denkend, liebend usw., kurz „aktiv" im Gegensatz zum Seienden, das „passiv" ist, bezeichnet (s. § 79). Ich wies schon darauf hin, daß die Auffassung des Subjekts als des Aktiven und des Objekts als des Passiven der motivischen Denkweise entspricht, die genetisch vor der realischen Denkweise liegt. Das Seiende und das Nicht-Seiende sind zu einander weder aktiv noch passiv, sind intransitiv, stehen also außerhalb der Kausalität und Konditionalität, sind lediglich Tatsächlichkeit, sind die polaren Gegensätze. Ueber Transitiva und Intransitiva siehe auch § 76.

Indem die motivische Denkweise die im Symbol anschauungsgemäß vertretenen raumzeitlichen Unterschiede (die vor- und die nachgegenwärtigen Bestimmtheiten, das Werden und Vergehen) ursächlich oder bedinglich oder zwecklich verknüpft, ist auch der Ausdruck dieses Denkens, also auch die zugehörige Motilität, die die Sprache ausmacht, kausal und konditional und final gedeutet und steht dem handelnden usw., kurz aktiven Subjekt das behandelte usw., kurz passive Objekt gegenüber. Das Objekt wird mit Individuum identifiziert und die Veränderung als Wirkung der Ursache, als welche außer anderm Physischen auch die Psyche aufgefaßt wird, gedacht. Und indem weiterhin das Ich, das Subjekt in Uebereinstimmung mit der Anschauung des Objekts ebenfalls als Individuum gilt, muß sich ja auch in diesem, dem Subjekt-Individuum die nämliche Kausalität und Konditionalität und Finalität abspielen, also auch das „eigentliche" Ich, das eigentliche „Subjekt" auf den „Rest" des Subjekt-Individuums, wie wir realiter sagen, auf das zum Individuum anschauungsgemäß gehörige Objekt „einwirken" können. Und endlich statuiert die motivische Denkweise auch die interindividuellen Verhältnisse als kausal oder konditional oder teleologisch.

Die Anwendung motivischen Sprachgutes ist — als Zeichen der Begrenztheit der Sprache — auch in der realischen Betrachtung der Dinge, in der realischen Denkweise unvermeidlich, und wir können uns damit auch unbedenklich abfinden, solange wir nur nicht vergessen, daß mit den motivischen Worten und Sätzen lediglich Tatsächliches gemeint ist. Die Verba transitiva geben realiter weder eine Einwirkung noch auch nur ein Uebergehen von etwas zum Subjekt Gehörigen auf das Objekt oder umgekehrt an. Subjekt und Objekt sind realiter lediglich polare Gegensatzpartner; es können sich anschauungsgemäß nicht Teile des Subjekts ablösen und auf das Objekt übergehen oder umgekehrt, sondern das Subjekt als Psyche, Nicht-Seiendes ist nichtveränderlich und schaut lediglich das Objekt als veränderlich an. Die Veränderlichkeit des Objekts ist mit seinem Symbolcharakter gegeben; die Veränderung vollzieht sich ausschließlich „am" Objekt, und zwar auch nicht als Wirkung oder Einfluß des Subjekts, mit dem zusammen das Objekt das Individuum „an sich" bildet, sondern lediglich anschauungsgemäß, indem eben die gegenwärtige Bestimmtheit als geworden angeschaut und beschrieben wird. Veränderung, Bewegung, Verhältniswechsel, Werden und Vergehen,

*) *Kleinpaul*, Stromgebiet der Sprache, p. 502: „Das Auge sieht (videre, ἰδεῖν: εἶδον=ἔϝιδον), der Wissende hat gesehen (erweiß; ich weiß, wir wissen entspricht genau dem griechischen οἶδα = ϝοἶδα, ἴδμεν = ϝἴδμεν, wissen ist ein Perfektum). Im Sanskrit bedeutet vid: sehen und wissen, die letztere Bedeutung liegt in Veda, Wissen, Wissenschaft vor ... Der Begriff des Sehens ist bei uns aus dem des Folgens hervorgegangen, denn sehen, lateinisch sequi, heißt eigentlich: mit den Augen folgen, etwa wie wir die Fortschritte eines Individuums aufmerksam verfolgen." — Ueber die Verwandtschaft von sequi zu sexus siehe § 78.

Evolution und Involution sind als solche nicht wahrnehmbar, sondern im Seienden als Symbol anschauungsgemäß gegeben.

Das Subjekt „liebt" also nicht das Objekt in dem Sinne, daß Gefühle sich auf das Objekt erstrecken, übergehen, Gegenliebe finden oder nicht. Das Objekt wird — ebenfalls in diesem Sinne — vom Subjekt nicht „geliebt" oder „gehaßt" oder irgendwie als Passivum, als Leidendes behandelt. Wer das annimmt, verwechselt Subjekt mit Individuum und Objekt mit Individuum. Wenn auch das Objekt anschauungsgemäß als Individuum auftritt, so doch nicht derart, daß es für sich mit Individuum identifiziert werden darf, daß es das ganze Individuum ist; und dasselbe gilt für das Subjekt. Das Individuum besteht aus Objekt und Subjekt zugleich, und das Subjekt als Pol des Individuums ist mit dem anschauenden Subjekt identisch, das seinerseits ebenfalls Pol eines (seines) Individuums ist, und zwar der negative zum positiven, der mit dem Objekt identisch ist. Die „Beziehung" zwischen den Individuen (nicht das Verhältnis ihrer Objekt-Pole) ist immer Subjekt-Objekt-Beziehung, wobei das Objekt das Veränderliche ist, das Subjekt das Nicht-Veränderliche. Sobald wir von Individuen (im Pluralis) sprechen, beschreiben wir, geht die anschauungsgemäße Symbolanalyse vonstatten, d. h. ist anschauungsgemäß das Symbol, die gegenwärtige Bestimmtheit, die (symbolische) Einheit eine Mehrheit und Vielheit. Die Frage, warum das so ist, warum die Bestimmtheit als Symbol erscheint, ist die Frage, warum die Anschauung so ist, wie sie ist, — eine Frage, die außer der in ihr selbst liegenden Antwort keine Antwort findet, die motivisch ist, die der realische Mensch nicht stellt. Wahrnehmung ist lediglich übernommene Bezeichnung für die Beziehung zwischen Subjekt und Objekt; das Subjekt kann sich selber nicht zum Objekt haben, mithin nicht selber, für sich Individuum sein, sondern nur das Objekt als physischen Pol des Individuums anschauen; es gibt dem Subjekt gegenüber immer nur ein einziges Objekt, dieses Objekt aber als Symbol, und in der Symbolik ist eben die Vielheit gegeben. Das „immer" heißt soviel wie „in der Gegenwart", die wir als identisch mit Beziehung erkannt haben. Nur indem das Subjekt das Objekt als Symbol anschaut, gibt es eine Mehrheit und Vielheit von Individuen.

Auch das Wissen des Subjekts ist also nicht ein Wirken auf das Objekt, auch nicht ein Uebergehen von „Subjektivem" auf das Objekt, wie das der motivische Sprachgebrauch hier wie überhaupt als „Wesen" der Beziehung annimmt. Ich sagte: wahrnehmen ist soviel wie aufnehmen, daher weiblich, wahrgenommen werden soviel wie aufgenommen werden, daher männlich. Aber auch damit soll nicht das Subjekt als ein Behälter gekennzeichnet sein, in den das Objekt übergeht; diese Ausdrücke stammen vielmehr aus der Objektität und werden nur aushilfsweise auf die Beziehung Subjekt-Objekt angewandt. Sofern das Subjekt als Individuum gilt ebenso wie das Objekt, ist das Subjekt mindestens ein Gegenständliches, das also auch aufnehmen und abgeben, werden und vergehen, sich verändern usw. kann. Sofern Subjekt und Objekt als zwei Individuen gelten, sind sie z. B. Weib und Mann, und dann ist es klar, daß das Weib als Subjekt aufnimmt, der Mann als Objekt aufgenommen wird (ursprünglich nicht nur sein Penis und Sperma, sondern hinterdrein er selbst, indem er aufgefressen wurde). Aber Subjekt und Objekt sind nicht Weib und Mann, sondern unisexuelle polare Gegensatzpartner, deren Zugleichheit erst anschauungsgemäß das Individuum ausmacht. Und nur indem das Subjekt das Objekt als Pol des Individuums anschaut, ist mit der Individualität, zu der das Objekt gehört, auch die, zu der das Subjekt gehört „gegeben" — nicht als ob nun das Subjekt sich selber als Individuum anschaute, sondern in dem Sinne, daß das Subjekt das Objekt als zu e i n e m Individuum gehörig anschaut.

Man könnte also sagen, bei der Auffassung des Subjekts als eines Individuums (also

ohne Objekt) und des Objekts als eines Individuums (also ohne Subjekt) liege eine Verwechslung von Begriff und Gegenstand vor. Ein Begriff könne selbstverständlich nicht wie ein Gegenstand „aufnehmen" oder „abgeben", und wer sage, das Subjekt oder das Objekt nehme auf und gebe ab, der vergesse eben, daß Subjekt und Objekt Begriffe seien und nicht Gegenstände. Ueber das Verhältnis von Gegenstand und Begriff wollen wir später sprechen. Jetzt nur soviel, daß der Begriff genau so wie der Gegenstand und das Gefühl Objekt ist, also Pol des Individuums; mithin liegt keine derartige Verwechslung vor, sondern es ist noch nicht erkannt, daß das Subjekt im polaren Gegensatz zum Objekt steht und beide zusammen erst das Individuum ausmachen.

Im übrigen ist zu bemerken: alle Beziehungen sind Spezialfälle der Beziehung schlechthin, sind männlich-weiblich, auch die in der Hirnsphäre bestehenden Beziehungen. Alle Beziehungen sind wesensgleich, sind als Symbolkomponenten in der Beziehung schlechthin vertreten, und zwar anschauungsgemäß. Indem Gegenstand wie Begriff Objekte sind, also Gegensatzpartner zum Subjekt, gehört ihr Sein zur Beziehung und können prinzipiell „homologe" Bezeichnungen für sie gebraucht werden, d. h. die Gegenstandsbezeichnungen in der Art der chemischen Homologie mit den Begriffsbezeichnungen verwandt sein. Nun ist aber diese Homologie noch sehr wenig ausgebildet, und es bleibt, wann man die Begriffswelt beschreiben will, nichts anderes übrig, als sich — mit dem Appell an das verstehliche Gefühl — der üblichen Wörter zu bedienen. Ich wies schon wiederholt darauf hin, glaube aber, daß der Sachverhalt nicht genug betont werden kann, insbesondere denen gegenüber, die über dieses verstehliche Gefühl nicht oder nur in geringem Maße verfügen und, in Unkenntnis dieser Tatsache, das verwerfen, was sie nicht verstehen.

Wer das Seiende beschreibt und damit zugleich auch das Gegensätzliche zum Seienden, das Nicht-Seiende, kann sich nur oder fast nur motivisch ausdrücken, d. h. muß sich der motivisch gedeuteten Wörter bedienen auch zur Kennzeichnung realischer Zusammenhänge. Er muß also mit den Zeitworten, ihren Aktiv- und Passivformen usw. operieren und kann nur nachdrücklichst darauf hinweisen, daß mit ihnen nichts Kausales und Konditionales oder Teleologisches, sondern lediglich Tatsächliches gemeint ist.

Das Wissende, das Sehende usw., das wir als identisch mit dem Subjekt erkannt haben, kann streng, d. h. hier e verbo, genommen mit dem Nicht-Seienden nicht identisch sein, sondern ist eigentlich Objektbezeichnung; streng genommen ist das Subjekt das Nicht-Wissende, das Nicht-Wahrnehmende usw., aber ein solches, das dem, was gewußt, wahrgenommen usw. wird, gegenübersteht. Aber es verträgt sich durchaus nicht mit dem motivischen Sinn des Aktiven und des Passiven, daß das Subjekt als nicht-wissend, nicht-wahrnehmend Gegensatzpartner sei zu dem, was gewußt, wahrgenommen wird; das Nicht-Wissende kann eben nicht wissen, das Nicht-Wahrnehmende kann nicht wahrnehmen, also kann es auch kein Objekt haben, das gewußt, wahrgenommen usw. wird. Das Subjekt ist aber doch Pol-Gegensatz zum Objekt — oder man muß die menschliche Anschauung aufheben. Diese verzwickte Situation ist genetische Interferenzerscheinung: es wird das Subjekt als Individuum gesetzt, dieses kann nun wissen, wahrnehmen usw.; dabei ist die Zugleichheit von Subjekt und Objekt und eine scharfe Unterscheidung der Bestimmtheit und der Nicht-Bestimmtheit noch unbekannt. Wir sehen ja, daß noch heute hochentwickelte Gehirne Psyche auf Psyche und Physis auf Physis „wirken" lassen und sich in dieser Hinsicht wenigstens um die menschliche Anschauung als polare Gegensätzlichkeit nicht kümmern. Brauchen wir uns da zu wundern, daß der gewöhnliche Sprachgebrauch, der sich im ganzen großen in der naiv-motivischen Sphäre bewegt, diese Unterschiede erst recht (noch) nicht entwickelt hat? Das Nicht-Seiende kann nicht wissen usw., aber wir sind nicht in der

Lage, die menschliche Anschauung in Worten darzustellen, die dem „Wesen" des Nicht-Seienden adäquat wären, sondern müssen Bezeichnungen, die eigentlich dem Objekt im Individuum zukommen, dem Subjekt zuschreiben, damit zugleich bekennend, daß das Subjekt überhaupt nicht beschreibbar ist, sondern nur das Objekt, das Physische, die Form, das Du, dessen Bestimmtheiten gegensätzlich zu den Nicht-Bestimmtheiten des Subjekts sind.

Ein Nicht-Seiendes, das als wissend, wahrnehmend, anschauend beschrieben wird und zugleich nicht-weiß, nicht wahrnimmt, nicht anschaut usw., ist schwer zu verstehen, aber wir müssen uns damit behelfen, für die Beschreibung des Nicht-Seienden, der Psyche, des Subjekts usw. Wörter zu borgen, die dem eigentlich gemeinten Sinn möglichst nahekommen. (Siehe hierzu auch III. Teil 5. Kap.)

§ 23. Bewußtsein ist physisch

Das Bewußtsein wird ganz allgemein dem Individuum (als Hirnwesen) zugeschrieben, und zwar ohne daß man dieses Individuum als Zugleichheit von Subjekt und Objekt auffaßt; es wird also auch nicht gesagt, ob das Bewußtsein dem Subjekt oder dem Objekt im Individuum zukommen soll. Nur eines wird behauptet — und zwar als ganz selbstverständlich und außer Zweifel stehend —, daß das Bewußtsein psychisch sei, wobei es entweder mit Psyche kurzerhand identifiziert oder andern „psychischen Instanzen", z. B. dem Unbewußten (oder Unbewußtsein) entgegengestellt wird. Hierbei wird wieder nicht klargestellt, wie sich Psyche zu Subjekt oder Ich verhält, oder wo der Versuch gemacht wird, so laufen die Meditationen doch auf eine Aufteilung der Psyche hinaus.

Nun, die im vorigen Paragraphen kurz vorgetragene Etymologie des Wortes Bewußtsein verhilft uns zu der Erkenntnis, daß das Bewußtsein ein Phänomen, daß es physisch ist, daß es dem Objekt und nicht dem Subjekt zukommt. Allerdings müssen wir dabei der Vorbehalte gedenken, die wir in sprachlicher Hinsicht gemacht haben. Wir identifizieren sonach das Nicht-Seiende mit dem Wahrnehmenden, Wissenden usw. und vergessen nicht, daß diese Aktiva dem Nicht-Seienden sozusagen von einer früheren Stufe der Entwicklung her anhaften, nämlich von der infantilen und juvenilen Stufe her, auf der dem Nicht-Seienden das Weib und das Weibliche, die Oeffnung, die Höhle, die Null korrespondiert und die Oeffnung, kurz das Weib, das Weibliche als wahrnehmend, wissend, sehend, aufnehmend und abgebend usw. aufgefaßt wird.

Das Subjekt ist also das Wissende, das Objekt das, was gewußt wird und das, was bewußt ist. Bewußt ist — in Analogie zu beliebt, begabt usw. — als ein Iterativum oder Intensivum zu gewußt aufzufassen. Bewußt ist das, was mit Wissen — hier im passiven Sinne! — ausgestattet, was gewußt worden und nun bewußt ist. Dieses Wissen, das ja ursprünglich gleich „gesehen haben" ist, gilt als „Funktion" des Subjekts, genau so wie wahrnehmen, anschauen, denken, aufnehmen, lieben usw. So wie das Objekt dasjenige ist, was wahrgenommen, gewahrt worden ist und nun bewahrt ist, so ist das Bewußte dasjenige, was aus dem Gewußtwerden oder Gewußtwordensein sozusagen nicht mehr herauskommt, sich im Zustande des Bewußtseins befindet, solange das Wissen überhaupt andauert. Bewußt ist das, was im Bereiche des Wissens oder als Gegensatzpartner des Wissenden existiert. Es ist klar, daß mit dem Wissenden ursprünglich das Individuum gemeint ist, und zwar zunächst das Individuum als sehend (als Besitzer von Augen, die unter den Sinnesorganen im Laufe der Phylogenese sehr früh den Primat erhielten) und damit als erkennend, ein Wort, dessen Ursprung aus der pubertätlichen Einweihung noch heute offensichtlich ist (siehe Anm. zu diesem Paragraph).

Man könnte einwenden, auch das Wissende wäre „mit Wissen begabt" und so mit

Bewußtsein ausgestattet, wäre bewußt. Aber ich hob schon hervor, daß „bewußt sein" Passivum ist, daß das Wissen (dem Wortlaut nach) als eine sich auf das Objekt erstreckende Tätigkeit aufgefaßt werden muß. Und Subjekt und Objekt können ihre Rollen nicht vertauschen. Wann es den Anschein hat, als ob ein solcher Rollentausch doch vorkomme, so muß daran erinnert werden, daß die Verleihung des Bewußtseins nicht dem Subjekt als solchem, sondern dem Subjekt als (vermeintlichem) Individuum zugedacht ist. Das Subjekt kann nie „aktiv" sein, das Nicht-Seiende ist das Wahrnehmende, Anschauende, Wissende usw. nur wie oben dargelegt. Erst im realischen Denken wird das Wahrnehmende usw. als das Nicht-Seiende erkannt.

Das Bewußtsein ist identisch mit Objektität, das Nicht-Bewußtsein mit Subjektität. Das Bewußte ist das Objekt, das Nicht-Bewußte ist das Subjekt. Das Bewußte ist physisch, männlich, das Nicht-Bewußte (Wissende) ist psychisch, weiblich.

Bewußtsein ist der Zustand des Objekts, dieses als Gegensatzpartner zum Subjekt als Wissendem gefaßt. Nicht-Bewußtsein ist der Zustand des Wissenden, des Subjekts. Das Subjekt weiß — nur nichts von sich selber; es ist nicht wißbar, wie es nicht wahrnehmbar, nicht anschaubar, nicht physisch ist.

Das Bewußte ist wahrnehmbar, es ist das Objekt. Und der Zustand „Bewußtsein" ist ebenfalls wahrnehmbar: er ist der Zustand, in dem sich das Objekt befindet, genauer: der die Objektität ausmacht, zum Objekt gehört, sofern dieses Gegensatzpartner zum Wissenden, Sehenden ist. Die Analoga im Gebiete der andern Sinnesorgane sind: das Gehört- und nun Behörtsein, das Geschmeckt- und nun Beschmecktsein, das Getastet- und nun Betastetsein, das Gerochen- und nun Berochensein usw. In diesen Bildungen zeigt sich deutlich der „objektive" Charakter, die Intensität der zugehörigen Sinnesfunktion. So bedeutet auch Bewußtsein soviel wie Gesehen- und nun Besehensein, indem wissen Perfektum zu sehen ist (vergl. Fußnote S. 55). Es begreift auch in sich das Behört-, Beschmeckt-, Befühlt-, Berochensein usw.; es ist Begriff für die Existenz des Objekts überhaupt, gleichgültig in welcher Denksphäre, in welcher Denkzelle die Beziehung „liegt". Das Objekt überhaupt ist bewußt. Welche Bestimmtheit auch aktuell sein mag, a k t u e l l s e i n h e i ß t : b e w u ß t s e i n. Bewußt ist Begriff für alle Bestimmtheiten (Aktualitäten) als Gegensatzpartner innerhalb der in den Denkzellen liegenden spezifischen Beziehungen. Und Bewußtsein ist Begriff für alles „Bewußte" als seiend.

A n m e r k u n g.

Kleinpaul, Leben der Sprache, Bd. I, p. 183: „Zwischen den Begriffen des Erkennens und des Zeugens, zwischen den Wurzeln GNO und GEN findet in den indogermanischen Sprachen ein unverkennbares Verwandtschaftsverhältnis statt, obgleich sie bereits in der Urzeit unterschieden worden sind. Als vermittelnden Begriff betrachtet man bald den des Keimens, bald den des Könnens. Unser K ö n n e n ist eigentlich so viel wie w i s s e n, diese Begriffe tauschen sich ja auch in andern Sprachen aus: i c h k a n n t a n z e n entspricht auf das genaueste dem französischen j e s a i s d a n s e r oder dem italienischen s o b a l l a r e. Erst später entwickelte sich aus dem W i s s e n die Bedeutung des V e r m ö g e n s. Indessen ist i c h k a n n eigentlich kein Präsens, sondern ein Perfektum, nämlich ein sog. starkes Präteritum, analog den Formen i c h s a n n, i c h b e g a n n, i c h r a n n: das Perfektum i c h k a n n setzt ein Präsens k i n n e n voraus, welches k i n n e n etwa dem lateinischen n o s c e r e zu vergleichen wäre, so daß i c h k a n n dem lateinischen n o v i gleichsteht. Das Zeitwort k i n n e n hatte wiederum nun ursprünglich die Bedeutung e r z e u g e n, i c h k a n n hieß: i c h h a b e e r z e u g t. I c h k a n n i h n durfte ein Vater von einem natürlichen Sohne sagen, wenn es galt, ihn als erbberechtigt hinzustellen; i c h k a n n i h n war soviel wie i c h b i n s e i n V a t e r, und dies soviel wie i c h k e n n e i h n, i c h e r k e n n e i h n a n. I c h k a n n i h n durfte auch die Mutter im gleichen Falle sagen, dann war es soviel wie i c h h a b e i h n g e b o r e n... Lassen wir diese Genesis des Begriffes gelten, so steht also i c h k a n n so ziemlich auf derselben Stufe wie i c h w e i ß..." Vgl. § 19 Anm. 2, § 72 Anm. Ferner vgl. die Wendung: „Und er erkannte sein Weib und sie ward schwanger" und zahlreiche Analoga in

allen Sprachen, antiken wie modernen. Auch das Wissen bedeutet vielfach: in die Geheimnisse der Liebe eingeweiht sein; diese Einweihung fand statt bei der Pubertätsweihe, der heutigen Konfirmation; aber vom „Baume der Erkenntnis" zu kosten, war schon in früher Menschheitszeit verboten. „Da wurden ihrer beider Augen aufgetan und wurden gewahr, daß sie nackt waren." Zu „kennen" vgl. „können" svw. zeugen, erzeugen, „König", homolog lat. genus, svw. Könner, Erzeuger, Vater, Herr (so auch Kenner, Weiser), ferner „Kunst" usw. — Daß die abstrakten Begriffe „Subjekt" und „Objekt" eigentlich die Partner im Pubertätskampf bezeichnen, wurde schon erwähnt: urzeitlich Kampf zwischen Mann und Weib bis zur „Eroberung" des Weibes, das unterunten lag, dem der Mann über-legen war, später Kampf zwischen Mann und Mann mit dem Ergebnis der Unterlegenheit, Nieder-lage, Entmannung des einen und der Ueberlegenheit des andern, der nun noch das Weib zu erobern hatte. Als schöpferisch-zeugerisch galten und gelten auch die wesenhaft „gedachten" ψυχη und νοῦς, Seele und Geist = Hauch, Atem (Atman, Adam, got. anan hauchen, wozu Ahne usw.), Leben; „er blies ihm einen lebendigen Odem ein", „unbefleckte Empfängnis" der Maria via Ohr, Schwängerung der (vermeintlich nur weiblichen) Geier durch den Wind in der ägyptischen Mythologie usw. usw.; dazu geistige Konzeption, geistige Schöpferkraft, Geisteserzeugnis, genital — genial usf.

§ 24. Denken ist Bewegung

Das Objekt ist das Bewußte. Die Veränderung, die Bewegung ist das Denken.

Hier müssen wir wieder einige etymologische Bemerkungen einfügen. Zunächst sei daran erinnert, daß Bewegung Mittelwort zu bewegen und bewegt werden ist, daß es also ein Begriff ist, in den die Aktiv- und die Passivform eingehen; dasselbe gilt für Veränderung usw. Wir haben gesehen, daß diese Wörter einer motivischen Vorstellung entsprechen, nämlich der, daß Subjekt und Objekt je ein Individuum seien und daß diese Individuen sich zueinander im kausalen Sinne verhalten, daß also das eine aktiv, das andere passiv sei. Realiter ist das Subjekt für sich weder Individuum noch aktiv, sondern nicht-seiend, und das Objekt ist für sich weder Individuum noch passiv, sondern seiend. Das Subjekt verändert, bewegt usw. nicht das Objekt, sondern steht ihm anschauungsgemäß, also polar gegenüber. Die Objektbeschreibung ist aber nur möglich in motivischen Sprachformen, und indem das Subjekt Gegensatzpartner zum Objekt ist, kann, sobald das Objekt als passiv aufgefaßt oder beschrieben wird, das Subjekt nur als nicht-passiv, d. h. als aktiv gelten; dementsprechend liegt in der Kennzeichnung des Objekts als verändert oder veränderlich, bewegt oder beweglich usw. eo ipso die Kennzeichnung des Subjekts als verändernd, bewegend usw., wobei eben beide, Subjekt und Objekt, als Individuen aufgefaßt werden.

Der Uebergang zur realischen Auffassung liegt in der Uebertragung der Bewegung, Veränderung usw. ins Gebiet des Objekts. Damit, daß diese Worte zur Beschreibung des Objekts dienen, ist eigentlich schon gesagt, daß das Subjekt als aktiv nicht mehr in Betracht kommt, daß es an der Veränderung, Bewegung nicht im Sinne des Verändernden, Bewegenden usw. beteiligt ist. Der realische Mensch erkennt schließlich, daß die Veränderung, Bewegung usw. des Objekts lediglich mit der Anschauung des Objekts als Symbol gegeben ist. Veränderung, Bewegung bedeutet nun nichts weiter als die zeiträumlichen Unterschiede, die im Symbol vertreten sind; das Subjekt verhält sich lediglich anschauend, d. h. nicht-seiend.

Auch das Denken ist Mittelwort zu denken als Aktiv- und gedacht werden als Passivform. Das Wort müßte eigentlich „Denkung" (wie in Denkungsart) lauten; diese Form ist aber nicht gebräuchlich, sondern der Infinitiv gilt auch als Substantiv. Ich denke, heißt: das Ich wird als Individuum aufgefaßt und als aktiv, wobei denken zunächst im transitiven, dann auch im intransitiven Sinne angewendet wird. Das Gedachte ist das Objekt. Das Ich, das Subjekt ist aber realiter auch hier wieder nicht aktiv, es ist nicht-denkend, wie es nicht-wissend, nicht-verändernd usw. ist, es ist eben nicht-seiend; lediglich die Begrenztheit der Sprache ist es, die sich in dem Gebrauch der

Aktivformen als Bezeichnungen für die Nicht-Bestimmtheiten des Subjekts äußert. Wir schreiben also das Denken (gleich Denkung) ebenso wie die Bewegung usw. dem Objekt zu und identifizieren Denken mit Bewegung, Veränderung, müssen aber anderseits das Subjekt, obwohl es eigentlich nicht-denkend ist, als denkend gelten lassen insofern, als uns ein Ausdruck fehlt, der das Nicht-Seiende mit dem Seienden, sofern dieses gedacht ist, in der gegensätzlichen Beziehung darstellt. Die Verwirrung, die in der Begriffsbestimmung des Subjekts, der Psyche, des Ich usw. herrscht, ist bei genetischer Betrachtung verständlich, und diese Verwirrung erschwert ganz besonders die Erfassung des Begriffs „Denken", indem dieses Wort einmal Infinitiv und Aktivform, sodann Substantiv (gleich Denkung) ist, einmal dem motivisch verstandenen Subjekt als dem Denkenden, sodann (als Substantiv) dem Objekt als dem Denkbaren, Gedachten, in der „Denkung" wie in der Bewegung, Veränderung usw. Seienden zugeschrieben wird und letzten Endes diese Bewegung, das Denken (die Denkung) selber mangels eines genauen Ausdrucks gedacht wird.

Vom Subjekt ist realiter nichts weiter zu sagen, als daß es Gegensatzpartner zum Objekt, als solcher nicht-seiend, weiblich ist, wie die Entstehungsgeschichte dieses Begriffes aus dem Ur-Gegensatz Mann-Männin zeigt. Als nicht-seiend ist es nicht-zeitlich, nicht-räumlich, nicht-lokalisierbar usw. Es ist nicht-wissend, nicht-denkend, nicht-bewegend usw. Und doch bleibt uns gar nichts weiter übrig, als zur Beschreibung des Objekts Ausdrücke zu verwenden, deren gegensätzlicher Sinn das Nicht-Seiende zum Aktivum macht.

Das Denken (gleich: die Denkung) ist identisch mit der Symbolik (§ 21), die anschauungsgemäß dem Objekt zukommt; indem das Objekt als Symbol angeschaut wird, ist eben Veränderung, Bewegung, Denken gegeben, d. h. die zeiträumlichen Unterschiede, die die „Objektwelt" ausmachen. Es ist höchst ungenau zu sagen, das Werden und das Vergehen, die Bewegung usw. seien vom Subjekt gedacht; das, was die Bewegung usw. denken soll, ist nicht-seiend, nicht-denkend, es ist anschauungsgemäß Gegensatzpartner zu dem, was sich im Zustande der Bewegung, des Denkens (als im Ge- oder Bedachtsein, in der Denkung) befindet. Wir müssen uns mit dem generellen Hinweis begnügen, daß alle zeiträumlichen Bezeichnungen, welche sprachlichen Formen sie auch immer aufweisen, zur Objektität gehören und daß ihre Anwendung für „Subjektives" entweder der motivischen Gleichsetzung des Subjekts mit Individuum entspricht oder aber, realiter, ein Notbehelf ist.

§ 25. Denken als Funktion der Hirnrinde

Die Reihung des Objekts zu Objekten, des Individuums zu Individuen „bevölkert die Erde". Indem das Individuum aus Subjekt und Objekt besteht, kann es seine Individualität ermessen. Die Komplexität der Individuen macht ihre Spezifität aus, ihre Unterschiedlichkeit. Es gibt Menschen, Tiere, Pflanzen, „tote" Gegenstände. Alle Individuen schaut der Mensch als bisexuell, als Zugleichheit von Subjekt und Objekt, von Seele und Leib, von Inhalt und Form an; soweit sie Objekt sind, sind sie — immer je eines — aktuell.

Weiterhin hat sich herausgestellt, daß die Individuen entsprechend ihren Bestimmtheiten nach Familien, Sippen usw., nach Spezies zu ordnen sind. Diese Unterschiedlichkeit der Gruppen (Gruppenspezifität) bedeutet also: Uebereinstimmung der zugehörigen Individuen hinsichtlich gewisser Bestimmtheiten — unbeschadet der Tatsache, daß die Individuen einer solchen Gruppe voneinander unterschieden sind (Indi-

vidualspezifität). Das naturwissenschaftliche System ist — wie alle andern Systeme auch — anthropoistisch. Die Einteilung („Rangordnung") der Individuen ist Ausdruck für die mehr minder große Uebereinstimmung der Bestimmtheiten der Dinge mit denen, die der Mensch an sich selber wahrnimmt. Je weiter die Symbolanalyse sich detailliert, desto präziser ist die Umschreibung der einzelnen Gruppen, in die der Mensch die Wesen einordnet, desto größer ist die Zahl der Bestimmtheiten, die (dem Menschen) bewußt sind.

Die wissenschaftliche Beschäftigung des Menschen mit den Individuen, die ihm wesensgleich und wesensähnlich sind, hat zur Erkenntnis der Spezifität der diese Individuen zusammensetzenden Organe geführt. Und es hat sich gezeigt, daß das Gehirn dasjenige Organ ist, in dem sich die mit Bewußtsein einhergehenden Vorgänge abspielen, d. h. der Mensch spricht allen mit einem Gehirn ausgestatteten Wesen eine der seinigen analoge Anschauung zu; diese ist an die Funktion des Gehirns „gebunden". Jedes Organ hat seine spezifische Funktion; die Hirnrinde ist insofern ein Organ für sich, ihre Funktion ist das Denken, in dieses ist als „Höhepunkt" die Beziehung eingeschaltet, deren einer Partner das Nicht-Bewußte, deren anderer das Bewußte ist. „Das Bewußte" haben wir als Begriff aller Bestimmtheiten (Aktualitäten) erkannt, die an den in den Denkzellen „liegenden" Beziehungen beteiligt sind. Liegt die Beziehung nicht in einer Denkzelle, so besteht weder Bewußtsein noch Nicht-Bewußtsein (denkgemäß), wohl aber Seiendes und Nicht-Seiendes, Männlich und Weiblich, Physis und Psyche, Objekt und Subjekt als Gegensatzpartner.

Gehirnlose Wesen oder solche, deren Gehirn nicht hinreichend funktioniert, sind zwar als Objekt bewußt, haben aber offenbar keine Anschauung, die der menschlichen oder der tierischen, der zerebralen im allgemeinen analog wäre. Sofern sie Objekte sind, werden sie als Individuen, als Zugleichheit von Objekt und Subjekt angeschaut; sie haben also Bestimmtheiten, denen die Nicht-Bestimmtheiten gegenüberstehen, mit denen sie zusammen das Individuum ausmachen. Die Bestimmtheit „hart", die einem Steine zugehören mag, existiert nur als Gegensatz zu nicht-hart (polarer Gegensatz) und zu weich usw. (interpolarer Gegensatz); sie existiert, heißt: sie ist bewußt, Gegensatzpartner in der hirnspezifischen Beziehung, aber auch Gegensatzpartner des am Individuum „Stein" beteiligten „Nicht-Bewußten", das freilich nur Nicht-Seiendes sein kann, indem „bewußt", abgeleitet von wissen, sehen, eben zur hirnspezifischen Funktion gehört. Alle an hirnspezifischen Beziehungen beteiligten Bestimmtheiten sind bewußt; „bewußt" ist der Begriff für sie, und jede Bestimmtheit ist ein „Einzelfall" des „bewußt"; aber nur diejenigen Individuen gelten als Zugleichheit von „bewußt" und „nicht-bewußt", die ein Gehirn besitzen. „Nicht-bewußt" ist „wissend"; der Stein usw. also, der als bewußt physisch ist, müßte streng genommen die Nicht-Bestimmtheit „wissend" als psychisch haben; indes ist die gültige Auffassung anders. „Wissen" kann dem Nicht-Seienden, der Psyche, dem Ich usw. realiter überhaupt nicht zukommen; „die" Psyche „aller" Individuen ist identisch, es gibt nur eine Psyche, und es ist gleichgültig, ob wir die Psyche als Nicht-Bestimmtheit schlechthin oder als Symbol der Nicht-Bestimmtheiten (als der Gegensatzpartner der im Symbol vertretenen Bestimmtheiten) ansehen. Wer aber das Subjekt, wie das die motivische Denkstufe tut, als Individuum und damit als wissend, sehend, denkend usw., kurz aktiv auffaßt, steht vor der Alternative, entweder dem Stein usw. die Existenz abzusprechen oder ihn als Gehirnwesen anzusehen; er existiert aber, ist bewußt, und er hat kein Gehirn, kann also nicht wissen. Endlich den Stein usw. als „rein physisch" (materiell) im Sinne von „unabhängig vom Bewußtsein existent" hinzustellen, ist ein fiktionaler Versuch, die menschliche Anschauung zu sprengen.

Wir müssen also entweder darauf verzichten, uns über den Begriff Seele, Ich usw. die mögliche Klarheit zu verschaffen, oder die Schwierigkeit in Kauf nehmen, die in der Uebernahme motivischer Wörter und Sätze in die realische Sphäre für unser Verständnis liegt. Wir übernehmen dabei nicht etwa motivische Auffassungen. Zwischen Subjekt und Objekt besteht realiter keine transitive Verbindung; das eine kommt nicht zum andern, weder ganz noch teilweise, sondern beide sind anschauungsgemäße Gegensätze. Der Ausdruck: das Subjekt weiß, schaut an, nimmt wahr, sieht usw. bedeutet für uns keineswegs, daß eine Veränderung in der gegensätzlichen (polaren) Position von Subjekt und Objekt vor sich gehe, sondern lediglich einen Notbehelf, der es uns überhaupt ermöglicht, diese Dinge zu besprechen.

Die Aktiva und Passiva entstammen der Zeit, in der man Subjekt und Objekt als zusammengesetzte Individuen, nicht aber erkenntnistheoretisch als die Pole der Anschauung unterscheidet. Ebenso verhält es sich mit der kausalen oder konditionalen oder finalen Verknüpfung der Phänomene und weiterhin des Subjekts (Psyche) und des Objekts (Physis), sei es, daß man diese für Individuen, sei es, für „getrennte Wesen" hält. Und indem man die Objekte als Individuen sortiert und klassifiziert, erkennt man das Gehirn als Organ mit einer spezifischen Funktion und findet für diese Funktion eine Kollektivbezeichnung, die man von der Funktion des Sehorgans herleitet und in die die Funktionen der andern Sinnesorgane sozusagen hineingepackt werden. Dieses Bewußtsein ist somit immer rätselhafter, ein mystisches Etwas geworden, dem man eine geheimnisvolle Kraft zuschreibt und das man mit Seele identifiziert, also mit dem (mißverstandenen) Subjekt.

Und indem sich das Subjekt anschauungsgemäß „im" Objekt-Individuum „vorfindet", indem die Veränderung des Objekts die Differenzierung von Individuen (in der Mehrzahl) „gestattet", von denen gewisse als wesensgleich oder doch -verwandt erkannt werden, erhält das Subjekt-Individuum ebenfalls ein Gehirn, ein Bewußtsein, ein Denken (Denkvermögen). Sofern das Individuum aus Subjekt und Objekt besteht, nimmt der eine Teil, das Subjekt, den andern, das Objekt, wahr. Auf diese Weise wird das Objektive am Individuum vorgestellt; ich kann meine Beine usw. sehen, tasten usw. Schwieriger ist es schon, sein Gesicht oder seinen Rücken wahrzunehmen, man bedarf hierzu gewisser Apparate (Spiegel) und kann dann freilich nichts anderes sagen wie: das Bild in diesem Spiegel sieht so und so aus; erst von einem anderen Menschen kann mir versichert werden, daß das Bild mir gleicht, oder ich weiß aus andern Erfahrungen, daß das Spiegelbild dem gespiegelten Gegenstand entspricht. Die inneren Organe kann ich jedoch gar nicht oder etwa bei einer Operation, die an mir vollzogen wird, ansehen, und die Besichtigung des eignen Gehirns würde nur möglich sein, indem bei einer Trepanation die Narkose unterbrochen und dem Operierten mit Hilfe von Spiegeln der Anblick des bloßliegenden Gehirnteils verschafft würde, wobei freilich das Denken, das Bewußtsein sich nicht selber beobachten könnte.

Auf alle Fälle ist es bequemer, das Gehirn — des andern zu betrachten, und in der primitiven Zeit, in der es Spiegel usw. noch nicht gab, wurde aus der Wesensgleichheit des Erschlagenen oder Trepanierten mit dem Lebenden und aus der Anwesenheit eines Gehirns bei jenem „geschlossen", d. h. vergleichend erinnert, daß auch der Lebende wie überhaupt jeder Mensch oder jedes „lebende" Individuum ein Gehirn zu eigen habe. Und bei der weiteren anatomischen und physiologischen Erforschung des Objekts, speziell des Gehirns ist ein Stadium erreicht worden, auf dem ein Zweifel daran, daß das Denken und das Bewußtsein „im Gehirn sitze", nur noch dem möglich ist, der außer acht läßt, daß man eben die Funktion der Hirnrinde mit Denken und Bewußtsein bezeichnet.

Anmerkung.

Wieder *R. Kleinpaul*, Rätsel der Sprache, p. 118: „wägen gleich wiegen, beide früher wegen, ein Verbum wie pflegen und in bewegen noch erhalten: diese drei Worte wägen, wiegen und bewegen, die sich in Sprache und Schrift getrennt haben, sind ursprünglich eins. Die Mutter, die ihr Kind, wiegt, bewegt es schaukelnd hin und her, und der Krämer, der ein Pfund Zucker wägt, wiegt die Wagschalen gleichsam, indem er sie hin und her bewegt. Uebrigens ist die Form wägen mehr auf den gehobenen Stil und die bildliche Anwendung beschränkt: man wägt die Gründe ab, indem man alles wohl erwägt, wiegt aber ein Pfund Zucker ab. Bildlich wurde schon von den Römern pendere und das Frequentativum pensare genommen; aus dem letzteren ist bekanntlich in den romanischen Sprachen der Begriff des Denkens hervorgegangen, französisch penser." — Pendere heißt also so viel wie wägen und erwägen, also mit der Wage wägen und etwas in Gedanken wägen oder bewegen („sie bewegte diese Worte in ihrem Herzen", herzbewegend, innere Bewegung usw.), etwas denken oder bedenken. Also auch sprachlich ist wägen, bewegen und denken identisch. „Bewegt" ist die gleiche Bildung wie bedacht, bewußt, und „Bewegung" entspricht einer Wortform Bedenkung, Bewissung. — Auf die Verwandtschaft des Wertes „wägen"/mit Wagen (der sich bewegt oder bewegt wird), ferner mit der motivischen Partikel „wegen", die also eigentlich zeiträumlich ist, sei nebenher hingewiesen. Vgl. auch Anm. zu §§ 10 und 19, ferner §§ 55, 80.

§ 26. Von der Spezifität der Denkzellen

Das Bewußtsein ist die spezifische Gehirnfunktion, die Funktion spezifischer Hirnzellen, die ich Denkzellen genannt habe. Das Bewußtsein ist Gegensatzpartner zum Nicht-Bewußtsein; beide bilden die in der spezifischen Denkzelle liegende Beziehung. Das Bewußte ist das Objekt zu dem Nicht-Bewußten, dem Subjekt. Wir treffen hier das Eron wieder, das wir für einige Zeit verlassen haben, und zwar, indem wir uns in die Symbolanalyse, in die raumzeitlichen Unterschiede begeben, als Symbol von Eronen, die als in Bewegung befindlich gedacht werden, deren Bewegung mit der spezifischen Funktion der Denkzellen zusammenfällt.

Liegt diese Beziehung also in der Denksphäre, in einer zur Denksphäre, d. h. zur Hirnrinde gehörigen Denkzelle, so sprechen wir von Bewußtsein und Nicht-Bewußtsein als den allgemeinen Begriffen für alle derartigen Beziehungen. Bewußtsein begreift das innerhalb dieser (spezifisch-hirngemäßen) Beziehungen Objektische, Nicht-Bewußtsein das im gleichen Sinne Nicht-Objektische, das Subjektische, das Aufnehmende, Wahrnehmende. Die Hirnzellen sind nicht nur spezifisch tätig, sie werden auch z. B. ernährt, aber diese Tätigkeit heißt und ist nicht: Bewußtsein oder Nicht-Bewußtsein, sondern ist eben Ernährung, Stoffwechsel, Verhältniswechsel in einem besonderen Sinne.

Indem uns das Eron Symbol der Eronen ist, beschreiben wir alle Bewegung als Eronenbewegung, alle Veränderungen als Aufnahme und Abgabe von Eronen oder Eronenkomplexen. Wir sprechen ferner den Eronenkomplexen Spezifität zu, worüber später ausführlich zu reden sein wird. Die Zelle ist Aggregat von Eronen und Eronenkomplexen und ebenso die höheren Organisationsstufen Organ und Organismus. Auch diesen Organisationsstufen kommt Spezifität zu. Die Spezifität ist die Summe der die Individualität ausmachenden Bestimmtheiten (Eigenschaften und Funktionen), also der in der gegenwärtigen Bestimmtheit (dem Objekt) symbolisch vertretenen vor- und nachgegenwärtigen Bestimmtheiten, soweit diese in einem engeren assoziativen Umkreise liegend gedacht werden. Nur spezifische Eronenkomplexe stehen im Verhältnis, oder Verhältnis ist die Tatsache der paßrechten Spezifität von Eronen. Die Spezifität ist also eine besondere raumzeitliche Anordnung von Bestimmtheiten. Die einzelnen Bestimmtheiten, die Verhältnispartner sind, nenne ich paßrecht, Paßformen. Eine Bestimmtheit allein, „an sich und für sich" existiert nicht, sondern ist immer Paßform zum Gegensatz. Die Verschiedenheit der Bestimmtheiten, das „So-Sein" ist mit der Symbolik gegeben; mit dem Objekt überhaupt, als immer-anders, ist die Bestimmtheit da,

das Objekt kann nur Bestimmtheit, also so, wie es ist, sein. Immer ist die Bestimmtheit Aktualität der Denkzelle, und zwar der gleichen oder einer andern, d. h. die Beziehung nichtbewußt-bewußt „liegt" immer in einer Denkzelle, und zwar wechselt die Bestimmtheit je nach der Denkzelle, in der jeweils die Beziehung oder, wie wir kurz sagen, die Aktualität liegt, je nach der Denkzelle, die jeweils aktuell funktioniert.

Die Denkzelle ist spezifisches Aggregat von Eronen. Wir nennen diese „einheimische" im Gegensatz zu den „fremden" Eronen, die auf dem Wege der zuleitenden Nerven anlangen, die Zelle passieren und auf dem Wege der abführenden Nerven weiterströmen. Ueber diese Vorgänge werde ich ausführlicher im zweiten und im vierten Teile dieses Buches berichten. Die einheimischen wie die fremden Eronen (Paßformen) sind Komplexe, stehen zueinander im Verhältnis und — als Individuen — in Beziehung, also im interpolaren und im polaren Gegensatz. Sie vereinigen sich miteinander, und in diesen Uebergang fällt der „Orgasmus", als den wir die Beziehung auffassen (vergl. §§ 95, 99). Die Beziehung beschreiben wir derart, daß das zum einheimischen Eronenkomplex (als weiblich) gehörige Nicht-Seiende, Wahrnehmende usw. polarer Gegensatzpartner der (männlichen) Bestimmtheit ist, die somit als Objekt (als Seiendes usw.) angeschaut wird. Die Bestimmtheit ist Symbol aller möglichen Bestimmtheiten, der zeiträumlichen Unterschiede, die nacheinander aktuell werden können. Während also das Subjekt nicht-veränderlich, nicht-zeitlich, nicht-räumlich ist, erscheint das Objekt als biologische Summe, von deren Komponenten im Falle der Aktualität jetzt diese, jetzt eine andere mit dem Subjekt in Beziehung steht, ohne daß aber die Beziehung als solche unterbrochen würde, und diese Beziehung macht die Gegenwart aus. Die vorherige Symbolkomponente ist hierbei selbst Symbol. Es gibt realiter nur ein Objekt und nur ein Subjekt und nur eine Beziehung, nur eine Gegenwart; nur das Eron existiert — aber als immer anders. Indem aber Subjekt wie Objekt Symbole sind, jenes Symbol der Nicht-Bestimmtheiten, dieses der Bestimmtheiten, ist die Raumzeitlichkeit, die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen in der menschlichen Anschauung gegeben. Und indem das Subjekt das Nicht-Seiende ist, nimmt es, selbst nicht-veränderlich, das Objekt als veränderlich, als verändert wahr. Die Bestimmtheit erscheint als „lebendig", das Symbol als Quelle oder Ur-Sache immer „neuer" Bestimmtheiten, die immer auch wieder Symbol sind, als Ausgangspunkt von Entwicklungen, Entfaltungen, die jetzt sichtbar, jetzt unsichtbar sind, als kaleidoskopisches Perpetuum mobile, das immer Etwas, immer Eins ist und doch nie zweimal Dasselbe, als Präsentant des Werdens und des Vergehens. Das Subjekt, die Psyche dagegen ist das Nicht-Werdende, das Nicht-Vergängliche, das Nicht-Lebendige, es ist das Nichts.

Die fremde Bestimmtheit, als die der fremde Eronenkomplex aktuell ist, ist innerhalb der in der Denkzelle liegenden Beziehung das Objekt. Ein anderes Objekt existiert (jetzt) nicht außer diesem. Je nach der Denksphäre, in der die Beziehung liegt, ist das Objekt Gefühl, Gegenstand oder Begriff. Dieses Objekt gehört also anschauungsgemäß zu einem (seinem) Individuum, und indem diesem Individuum die Subjektität (die Seele) und die Objektität (der Leib) zugesprochen wird, gibt es, wie wir gesehen haben, Individuen (in der Mehrzahl) und gehört auch das wahrnehmende Subjekt zu einem Individuum. Es besteht also die Subjekt-Objekt-Beziehung lediglich in der spezifischen Hirnzelle; diese Beziehung bildet das Ur-Individuum, das Eron, die Zugleichheit von Weiblich und Männlich, die „Vereinigung" der Gegensätze — nicht im Sinne der Homogenisierung, sondern der Polarität der Partner, deren Gegensätzlichkeit (Gegengeschlechtlichkeit) also nicht etwa aufgehoben wird. Das Objekt wird nun aber in dieser bisexuellen Beziehung selbst als Gegenpol eines mit dem wahrnehmenden „wesensmäßig" (!) identischen, dabei aber doch „indi-

viduellen" Subjekts und somit als einem „fremden" Individuum zugehörig angeschaut, das man ebenfalls als Eron zu bezeichnen hat, und indem weiterhin das Objekt Symbol der interpolaren Gegensätze, also der vor- und nachgegenwärtigen Objekte ist, ist seine Komplexität gegeben, und zugleich auch die Komplexität des Individuums, zu dem das wahrnehmende Subjekt gehört.

Das zum wahrgenommenen Individuum gehörige Subjekt kann natürlich dem wahrnehmenden Subjekt nicht nur gleich, sondern muß „wesensmäßig" mit ihm identisch sein. Diese Erkenntnis der Identität des Nicht-Seienden („Nichts ist Nichts") ist nicht zu verwechseln mit der animistischen Deutung, wonach „das" Physische von einem diffusen metaphysischen „Leben" durchflutet und durchwaltet wird, jener primitiven Auffassung, an die sich die magische Denkweise anschließt, wonach das physische Individuum von ungestalteten oder beginnend gestalteten Zaubermächten „beseelt" ist. Auch in der modernen Psychologie finden sich ähnliche Spekulationen, z. B. die Seelen (!) aller Menschen seien ursprünglich gleich, und ihre spätere Verschiedenheit sei Wirkung der Verschiedenheit in der Umwelt — oder gar die Seelen aller Wesen bilden ein „Kontinuum", und doch hat jeder „seine" Seele! Man schreibt jedem Individuum „eine" Psyche zu und faßt diese „Seelen" u. a. als wesensgleich, aber doch eben nicht identisch auf. Realiter wird aber „alles" Nicht-Seiende als identisch erkannt — im Gegensatz zu dem veränderlichen Seienden, dessen Symbolkomponenten ja eben die raumzeitlichen Unterschiede sind, die also nicht miteinander identisch sein können.

Es besteht also die spezifische Beziehung in einer spezifischen Denkzelle; hierbei ist die Bestimmtheit bewußt, in dem „Zustande", der Bewußtsein heißt, die Nicht-Bestimmtheit, die Psyche, das Subjekt ist nicht-bewußt, ist in dem „Zustande", der Nicht-Bewußtsein heißt. Welche die Bestimmtheit auch ist, immer ist sie „männlich" gegenüber der Nicht-Bestimmtheit, die „weiblich" ist (§ 19). Je nach der Denkzelle, in der die Beziehung liegt, ist die Bestimmtheit verschieden. Wir beschreiben die raumzeitlichen Unterschiede als Aktualitäten der verschiedenen Denkzellen — wir beschreiben sie so, wahrnehmen können wir die raumzeitlichen Unterschiede als solche nicht, sondern nur das Symbol, in dem sie vertreten sind. Die Bestimmtheit, die bei der aktuellen Funktion einer Denkzelle „da" ist, ist somit bewußt, gleichgültig, ob diese Bestimmtheit rot oder groß oder häßlich oder Baum oder Himmel oder Mensch oder Angst oder Trauer oder Schmerz usw. usw. ist, d. h. gleichgültig, welche Denkzelle in aktueller Funktion ist.

Die vor- und nachgegenwärtigen Bestimmtheiten sind weder bewußt noch nicht-bewußt, sondern u n b e w u ß t, machen die zeiträumlichen Unterschiede aus. Bewußt, aktuell ist nur die gegenwärtige Bestimmtheit, sie ist Gegensatzpartner zu Nicht-Bewußt, sie ist das Objekt, das Seiende gegenüber dem Subjekt, dem Nicht-Seienden. Die anschauungsgemäß in der (aktuellen) Bestimmtheit vertretenen Symbolkomponenten „liegen" nur als solche, eben als Komponenten der Homogenität, „im" Bewußten, nicht als selbständige Existenzen. Wir erleben, nehmen wahr lediglich die Bestimmtheit, und zwar als Symbol aller möglichen Bestimmtheiten, und mit der Symbolnatur der Bestimmtheit ist im Da- und So-sein die Veränderung, Bewegung, das Denken als Bewegung „gegeben". Die Bestimmtheit ist ja anschauungsgemäß raumzeitlich, jetzt-hier, und die zeiträumlichen Unterschiede, die als die vor- und nachgegenwärtigen Beziehungen zu beschreiben sind, existieren jetzt nicht als Beziehungen, sondern eben als Symbolkomponenten, im Symbol, in der gegenwärtigen Bestimmtheit, die da ist, indem keine andere da ist, also als Einheit gegenüber der Keinheit (polar) und gegenüber der Nicht-mehr-Einheit und der Noch-nicht-Einheit, d. i. der Mehr- oder Vielheit (interpolar). Die Bestimmtheit, das Objekt existiert nur als Gegensatzpartner zu der Nicht-

Bestimmtheit, eben dem Subjekt, und zu dem Noch-Nicht- oder Nicht-mehr-Bestimmten und -Bestimmbaren, dem „Unbewußten", d. h. die menschliche Anschauung ist eben identisch mit Gegensätzlichkeit. Das „Unbewußte" als Inbegriff der interpolaren Gegensätze kann bewußt werden, das Nicht-Bewußte kann nicht bewußt werden, kann überhaupt nicht werden, sondern „ist", nämlich nicht-seiend. (Vergl. auch § 101.)

„Denken" ist also die allgemeine Bezeichnung für die Funktion der Hirnrinde; die Wahrnehmung, Anschauung ist der jeweilige Höhepunkt des Denkvorganges, also der Eronenbewegung („Erregung") in der Hirnrinde, und zwar erreicht jeweils e i n e Denkzelle diesen Funktionshöhepunkt („funktioniert aktuell"). Der Höhepunkt geht von Denkzelle zu Denkzelle, doch kann auch die nämliche Denkzelle mehrfach hintereinander aktuell funktionieren. Das Denken „aktualisiert sich" in diesem Höhepunkte, auf dem das Bewußte, die Anschauung „da" ist, wie sich die Bewegung in der jeweiligen Aktualität — aktualisiert, symbolisch präsentiert. Genau genommen ist umgekehrt das Denken, die Bewegung von der Aktualität als Symbol abgeleitet (Symbolanalyse), doch ist nunmehr die obige Formulierung gültig. Denken, Bewegung im aktiven Sinne geschieht in der Objektität, alle Bewegung, alle Veränderung, das Werden und das Vergehen ist „objektiv" und steht nur „im" Objekt mit dem Subjekt als dem anschauungsgemäßen Gegensatzpartner in Beziehung. Dasselbe gilt auch für das Sein (Bewußtsein), den Zustand als Positiv: er ist objektiv, das Nicht-Sein, der Zustand als Negativ ist subjektiv. Man darf sich aber nicht vorstellen, daß es ein oder das Sein — außer als Begriff — gibt und daneben ein oder das Seiende, daß es Werden und Vergehen — außer als Begriff — gibt und daneben das Werdende und das Vergehende, eine Wahrnehmung und dazu das Wahrnehmende und das Wahrgenommene usw. Es gibt das Seiende und als Begriff des („alles") Seienden das Sein, das Werdende und als Begriff alles Werdenden das Werden usw.

Von den vor- und nachgegenwärtigen Beziehungen „wissen" wir also nur „denkend", d. h. indem wir das Objekt als Symbol (S. 53), als bewegt anschauen. Alle Bewegung, alles Denken ist Symbolanalyse, R e i h e n f o l g e von Aktualitäten, von Bewußtem. Auch die B e s c h r e i b u n g ist Symbolanalyse; das Objekt ist nur insofern beschreibbar, als es Symbol ist. Nur in diesem Sinne ist es möglich, daß wir das Verhalten zweier Individuen zu einander beschreiben, also das Verhalten der Eronen z. B. in den Denkzellen oder in andern Zellen. Niemals sind uns zwei Objekte zugleich gegenwärtig, sondern immer nur e i n Objekt, d a s Objekt, und lediglich seine Veränderlichkeit, Beweglichkeit, Bedenkbarkeit usw. „zaubert" uns die Phänomene vor die Sinne, d. h. das Objekt, als Symbol angeschaut, erscheint als verändert, in Veränderung, Bewegung begriffen, in der Denkung begriffen usw. Die Beschreibung beschreibt also nicht das Objekt, wie es jetzt und hier ist, sondern wie es geworden ist, gewesen ist und sein wird. Jede Beschreibung ist Entwicklungsgeschichte (s. § 87). Hier sei wiederum auf die sprachliche Ungenauigkeit aufmerksam gemacht: das Wort Beschreibung ist Mittelwort zu beschreiben (aktiv) und beschrieben werden (passiv); das Subjekt als nichtseiend kann aber weder beschrieben werden noch beschreiben, sondern die Aktivform setzt voraus, daß das Subjekt ein Individuum sei, gegenständlich, und zwar als handelnd, als Ursache, Grund, Kraft usw. Ebenso wie wir Bewegung, Denken usw. in die Objektität verlegen, ist auch Beschreibung objektisch, ist nicht eine Aktion, die das Subjekt auf das Objekt richtet, sondern eine spezielle Art der Objektänderung. Wie aber die Tätigkeiten vor sich gehen, ist und bleibt rätselhaft in einer Denkweise, die das Subjekt mit Subjekt-Individuum identifiziert oder es, psychisch oder physisch, für wirkend, tätig und das Objekt oder Objekt-Individuum für passiv hält. Realiter ist Beschreibung — ebenso wie Bewegung, Denken usw. — Symbolanalyse, Reihenfolge

von Begriffen oder gesprochenen oder geschriebenen Wörtern, also von Aktualitäten, die andern (assoziierten), eben den beschriebenen Aktualitäten entsprechen, wobei diese beschriebenen Aktualitäten jetzt Symbolkomponenten sind. Die Aktualitäten „wirken" auch nicht im motivischen Sinne aufeinander, sondern folgen sich lediglich zeiträumlich als biologische, stetige Reihe. Ueber „Beschreibung" wird im 4. Teil dieses Buches genauer berichtet.

In der motivischen Denkweise wird ein Etwas (?), das denkt, im polaren Gegensatz zu einem Etwas, das gedacht wird, angenommen und die Beziehung beider das Denken genannt. Das Denken wird überdies als Tätigkeit des Denkenden aufgefaßt. Was das Denkende ist, darüber gibt es zwar viele „Erklärungen", aber keinen Aufschluß. Im motivischen Gebrauch dieses — wie aller Tätigkeitswörter — liegt die Deutung des Denkenden als eines Wirksamen, Aktiven, mag es materiell oder immateriell vorgestellt sein; Näheres aber wird nicht mitgeteilt und kann auch gar nicht mitgeteilt werden: die kausale, die konditionale, die teleologische (auch die energetische) Denkweise erschöpft sich sozusagen in solchen fiktionalen Auslegungen, mehr oder anderes „liegt" nicht in ihr. Das Denken wie das Bewußtsein wird für etwas Psychisches gehalten, das Denkende ist die Psyche selbst, die Gedanken sind psychisch usw., und diese Psyche ist eben jenes geheimnisvolle Etwas (?) im Organismus, ein Wesen im Wesen oder eine Kraft usw. Realiter gehört aber Bewegung wie Denken in die Objektität, sind Bewegung und Denken Synonyma für die anschauungsgemäße Objektänderung. Die Psyche, das Ich, das Nicht-Seiende „denkt" nicht, ist nicht-bewußt. Es gibt realiter keine Möglichkeit sich vorzustellen, daß das Subjekt etwas tue, z. B. denke, wisse usw. Das Subjekt tut nicht, handelt nicht, sondern es ist Gegensatzpartner zum Objekt, Nichts gegenüber dem Etwas. Tätigkeit im motivischen Sinne muß sich ja wohl auf etwas richten, eben ein Objekt haben, das die Tat trifft oder betrifft; aber das Subjekt kann das Objekt nicht treffen oder umgekehrt, zwischen Subjekt und Objekt kann nichts Tätliches stattfinden, das Nichts kann weder das Etwas noch das Etwas das Nichts irgendwie beeinflussen. Und wer gar annimmt, daß die Tätigkeit des Subjekts oder Objekts intransitiv sei, der beraubt die Tätigkeit ihres Sinnes, die Beziehung ist dann eben keine Tätigkeit mehr, und das für sich tätige Subjekt und das für sich tätige Objekt hat — außer als fiktionale Begriffs- oder Wortreihe — in der menschlichen Anschauung keinen Platz. Ein denkendes Subjekt ohne das Objekt, auf das das Denken sich richtet, ist ebenso fiktional wie die Vorstellungsreihe, daß zwischen Subjekt und Objekt ein „Denken", „Wahrnehmen" oder eine andere Tätigkeit stattfinde. Wir wissen, daß wir derartige Bezeichnungen für die Subjekt-Objekt-Beziehung aus der Objektität übernehmen, indem genauere nicht zur Verfügung stehen, sind uns aber über den tatsächlichen Sachverhalt im klaren. Alle diese Bezeichnungen gehören in die Objektität, nicht als ob nun die Symbolkomponenten aufeinander einwirkten — sie sind ja zum Symbol verdichtet und existieren im Symbol nicht als selbständige Individuen —, auch nicht als ob die auf einanderfolgenden Aktualitäten sich gegenseitig beeinflußten, als ob das Verhalten der Individuen, die Aktion und Reaktion gegenseitige Beeinflussung im kausalen, konditionalen, finalen Sinne sei, sondern alles Geschehen ist lediglich zeiträumliche Reihenfolge der Aktualitäten, die immer Symbol sind, vorher und nachher im Symbol als biologischer Homogenität vertreten sind. Aus dem Begriffe der T ä t i g k e i t nehmen wir die fingierte Kausalität, Konditionalität, Teleologik heraus, wir nehmen die Magie, die Mystik, die Dämonie weg und behalten die T a t s ä c h l i c h k e i t übrig, die Bewegung, Bedenkung (das Denken), das Werden und Vergehen des Objekts. Die Wahrnehmung ist nicht eine Tätigkeit des Subjekts, der das Objekt unterworfen wäre, sondern die Tatsächlichkeit der Gegenwart, der Subjekt-Objekt-Beziehung. Wir

meinen mit Tätigkeit immer nur die Tatsache des Geschehens, das Geschehen selbst, die Veränderung, Bewegung, Denkung, nicht ihre fingierte Ursache. Diese Tatsache ist in der Symbolik des Objekts gegeben, mit dem Objekt da. Alle Veränderung, Bewegung, Denkung, alles Werden und Vergehen ist physisch.

Auch die Funktion ist physisch, ist synonym mit Bewegung, vollzieht sich nicht zwischen Subjekt und Objekt, sondern ist interpolar, ist Reihenfolge von Bestimmtheiten, die als solche, als Bestimmtheiten je spezifisch sind und deren Ablauf zu spezifischen Bewegungsperioden, den Individuen „höherer Ordnung" abgegrenzt werden; diese Individuen „haben" also ihre spezifische Funktion, d. h. realiter sind sie spezifische Aktualitätenreihen, damit eben ist ihre Funktion identisch, sie haben nicht „in sich" eine Funktion abgesehen von ihrer Existenz, sondern ihre individuale Existenz ist dasselbe wie ihre spezifische Funktion. Funktion ist also das interindividuelle Verhalten, das heißt eben: die Objektänderung, die Bewegung, das Denken. Wir gebrauchen demnach das Wort Aktualität zur Bezeichnung des Da-Seins der Bestimmtheit; Aktualität ist dem Zuständlichen näher als Aktivität, aber auch den Rest von Motivismus, der noch in dem Worte Aktualität liegt, nehmen wir heraus.

So sagen wir, das Denken ist die spezifische Funktion der Hirnrinde; indem in das Denken die Subjekt-Objekt-Beziehung sozusagen eingeschaltet ist, gibt es ein Objekt, ein Bewußtes, und indem dieses als Symbol angeschaut wird, eine Mehrzahl von Individuen. Wir wissen dabei wohl, daß wir uns die Subjekt-Objekt-Beziehung an der Objektität verständlich machen, aber auch, daß es eine andere Möglichkeit nicht gibt.

§ 27. Von der Anschauung gehirnloser Wesen

Die Beziehung Nichtbewußtsein-Bewußtsein, nichtbewußt-bewußt kommt nur den Gehirnwesen zu. Diesen gegenüber sind auch gehirnlose Individuen Objekt, bewußt, d. h. besehen, berochen, betastet, beschmeckt, behört, bewegt, warm-kalt, aber dem hirnlosen Individuum selbst sind weder seine Objekte bewußt noch ist es als Subjekt nichtbewußt. Es hat eben kein Gehirn. Demnach denkt es auch nicht, wohl aber ist seine Bewegung — wie alle Bewegung — Denkung des Hirnwesens, indem die Eronenbewegung in der Hirnrinde, die Denkung, das Denken identisch ist mit der Veränderung des Objekts, der Bewegung der Individuen. Die Beziehung Nicht-Bewußtsein: Bewußtsein ist an die Hirnrinde „gebunden", d. h. an ein spezifisches Organ, an ein spezifisches Aggregat von Eronen und Eronenkomplexen, das sich von andern Organen unterscheidet und dessen spezifische Funktion in Veränderungen besteht, die in dem Begriff Bewußtsein symbolisch zusammengefaßt sind und deren Ablauf mit dem Denken (als Denkung, Bewegung) identisch ist. Die weitere Symbolanalyse des Objekts „Gehirn" muß aber die Zugehörigkeit zu einem „lebendigen" Individuum ergeben. Das Gehirn eines „Toten" läßt die „Denken" genannten Vorgänge nicht erkennen, sondern andere, die aber als Objektänderung überhaupt Denkung des Wahrnehmenden und im Symbol, das ihm bewußt ist, vertreten sind. In diesem Sinne sind die Veränderungen der Individuen allesamt Denkung, Bewegung und im Symbol, das bewußt ist, vertreten.

Die Schwierigkeit, diese Verhältnisse darzustellen und zu verstehen, liegt, wie gesagt, an der Begrenztheit der sprachlichen Ausdrucksmöglichkeit. Bewegung ist objektisch, und doch müssen wir uns andauernd so ausdrücken, als ob sie (auch) die Subjekt-Objekt-Beziehung darstelle. Das Subjekt „weiß" von der „Außenwelt" eigentlich nichts, und doch können wir nicht anders wie sie als bewußt bezeichnen. Die Veränderungen sind „gedacht", und doch ist das Subjekt nicht-denkend, und wer es anderseits als denkend und das Objekt als von ihm gedacht bezeichnet, muß auch dem

Objekt, also auch dem gehirnlosen Individuum, als Zugleichheit von Subjekt und Objekt, das Denken zusprechen — und ebenso das Wissen. Wir können nicht sagen, daß der Stein denke oder wisse, und es hilft uns auch nichts, etwa zu betonen, daß es sich nur um das menschliche Denken oder Wissen handle, das den nicht-menschlichen Wesen fehle; eben dieses Denken und Wissen betrachten wir ja als hirngemäß, aber daß das Hirn denke oder wisse, ist ja auch nur Symbolanalyse, also „gedacht" oder Denkung — womit wir wieder die Mehrdeutigkeit und Ungenauigkeit dieses Wortes und anderer Wörter erkennen.

Wir müssen immer wieder hervorheben, daß das Subjekt als das Nicht-Seiende weder denken noch wissen noch wahrnehmen noch sonst irgendwie aktiv und natürlich auch nicht passiv sein kann, und daß alle diese Ausdrücke vom Objekt „abstrahiert" sind und einer Denkweise angehören, in der die Subjekt-Objekt-Beziehung als kausal oder konditional oder final aufgefaßt wurde und wird. Realiter kann Bewußtsein und Denkung — im Sinne von Sein und Werden, von Wahrheit und Wirklichkeit — lediglich die Objektität kennzeichnen, wie denn überhaupt Gefühl, Gegenstand, Begriff objektisch sind und das Wort Ausdruck, Aktualitätenreihe ist und ebenfalls zur Objektität gehört. Die Anschauung des Objekts als des Gegensatzpartners zu „seinem" Subjekt ist die erkenntnistheoretische Individuation, und die Anschauung des Objekts als Symbol ist die Unterscheidung der Individuen und ihre Klassifikation, die nur anthropozentrisch, anthropoistisch, genauer noch egoistisch sein kann. Alles Objektive wird damit dem Individuum, und zwar auch dem Subjekt-Individuum, das gemeinhin mit dem Subjekt identifiziert wird, zuerkannt, und so wird mit dem Objekt das Individuum überhaupt, also auch das Subjekt-Individuum oder das damit verwechselte (noch nicht differenzierte) Subjekt, Ich usw. beschrieben. Das Wort „ich" selbst bedeutet ja nichts weiter als „Icht" gleich „Wicht" gleich „Wesen", also gleich Seiendes, gleich Objekt, Individuum. Die Anwendung des Wortes Ich ist insofern durchaus gleich der Gewohnheit des jungen Kindes, von sich in der dritten Person zu sprechen, und zwar mit Nennung eines (seines) Namens („Karl will essen"). Das Nicht-Seiende kann eben überhaupt nicht bezeichnet werden; jede Bezeichnung ist objektiv und selbst Objekt, und für das Nicht-Seiende bleibt nur die Nicht-Bezeichnung. Man hat aber gewissen Bezeichnungen oder Begriffen die Bedeutung beigelegt, die eigentlich nur der Nicht-Bezeichnung zukommt, indem man eben das Nicht-Seiende mit dem Subjekt-Individuum identifizierte, und so sprechen wir von Seele, Ich, Subjekt und weiterhin vom Nicht-Seienden als einem Handelnden, einem Aktiven. Auf dem Wege der Individuation erfahren wir, daß wir ein Gehirn, ein Herz, eine Leber usw. haben, daß wir denken, sehen, hören, wissen usw., daß wir einen Blutkreislauf haben, daß „unsere" Niere sezerniert usf. Alle diese Bezeichnungen und Begriffe betreffen eigentlich das Objekt in seinen Veränderungen, also die Reihe der Objekte, deren jedes Symbol aller möglichen Objekte, Homogenität „aus" Symbolkomponenten, dem Vor- und Nachobjekten ist. Das Aktuellsein ist das Bewußtsein, das Unaktuellsein (die Vor- und Nachaktualitäten, das Noch-nicht und das Nicht-mehr Aktuelle) ist das Unbewußtsein, das Denken ist die unaktuelle und aktuelle Hirnfunktion, das Werden und Vergehen der Aktualität.

Die spezifische Beziehung, die in der Hirnrinde liegt, heißt auf Objektseite Bewußtsein, die spezifische Bewegung, die in der Hirnrinde vor sich geht, heißt Denken. Indem das Subjekt vom Subjekt-Individuum noch nicht unterschieden wurde, erhielt auch und gerade das Subjekt Bewußtsein und Denken zugesprochen, wurde die Psyche mit Bewußtsein und Denken identifiziert, obwohl Psyche gerade Nicht-Bewußtsein, Nicht-Denken ist, und so ist die Ratlosigkeit und Verwirrung in der Handhabung dieser Begriffe entstanden.

Bewußtsein ist Bezeichnung für alle Aktualitäten, ihrer jede ist Symbol (§ 21), biologische Homogenität, ihre Reihe ist die Symbolanalyse, ist die raumzeitliche Veränderung. Bewußt ist also Symbol für das Unbewußte, für das Vor- und Nachgegenwärtige. Indem wir die Bestimmtheit als Symbol anschauen, erkennen wir raumzeitliche Unterschiede, Vor- und Nachgegenwärtiges, Unbewußtes an, also Verhältnisse und Beziehungen, die nicht mehr oder noch nicht bewußt sind (interpolare Gegensätze). Existieren, sein heißt freilich bewußt sein; was unbewußt ist, existiert noch nicht oder nicht mehr, ist aber existenz-, seinsfähig. Und der Weg zum Bewußtsein ist das Denken.

Das Objekt ist aber bewußt, d. h. existiert dem Nicht-Bewußten gegenüber, wobei über die Bestimmtheit, die das Objekt ausmacht, noch nichts gesagt ist. Wer Bewußtsein mit Psyche identifiziert , wird hier sich entscheiden müssen, ob er allen Individuen, also auch dem Stein, Bewußtsein zubilligen will oder nicht; wenn ja, so müßten die Steine usw. Gehirne haben, wenn nein, so dürften sie nicht existieren (vergl. § 26). Wir wissen aber, daß Bewußtsein nicht psychisch, sondern physisch, objektisch ist, und zwar zur spezifischen Funktion der Denkzellen gehört. Wer keine Denkzellen hat, könnte zwar „Objekte" haben, „wahrnehmen" usw., aber — eben nicht „mittels" Denkzellen, seine „Objekte" sind irgendwie, seine „Wahrnehmung" ist irgendeine, keinesfalls die, an der das Bewußtsein beteiligt ist. Vielleicht „bewegen" sich auch die „Objekte" hirnloser Wesen, aber diese „Bewegung" wird nicht als Denken bezeichnet; Denken ist die hirnspezifische Bewegung, gehört zur Beziehung Bewußtsein-Nichtbewußtsein. Und mit Objekt bezeichnen wir ja eben das Bewußte. Es gibt keine Möglichkeit, sich vorzustellen, in welcher Weise der Stein usw. „vorstellt" oder „anschaut". Wir können uns nicht einmal eine annähernde Vorstellung davon machen, wie dieses oder jenes Tier anschaut, ja sogar wie der andere Mensch anschaut, ist nur im Groben ersichtlich und nur auf dem Wege eingehendster Forschung (der psychobiologischen Analyse) ist etwas Genaueres aus der Welt des Mitmenschen zu erfahren — und auch, was ich so erfahre, gehört zu meiner Welt.

Bewußt ist das Objekt, sind die Objekte des Gehirnwesens. Denken ist die Bewegung innerhalb der Denksphären des Gehirns; und diese Bewegung ist identisch mit der Bewegung der Objekte, auch mit der Bewegung, die wir, wie man sagt, „in die Außenwelt verlegen" („projizieren"). Ebenso ist das Objekt mit dem Angeschauten identisch, es gibt nicht Anschauendes, Anschauung und Angeschautes und außerdem das Objekt, von dem das Angeschaute ein Abbild, ein Abklatsch wäre, sondern das Angeschaute und das Objekt ist ein und dasselbe.

§ 28. Vom „Sitz" der Seele

Für das Gehirnwesen, sagen wir genauer für den Menschen oder noch genauer für mich (und Menschen von hierin gleicher Hirnstruktur) gilt der Satz: bewußt ist das Objekt. Was nicht oder nicht mehr oder noch nicht bewußt ist, kann nicht oder nicht mehr oder noch nicht Objekt sein. Die Objektwelt ist also die „Summe" des Bewußten, in der das Unbewußte symbolisch vertreten ist, d. h. das aus dem Unbewußten symbolisch besteht. Die Objektwelt ist das Bewußte als Symbol des Unbewußten.

Das Objekt ist nun Gegensatzpartner des Subjekts, und sofern das Objekt bewußt ist und die Beziehung Nichtbewußtsein-Bewußtsein im Gehirn liegt, muß das Subjekt im Gehirn liegen, also auch die Identitäten Psyche, Ich, Nicht-Seiendes. Die uralte Frage nach dem „Sitz der Seele" wäre hier wieder einmal dahin beantwortet, daß die Seele im Gehirn ihren Sitz habe. Ich muß den enttäuschen, der diese Folgerung erwartet hat. Gewiß ist die Hirnrinde „Sitz" der Beziehung Nichtbewußtsein (als Sub-

jekt)-Bewußtsein (als Objekt); aber indem das Objekt als Symbol angeschaut wird, das Bewußte als Symbol des Unbewußten gilt, ist die Noch-nicht- oder Nicht-mehr-Existenz, das Vor- und Nachgegenwärtige anschauungsgemäß anerkannt. Solange die menschliche Anschauung so ist, wie sie ist, solange das Objekt als Symbol der Objekte angeschaut wird, solange das Sein als Symbol des Werdens und des Vergehens gilt, sind Noch-nicht- und Nicht-mehr-Beziehungen und -Verhältnisse anerkannt, zwar nicht als existent, als jetzt und hier seiend, aber als vor- und nachexistent, zwar nicht als phänomenal, aber als phänomenologisch (beschreibungsgemäß). Diese aber können auch nur gegensätzlich „gebaut" sein, jede noch nicht oder nicht mehr aktuelle Bestimmtheit muß Gegensatzpartner der entsprechenden Nicht-Bestimmtheit sein.

Ich hatte schon früher das Subjekt als Symbol der Nicht-Bestimmtheiten bezeichnet und es allerdings für gleichgültig angesprochen, ob wir das Nicht-Seiende als (k)einheitlich oder als Symbol „der" Nicht-Seienden, das Nichts als Symbol „der" Nichtse auffassen wollen. Grundsätzlich kann an dem Symbolcharakter des Nicht-Seienden kein Zweifel bestehen; praktisch aber kann dieser Charakter nur dann von Bedeutung sein, wann versucht wird, das N i c h t s z u l o k a l i s i e r e n, das Nicht-Zeitliche und Nicht-Räumliche in die Raumzeitlichkeit hineinzustellen, somit zu objektivieren. Wir können nur sagen: das Nichtseiende ist an allen Beziehungen überhaupt beteiligt; solange die menschliche Anschauung so ist, wie sie ist, ist das Nicht-Seiende das Subjekt schlechthin, ja sogar das „schlechthin" ist überflüssig, „es gibt" eben nur e i n Subjekt, e i n e Psyche: das Nicht-Seiende, das Nichts. Ob also die Beziehung aktuell oder ob sie vor- oder nachgegenwärtig ist, immer ist das Nicht-Seiende das Subjekt.

Es gibt freilich auch e i n Objekt, dieses aber ist veränderlich und verändert, somit Symbol (Einheit) der Vielheit, Symbol der Objekte; das Gegenwärtige ist Symbol des Ungegenwärtigen.

Ich wies ferner darauf hin, daß Bewußtsein objektisch ist, und daß das Subjekt, realiter verstanden, mit wissen usw. als Tätigkeit nichts „zu tun" hat; mit wissen (von sehen), hören, schmecken usw. wird lediglich die Funktion von Organen bezeichnet, also Objektisches, und die Uebertragung dieser Funktionen oder ihrer Bezeichnungen auf die Psyche, das Subjekt bedeutet die Identifikation von Subjekt mit Individuum und die kausalische oder konditionelle oder teleologische Deutung der Beziehung überhaupt. Die Beziehungen, die z. B. in den Nervenzellen des Rückenmarks oder des Sympathikus liegen, beschreiben wir nicht als bewußt-nichtbewußt, sondern haben für sie keinen näher bestimmenden Ausdruck, höchstens daß wir sie zum Reflex gehörig ansprechen; und doch sind sie gegensätzlich, männlich-weiblich, der eine Partner ist seiend, der andere nicht-seiend, der eine Objekt, der andere Subjekt. Es ist klar, soll aber doch wieder betont werden, daß wir uns, wann wir beschreiben, wann wir z. B. die Vorgänge in Rückenmark- oder andern Zellen usw. beschreiben, im Denken, in der Symbolanalyse befinden, und daß wir immer das Objekt als Gegensatzpartner zu „seinem" Subjekt betrachten, mit dem zusammen es das Individuum, d. h. den männlich-weiblichen Eronenkomplex bildet. In diesem Sinne können und müssen wir die in der Zelle (oder irgendwo sonst) liegende Beziehung als Subjekt-Objekt-Beziehung bezeichnen.

Alle Individuen sind weiblich-männlich, Subjekt-Objekt-, psycho-physische, Nichts-Etwas-Beziehungen — oder die menschliche Anschauung wäre aufgehoben, das Objekt wäre nicht, was es ist: Symbol usw. Das Subjekt als Nicht-Bewußtsein ist Gegensatzpartner zu Bewußtsein, diese Beziehung liegt in der Hirnrindenzelle und ist Symbol aller übrigen Beziehungen, die, jetzt unbewußt, unaktuell, beschreibungsgemäß irgendwo und irgendwann existiert haben oder existieren werden. Der Weg zum Bewußtsein

ist das Denken, und das Bewußte erweist sich als Objekt-Pol der Zugleichheit von Objekt- und Subjekt, des Individuums, der Beziehung.

Man kann also von Gehirn-, Rückenmarks-, Zell- usw. Seele sprechen — es ist belanglos, höchstens verwirrend; die Seele ist das Nicht-Seiende und überall, wo etwas ist, ist auch Nichts als Gegensatzpartner. Auch die Einteilung des Ich in Ich und Ueber-Ich (Freud) verkennt den Charakter des Ich als Identität der Psyche, des Subjekts, des Nicht-Seienden, verkennt den „Charakter" der Psyche überhaupt. Und dasselbe gilt von dem Groddeckschen Begriff „Es", den Freud akzeptiert hat und von dem noch zu sprechen sein wird (§ 100). Alle die Forscher, die sich bemühen, psychische Systeme aufzustellen, bemühen sich, das Nichts in seine „Bestandteile" aufzulösen, — ein vergebliches Beginnen. Freilich wissen diese Forscher nicht, was sie hierbei tun; sie halten die Psyche für etwas „Greifbares", also für etwas Physisches, und denken motivisch, indem sie wähnen, dieses Etwas, Psyche genannt, könne auf anderes Psychisches oder auf Physisches einwirken. Und sie „bezwecken", Vorgänge oder Erscheinungen, die sie für psychisch halten, anschaulich zu machen „dadurch, daß" sie ihren Dämonen Namen geben, sie sozusagen materialisieren und um der Anschaulichkeit willen die Anschauung vernachlässigen. Sie werden vielleicht erstaunt sein zu hören, daß ihre Systeme durchweg Physisches betreffen und nur insoweit tauglich sind, als Psyche mit Physis verwechselt wird. Auch die „Apperzeption" Wundts, die er als eine Art Psyche in die Stirnhirnrinde verlegt, ist ein dämonoides Wesen — und auch Ziehens Auffassung des „Gegebenen" als „neutral" (Phys. Psychol., 12. Aufl., p. 590 f.) erkennt die Kausalität und damit, allerdings hochverdünnt, ein dämonoides Geschehen innerhalb des Gegebenen an.

Die Psyche ist nicht erreichbar, und Psychologie kann es nur geben als die Wissenschaft, die das Physische als Gegensatz zum Psychischen darstellt. Die psychologische Betrachtung ist genau so auf das Physische gerichtet wie die physikalische, die chemische, die mathematische, die philologische, die juristische, die medizinische, ja auch die theologische und die philosophische: alle Wissenschaft ist Naturwissenschaft. Die Psychologie — einschließlich Psychoanalyse — hat aber bisher „so getan", als ob sie tatsächlich Psyche beschreibe; sie hat bisher ihren Gegenstand im Bereiche des Dämonismus gesucht, und wenn auch Freud sieben Meilen vorangekommen ist, so hat er doch die psychologische Tradition gewahrt, nämlich den Glauben an die Existenz der Psyche, und die philosophische Tradition, nämlich den Glauben an die Kausalität und Konditionalität und Teleologik. Auch bei Freud ist das Bewußtsein eine psychische Instanz, die Funktionen ausübt, sich mit andern „psychischen Kräften" mißt, ein Bewußtsein von ihnen haben muß und ja schließlich — analog anderweiter psychologischer Auffassung — sogar ein Bewußtsein von sich selber; auch bei Freud wird noch gewollt und gesollt, das Lust-Unlust-Prinzip „herrscht", die Libido ist die Ursache ihrer Erscheinungen (also die Ursache ihrer selbst!) — kurz, auch Freud lebt noch in der motivischen Sphäre, auch er glaubt, Psychisches zu beschreiben.

Die mature Denkweise erkennt, daß Psyche, Subjekt, Ich nichtbeschreibbar ist. Alle Beschreibung ist Objektanalyse, ist objektisch, physisch und „betrifft" Physisches; nicht als ob hier ein Physisches sich auf ein anderes Physische richte, sondern die Beschreibung ist Entsprechung des Beschriebenen und somit selber physisch. Die Psychologie kann über die Psyche nichts aussagen; alles, was sie — und alle andere Wissenschaft — aussagt, jede Aussage überhaupt entspricht Physischem und ist selber physisch.

Die Symbolanalyse, die mit der Anschauung gegeben ist, ist immer Ablauf von Aktualitätenreihen. Die Verschiedenartigkeit der Deutung der Aktualität ist identisch mit der Verschiedenartigkeit des Weltbildes, das also von dem einen physikalisch, vom zweiten chemisch, vom dritten juristisch, vom vierten theologisch oder wie immer aufgefaßt wird *). Erscheint es psychologisch, so heißt das: die Physis ist Gegensatzpartner zur Psyche und Symbol des Physischen als des anschauungsgemäßen Gegensatzes zum Psychischen; die psychologische Beschreibung ist die Analyse des Physischen als des Gegensatzpartners zum Psychischen; indem das Physische beschrieben wird, erfahren wir aber nichts Positives vom Psychischen, sondern nur Negatives, das Psychische ist und bleibt anschauungsgemäßer Gegensatz zum Physischen, ist das Nicht-Seiende, und selbst die Aussage, daß die Psyche das Nichts sei, ist nur die Konstatierung des Physischen als Etwas.

Psychologie ist also eine spezielle Naturbeschreibung, und zwar werden physische Veränderungen, physische Erscheinungen als Gegensätze zur Psyche, die nicht-veränderlich ist und nicht erscheint, beschrieben, nicht aber „psychische Phänomene", „psychische Dynamik", „psychische Konflikte" u. dgl. Indem aber die Psychologie den Anspruch erhebt, Psychisches zu beschreiben, und ihre Arbeit in dieser bestimmten Weise charakterisiert, ist innerhalb ihres Bezirks, dem Anspruch nach, bisher kein Platz für die Biologie gewesen. Auch die Freudsche Psychologie hat nur ein ganz loses Verhältnis zur Biologie (Freud, Jenseits des Lustprinzips, p. 88) oder verwechselt sie mit Historie. Indem ich dagegen die Psychologie als biologische Wissenschaft auffasse (s. Fortschr. d. Med. 1924 Märzheft), habe ich die hier vorgetragene Wissenschaft als Psychobiologie bezeichnet; sie ist die Beschreibung derjenigen Erscheinungen, die man bisher als psychisch bezeichnet hat, in ihren Zusammenhängen mit denjenigen Erscheinungen, die nun wieder von der Biologie als nur-physisch angesehen werden; sie ist die Beschreibung der Physis als polaren Gegensatzpartners zur Psyche. Psychobiologie ist Entwicklungsgeschichte der Anschauung, ist Biologie der Anschauung.

Die Frage nach dem Sitz der Seele, die wir als Identität mit dem Ich, dem Subjekt auffassen, ist also — gar keine Frage, d. h. sie erfordert keine Antwort (wir werden später sehen, daß sie somit gerade die typische Frage ist, aber „Frage" mature, nicht infantiliter oder juveniliter betrachtet). Die Seele ist das Nicht-Seiende, also selbstverständlich nicht lokalisierbar. Sie „sitzt" weder im Gehirn noch in den Basalganglien noch im Zwerchfell noch im Sonnengeflecht noch sonstwo. Die Frage nach ihrem „Sitz" gehört in die dämonistischen (animistische, magische, mythische, mystische, psychologische) Denkweisen, in denen die Seele als ein (rätselhaftes) Wesen im Wesen aufgefaßt wird und somit irgendwo lokalisiert sein muß, von wo es seine (rätselhaften) Wirkungen auf den Leib, das Physische, die Welt überhaupt ausüben kann. Die Psychobiologie hat das Leib-Seele-Problem gelöst — in dem Sinne, daß es entfällt.

*) Die chemische und physikalische Beschreibung ist Symbolanalyse in dem Sinne, daß die Erscheinung und ihr Wechsel mechanisch, die Substanz als Aggregat von Molekülen und Atomen und Elektronen und deren Verhalten als Kräfteaustausch im Sinne von Ursache und Wirkung, von Grund und Folge usw. gedeutet wird. Dem Mathematiker ist das Objekt Präsentant der Zahl. Der Jurist identifiziert die Bewegung mit Besitzwechsel von exquisit kausalem Charakter. Der Mediziner sieht Norm und Abnorm und ist wie der Jurist, der Theologe usw. völlig im dämonistisch-kausalen Denken befangen. Die Vielfältigkeit der Deutungsweise des Objekts ist aber nicht ein Beweis für die Vielfältigkeit des Subjekts, der Psyche, sondern die Vielfältigkeit der spezifischen Organisation der Menschen, insbesondere der Denkzellen, die Individualspezifität fällt mit der Differenz des Weltbildes zusammen; das Nichts bleibt Nichts, lediglich das Objekt ändert sich, ist immer-anders, erscheint hier so und da so — je nach der Spezifität der Denkzellen, worüber Näheres im IV. Teile dieses Buches.

II. Teil

Von den Denksphären

1. Kapitel

§ 29. Aus der Histologie der Hirnrinde

Die Hirnrinde ist das Organ des Bewußtseins und des Denkens, d. h. die Beziehung Nichtbewußtsein - Bewußtsein oder Nichtbewußt - Bewußt „liegt" in den spezifischen Nervenzellen, die ich Denkzellen nenne, und die Objektänderung, die Bewegung, die Raumzeitlichkeit ist das Denken, d. h. die Bewegung spezifischer Eronen in den Nervenelementen der Hirnrinde.

Die spezifischen Elemente des Gehirns sind die Nervenzellen (Ganglienzellen) und die Nervenfasern. Die Zellen sind zu Zentren gruppiert, die im Innern der Hirnmasse (subkortikale Zentren) und in der Hirnrinde (kortikale Zentren) liegen. Die Zentren unterscheiden sich durch ihre graue Farbe makroskopisch von den Nervenfasern, die die weiße Masse des Gehirns ausmachen. In der Hirnrinde sind die Nervenzellen so zahlreich, daß sie im Ganzen grau erscheint. Jede Nervenzelle hat einen Nervenfortsatz (Neurit) und mehrere andere Fortsätze, Dendriten genannt; diese geben Seitenäste ab, die sich aufzweigen, und verästeln sich auch selbst zu sog. Endbäumchen, die mit andern Nervenzellen oder deren Fortsätzen in Kontaktverbindung stehen. Man unterscheidet sensible und motorische Nervenzellen; der Hauptfortsatz der ersteren ist in der Peripherie verästelt, nimmt auf und leitet in die sensible Nervenzelle, aus der der Eronenstrom (Nervenstrom) durch den Neuriten zentralwärts fließt; die motorische Nervenzelle liegt zentral, übernimmt „die Erregung" von der sensiblen Bahn und leitet sie zentrifugal, also peripheriewärts, nämlich zu den Muskeln oder Drüsen. Hierüber später mehr.

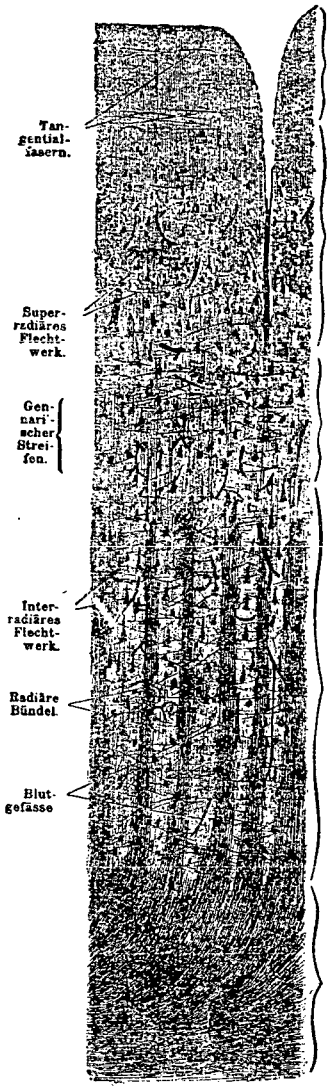
In der Hirnrinde finden sich mehrere Etagen von Zellschichten, die miteinander in Kontakt stehen; auch die einzelnen Zentren, die sich in der Hirnrinde funktionell abgrenzen lassen (Seh-, Hör-, Sprachzentren usw.), sind durch Nervenfasern (Fortsätze der Nervenzellen) miteinander per contiguitatem leitend verbunden. Diese Verbindungen heißen Assoziationsbahnen.

Die Anführung einiger genauerer Daten ist hier unerläßlich *). Eine schematische Abbildung, dem Lehrbuch der Histologie von Ph. Stöhr **) entnommen, mag beigefügt und kurz — nach Stöhr — erläutert werden. Man unterscheidet auf senkrechten Schnitten durch die Großhirnrinde vier nicht scharf voneinander abgrenzbare Schichten.

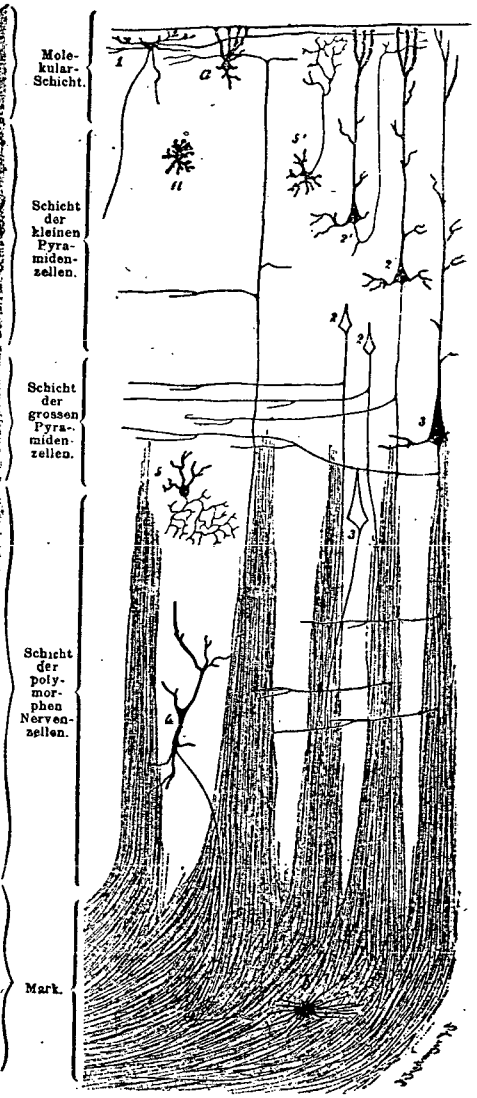
a) Die Molekularschicht enthält außer vielen Stützsubstanz-(Neuroglia-) Zellen ein Geflecht horizontal verlaufender Nervenfasern, die Tangentialfasern; dieses

*) Es sei ausdrücklich betont, daß ich hier eine schematische Darstellung gebe. Ich gehe also hier auf die lokalen Unterschiede in der Rindenstruktur nicht ein, auch nicht auf die Differenzierung der Rinde in Sinnes- und Assoziationsfelder und die damit gegebene Differenzierung der Rindenzellen in Denkzellen (Bewußtseinszellen) und assoziatorische Zellen, die als Schaltstellen fungieren usw. S. § 54.

**) 10. Aufl. Die mannigfachen neueren Einteilungen der Hirnrinde und Benennungen der Schichten ändern nichts Wesentliches am Schema.



Schema eines senkrechten Schnittes der Großhirnrinde des Menschen, ca. 40 mal vergrößert.



Schema der Großhirnrinde. 1 sogen. Cajal'sche Zelle (Gliazelle?). 2, 2' kleine Pyramidenzellen, 3 große Pyramidenzelle, 4 polymorphe Zelle, 5, 5' Zellen von Golgi'schem Typus, 6 in der Hirnoberfläche endende Nervenfaser, a Kurzstrahler, b Langstrahler (Gliazellen).

Geflecht wird gebildet von den Dendriten der Pyramidenzellen (siehe b und c) und Verästelungen von Nervenfasern, die von Fernzellen ausgehen und die als sensible Nerven, also als zuleitende (zentripetale) Bahnen anzusehen sind; dazu kommen Fortsätze der Gliazellen sowie der sog. Cajalschen Zellen, die vielleicht auch Gliazellen sind, und endlich assoziative Fasern der Denkzellen.

b) Die Schicht der kleinen Pyramidenzellen, das sind 10—12 μ große Ganglienzellen von pyramidenförmiger Gestalt. Die Spitze der Pyramidenzelle, die nach der Hirnoberfläche zu gerichtet ist, läuft in einen langen Protoplasmafortsatz (Dendriten) aus, der nach Abgabe kleiner Seitenzweige in die Molekularschicht eintritt, wo er in viele Aeste zerfällt; von den Seitenflächen und von der Grundfläche entspringen nur kleinere Dendriten. Der Nervenfortsatz geht stets von der Grundfläche aus und zieht nach Abgabe verzweigter Seitenäste (Kollateralen) in der Regel der weißen Substanz (dem Marke) des Gehirns zu; zuweilen verläuft er umbiegend in die Molekularschicht und nimmt an dem Geflecht der Tangentialfasern teil.

c) Die Schicht der großen Pyramidenzellen ist durch die bedeutendere Größe der Nervenzellen (20—30, z. T. sogar bis 80 μ) gekennzeichnet; der sehr starke Nervenfortsatz läuft stets dem Marke zu, nachdem er noch in der grauen Rinde mehrere Kollateralen abgegeben hat.

d) Die Schicht der polymorphen Nervenzellen, die zumeist oval oder vieleckig sind, keinen gegen die Oberfläche strebenden Dendriten haben, und deren Nervenfortsatz nach Abgabe einiger Kollateralen in die weiße Substanz eintritt.

In den drei letztgenannten Schichten finden sich noch Ganglienzellen von Golgischem Typus, das sind Nervenzellen, deren Neurit sich in der Nähe der Zelle unter fortwährender Teilung in ein nervöses Astwerk auflöst, also relativ kurz ist, aber auch bis in die Molekularschicht reichen kann, wo er sich reich verästelt.

Die Schichten c und d weisen zahlreiche Nervenfasern auf, die zu dicken radiären Bündeln geordnet sind; diese Bündel setzen sich zusammen aus den absteigenden Nervenfortsätzen der kleinen und großen Pyramidenzellen und ferner aus den unter a) bereits erwähnten sensiblen Nervenfasern, die als Neuriten von peripheriewärts gelegenen sensiblen Ganglienzellen aufzufassen sind, aus der weißen Substanz gegen die Hirnrinde emporsteigen, sich dort wiederholt teilen und das superradiäre und das tangentiale Flechtwerk im wesentlichen bilden, sich schließlich frei verästelnd. Ein anderer Teil von Nervenfasern zieht senkrecht zu diesen radiären Bündeln und bildet das interradiäre Flechtwerk, das sich gegen das superradiäre Flechtwerk hin etwas verdichtet und hier Gennarischer Streifen genannt wird. Dieser und das interradiäre Flechtwerk wird von den Kollateralen der Pyramiden-Nervenfortsätze gebildet.

Es ist also zu beachten: die langen Dendriten der Hirnrindenzellen sind sämtlich nach der Oberfläche zu gerichtet, die kürzeren etwa horizontal, die Neuriten laufen — bis auf wenige Ausnahmen — dem Marke zu und geben innerhalb der Rinde reichlich Seitenäste ab, die ein dichtes Flechtwerk bilden. Wir erinnern uns ferner, daß jede Ganglienzelle des Zentralnervensystems von einem nervalen Netzwerk (Golginetz, Neuripilem) umgeben ist, bestehend aus ihren Dendriten sowie aus Endbäumchen von Zuleitungsfasern assoziierter Zellen; die Dendriten einer Nervenzelle stellen eine gewaltige Vergrößerung der Zelloberfläche vor. Uebrigens gehen die Endverästelungen weder der Dendriten noch der Neuriten in andere Endverästelungen oder in einen Zellkörper direkt über, sondern bleiben für sich und liegen nur dicht an andern Endbäumchen oder am Zellkörper; jede Nervenzelle mit ihren Dendriten und ihrem Neuriten bildet eine organische Einheit, ein Neuron.

Die zuleitenden (sensiblen), d. h. zentripetalen Nervenbahnen ziehen bis in die erste und zweite Zellschicht der Hirnrinde und verästeln sich daselbst. Die Dendriten haben afferenten, zuleitenden, d. h. zellipetalen Charakter. Die Endverästelungen der sensibeln Nerven stehen also in der beschriebenen Art mit den Dendriten der Pyramidenzellen (und Cajalzellen?) und diesen selbst in leitender Verbindung, so daß die zuströmenden Eronen in die Nervenzellen übertreten. Die Neuriten der Pyramidenzellen leiten peripheriewärts (zelli- und zentrifugal) ab, diese Neuronen haben also motorischen oder sekretorischen Charakter. Die aus den sensibeln Bahnen in die Dendriten übergehenden Eronen passieren also die Nervenzelle und wandern im Neuriten „abwärts"; der umgekehrte Weg, der also so verlaufen würde, daß Eronen den Neuriten der motorischen und sekretorischen Zellen hinaufwandern, diese Zelle passieren und sich in den Dendriten ebenfalls „verkehrt", d. h. zellifugal bewegen würden, um schließlich in die sensibeln Neuronen überzutreten, ist ungangbar — nach allem, was wir wissen; zuweilen biegt der Neurit der Pyramidenzelle um, statt peripheriewärts zu ziehen, und verästelt sich in der Molekularschicht, aber auch da fließt der Eronenstrom nicht in motorisch → sensibler Richtung, sondern aus der einen motorischen oder sekretorischen Zelle in die andere. Die Dendriten sind nicht interzellulare Verbindungen in dem Sinne, daß sie sich von Zellkörper zu Zellkörper erstrecken, so daß der Eronenstrom auf diesem Wege von einer Zelle zur andern fließen kann; sondern sie leiten alle zur Zelle, sind zellipetal, nehmen Eronen auf, ihre Endverästelungen stehen mit denen der sensibeln Nerven oder der Kollateralen der Neuriten in Kontaktverbindung. Der Eronenstrom fließt also aus der Nervenzelle in den Neuriten und über dessen Kollateralen in die Endverästelung eines Dendriten. Er verläßt schließlich, nachdem er eine oder mehrere Denkzellen passiert hat, in einem Neuriten die Hirnrinde und fließt peripheriewärts, bis er in Muskel- oder Drüsenzellen gelangt; die Funktion der Muskel- und der Drüsenzellen ist die Aufnahme dieser Eronen aus dem Nerven und ihre Abgabe nach außen (Ausdrucksbewegungen, Drüsensekretion, wobei also Eronen „ausgedrückt" werden).

Die äußeren Schichten der Nervenzellen der Hirnrinde erhalten die Eronen aus den sensibeln Verästelungen über die Dendriten zugeleitet; die weiter nach innen zu liegenden Nervenzellen, die je nach ihrer Entfernung von der Oberfläche ihren Hauptdendriten noch bis zur Oberfläche emporsenden oder nicht, nehmen Eronen entweder aus den zugehörigen sensibeln Bahnen über diesen Dendriten und zugleich aus den zugehörigen motorisch-sekretorischen Bahnen (den Neuriten von mehr oberflächlich gelegenen Zellen) über die Kollateralen derselben und über ihre eignen Dendriten auf — oder, bei Fehlen des bis zur Oberfläche emporziehenden Dendriten, nur auf letztgenanntem Wege. Die Grenze zwischen den einzelnen Zellschichten ist „fließend", doch senden im allgemeinen die nach innen vom Gennarischen Streifen liegenden Nervenzellen keinen Dendriten mehr zur Oberfläche empor, empfangen also ihre Eronen ausschließlich über die Kollateralen der Neuriten der oberflächlicher liegenden Zellen und über ihre eignen Dendriten, wie auch direkt über die Oberfläche ihres Körpers, sofern diese von Endigungen der Kollateralen berührt wird. Diese Zellen stehen also nicht mit den sensibeln Neuronen in direkter Verbindung.

Mithin sieht das funktionelle Bild der Hirnrinde folgendermaßen aus: die Denkzellen der äußeren und mittleren Schichten nehmen sensible Eronen direkt aus den zuleitenden Nervenfasern, ferner aber auch Eronen aus den Kollateralen der Neuriten der weiter nach außen (oberflächlicher) liegenden Zellen auf. Die innerste Schicht, die der polymorphen Zellen, empfängt Eronen ausschließlich auf dem letztgenannten Wege. Ueber Assoziationsbahnen s. § 54.

Die äußere Schicht, die Molekularschicht, ist sehr arm an Zellen, und die Zellen

sind nicht Denkzellen, sondern „Gliazellen", sog. „Stützzellen", von denen noch nicht feststeht, ob sie nicht noch andere Funktion haben, z. B. die der Isolierung der Nervenfasern (C. L. Schleich). Die Denkzellen sind die in den drei inneren Schichten liegenden Nervenzellen. Diese drei Schichten sind anatomisch nicht genau abgrenzbar, gehen ineinander über; auch in genetischer Hinsicht gibt es zwischen ihnen keine scharfen Grenzen. Ich nenne diese drei Schichten die Denksphären, und zwar die äußere, aus den kleinen Pyramidenzellen bestehende die Gefühls- oder sensile Sphäre (sensus Gefühl), die mittlere, aus den großen Pyramidenzellen bestehende die Gegenstands- oder modale Sphäre (modus Umfang, Grenze, Maß), die innerste, aus den polymorphen Zellen bestehende die Begriffs- oder idealische Sphäre (idea Begriff = Erinnerung).

Die Kleinhirnrinde, das Organ des Lage-, Kraft- und Richtungssinnes, ist analog wie die Großhirnrinde strukturiert, doch sind die Neuronen der Klein- von denen der Großhirnrinde morphologisch erheblich verschieden.

Die Hirnrinde ist schon in früher embryonaler Zeit reich an Ganglienzellen; sie entwickeln sich im Laufe der Intrauterinzeit weiter, differenzieren sich. Mit der Existenz eines Organs, einer Zelle ist auch die spezifische Funktion da. Wir müssen auch den fötalen Hirnrindenzellen eine ihrer jeweiligen Entwicklungsstufe entsprechende Funktion zuerkennen. Der Grad der „aktuellen" Funktion, mit der das Erscheinen des Objekts, des Bewußten, wenn auch in primitivster Helligkeit, verbunden ist, wird, wie die psychobiologische Analyse ergibt, zuerst von sensilen Zellen erreicht, und zwar wohl schon in fötaler (spätembryonaler) Zeit, sodann gegen Ende der Intrauterinzeit auch von modalen Zellen, während idealische Denkzellen sich bis zu diesem Funktionsgrad erst in der Frühzeit des extrauterinen Lebens differenzieren.

Im Gange dieser Entwicklung bleiben aber die einzelnen Sphären oder ihre Zellen nicht etwa stehen, sondern differenzieren sich immer weiter, sowohl der Zahl wie der Beschaffenheit der Zellen nach. Der Abschluß der Evolution der Hirnrinde wird erst zwischen dem vierzigsten und sechzigsten Lebensjahr erreicht; sie geht dann in die Involution über. Der Entwicklungsrhythmus wie überhaupt alle Einzelheiten der Evolution und der Involution sind individual-, gruppen- und artspezifisch.

2. Kapitel

Die sensile Sphäre

§ 30. Allgemeines

Die in der sensilen Denkzelle „liegende" Beziehung ist Nicht-Gefühl: Gefühl, d. h. Aktualität, Objekt ist ein Gefühl, und je nach der Spezifität der Denkzelle, in der die Beziehung liegt, ist das Gefühl Hunger, Angst, Schmerz, Trauer, Freude in allen möglichen Nuancen. Das Gefühl ist also das Objekt, männlich, das Subjekt ist Nicht-Gefühl, nicht-seiend, weiblich. Das Subjekt fühlt also nicht, das Gefühl ist objektisch. Man kann sagen: ich empfinde ein Gefühl, so wie man sagt: ich sehe ein Haus. Die Formel: ich fühle, heißt: die Subjekt-Objekt-Beziehung liegt in der sensilen Denkzelle; „ich fühle" ist eine Umschreibung für: Subjekt-Objekt-Beziehung, die in der sensilen Zelle liegt. „Ich fühle" ist soviel wie: „ich habe Gefühl", diese Formel läßt deutlich die Subjekt-Objekt-Beziehung erkennen; das Gefühl, das ich habe,

ist eben Objekt, die Formel „ich fühle" ist eine Abbreviatur, indem das Objekt „Gefühl" ins Zeitwort übergegangen ist, das nun transitiv und intransitiv gebraucht wird.

Entsprechend seiner Gehirnentwicklung hat der (ältere, geburtsnahe) Fötus Gefühl und somit Bewußtsein. Wir haben das Bewußtsein als Objekt des Nicht-Bewußtseins erkannt, als Partner der in der Denkzelle liegenden Beziehung. Die Denkzellen sind Nervenzellen der Hirnrinde. Indem wir die äußere, die frühstentwickelte Zellschicht als sensile Sphäre ansprechen, rechnen wir das Gefühl zum Bewußtsein. Das Objekt kann also die Bestimmtheit „Hunger" oder „Schmerz" oder „Freude" usw. sein, es kann ein Gefühl sein.

Man hat bisher dem Fötus das Bewußtsein noch nicht zuerkannt, sondern die Meinung gehabt, daß das Bewußtsein mit oder nach der Geburt einsetze; wer mit Bewußtsein lediglich die begriffliche Aktualität meint, hat recht, nur dürfte dann auch die modale Wahrnehmung, die Wahrnehmung des Gegenstandes dem Bewußtsein nicht zugerechnet werden, wie das doch allgemein geschieht. Das Bewußtsein liegt bald in der einen, bald in der andern Sphäre; wir erleben kürzere oder längere Perioden, in denen wir nicht mehr begrifflich denken, sondern lediglich Gegenstände oder Gefühle wahrnehmen, in denen also das Bewußtsein in dieser Art „eingeengt" ist, aber Bewußtsein besteht auch dann noch; erst indem die Funktion der Hirnrinde eine gewisse Mindestgrenze überschreitet, erlischt das Bewußtsein, auch das Gefühl. Wir rechnen also das Gefühl zum Bewußten; es ist Objekt der sensilen Zelle, die in der sensilen Sphäre der Hirnrinde liegt, und indem wir die Funktion der Hirnrinde als Denken und Bewußtsein bezeichnen, gehört auch das Gefühl zum Bewußten und hat der Fötus Bewußtsein.

Ich höre den Einwand: selbstverständlich ist das Gefühl bewußt, ich fühle ja Angst, Trauer, Schmerz usw., das heißt doch: ich bin mir des Gefühls bewußt, und ein Gefühl, dessen ich nicht bewußt bin, das nicht-bewußt ist, ist kein Gefühl. Ganz recht, das ist es auch nicht; ein Gefühl, das nicht-bewußt ist, ist eben Nicht-Gefühl, subjektisch. Wohl aber kann das Gefühl unbewußt sein, also vor- oder nachbewußt, es kann ins Bewußtsein eintreten und diesen Zustand verlassen wie andere Vor- und Nachobjekte auch. „Unbewußtes Gefühl" (und entsprechend „unbewußter Gegenstand", „unbewußter Begriff") bedeutet aber nicht, daß das Gefühl als solches (als bewußtes) ins Unbewußte (als ein „tieferes Seelenbereich") abgesunken, „verdrängt" sei und dort weiterexistiere, bis es wieder ins Bewußtsein auftauche, sondern bedeutet, daß das Gefühl nicht mehr da, nicht mehr bewußt, Bewußtes ist, daß nur eine vegetative Erregung unterhalb des Höchstgrades besteht, bei dem das Bewußte, die Aktualität „da" ist als die Funktionseigentümlichkeit der nun eben „aktuell funktionierenden" Denkzelle.

Nun, man muß unterscheiden zwischen dem „reinen" Gefühl, dem Gefühl als solchem, und dem Gegenstand und dem Begriff, in den das Gefühl eingeht. Wann ich mir begrifflich vorstelle, ich habe Angst, dann ist das Gefühl, das ich mit Angst bezeichne, als solches, d. h. „rein", nicht da, sondern die Vorstellung „ich habe Angst", die sich freilich an das Gefühl genetisch angeschlossen hat, aber ihr Begriff ist und nur einen verschieden großen Gefühlsrest aufweist. Und wann ich sage: ich habe Angst, dann ist dieser Satz (kurz gesagt) Ausdruck des Gefühls, nicht das Gefühl selber; das Gefühl ist nicht mehr da, sobald der Ausdruck da ist. Das reine Gefühl ist Aktualität der sensilen Zelle, ist also da, ohne daß ich separat weiß, daß es da ist. Wann ich weiß, daß ich dies oder das Gefühl habe, ist eben das Gefühl nicht mehr aktuell. Der Fötus, der noch keine aktuellen Begriffszellen hat, auch noch nicht beschreiben kann, kann auch nicht wissen, daß er Gefühl hat, sondern die Gefühle als solche sind „rein" da, sie werden eben nur erlebt, sind

das primäre Bewußte, und sofern Gefühlsaktualitäten „da" sind, muß man dem Fötus (beginnendes, primitives) Bewußtsein zuerkennen.

Das physiologische Experiment hat in der Hirnrinde sog. psychosensorische Zentren ermittelt, wie später noch genauer berichtet werden wird. Hiernach muß zugegeben werden, daß die Hirnrinde eine sensile Sphäre hat, daß also die Gefühle zur Bewußtseinssphäre gehören, sofern sie Aktualitäten der sensilen Zellen sind. Ferner aber weist der Fötus, wie ebenfalls später zu zeigen, Ausdrucksbewegungen auf, die als auf die Aktualität sensiler Denkzellen folgend verstanden werden können. Die sensile Sphäre ist also beim Embryo schon frühzeitig in rel. hoher Funktion, und indem wir die sensile Sphäre zu den Denksphären rechnen, kommt dem Fötus auch (fötales!) Bewußtsein zu. Die weiteren Ausführungen werden dies noch klarer zeigen. Vergl. § 54, auch § 29.

Ich habe den Ausdruck „sensil" gewählt an Stelle von sensibel und sensorisch. Beide Wörter sind bereits anderweit vergeben, ersteres bezeichnet die Funktion der zentripetalen Nerven und ihrer Ganglienzellen im allgemeinen, sensorisch die Funktion der Sinnesnerven (im engeren Sinne) und ihrer Zentra. Die sensile Sphäre ist die Gefühlssphäre der Hirnrinde.

Die sensibeln Nerven sind die zuführenden Wege der Eronen; sie bewegen sich — je nach der Spezifität — durch die zentralen Endbäumchen der sensiblen Fasern in die berührte Nervenzelle, hier also in die sensile Zelle; die Passage der sensilen Zellen ist eine Reihenfolge von Aktualitäten (Objektveränderungen, Zunahme und Abnahme der Zahl der das Objekt bildenden Eronen), die die je spezifischen Gefühle sind. Die Eronen bewegen sich nach Passage der Nervenzelle in die ableitende (motorische oder sekretorische) Nervenbahnen und gelangen in die Muskel- oder Drüsenzelle. Die sensile Zelle ist also motorisch und sekretorisch, d. h. sie gehört zum motorischen und sekretorischen System. Der Eintritt der Eronen in die Muskelzelle ist der Beginn der Kontraktion, die Eronenpassage durch die Muskelzelle ist der Verlauf der Kontraktion, die Abgabe der Eronen ist also das Absinken der Kontraktion, der „Ausdruck". Dies — mutatis mutandis — gilt auch für die Drüsenzelle. Die Funktion der Muskel- und der Drüsenzelle folgt also auf die Aktualität Gefühl, auf die Funktion der zugehörigen sensilen Zelle, ist aber nicht durch diese letztere, also durch das Gefühl verursacht oder bedingt, sondern lediglich eine zeiträumliche Folge. Das Gefühl hat auf den Gefühlsausdruck keinerlei Einfluß, es ist lediglich Aktualität einer sensilen Zelle und vergangen, sobald die Funktionsintensität die Akme überschritten hat. Der sog. Gefühlsausdruck — wie jeder andere Ausdruck auch — ist die Erscheinung einer Eronenbewegung innerhalb einer bestimmten nervalen Bahn, bestehend aus dem sensibeln und dem motorischen Teil; verläuft die Erregung über das Rückenmark oder das Verlängerte Mark usw., jedenfalls nicht über die Hirnrinde als „Zentrum", so nennt man die Bewegung Reflex; verläuft die Erregung über die Hirnrinde, so ist sie immer noch Reflex und nichts anderes, nur nennt man sie nicht Reflex, sondern Denken. Der Begriff „Zentrum" ist lediglich topisch zu verstehen; es ist damit eine Gruppe von Nervenzellen gemeint, die im Rückenmark oder im Gehirn (Zentralnervensystem) liegen und deren jede die auf der zuständigen sensibeln Bahn zuströmenden Eronen in Empfang nimmt; das Zentrum ist also immer motorisch oder sekretorisch, der Nervenfortsatz dieser Zelle ist die motorische (sekretorische), zentrifugale Bahn. Jedes Organ steht mit einer Gruppe von zentralen Nervenzellen in nervaler Verbindung, und diese Gruppe heißt Nervenzentrum des zugehörigen Organs.

Das Gefühl ist also lediglich eine Erscheinung, die auf dem über die sensile Denkzelle führenden Reflexwege oder, wie man auch sagt, Reflexbogen liegt.

Indem auf das Gefühl raumzeitlich der Gefühlsausdruck folgt, glaubt der motivische Mensch, das Gefühl sei Ursache oder Bedingung seines Ausdrucks, dieser sei die Wirkung oder Folge (im konditionalen Sinne, also bedingte Folge) des Gefühls. Realiter kann von einer ursächlichen oder bedinglichen Verknüpfung des Gefühls und seines Ausdrucks keine Rede sein. Die Gefühlszelle gehört lediglich zum Reflexsystem, das Gefühl ist lediglich in den Eronenweg eingeschaltet, etwa wie eine elektrische Birne zwischen zuführendem und ableitendem Draht eingeschaltet ist und bei der Passage des Stromes aufleuchtet; das Aufleuchten hat aber keine ursächliche oder bedingliche Beziehung zu dem weiteren Schicksal des abfließenden Stromes, sondern zeigt nur an, daß Strom durch die Kohlenfäden hindurchfließt, daß Strom überhaupt da ist. Ebenso ist das Gefühl das Zeichen, daß eine oder mehrere sensile Zellen vom z. Z. intensivsten Eronenstrom passiert werden. Was weiter mit diesem Eronenstrom geschieht, ist dem Gefühl sozusagen gleichgültig; gewiß folgt auf ein Gefühl immer der entsprechende Ausdruck, der ableitende Nervenfortsatz ist ja mit der Zelle organisch verbunden, beide bilden eine organische Einheit (die man Neuron nennt), und der Eronenstrom kann gar keinen andern Weg einschlagen wie den in den Nervenfortsatz und in die von diesem „versorgten" Muskel- oder Drüsenzellen; insofern hängt natürlich das Gefühl mit seinem Ausdruck zusammen, aber eben lediglich zeiträumlich, nicht motivisch. Der entsprechende intensive Ausdruck ist also immer ein Zeichen, daß ein Gefühl vorangegangen ist, es ist eben ein Ausdruck, sozusagen der Ausdruck des Gefühls, d. h. der Eronenstrom, dessen Passage durch die sensile Zelle die Gefühlserregung ist, fließt über die Muskel- und Drüsenzelle ab, „wird ausgedrückt". Die Stärke des Ausdrucks entspricht der Stärke des Nervenstromes, also der Intensität (Helligkeit) des Gefühls, auch der Anzahl der aktuell funktionierenden Gefühlszellen, die an einem Gefühlserlebnis beteiligt sind.

Ein Gefühl ist vorüber, heißt: die Beziehung Nicht-Bewußtsein : Bewußtsein liegt jetzt in einer andern Denkzelle. Das Objekt hat sich anschauungsgemäß verändert; die jetzige Aktualität kann z. B. ein Phänomen der Muskel- oder Drüsenfunktion sein, die der Ausdruck dieses eben aktuell gewesenen Gefühls ist, dann ist dieses Phänomen bewußt, und die Veränderung dieses Bewußten kann den ganzen Ausdruck umfassen, d. h. ich nehme wahr z. B. das Weinen als Ausdruck des Schmerzes oder der Freude, das Lachen als Ausdruck des Hohnes oder der Freude, gewisse andere Muskelaktionen als Ausdruck des Hungers, der Angst usw. Freilich sind die Ausdrucksbewegungen nicht bloß raumzeitliche Folgen von aktuellen Gefühlen, sondern es kann eine große Anzahl von unaktuellen Reflexen, mögen diese über das Mark oder das Gehirn verlaufen, die Bewegung, die Sekretion zusammensetzen; auch ist jeder Ausdruck, jede Aeußerung individualspezifisch; die Analyse einer Muskel- oder Drüsenaktion kann also schwierig sein. Hier ist schon ersichtlich, daß jede Aeußerung ein Symbol ist, dessen Komponenten erst auf dem Wege der Symbolanalyse bewußt werden; sie ist eben auch Objekt als Veränderheit. — Die Veränderung des Objekts kann freilich auch eine ganz andere Aktualitätenreihe sein wie die des Gefühlsausdrucks; dann sehe usw. ich diesen Gefühlsausdruck nicht, er ist mir unbewußt, kann aber andern Individuen bewußt sein und mir mitgeteilt werden; ob ich ihn aber selbst sehe usw. oder von ihm auf dem Wege der Mitteilung erfahre, immer ist die somit gegebene Aktualität eine andere als die Aktualität Gefühl. Der Gefühlsausdruck wie jeder andere Ausdruck, jede andere Aeußerung kann mir bewußt sein oder werden, braucht es aber nicht, kann auch unbewußt sein.

Die Eronen der sensilen Zellen erreichen, sofern sie — direkt oder über die kleinen Pyramidenzellen der motorischen Rindenregion (§ 54) — in die Peripherie ziehen, glatte

Muskeln oder Drüsen, die Eronen bewegen sich aber auch aus sensilen Zellen über Assoziationsfasern in modale Zellen und große Pyramidenzellen der motorischen Region und von da in quergestreifte (Skelett-)Muskulatur. Der Gefühlsausdruck ist also theoretisch „rein" nur Funktion der glatten Muskeln und Drüsen (innere Organe, Haut, Blutgefäße), faktisch aber ist jede Ausdrucksbewegung „gemischt", sind stets auch quergestreifte Muskeln beteiligt.

Jede Zelle, jedes Zellaggregat (Organ) steht in nervaler Verbindung mit seinem Nervenzentrum, das im Mark oder in einem der subkortikalen Hirnkerne liegt und wiederum nervale Verbindung hat mit gewissen Nervenzellen der Hirnrinde. Von jeder Körperzelle, jedem Organ aus können also die Eronen nur zu den zugeordneten Nervenzellen gelangen; auch die Irradiation (Ueberfließen des Eronenstromes in andere Denkzellen) ist nur im Rahmen der Spezifität möglich, abgesehen davon, daß natürlich nervale Verbindungen bestehen müssen. Der Topographie der Denkzellen entspricht musivisch die Topographie der Aufnahme und Abgabestellen der Eronen. Mit der Aktualität der Denkzelle ist eo ipso die Lokalität der Ausgangs- und Ausdrucksapparate der Eronen gegeben, die jene Denkzelle passieren; die Denkzelle, in der die Beziehung nichtbewußt-bewußt liegt, ist genetisch „ihrem" Organ zugeordnet, und ihre Aktualität ist in „ihr" Organ lokalisiert und wird auch hiernach bezeichnet (z. B. Magenhunger, Herzangst). Die Nervenzelle ist mit ihrem Organ individualspezifisch derart verwandt, daß sie wesentlich nur Eronen von diesem empfängt und nur in gewissem Ausmaße Paßformen für gewisse andere Eronen aufweist, also für solche, die auf Nebenwegen von andern Stellen zu ihr gelangen. Die funktionelle Begrenztheit fällt mit der Spezifität zusammen. Demnach gibt also auch der Ausdruck normaliter das Organ bekannt, von dem der „ausgedrückte" Eronenstrom ausgegangen ist. Der Sachverhalt wäre sehr einfach, wenn nicht zahlreiche Variationen und Komplikationen bestünden, die die Sicherheit des Urteils, daß dieser Ausdruck nur mit diesem und nicht mit einem andern Organ zusammenhängt, durch einen mehr oder minder hohen Grad von Wahrscheinlichkeit ersetzen. So kann z. B. der vom Genitale ausgehende Eronenstrom nebenwegig in eine Denkzelle (die, wie wir wissen, motorisch oder sekretorisch ist) übergehen, deren Nervenfortsatz Muskeln oder Drüsen z. B. der Nase oder des Mundes oder eines andern Körperteils „innerviert" („versorgt", d. h. mit diesen Zellen in nervaler Verbindung steht). Es wird dann ein Gefühl, das auf die Genitalien „bezogen" wird, d. h. das ein Phänomen der Passage eines vom Genitale ausgehenden Eronenstromes durch die Denkzelle ist, seinen Ausdruck im motorischen oder sekretorischen Gebiet der Nase, des Mundes usw., kurz des von der aktuellen Nervenzelle innervierten Körperteils finden, und dieser Körperteil fungiert nun im Zusammenhange mit genitalen Funktionen. Oder der vom Genitale ausgehende Eronenstrom mündet hauptwegig in eine Gefühlszelle, die z. B. dem Munde oder dem Magen zugeordnet ist; das Gefühl ist dann in den Mund bzw. Magen lokalisiert, und dort findet auch der Reflexausdruck statt; diese Schaltung heißt Perversion („verkehrte Leitung"). Man erwartet, daß der Nervenfortsatz einer Denkzelle dasjenige Organ innerviert, von dem der Eronenstrom ausgegangen ist, der die Denkzelle passierte; der Eronenstrom, der vom Genitale ausgeht, bewegt sich normaliter in eine zugehörige Denkzelle, in eine solche, die von dem sensiblen Endbäumchen berührt wird und die Paßformen zu den ankommenden Eronen aufweist (die Tatsache, daß die Denkzelle in diesem Endbäumchen liegt, ist gleichbedeutend mit der Existenz von Paßformen); diese Zelle, so erwartet man, müßte nun ihren Nervenfortsatz in das motorische und sekretorische Gebiet des Genitales senden, und hier müßte als Bewegung oder Sekretion der Eronenstrom und das eingeschaltete Gefühl seinen Ausdruck finden. Indes

trifft diese Erwartung nicht immer zu. Ein Endbäumchen der sensiblen Nervenfaser umfaßt eine Denkzelle, die nicht zur genitalen Motilität und Sekretion gehört, sondern zu der eines andern Organs. So wird zwar das Gefühl auf das Organ, von dem der Eronenstrom ausgeht, bezogen, aber der Reflex läuft in einer ganz andern Region aus. Wir wissen, daß von jeder Nervenfaser „Kollateralen", Seitenäste abgegeben werden, die sich ebenso wie die Hauptfaser verzweigen und zuletzt um eine Nervenzelle herum aufbüscheln; und ebenso streckt die Nervenzelle außer dem Nervenfortsatz mehr minder zahlreiche Protoplasmafortsätze aus, die sich ebenfalls verzweigen und um andere Zellen aufbüscheln oder auch frei enden. Die Verbindungsbahnen zwischen den einzelnen Nervenelementen sind sehr zahlreich, und wenn auch bei der Gehirnentwicklung diese Verbindungen eine organische Gruppierung erfahren und nicht „ein sinnlos Spiel getrieben wird", so sind doch die Variationen äußerst mannigfaltig. So können zentrale Endbäumchen sensibler Nerven eines Organs in der Art der Perversion sensible Denkzellen umfassen, die zur Motilität und Sekretion eines andern Organs gehören. Hier liegen Besonderheiten der Entwicklung vor, die sich in den Aeußerungen des Individuums dokumentieren; und wir nennen diejenigen Aeußerungen, die von der durchschnittlichen Ordnung der Zusammenhänge abweichen, abnormal, krankhaft. Diese Tatsachen erschließen uns auch das Verständnis der Neurosen: ihnen sind — abgesehen hier von funktionellen Uebertreibungen, also krampfigen Ausdrucksweisen — Besonderheiten der Verbindungen sensibler und motorischer (und sekretorischer) Neuronen, Besonderheiten der Entwicklung, die ihrerseits genealogische, erbbiologische Besonderheiten in sich begreift, eigentümlich. Sind diese Besonderheiten relativ gering an Zahl, so spricht man vielleicht von Launen, Eigenarten, Spleen usw., je zahlreicher sie sind, desto mehr nähert sich die Sonderlinghaftigkeit der Krankheit, die, nun wieder bei relativ geringen Abweichungen im System der sensibel-motorischen Verbindungen, Neurose (Neurasthenie, Hysterie, Zwangskrankheit in ihren mannigfachen Abwandlungen, zu denen auch die sexuellen Perversionen gehören) heißt, bei stärkeren Abweichungen Geisteskrankheit (Psychose) und im Falle anatomischer Abnorm organische Krankheit heißt. Vergl. § 94.

Die Lokalisation der reinen Gefühle wird im Zusammenhang mit der Entfernung des Objekts vom Subjekt besprochen werden (§ 89).

Sämtliche Gefühle verlaufen in einer aus einem ansteigenden und einem absteigenden Ast bestehenden Kurve, die die Intensität der Gefühle ausdrückt. Der Anstieg der Kurve bedeutet Zunahme der Zahl der beteiligten Eronen und Nervenzellen. Auch das Gefühl als Aktualität einer Nervenzelle steigt mit der Zahl der aufgenommenen spezifischen Eronen an und fällt mit ihrem Abfluß in die zellifugale Bahn (den Neuriten) ab. Je mehr Zellen beteiligt sind, desto größer ist die Extensität des Gefühls, die sich aus den Quoten jeder einzelnen beteiligten Zelle biologisch summiert. Das Gefühl als Bewußtes, als Objekt ist aber stets ein einheitliches, liegt in einer Zelle, nicht in mehreren zugleich; die „Gefühlsquoten" der beteiligten Zellen sind unbewußt, Symbolkomponenten, die der Aktualität zeiträumlich am nächsten liegen — so wie beim Sehen dem (zentral gesehenen) Objekt gewisse Komponenten zeiträumlich näher liegen als andere und, wie man sagt, „peripher gesehen werden". Das Peripher-Unbewußte kann man als „vorbewußt im engeren Sinne" bezeichnen; alles Unbewußte ist vor- oder nachbewußt (vergl. § 95).

Die ansteigende Kurvenstrecke jedes Gefühls ist die Unluststrecke, die absteigende die Luststrecke. Die Intensität jedes Gefühls ist also in Unlust- und Lustgraden auszudrücken; diese Grade stellen die jeweilige Ordinatenhöhe des Gefühls

dar. Selbständige Unlust- oder Lustgefühle gibt es nicht*). Auf gleicher Ordinatenhöhe befindliche Punkte der an- und der absteigenden Kurvenstrecke sind gleiche Intensitätsgrade des Gefühls; es sei der Intensitätsgrad des Gefühls bei aufsteigender Kurve, also der Unlustgrad z. B. durch die Zahl 10 ausgedrückt, so ist der korrespondierende Intensitätsgrad der absteigenden Strecke, also der Lustgrad, gleichfalls mit 10 auszudrücken. Das Ansteigen jedes Gefühls nennt man Unlust, das Absinken Lust, so etwa wie man das Ansteigen der Temperatur Erwärmung, das Absinken Abkühlung nennt.

§ 31. Vom Hungergefühl

Das primäre Gefühl ist Hunger. Hunger ist Leeregefühl, das Ausgangsorgan des Hungers ist die Höhle; der Hunger ist das Höhlengefühl, es ist im Gefühlserlebnis das erste Stadium, der Anfang. Der jeweilige Entleerungs- oder Füllungsgrad einer Höhle findet seine sensile Darstellung in dem Grade des Hungergefühls. Die Intensität des Hungers steht im umgekehrten Verhältnis zum Füllungsgrad der zugehörigen Höhle; mit fortschreitender Entleerung (ungenau ausgedrückt: Leere) steigt das Hungergefühl an (Unluststrecke der Hungerkurve), mit zunehmender Füllung der Höhle fällt das Hungergefühl ab (Luststrecke). Man kann die Hungergrade auch durch Sättigungsgrade ausdrücken: diese sind das Positiv zu den Hungergraden — diese als das Negativ bezeichnet. Höhlen und zugehörige Gefühle sind: Mund — Durst; Magen — Nahrungshunger, Lunge — Lufthunger, Genitalhöhlen bei Mann und Weib — Liebeshunger, Augenhöhle (nicht die knöcherne, sondern der Bulbus) — Sehhunger (Bedürfnis nach „Gesichtseindrücken"), Nasenhöhle — Riechhunger (Bedürfnis nach „Geruchseindrücken"), Ohr — Hörhunger (Bedürfnis nach „Gehörseindrücken"), Hauthöhlen — Tast-, Wärme-Kältehunger, Muskelhöhlen — Bewegungshunger. Jede rel. leere Zelle ist eine Höhle, das zugehörige Gefühl Zellhunger.

Die von einer leeren Höhle ausgehenden Eronen sind andere wie die von einer gefüllten ausgehenden. Die „Hungereronen" treten nach Passage der sensibeln Nerven in die kortikalen „Hungerzellen" (sensile Zellen, deren Aktualität das Hungergefühl ist) ein, darunter die männliche Paßform, die im Falle aktueller Funktion der Denkzelle ins Verhältnis zu der einheimischen weiblichen Hauptsubstanz im Zellkern tritt und auf dem Höhepunkte der Vereinigung als die Aktualität Hungergefühl „erscheint", bewußt, Etwas im polaren Gegensatz zum Nichts („in der Höhle" der weib-

*) Das Wort „Lust" wird in mehrfachem Sinne angewandt. In dem Satze „ich habe Lust spazieren zu gehen" bezeichnet es den Hunger (das Verlangen, Bedürfnis, den Wunsch, Willen). Mit „Lustgefühl" wird speziell aber auch das Freudegefühl bezeichnet, z. B. mit Wol-lust das taktile genitale Freudegefühl. Darüber hinaus spricht man von Lust und Unlustgefühlen in einem weiteren Sinne und meint damit, wie oben gesagt, die Grade der Gefühlskurven; in diesem Sinne gibt es also keine besonderen Lust- und Unlustgefühle. Die *Freud*sche Annahme, daß „das Lust-Unlustprinzip den psychischen Betrieb beherrsche", geht schon darin fehl, als die Gefühle gar nicht „psychisch", sondern — wie die Gegenstände und die Begriffe, wie alles Bewußte — physisch sind und von einer dämonischen Vorherrschaft gewisser Gefühle realiter keine Rede sein kann. Ebenso verfehlt ist der *Nietzsche*sche Ausspruch, daß „jede Lust Ewigkeit, tiefe, tiefe Ewigkeit wolle"; die Lust „will" gar nichts, sie hat keinen Willen, und daß jemand ewige Lust haben wolle, trifft keineswegs zu, wie schon das Sprichwort ergibt, daß nichts schwerer zu ertragen sei als eine Reihe von glücklichen Tagen — woraus denn folgt, daß „die ewige Seligkeit" ein sehr unerfreulicher Zustand und wohl eher die ewige Verdammnis sein dürfte, vorausgesetzt, daß die abgeschiedenen Seelen (hiervon) Bewußtsein haben (sie müßten es ja eigentlich, da Bewußtsein als seelisch gilt, anderseits ist diese seelische Funktion an den Körper gebunden und schließlich: wie sollte das Bewußte der körperlos im Jenseits schwebenden Seelen wohl aussehen, wo doch das Bewußte eben die Welt ist?)! Vgl. *Goethe:* „So tauml' ich von Begierde zum Genuß, und im Genuß verschmacht' ich nach Begierde"; da ist von dem „Prinzip" des „Luststrebens" und „Unlustmeidens" keine Rede.

lichen Hauptsubstanz) ist. Der Zahl der von der Höhle ausgehenden Eronen und der Zahl der beteiligten Hungerzellen entspricht die Stärke des Hungergefühls. Die Eronen passieren die Denkzellen, die ich also Hungerzellen nenne, und bewegen sich in deren Neuriten usw. peripheriewärts zu den Endorganen Muskel- und Drüsenzellen; Aufnahme und Abgabe der Eronen macht die Funktion dieser Zellen aus (Muskelkontraktion, Drüsensekretion).

Die Hungerausdrucksbewegungen sind Kontraktionswellen von Höhlenmuskulatur, und zwar solcher Muskeln, deren Kontraktion die Höhle mäßig (auf Hungerweite) einengt. Die entsprechenden Aktionen im sensorischen Gebiet sind Kontraktionen der großen Rundmuskeln des Rumpfes und der Extremitäten (Auslangen). Die Hungersekretion ist die Abscheidung des Saftes aus Drüsen, die zu Hungerreflexsystemen gehören, an denen sich also die Hungerreflexe ausdrücken; diese Sekrete sind spezifisch beschaffen, also Hungersäfte, von den Angst-, Schmerzsäften usw. verschieden, z. B. Appetitsaft des Magens, genitale Säfte als Ausdruck des Liebeshungers. Ueber die normalen und abnormalen Variationen der sensibel-motorischen Verbindungen s. § 30.

§ 32. Vom Angstgefühl

Auf das Hungergefühl folgt im Erlebnis das Angstgefühl. Während das Hungergefühl aktuell, bewußt ist, ist das Angstgefühl und sind die übrigen Gefühle unaktuell, unbewußt, doch steigt die Angstkurve an. Die Angsteronen gehen von der Oeffnung der Höhle aus und finden dort auch ihren Ausdruck, nachdem sie die Reflexbahn einschließlich der zugehörigen Gefühlszellen, der Angstzellen passiert haben. Wie wir das Hungergefühl als Höhlengefühl bezeichnen, so das Angstgefühl als Oeffnungsgefühl. Wie jede Höhle in eine (ihre) Oeffnung (als Struktur) übergeht, so schließt sich an jedes Hungergefühl ein (entsprechendes) Angstgefühl an, z. B. Nahrungs-, Luft-, Liebes-, Seh-, Hör-, Tastangst usw.

Bewußt ist immer nur ein Gefühl, nie zwei zugleich. Jedes Reflexsystem hat seine spezifische Funktionskurve, in deren Ablauf die Zahl der passierenden Eronen zu-, dann von einem Höhepunkte an abnimmt. Ist also das Hungergefühl aktuell, so noch nicht das Angstgefühl, und ist das Angstgefühl aktuell, so nicht mehr das Hungergefühl — und noch nicht das Schmerzgefühl. Die relative Zahl der Hunger- und der Angstzellen (usw.) ist individualspezifisch. Der eine hat mehr Eßhunger, der andere mehr Eßangst (Vorsicht, Zurückhaltung usw. — bis zur Appetitlosigkeit usw.). Der eine Liebende hat mehr Liebeshunger-, der andere mehr Liebesangstgefühle — in normaler oder in abnormaler Variationsbreite, usf. Je nach der funktionellen Situation, der Funktionsperiodik sind bei einem Individuum mehr Hunger- und weniger Angsteronen (usw.) in Bewegung oder umgekehrt, wobei auch die anderen Denksphären beteiligt sind. Endlich sind, worauf ich schon im § 30 hinwies, die sensibel-motorischen Verbindungen individualspezifisch: es kann also z. B. ein vom Genitale ausgehender Eronenstrom in die Motilität und Sekretion eines andern Organs übergehen, ein Liebesgefühl sich in Kontraktions- und Sekretionswellen z. B. des Mundes oder Magens usw. äußern. Solche Varianten kommen in gewissem Ausmaße normalerweise vor. Abnormerweise strömen viele Hunger- oder Angsteronen von der einen Höhle oder Oeffnung in die Motilität und Sekretion einer andern Höhle oder Oeffnung; so kann z. B. das Liebesgefühl seinen hauptsächlichen Ausdruck in der Mund- oder Darm- oder irgendeiner andern Höhle, Bucht (z. B. Schläfe, Ohr, Auge, Nase, Oberschlüsselbein-, Herzgrube, Handfläche usw.) oder Oeffnung (Ohr-, Augen-, Nasen-, Harnröhren-, Darmöffnung usw.) finden — und das eigentliche Ausgangsorgan bleibt motorisch-sekretorisch „abgeschaltet". Oder der aus dem Genitale stammende Angsteronenstrom mündet hauptwegig in eine z. B. dem

Magen zugeordnete Angstzelle, deren Aktualität „Magenangst" ist somit ein „verkapptes" Liebesgefühl. Hinzu kommt noch die Tatsache, daß wiederum der Ablauf des sensilen Reflexes, mag er nun normal oder krankhaft hinsichtlich seines Ausgangs- und Endorgans, auch seiner Intensität sein, individualspezifisch und innerhalb der Individualität jeweils verschieden ist, und ferner daß auch die übrigen Denksphären beteiligt sind oder sein können, woraus sich die Mannigfaltigkeit der Reflexgefüge einschl. ihrer Ausdrucksweisen, besonders in der Abnorm (Neurosen, Psychosen) verstehen läßt.

So wie also jede Höhle, Bucht des Körpers je nach dem Leeregrad in die sensile Sphäre mehr oder weniger zahlreiche Hungereronen absendet, bei deren Passage durch diese Zellen das Hungergefühl als Objekt erscheint, so geht von jeder Oeffnung ein schwächerer oder stärkerer Angsteronenstrom aus; die Zahl der Eronen, der Zusammenhang des Ausgangs- mit dem Endorgan usw. ist individualspezifisch, also auch die A n g s t b e w e g u n g e n und die A n g s t s e k r e t i o n e n. Immer aber finden die Angstbewegungen und die Angstsekretionen an den Oeffnungen statt: als Kontraktionen der kleinen Rundmuskeln (Schließmuskeln, Sphinkteren) an den inneren Organen, übereinstimmend mit den analogen Verengungen (bis zum Verschluß) der äußeren Oeffnungen, als Abscheidung von spezifischen Säften (Angstsäften) in Mund, Magen, Darm usw., Genitalregion, Haut usw. An allen Aufnahmen und Abgaben ist ein Angststadium beteiligt, und zwar als das zweite Stadium im Ablaufe. Im Falle der Neurose sind die Ausdrucksaktionen krampfig.

Bezeichnen wir den Hungerausdruck als mäßige Einengung bzw. (beugendes) Auslangen, so den Angstausdruck als weiteres Einengen (bis zum Verschluß) bzw. Fortsetzung der Beugung, in dieser Art als Hemmung der an sich geschwinderen Hungerbewegung. Diese Hemmung (Angsthemmung) braucht die Richtung der Gesamtbewegung zu dem im Hunger erstrebten Ziel nicht zu beeinträchtigen, in andern Fällen aber weicht die Richtung („Erlebnisachse") im Angststadium ab: Ausweichen vor der Schwelle, der Gefahr usw., Zurückweichen, Flucht. „Die Angst" ist sonach Warnung und Schutz zugleich. Wie immer aber der Verlauf sein mag, immer geschieht er rein reflexmäßig, nicht, wie das motivische Denken deutet, als Wirkung von inneren oder äußeren seelisch-geistigen usw. Ursachen oder „Faktoren". Alle Geschehnisse, die genetischen wie die episodischen, sind rein zeiträumliche Reihen, und Ursache ist lediglich Ur-Sache, Ausgangspunkt, auf den das Folgende — folgt.

Jedes Gefühl ist mit einem (seinem) Gegenstand genetisch assoziiert. Ein komplettes kortikales System besteht aus Gefühls-, Gegenstands- und Begriffszellen. Man kann also nicht mehr sagen, das Gefühl habe ein Objekt, mit dem es etwa „verlötet" sei, sei also eine psychische „Erscheinung", die „dem Objekt" als physischer „Erscheinung" polar-gegensätzlich und doch mit ihm „wirksam" verbunden sei. Realiter ist auch das Gefühl Objekt, eine der drei grundsätzlichen Formen oder Arten des Bewußten (Gefühl, Gegenstand, Begriff oder Erinnerung), und ist mit „seinem" Gegenstand genau so assoziiert wie dieser mit „seinem" Begriff (z. B. dieses gegenständliche Haus mit seinem „Erinnerungsbilde"). Die Aktualität ist immer nur eine, eben die jetzige; während also ein Gefühl aktuell ist, ist es nicht ein Gegenstand oder ein Begriff, doch geht die Abfolge so rasch vor sich, daß man glaubt, Mehreres zur selben Zeit und am selben Orte wahrzunehmen, obwohl auch der logische Widerspruch (Mehreres kann auch zeiträumlich nicht identisch sein) klar zu Tage tritt. In der fötalen Zeit ist die modale und idealische, also die Gegenstands- und die Begriffssphäre noch nicht bis zur aktuellen Funktionsweise entwickelt; der Fötus erlebt also nur Gefühle, lebt in der Welt der Gefühle.

§ 33. Vom Schmerzgefühl

An das Angstgefühl schließt sich im Erlebnis das Schmerzgefühl an. Jede Höhle geht in eine (ihre) Oeffnung, jede Oeffnung in eine (ihre) Schwelle über, die der aus der Höhle aus- oder in sie eintretende Gegenstand passiert. Die Schwelle ist Ausgangs- und Ausdrucksapparat der Schmerzreflexsysteme, der Schmerzreflexe. Schmerz ist das Schwellengefühl, das Gefühl, das dem Eindringen des Gegenstandes, der Passage der Schwelle entspricht, dieses Eindringen gewissermaßen in der sensilen Sprache darstellt. Von der Zunahme und Abnahme des Schmerzes gilt das über Hunger und Angst Gesagte. Der Ausdruck des Schmerzes ist wieder motorisch und sekretorisch: die Muskelaktionen sind Drehungen als weitere Verengung oder beginnende Erweiterung (Zu-, Aufdrehen), die zugehörigen Drüsen geben Schmerzsäfte ab. Während des Schmerzes sind die übrigen Gefühle unaktuell, es ist aber klar, daß auch die unaktuellen Reflexe eben stattfinden und je nach Intensität in die jeweilige Aktualität als Symbol interferierend-nuancierend eingehen. Die Schwelle ist weiblich im Verhältnis zum eindringenden Gegenstand, dessen Schmerzstadium sich ebenfalls in Drehungen, Windungen, Ein- und Abschnitten, Trennung, Sch(n)eidung usw. äußert.

Von den Gefühlen ist in jeder Gegenwart nur eines aktuell, die andern sind unbewußt, d. h. vorbewußt und nachbewußt. Die relative Zahl der spezifischen Eronen und der beteiligten Denkzellen entspricht der Stärke des Gefühls. Es leuchtet ein, daß diese Aktualität von den unbewußten Gefühlen (Vor- oder Nachgefühlen, Vor- oder Nachobjekten) sozusagen untermalt ist, und daß an Nuancen der Gefühle individualspezifische Variationen als Interferenzerscheinungen in größter Mannigfaltigkeit vorkommen, und daß die Zahl der variantischen Möglichkeiten beim Vergleich mehrerer Individuen ins Unübersehbare wächst.

Der Hunger leitet eine (die) Aufnahme oder Abgabe ein. Je näher der aufzunehmende bzw. abzugebende Gegenstand an die Oeffnung heranrückt, desto mehr wird der Hunger von der Angst und ihren motorisch-sekretorischen Ausdrücken abgelöst: mehr oder minder intensive Kontraktion des Schließmuskels, Abscheidung von Sekret, also Anfeuchtung der Oeffnung als Vorbereitung des Schwellen- oder Schmerzstadiums (vgl. das Sprichwort: „Wer gut schmiert, der gut fährt."), doch ist die Verengung der Oeffnung eine Erschwerung der Aufnahme, und auch die Schwelle muß überwunden werden. Hat auch das aufzunehmende Individuum eine sensile Sphäre, so hat es die analogen Gefühle wie das aufnehmende Individuum, doch können Intensität und Nuance anders sein. Immer ist der Hunger das Höhlen-, die Angst das Oeffnungs-, der Schmerz das Schwellengefühl. Wir finden diese Reihenfolge (an die sich Trauer und Freude anschließen) bei jeder Aufnahme und Abgabe, z. B. beim Essen, Trinken, Atmen, Arbeiten, Liebesverkehr usw., bei der Abgabe von Kot, Harn, Blut, Samen, Kind usw. Wir verstehen z. B., „warum" sich jemand mit der Nadel sticht, d. h. wie dieser Stich vor sich geht: (zunächst) als Reihe taktiler Hauthunger, Hautangst, Hautschmerz; die Pore πόρος Eingang, Durchgang) ist eine kleine Höhle-Oeffnung-Schwelle, somit Ausgangs- und Ausdrucksorgan von mit den Aktualitäten Porenhunger, -angst, -schmerz einhergehenden sympathischen Reflexen, die Haut-Pore begehrt sozusagen die Nadel, ängstigt sich vor ihr, empfindet Schmerz beim Eindringen. Es gibt Leute, die sich „fortwährend" stechen; hier kann es sich um eine Perversion aus der Genitalsphäre handeln: Reflexe, die vom Genitale ausgehen, enden an der Haut, so daß das Eindringen der Nadel in die Pore eine Art Analogie zum Eindringen des Penis in die Vulva-Vagina, ein sinnlicher Vorgang als „Filialfunktion" und somit ein neurotisches Symptom ist.

Man kann das Schwellenstadium eines Erlebnisses als Aufgabe, Leistung, Kampf,

Prüfung, Versuchung, Gefahr, Trennung, Abschied usw. bezeichnen. Die Schwelle als weiblich „wehrt" (verschließt) sich gegen das An- und Eindringende als das Männliche (im unisexuellen Sinne), das Männliche „muß" die Schwelle, das Weibliche überwinden, und diese Ueberwindung wird im Hungerstadium begehrt, im Angststadium erschwerend vorbereitet. Ueberschreitet das Aufzunehmende die Schwelle ins Innere der Höhle, so findet ein Erfüllungserlebnis statt; wird die Aufnahme vereitelt, so findet ein Verzichtserlebnis statt. Im ersten Falle geht die Erlebnisachse geradenwegs zum Ziele, im zweiten Falle biegt sie im Schmerzstadium ab. Analog verläuft die Abgabe: Hunger nach Abgabe (z. B. von Kot, Geld usw.), Angst vor der Abgabe, Schmerz bei der Abgabe, dem Ab-schied (Ab-scheiden) des Abzugebenden, der Trennung, der Ent-schließung usw. Auch das Schmerzstadium ist eine Hemmung in der Bewegungsgeschwindigkeit, eine solche, die ähnlich der Angsthemmung in der Abnorm (Neurose) zeitweise zur Unterbrechung (Verschluß, „Unzulänglichkeit", Verstopfung, Stauung usw.) führen kann. In jedem Falle folgt das Trauerstadium, wovon im nächsten Paragraph die Rede sein wird.

Das Bewußte ist immer nur eines, eben die Aktualität, das Gegenwärtige. „Bewußte Vorgänge" sind also Aktualitätenreihen, d. h. die Aktualität ist immer anders, ist Verändertheit. Während eines bewußten Vorganges sind alle andern unbewußt, d. h. erreichen alle andern Reflexe nicht den aktuellen Funktionsgrad. Die meisten inneren Vorgänge verlaufen normaliter überhaupt unbewußt, ihr Bewußtwerden ist Zeichen einer übersteigerten Funktion und damit abnorm (z. B. Herzangst, Nierenschmerz). Auch für die Gegenstands- und die Begriffssphäre gilt der Satz: während eines bewußten Ablaufes sind alle andern unbewußt, und gewiß gibt es viele Gegenstands- und Begriffszellen, die den aktuellen Funktionsgrad überhaupt nicht (nicht mehr oder noch nicht) oder nur den traumaktuellen Funktionsgrad erreichen. Diese wie alle andern sog. seelisch-geistigen Vorgänge werden ihrer Rätselhaftigkeit erst bei Einsicht in die biologische Struktur und Funktion des Organismus entkleidet und so erst verständlich.

§ 34. Vom Trauergefühl

Die Schwelle ist überwunden, der Schmerz vorüber, nun wird die Trauer (über das Geschehene) aktuell. Die Trauereronen gehen aus von Aufnahmeapparaten (sensibeln Nervenendigungen), die dicht hinter der Schwelle liegen; ihre Ausdrucksapparate, an denen die motorischen und sekretorischen Nervenstrecken enden, sind kurze Längsfasern, deren Kontraktion in langsamen Rhythmen erfolgt und eine beginnende Erweiterung der Schwelle-Oeffnung-Höhle darstellt. Auch hier normale und abnormale (perverse) sensibel-motorische Verbindungen und Reflexintensitäten.

Das Trauergefühl ist das Gefühl des Stück-, des Verlassenseins. Das Gerade kann die Schwelle nur stückweise passieren, niemals „mit einem Schlage" ganz. Dies gilt für die Aufnahme wie die Abgabe. Wir sprechen von Magen-, Herz-, Lungen-, Genitaltrauer usw., von Darmtrauer nach Abgabe und überhaupt von Trauer nach Verlust. Einige ontische und phylische Zusammenhänge, aus denen das Verhältnis für die Verbindung des Trauergefühls mit der Zerstückelung zu gewinnen ist, seien hier eingefügt.

Die Vereinigung des Spermatozoons mit dem Ei nennt man Amphimixis; Samen- wie Eizelle haben sich bei ihrer Reifung „halbiert", befinden sich im Hungerzustande; ihre Annäherung aneinander entspricht dem Hunger- und Angstgefühl, die Passage des Spermatozoons durch die Eiöffnung dem Schmerzgefühl. Nach der Auf-

nahme ins Ei zerfällt das Spermatozoon in drei Teile (Zerstückelung): in Kopf, Mittelstück und Schwanz, der weiterhin zerfällt, wie auch Kopf und Mittelstück sich erheblich verändern. (Die Vereinigung des Samenkopfes mit dem Eikern ist die eigentliche Hochzeit, die Sättigung, der das Freudegefühl entspricht; davon im nächsten Paragraphen.) Selbstverständlich empfinden weder Spermatozoon noch Ei die genannten Gefühle, die wir als Aktualitäten der sensilen Zellen erkannt haben; beide Partner haben ja keine sensilen Zellen; doch sind die Vorgänge (auch) der Amphimixis als Zellhunger, -angst, -schmerz, -trauer und schließlich -freude nach dem bewußten Erleben zu beschreiben. Die Eizelle füllt sich also stückweise und beginnt sich zu erweitern — und dies eben ist ihr Trauerstadium.

Mit der Zerstückelung des Spermatozoons, die einer Tötung entspricht, ist gezeigt, daß die Zerstückelung und Tötung ursprünglich nicht den Sinn hat, den wir heute mit diesen Vorgängen oder Begriffen verbinden, nämlich den der endgültigen Ausrottung, wobei der Getötete in ein „besseres Jenseits", in ein jenseits aller Anschauung liegendes Reich geschickt worden ist; das Spermatozoon hat zwar als solches aufgehört, aber seine Teile sind noch allesamt am Leben und bauen im Verein mit den Partnern der Eizelle den ganzen menschlichen Organismus auf. Das Spermatozoon ist zwar „vernichtet", dem Nichts, der Oeffnung, Höhle, dem Weiblichen einverleibt, es ist „vertilgt", aufgefressen, aber nicht getötet in dem Sinne, den man im dämonistischen Denken mit „Tod" verbindet.

In phylogenetischer Frühperiode galt der Tod nicht als endgültiges Aufhören, als „Tod" im heutigen Sinne. Seit Darwin und Haeckel kennen wir das biogenetische Grundgesetz, wonach die Ontogenese eine zusammengedrängte Wiederholung (Analogie) der Phylogenese ist. Dem Erleben der Amphimixis muß also ein analogisches phylisches Erleben entsprechen, es muß ein Stadium in der Menschheitsgeschichte bestanden haben, auf dem das Männchen, wie das Spermatozoon vom Ei, vom Weibchen genital und oral aufgenommen wurde, wie wir das auch sonst im Tierreiche vorfinden; dieses Stadium hat obendrein zahlreiche Nachklänge in dem Verhalten der Geschlechter während aller Perioden der Menschheitsgeschichte, man muß dieses Verhalten nur verstehen; wir werden öfter darauf zurückkommen.

In jenem phylischen Frühstadium starb das Männchen den Liebestod. Der Höhepunkt der Lust, der Orgasmus, fiel mit dem Tode zusammen. Der Mann starb auf der Höhe des Daseins, berauscht von Wollust, von deren urgewaltiger Wucht und Größe wir Epigonen nur noch ein schwaches Erleben übrig behalten haben. Die Wollust war der Tod. Aber freilich — es gab ja noch keinen Tod, der Begriff war noch nicht da, der Unterschied zwischen Leben und Tod noch unentwickelt. Der Mann ging sozusagen (und geht) „mit sehenden Augen" in sein „Unglück", das doch höchstes „Glück" war (— und ist); diese Augen sahen nur das Weibchen, jenes merkwürdige Wesen, das „etwas" war und doch „nichts", das ein Mensch, Männin war und doch das eigentliche Etwas, den Phallos nicht hatte, sondern an dessen Stelle — die Oeffnung, das Nichts; und er stürmte in dieses Nichts, in die vernichtende Umarmung. Ὃν οἱ θεοὶ φιλοῦσιν, ἀποθνήσκει νέος (Menander) = wen die Götter lieben, der stirbt jung, nämlich im Liebeskampf. In die Wollustzuckungen mischten sich die Schauer des Todes; sie waren eins: die Schauer der Lust und des Todes — und sie sind es heute noch, noch heute fällt die Akme der Sättigung zusammen mit einem Zustande, der den Tod symbolisiert, dem Tode mehr oder minder ähnlich ist, mag es sich um die Stillung des Nahrungs- oder des Liebeshungers handeln. Vor Lust kann man „vergehen", mit gefülltem Magen schläft man ein, ebenso gilt der Koitus als das

beste Schlafmittel, und post coitum omne animal triste — der Schlaf ist der „Todesschlaf". (Vergl. hierzu die Anm. ds. § sowie § 61 Anm.)

Wir nehmen also an, daß der Ur-Mann in der Wollust starb; auch das Ur-Weib verfiel in einen todesähnlichen Zustand, nämlich in einen tiefen Schlaf, aus dem sie dann „neugeboren" erwachte, neugeboren auch in dem Sinne, daß sie einen kräftigen Hunger empfand. Nun, das Ur-Weib brauchte nicht weit nach Nahrung zu suchen: da lag ja der Mann, verendet, also langte sie zu, zerriß, zerbiß, zerfleischte den Leichnam, fraß Stück für Stück, trank sein Blut, bis sie möglichst viel von dem „Geliebten" in sich aufgenommen hatte und nun neuerdings in tiefen Schlaf verfiel, somit wiederum „starb" (Schlaf = Bruder des Todes). Oder das Weib blieb wach, während der Mann in ihren Armen verröchelte: sogleich zerriß sie den noch Warmen, verschlang Blut und Leib — und schlief dann erst gesättigt, befriedigt im doppelten Sinne ihren symbolischen Todesschlaf, aus dem sie, die Unsterbliche, erwachte: schwanger. Das erste Fest, das Ur-Fest, von dem sich alle Feste und Feiern ableiten, war begangen. „Welches Tages du davon issest, wirst du des Todes sterben."

Mit steigender Kultur komplizierten sich die Verhältnisse. Das Wollustgefühl fing schon an zu verkümmern, der Mann starb nicht mehr „von selbst". Aber er lag doch in einer Verfassung da, in der er sich widerstandslos erwürgen, zerfleischen, auffressen ließ. Als die Zauberkraft der Wollust nachließ, begann das Weib nachzuhelfen — nicht bösen Willens, nicht mordgierig, sondern nur hungrig, als reflektorisch „Mitwirkende" an einem biologischen Vorgange, dessen Formen sich geändert hatten, aber zum gleichen Ende führten: dem Liebestode des Mannes. Der Mann war sozusagen mit seinem Schicksal einverstanden, und wie viele gibt es, die heute noch den Wunsch äußern, in den Armen der Geliebten den Tod zu finden! Noch wußte man zu jenen matriarchalischen Urzeiten nichts vom Tode: es geschah, daß der Mann das Weib beschlief und nun eben „naturgemäß" weiterschlief, aber nicht etwa tot war, wie wir „tot" verstehen. Zu diesem „Weiterleben" gehörte die Einverleibung, die Verzehrung, sie ergänzte den Liebesakt, war eine selbstverständliche (biologisch „gegebene") Fortführung des Koitus, über die sich die Beteiligten (mangels spezifischer Denkzellen) nicht etwa „Gedanken machten", sondern die automatisch sich vollzog, so wie sich die Sitten und Gebräuche reflektorisch, als biologische Phänomene abspielen.

Nun waren ja freilich andere Männer auch noch da. Der Männer gab es schon viele, mehr als es Weiber gab. Der Koitus war ein Spiel, aber keine Spielerei. „Aller Wochen zwier" oder so ähnlich, o nein, einmal im Jahre, und dieser Koitus, der für beide Partner wohl schmerzhaft war, schwängerte mit „tödlicher" Sicherheit, allerdings war der Zusammenhang zwischen Koitus und Schwangerschaft noch unbekannt und blieb es noch lange Kulturperioden hindurch. Die Schwangere war nicht mehr „Geschlechtswesen": sie blutete nicht mehr, ihr Duft reizte nicht, man ließ sie in Ruhe, sie war weder begehrt noch begehrlich. Und nach der Geburt kam das Stillgeschäft, und nicht eher war das Weib wieder begattungsfähig und -bereit, als bis die Menstruation mit ihren lockenden Düften wieder einsetzte. Die Hochzeit war also ein Jahresfest, da gab's nur einmal im Jahre Fleisch zu essen, immer zur Hochzeit, und der Mann war's, der mit seinem Leib und Leben die Freuden der „Ehebettes" und des Hochzeitsmahles bestritt. In der Zwischenzeit mußte man sich damit begnügen, Kinder zu verzehren, und man fand allmählich Geschmack daran, wie noch heute mancher „wilde" Häuptling zum Frühstück einen Säugling vorgesetzt bekommt und jene Ursitten ihre Entfaltungen zu zahlreichen Märchen und Dichtungen (auch Mythen) gefunden haben. Der Kindesmord war bis in die neuere Zeit bei vielen „wilden" Völkern in hoher Mode, nicht als ob diese Leute ein Unrecht damit begingen, sondern sie töteten ebenfalls in

Fortführung altehrwürdiger Traditionen, die soziologische Formeln biologischer Vorgänge waren und sind *).

In jenen Urzeiten dämmerte nun schon das dämonistische Denken auf, die Begriffssphäre war schon in primitiver Funktion. Es war klar, der Koitus war magische Ursache des Mannestodes, irgendeine geheimnisvolle Kraft wirkte sich in diesem Schicksal aus, das den Mann traf und die Frau verschonte, und immer wieder verschonte, so daß die Frau unsterblich schien. Wer hätte sie überleben können! Die Frau selbst war Trägerin der unheimlichen Kraft, des Zaubers, der den Mann während der innigsten Gemeinschaft mit dem Weibe fällte; das Weib selbst war Göttin, Zauberin, Heilige und Hexe, eine unwiderstehliche Anziehung ging von der Frau aus, aber die Berührung brachte den Tod. Sie war — sie ist das Rätsel, die Sphinx. Sie war Königin, wurde verehrt, geliebt ebensosehr wie gefürchtet, gesegnet wie verflucht, sie war sacra, tabu, sie war — und ist Herrin über Leben und Tod. Ihre Gunst wurde und wird mit Leib und Leben bezahlt. Sie war und ist die Verschlingerin, die Vernichterin, ein furchtbarer und doch unendlich gütiger Dämon, der den Tod, aber in höchster Seligkeit, verhängt, die höchste Seligkeit, aber im Tode, verheißt, der Leben und Tod, Sein und Nichtsein, Werden und Vergehen, das Chaos und die Welt, Himmel und Hölle, Schuld und Strafe, Sünde und Sühne (Ate, Nemesis, Erinnys, Hekate, Lamia, Empousa, Gorgo, Lilith, Rhea, Bona Dea, Erda, Berchta, Pestjungfrauen usw. usw.) gewissermaßen verkörpert. Sie zwingt den Mann in ihren Bann, und dieser Zwang erscheint als Segen und als Fluch. „Er ist versorgt und aufgehoben." Voll arger List läßt sie ihren unheimlichen Zauber derart wirken, daß der Mann sie zu erobern wähnt, daß er alle Kräfte anspannt, sie zu gewinnen, daß er freiwillig in sein Unheil rennt, in dessen Erleben sie ihm das höchste Heil vorgaukelt. Freiwillig — mit freiem Willen — aber der Frau zu Willen, der Wille erstreckt sich auf die Frau, auf den Besitz der Frau, aktiv ist der Mann (er will das Weib) und passiv zugleich (er ist der Frau verfallen); er will „frei" sein, freien, er will die Frau und den Tod. Freiwillige vor! Zu allen gefährlichen Unternehmungen werden Freiwillige aufgerufen, die den Tod nicht scheuen, wie der Mann in seiner Brunst. Jeder „Uebergang": Geburt, Koitus, Menses usw. wie Ueberschreitung der Schwelle, der Straße, des Platzes usw. ist Gefahr (s. Anm. 3).

Da sahen denn die Söhne, wie der Mann am Weibe den Atem, die Psyche verlor, sahen ihr eigenes Schicksal vor Augen. Aber es war Naturgebot, unvermeidlich. Unvermeidlich auch die Tötung des Mannes, als er nicht mehr „freiwillig" starb und als die Frau, die Mutter ihn nicht mehr erwürgte. Da waren schon Zeiten hoher Kultur, als die Königin, die Mutter der Horde, die Stammesmutter, die Allmutter, sich Henkersknechte hielt, die den nach der Wollust Betäubten und Erschlafften erdrosselten und mit der Mutter die Mahlzeit abhielten, den Leichenschmaus, bei der der „Vater"

*) Wir finden nicht selten „Mißbildungen", die in einer Mehrzahl der Brustwarzen (Hyperthelie) oder der Brustdrüsen (Hypermastie) bestehen, und zwar bei Männern wie bei Frauen. Diese Mißbildungen sind als Atavismus anzusehen, als Rückschlag auf mehrbrüstige Vorfahren. Die Zahl der Brustwarzen kann bis auf zehn steigen. Jene Vorfahren müssen also auch mehr Kinder bekommen haben, worauf das Vorkommen von Zwillingen, Drillingen, ja Vierlingen ebenfalls hinweist. Man darf annehmen, daß ein nicht geringer Teil dieser Kinder bei der Geburt oder kurz nachher zugrunde ging und gefressen wurde, und daß dieses biologische Ereignis die Vorstufe zur Kindertötung war, indem der Unterschied „Leben" und „Tod" noch nicht bekannt und es daher gleichgültig war, ob ein Neugeborenes sich bewegte, schrie oder nicht (d. h. lebendig oder tot in unserem Sinne war). Die spätere motivische Deutung machte aus der Kindertötung den Kindermord, das Kindesopfer, das in assoziative Verbindung mit dem Vatertod, Vatermord, Vateropfer trat, dann ersetzt wurde durch Tieropfer, Dingopfer usw.; in Verbindung hiermit steht die fiktionale Deutung der Geburt als „Inzest" und des Kindestodes als Strafe für diese Schuld (s. §§ 60—62).

verspeist, der Mutter die besten Bissen gereicht, die Stücke nach Rang und Würde verteilt wurden.

Und weiterhin hob sich die Kultur, formten sich die biologischen Vorgänge des Geschlechtsverkehrs um: der Vater starb im Koitus nicht mehr, wurde nicht mehr getötet, nicht mehr im „Liebesmahl" (Agape, Abendmahl) verzehrt, aber zerstückelt wurde er dennoch: er wurde kastriert; die Tötung, die Zerstückelung in dieser Form „symbolisch", d. h. analogisch vollzogen.

Wir sehen aus diesen kurzen Aufzeichnungen, daß der Koitus ein Analogon der Amphimixis ist, daß auf die Aufnahme die Zerstückelung folgt, der das Trauergefühl entspricht. Auch die urtümliche Tötung war von der Trauer gefolgt, sie begleitete die Zerstückelung und wurde dann von der Freude des Mahles abgelöst. Wir werden darauf später noch zurückkommen, schließen aber noch einige Hinweise hier an, die den Charakter des Trauergefühls weiterhin erläutern.

Mit der Tötung oder Kastration geschah also ursprünglich dem Manne nicht etwa Unrecht, sondern sie war die selbstverständliche Begleiterscheinung des Geschlechtsverkehrs und hat sich — bei den verschiedenen Völkern und Volksstämmen in mehr oder minder handgreiflicher, symbolischer Form — durch alle Entwicklungsstufen hindurch erhalten bis auf den heutigen Tag, wie sie denn auch eine Hauptrolle in Sage, Dichtung und Mythus spielt; ich erinnere hier nur an die Reihe Uranos-Kronos-Zeus, an den Dionysoskult wie an die Götterlehre aller Völker, an die Pubertätsriten wie Beschneidung, Zähneausschlagen, Zähnespitzfeilen und -färben, an die zahlreichen Methoden der Marterung, denen die Jünglinge (und in gewissem Grade auch die Jungfrauen) unterworfen werden, an den rituellen Königsmord, an die Revolutionen und die Kriege und ihre Gebräuche, an die Formen des sozialen Lebens überhaupt, die sich alle als Entfaltungen des matriarchalischen Urzustandes erweisen. Die „Urtat" ist der Koitus mit dem Liebestod des Mannes, dann folgte die Tötung des Mannes durch das Weib, nicht, wie F r e u d meinte, der Vatermord, den die Söhne begingen, „um" die Mutter zu besitzen; der Vatermord ist erst sekundär und bedeutet nicht die Ausführung der Absicht, den unbequemen Nebenbuhler zu beseitigen, um selbst zur Mutter zu gelangen, sondern geschah „in Vertretung" der Mutter oder des Weibes überhaupt, dessen Verhältnis zum Manne „grundsätzlich" darin besteht, daß es ihn „vernichtet", d. h. in sich, in die Oeffnung und Höhle, ins Nichts aufnimmt oder in milderer Form „zunichte macht", d. h. kastriert, entmannt, „von ihm lebt". Erst die motivische Denkweise legte einen (ihren) „Sinn", ein „Motiv" in dieses biologische Geschehen, fand metaphysische Ursachen und Gründe, Wunsch und Willen, Schuld und Strafe, Sünde und Sühne und deutete das biologische Ereignis — nämlich nach dem Schema des Hendiadyoin.

Nach dem Liebestod des Mannes (Vaters) nahm das Weib andere Geschlechtspartner an; alle Männer der Horde waren Söhne „der" Mutter oder galten als solche, das Weib als Oberhaupt war zunächst tatsächlich, später der Tradition nach Erzeugerin der Welt und hatte sonach völlig freies Verfügungsrecht. Der Geschlechtsverkehr zwischen „Mutter" und „Sohn" (= „Weib" und „Mann") war selbstverständlich und „biologische Notwendigkeit", motivisch gesprochen war auch noch kein Grund vorhanden, der diesen Verkehr irgendwie hindern oder als unstatthaft hätte erscheinen lassen können; die „Inzestidee" (der Inzest als Verbrechen) liegt in einer viel späteren Entwicklungsperiode. Der Mann (Vater) war getötet, „vernichtet", also rückte ein anderer, ein „Sohn" an seine Stelle als Nachfolger, der ebenso selbstverständlich das gleiche Schicksal zu erwarten hatte und erfuhr. Der Erstgeborene, der Aelteste war der nächste „Erbe"; er wurde wiederum getötet, später „geopfert" (Erstlingsopfer), nicht etwa „weil" der getötete Vater „versöhnt" werden sollte, sondern — er war eben

traditionell an der Reihe; die moralisch-religiöse Deutung dieser biologischen Vorgänge erfolgte viel später, in einer Zeit schon hoher sozialer Entwicklung, in der spät-infantilen und juvenilen Zeit des Stammes oder Volkes. Dann erst „mordete" der Sohn den Vater, ursprünglich hat er ihn nur getötet und ihm sozusagen den denkbar größten Liebesdienst erwiesen: ihm nämlich dazu verholfen, aufs „innigste" mit dem Weibe (der „Mutter Erde") vereint zu sein — so innig, wie nur das Kind im Mutterleibe mit dem Weibe vereint sein kann. Die Angst „vor" der Mutter, der Schwiegermutter, dem Weibe überhaupt, die sich in den mannigfachsten Sitten ausprägt, ist nicht eine Art Vorkehrung, den Inzest als Verbrechen zu verhüten, sondern wäre, motivisch gesprochen, eher das Gegenteil: Vorkehrung, um der Liebe der Mutter, der Frau zu entgehen; sie ist Geschlechts- und damit „Todesangst": die Liebe der Mutter-Frau ist unter allen Umständen und ganz selbstverständlich mit dem Tode des Mannes verbunden. Die „Abkehr vom Weibe", die bei vielen Völkern in scharfen Gesetzen festgelegt ist, erkennen wir als Rudiment des urzeitlichen Verhältnisses Weib-Mann, gekennzeichnet damit, daß die höchste Liebesgunst des Weibes mit der Tötung und Einverleibung des Mannes zusammenfällt. Die Mundöffnung und -höhle ist genau so „weiblich" wie die Vaginalöffnung und -(Uterus-)höhle, genau so Aufnahmeorgan wie das Genitale — wie ja auch das Spermatozoon durch e i n e Oeffnung ins Ei aufgenommen wird.

Der Mann ist dem Weibe gegenüber „friedlich" (s. Anm. 2), auch den Mann tötet er im Liebeskampfe nur als den Rivalen, sozusagen „auf (dämonischen) Befehl" des Weibes. Das Weib galt (und gilt) als tabu, der Mann opferte (und opfert) sich ihm. Und niemals fraß er es auf, wenn auch der Mund im Liebeskampf in Aktion trat. Wohl aber nahm er an der Mahlzeit des Gefällten-Gefallenen teil, und in den Zeiten des aufkommenden Patriarchats wurde das Weib ausgeschlossen. Das Töten und Aufessen war sozusagen nicht böse gemeint, vom Manne war es eine Ehrenbezeigung (Uebernahme der Dämonie des Toten, „Beerdigung"), vom Weibe ein Liebesbeweis höchsten Ranges. Wir sagen daher auch heute noch: ich könnte dich umbringen vor Liebe oder: du bist zum Anbeißen schön, oder: ich könnte dich auffressen („verzehrende Liebe"), wie denn auch der Mund im Liebesleben eine große, vielfach die Haupt- und manchmal die einzige Rolle spielt.

Heute und schon lange stirbt der Mann den Strohtot — abgesehen vom Kriege, der aber auch nicht mehr so sehr der Helden im Zweikampfe als der Helden im Aushalten bedarf; indes die begleitenden Gefühle sind die gleichen geblieben: zur Beerdigung (Einverleibung der Leiche in die Mutter Erde) versammelt sich die Trauergesellschaft, und nachher wird — an Stelle des Beerdigten — ein Opfertier zerstückelt, und der Leichenschmaus mit Musik und Alkohol entspricht der kannibalischen Feierlichkeit, bei der das Blut des Getöteten getrunken und seine Knochen fein säuberlich abgenagt wurden — und eine sehr urtümliche „Musik" (mit Pauken usw.) aufgeführt wurde. Hier setzte die „kannibalische Freude" ein, die der Sättigung entspricht.

Die Sitten und Gebräuche änderten sich gegen Ende der matriarchalischen Kulturzeit: die Männer wurden „bloß" noch kastriert*), führten ihr Eunuchendasein, wurden Leibwächter (man verstehe wohl: Leib-Wächter), Ratgeber, Beamte, denen bald die Herrscherin in den politischen Angelegenheiten ausgeliefert war — und die Politik war damals „Sexualauslese" (und heute?). So wuchs der Mann — und zwar zunächst der

*) Kastrieren zu castus rein, unschuldig, also der castratus ist der Reine, der „reine Tor" (vgl. Parcival, ein Jesus redivivus, der Kundrys Teufelszauber widerstand, usw. usw.)! Der Geschlechtsfähige ist der Sünder, der dem Liebeszauber erliegt, das todeswürdige Verbrechen begeht und dabei-dafür durch die Frau, ihren göttlich-teuflischen Auftraggeber das „Glied der Sünde" (Gesetz der talio) verliert, entmannt, somit rein wird — wie im Tode der Urzeit. S. § 62.

entmannte — dem Weibe „über den Kopf"; er war ja selber „ein Weib", und es war somit keine wesentliche Veränderung, als eines Tages der Obereunuch die Herrin verdrängte und den Thron bestieg. Manch kraftvoller Herrscher einer späteren Zeit, die ihre Fürsten zur Omnipotenz erhoben hatte, war insgeheim ein Weib, trug Weiberkleider, häkelte Spitzen, hielt sich Liebhaber, wurde feist und fett. Um jene Zeit, als die Mann-Weiber, die Eunuchen, die Beamten die Herrin behüteten, wurde der Haß geboren, d. h. entwickelten sich die Haßzellen, und die motorischen Entladungen der Haßeronen waren die Aktionen, die den Obereunuchen beseitigten und den Zugang zur Mutter-Frau erzwangen. Noch viel später erst blieb der Mann nach dem Sexualverkehr im Besitze der Macht (des Gemächtes, womit provinziell heute noch die männlichen Genitalien bezeichnet werden), im Besitze seiner Mannheit, aber der biologische Rhythmus, daß der Vater sterben muß und „der Sohn" ihn „beim Weibe" ersetzt, schwang und schwingt weiter durch die Jahrmillionen. Ursprünglich, d. h. nun schon in der Patriarchatzeit, wurde er von den „Söhnen" tatsächlich gemordet oder entmannt; in der Folgezeit bildeten sich mildere, schwächere Formen heraus, und so laufen die Reflexe, die damals zur Mordtat führten, seit langem schon in revolutionären Aktionen geringeren Umfangs, geringerer Wucht aus, die aber allesamt den Vatermord, die Beseitigung der Alten symbolisieren und analogisieren. —

Jede Aufnahme und jede Abgabe, jedes trophische und genische Erlebnis, auch jeder unbewußte Vorgang hat ein Trauerstadium. Das Trauergefühl entspricht im Gegenständlichen dem Stück, das aufgenommen oder ausgeschieden ist. Dazu werden Trauersäfte sezerniert und auch äußere Trauerbewegungen (kurzstreckige, langsame Aktionen von Trauermuskeln, d. s. die kurzen Erweiterer-Strecker) vollführt: Trauermiene, Trauergang, Trauerklage, Tränen usw. Dann kommt das Freudestadium auf und beschließt das Erlebnis (§ 35).

Anmerkung 1:

Der Liebestod — auch in der heutigen abgeschwächten Form — ist mit der Funktion der Herznerven in Verbindung zu bringen. Der Nervus vagus des Herzens, Antagonist des Sympathikus, funktioniert in der Weise, daß Lähmung (Durchschneidung) starke Pulsbeschleunigung, „Reizung" Pulsverlangsamung bis zum Herzstillstand zur Folge hat. Wir stellen uns diese „Reizung" vor als ein innerhalb der Spezifität des Systems liegendes stärkeres oder stärkstes Anschwellen des Eronenverkehrs. Das Herz spielt ja auch im Gefühlsleben eine große Rolle, wie jedermann weiß; insbesondere wird die Liebe mit dem Herzen in Verbindung gebracht, z. B. gesagt, er ist am gebrochenen Herzen gestorben u. ä. Es liegt also nahe anzunehmen, daß der Liebestod ein Herztod war, also die aufs stärkste anschwellende Funktion der sensilen Sphäre, besonders der Freudezellen, eben die Akme der Wollust, die Akme des stärksten Eronenverkehrs in den genannten Zellen und Systemen eine Ueberflutung im Herzvagus zur zeiträumlichen Folge hatte oder genauer mit ihr zusammenfiel, so daß ein „Herzschlag" eintrat. Noch heute sterben nicht gar selten die Männer beim Koitus an „Herzschlag", und je weiter wir in der Phylogenese zurückgehen, desto häufiger wird diese Todesart anzutreffen sein, bis in fernster Urzeit diese Todesart die einzige war. — Abgesehen von der Aufnahme des Spermatozoons ins Ei („Tötung", Zerstückelung) ist die Verwandtschaft der Zeugung mit dem Tode auch aus dem Geburtsakte abzuleiten. Die sensile Sphäre ist beim Fötus relativ hoch entwickelt, der Austritt aus dem Mutterleibe wird sensil als die Reihe der Gefühle Hunger, Angst, Schmerz, Trauer, Freude erlebt. Die Angstakme fällt in die Zeit kurz vor bis zum Beginn der Geburt, und diese Akme kann so hoch sein, daß als Angstausdruck Herzstillstand in Systole eintritt, wobei eben die Angsteronen abfließen, nämlich im Wege der Kontraktion derjenigen Herzmuskelfasern, die zirkulären kontraktilen Elementen der Blutgefäße entsprechen (das Herz ist entwicklungsgeschichtlich ein spezifisch differenzierter Teil eines Hauptblutgefäßes). Die Akme der Schmerzkurve liegt in der Passage des knöchernen Beckens; hierbei — und zwar falls die Schmerzreflexe hinreichend intensiv sind — kann Herzstillstand im Uebergange von der Systole zur Diastole eintreten, indem die Schmerzeronen ihren Ausdruck in Kontraktionen solcher Muskelgruppen finden, die schräg angeordneten kontraktilen Elementen der Blutgefäße entsprechen (vergl. hierzu §§ 33, 94). Der Herzstillstand kann in beiden Fällen kürzere oder längere Zeit dauern, zu Ohnmachtszuständen des Fötus (Blutleere des Gehirns) und zum Tode führen. Nicht selten sterben Kinder bei der Geburt, und auch diejenigen,

die „davonkommen", haben in mehr oder minder hoher Lebensgefahr geschwebt, kürzer oder länger anhaltende Verluste des (fötalen, hauptsächlich sensilen) Bewußtseins erlebt. Die Geburt, der Eintritt ins „Leben" fällt also in diesem Sinne mit dem „Tode", das Geborenwerden mit dem „Sterben" zusammen. Der Schuld- und Strafe-, der Sünde- und Sühnebegriff knüpft auch an diese biologische Tatsache an, auch diese wird motivisch gedeutet: die Geburt zur Ur- und Erbsünde gemacht, die mit dem (gleichzeitigen) Tode gesühnt wird, dann die Geschlechtsliebe überhaupt als Inbegriff der Schuld und Strafe aufgefaßt. Die „Zerstückelung" (Trauer!) nach der Geburt, sozusagen demonstriert in Form der Abnabelung, des Abschieds von der (Gebär-) Mutter, (Abscheiden — Scheide — verscheiden — „verschieden" im doppelten, zwiespältigen Sinne von „gestorben" und „different": das „Verschiedene", „Abgeschiedene", „Ausgeschiedene" ist „tot" — oder „lebendig"? usw.) wird in das motivische Gewebe von Schuld und Strafe einbezogen, wie ich später darlegen werde. Hierbei wird die Passage des Kindes durch das mütterliche Genitale als eine Art „Sexualhandlung" gedeutet und mit der Sexualität, der „bösen Lust" identifiziert, die ebenso wie der eigentliche Koitus mit dem (ewigen) Tode bestraft wird. Der Liebestod ist im Gegensatz zum „Geburtstod" ein Freudentod.

Die „ersten Menschen" sind Kind und Mutter. Erst später taucht der „Vater" auf, d. h. ein Mann, der behauptet, der Erzeuger des Kindes zu sein, der als Erzeuger „gilt". Zunächst ist der „Vater" unbekannt. Dies im phylischen wie im ontischen Sinne. In der Tat: seinen Erzeuger, den Mann, der mit der Mutter ihn zeugte, kann kein Mensch kennen; er kann es nur „glauben", daß dieser und nicht ein anderer Mann der „leibliche Vater" sei, er kann es aus einer Reihe von Umständen schließen. Zu fernsten Urzeiten war der Vater überhaupt „nicht mehr da": gestorben, getötet, aufgefressen, verschwunden; auch später wußte weder Mutter noch Kind den Vater anzugeben: der Zusammenhang der Schwangerschaft mit dem Koitus war noch unbekannt, und — noch später — waren mehrere oder viele Männer mit dem Weibe in Geschlechtsverkehr, alle Männer des Stammes waren „Väter", wie alle Frauen „Mütter". Der Mythus von der „unbefleckten Empfängnis" quillt aus jenen phylisch-infantilen Zeiten — und ebenso die Napoleonische Verfügung „la recherche de la paternité est interdite", wie die „modernen" Alimentenklagen mit der berühmten exceptio plurium. Die ausführliche Darlegung solcher Zusammenhänge erfordert ein besonderes Buch.

Das Kind kann die Behauptung dieses Mannes, der Vater zu sein, nur glauben, d. h. es zweifelt. Die Herkunft, die Ur-Sache bleibt unsicher, im Zusammenhange mit der Rätselhaftigkeit der Menschwerdung überhaupt, die die Problematik der Kausalität, das Problem überhaupt ist. Der „eigentliche Vater", der Mann, so wie er war, als er zeugte, ist niemals der „Vater", der sich dem Kinde präsentiert; er ist ein „anderer", ist 2 bis 3 Jahre älter geworden, hat sich verändert; das Kind kennt ihn nicht. Analoges gilt übrigens für die Mutter: auch ihre Funktion als Zeugerin ist dem jungen Kinde noch unbekannt, das Storch- und viele andere Märchen werden ersonnen oder erzählt, und auch nachdem die Mutter in irgend einer (geheimnisvollen) Weise als Ursprung geahnt oder anerkannt worden ist, bleibt die Rolle des Vaters noch dunkel. Die Eltern sind nur „Pflegeeltern". Der „eigentliche" Vater ist also auch ontogenetisch „nicht mehr da", „gestorben", „im Himmel", hat einen Vertreter auf Erden hinterlassen oder ernannt, der zu Unrecht sich die echte Vaterschaft anmaßt, tatsächlich nur eine Art Vormund, Onkel, Statthalter „auf Erden" ist (vergl. § 59 Anm.).

Die Phylogenese ist die Ontogenese der Menschheit. Wie die Ontogenese als Entwicklungsgeschichte des Einzelnen mit dem „Aufgehen" des Spermatozoons im Ei, mit dem „Eingehen" des Männlichen ins Weibliche, mit der „Hingabe" des Männlichen ans Weibliche beginnt, so muß auch die Phylogenese ihren Anfang nehmen mit der Periode, in der der Liebestod tatsächlich stattfand und die Leiche des Ur-Männchens verzehrt wurde. Nur bei dieser Annahme ist die tatsächliche oder symbolische Tötung und Verzehrung des Vater-Mannes, der wir allenthalben begegnen, zu verstehen. Die Tötung und Verzehrung muß sozusagen erst „gelernt" worden, d. h. als tatsächlicher biologischer Ur-Ablauf des Koitus den folgenden Ausformungen vorausgegangen sein. Wie denn auch in der Ontogenese auf die Amphimixis als primordialen „Uebergang" der nächste „Hauptübergang" die Geburt folgt — unter Erscheinungen, die wiederum die enge Verwandtschaft, ja die Koinzidenz von Liebe und Tod erkennen lassen. Und weiterhin bekundet sich diese Koinzidenz in der Tatsache, daß „pater semper incertus" ist, d. h. daß „der Vater" geglaubt oder erschlossen werden muß, — jetzt wie ehedem und künftig, im ontogenetischen wie phylogenetischen Sinne. Ja unser gesamtes Erleben ist die Reihenfolge der Aktualitäten, deren jede die Akme der aus Werden und Vergehen zusammengesetzten Kurve ist, deren jede als Symbol des Werdens und Vergehens angeschaut wird. Vgl. weiterhin § 94, § 104.

Anmerkung 2:

Friede (befriedigen) verwandt mit Freude, also Sättigung. Mit der höchsten Freude, dem geschlechtlichen Orgasmus fällt der Tod zusammen, der „ewige Friede", der den Mann, als den Freier, den Hochzeiter erwartete. Die „Freiersfüße" sind von den Todesschwingen beflügelt. Eros mit der

gesenkten Fackel. Venus Libentina und Libitina. Ceres Göttin der Fruchtbarkeit, der Ehe und Mutter der Todesgöttin Proserpina. Das Weib, das den Freier aufnimmt, ist F r e i a , die Liebesgöttin, der der Freiatag, F r e i t a g geheiligt ist, ein Unglücks- (Todes-) und ein Glücks- (Liebes-)tag. Der Freier ist ein Draufgänger, er geht auf das Weib und er geht drauf (im Sinne von: er ist verloren, stirbt). Der Verstorbene wird verzehrt, wie das Spermatozoon verzehrt wird; die Knochen werden beigesetzt — auf dem F r i e d h o f , Frithof, Freithof, dem Orte des Friedens, der Freude, des Todes, Symbol des weiblichen Genitales, des Mutter-, des Frauenleibes (Mutter Erde), der Gottesacker, wobei Gott = Vater, Mann, Acker = Weib ist. Ein Freier ist der F r e i e , der aus der Kindheit in die Freiheit, in die Geschlechtsreife eintritt, seine Pubertät erlebt, seine Reifeprobe bestanden hat. Vom Leben wurde befreit, wer das Weib „erkannte", er ging hin in Frieden, in den ewigen Frieden ein. Die Freude tötete. Friedhof könnte auch Frauenhof heißen. Frieda, Freia, Fricka, Freyja, Frau, vrouwe und vröude, Freude sind Blutsverwandte. Freyja ist die milde, gnädige Frau (gnädige Frau eine Tautologie), die sich dem Fro oder Froh, dem F r e y r liebend eint. Alle B e f r e i u n g ist ein Uebergang in eine andere Sphäre, Uebergang schlechthin: das bisherige Sein wird verlassen, es „stirbt", wird Vergangenheit. So „stirbt" der Fötus im Geburtsakte, das Neugeborene ersteht, wird frei; der Deutung nach ist der Geburtsvorgang sündhaft, der Tod die Strafe, daher denn ausgewählte (göttliche) Kinder nicht auf natürliche Weise gezeugt und geboren wurden, somit sündenfrei waren und blieben, also „den Tod überwunden" hatten. Der Jüngling wird in der Pubertätsweihe (-einweihung) frei, er „sündigt" und „stirbt" und ersteht damit zu neuem Leben. Und so ist auch der „letzte Uebergang", der „Uebergang ins Jenseits" Sterben, Befreiung, Auferstehen zu neuem Leben, „Heimkehr in die ewige Mutter Erde", die Allschöpferin und Alltöterin, die Herrin über Leben und Tod, — wie auch der Himmel und die dort wohnende Vater-Gottheit über Leben und Tod gebietet.

A n m e r k u n g 3:

Das Weib war ursprünglich das Namenlose, der Mann das Objekt, das Benannte. Noch heute verliert die Jungfrau ihren Namen bei der Eheschließung und nimmt des Mannes Namen an; das Weib wird damit wieder zum Unnennbaren, Geheimnisvollen, Urgewaltigen, zum Chaos, zum Nichts, in das der Mann bei der ersten (und urzeitlich letzten) Vereinigung eingeht (vgl. inire, eingehen, eingeweiht werden, initium der Anfang, initiatio Einweihung, Begehung eines Geheimgottesdienstes, Pubertätsfeier; eingehen kann nur das Männliche ins Weibliche, in der Redewendung „zu Gott eingehen" — Margaretens Bruder Valentin: ich gehe durch den Todesschlaf zu Gott ein usw. — ist Gott als Gottheit weiblich); so ist das namenlose Weib Präsentant des höchsten (namenlosen) Glückes und des größten Unglückes, der Wollust und des Todes zugleich (vgl. oben Freiatag, Freitag, an dem man nicht heiraten darf, obwohl er doch gerade der Frauentag, der Hochzeitstag ist, er ist aber damit der Tag des Koitus, also auch des Todes). Der K u l t u s d e s N a m e n s besagt: der Name ist männlich, das Männliche ist dem Tode verfallen; wer also einen Namen nennt, charakterisiert das Benannte als Männliches, Tötliches = Tötbares, zu Tötendes. Nomen est omen. Ja die Nennung des Namens gilt schon als (magische) „Tötung", wie sich allenthalben an zahlreichen Sitten, Dichtungen, Mythen zeigen läßt. Es sei nur z. B. erwähnt die Bannung des Gottes, oder auch des Incubus und Succubus, der Luren, Gespenster überhaupt; man bezaubert und behext durch Namensnennung, durch Beschimpfung, durch Anklage, womit immer schon — bei jeder Justiz — eine Vor-Verurteilung gegeben ist; man hält seinen Namen gern geheim, „stellt" sich nicht gern vor und dann auch nur murmelnderweise, so daß der Name möglichst nicht erkannt wird; denn: „Erkennt ihr ihn, so muß er von euch zieh'n", d. h. dann ist es mit dem Zauber, dem Leben aus. Man legt Wert auf einen „bekannten Namen" (Ruhmsucht), d. h. wer erkannt, bekannt ist, ist als Mann anerkannt, und darin liegt die höchste Lust und zugleich der Tod: wenn — muß heißen: wann — der Leib in Staub zerfallen, lebt der große Name noch; „in Staub zerfallen" und „einen großen Namen haben" koinzidiert, de mortuis nil nisi bene.

Nun wurde späterhin das Namenlose als Weib, als Wesen, als „Fleisch von meinem Fleisch und Bein von meinem Bein" erkannt, der Nimbus (verwandt mit nubo verhülle, nuptiae Hochzeit, Ver- und Enthüllung der Braut) schwand, das Namenlose wurde benannt, aber es erhielt dennoch keinen eigentlichen, keinen „positiven" Namen, es wurde „umschrieben", es erhielt keinen polar-, sondern einen interpolar-gegensätzlichen, keinen metaphysischen (als Nichts), sondern (als Etwas) einen physischen Namen, und dabei blieb es das Rätselwesen, das „ewige Geheimnis", die verschleierte Maja, die Sphinx, das Nichts-Etwas. So wurde das Namenlose nach dem Manne benannt, nämlich Männin, beide waren männisch, Menschen (§ 20). Somit blieb und bleibt „das ewige Nichts" eigentlich unbenannt, vielmehr nicht-benannt, nicht-benennbar, nicht-nennbar, namenlos; ich habe schon mehrfach auf die sprachlichen Schwierigkeiten bei der Beschreibung des polaren Gegensatzes des Objekts hingewiesen: wir beschreiben immer nur das Objekt, das Positiv zum Negativ, aber sogar negativ und Nichts sind aus der Objektität entnommene Ausdrücke. Das Weib war und ist eben das Namenlose, und sofern man es doch bezeichnet, geschieht das mit objektiven Wörtern und noch dazu mit einer „heiligen Scheu", mit Mienen und Gesten, die die unheimliche „Doppelnatur" des Weibes andeuten, nämlich daß sie Glück

und Unglück, höchste Erdenwonne und dabei den Tod, Himmel und Hölle zugleich verkörpert. Dies zeigt sich bei allen Bezeichnungen für den polaren Gegensatzpartner zum Seienden, zum Manne. Ich erwähne hier nur links und rechts. Rechts verwandt mit gerecht, richten, Richter, Recht usw., von regere, regieren, Regent, rex König, regulus Häuptling, Regel, rectus, gereckt, erectus, erigiert, aufgereckt, aufgerichtet, Erektion usw., kurz der Rechte ist der MANTH oder MAN, der Mann. Die Rechte „reicht", faßt an, greift an, greift zu, ergreift, erfaßt; lat. dexter von griech. δεξίτερος von δέγομαι fassen, ergreifen. Man reicht sich die Rechte zum Gruße, d. h. zum Angriff, zum Angreifen. Man bleibt auf dem rechten Wege (Herkules am Scheidewege), läßt nicht vom Linken sich umgarnen, ist mit dem linken Fuße zuerst aufgestanden — wann einem alles verkehrt geht, ist ein linkischer Mensch, d. h. ungeschickt, hat Ungeschick, Mißgeschick, ungünstiges Schicksal, es geht „verkehrt"; die Böcke (die potenten Männer) werden zur Linken gestellt, wo ja die Taugenichtse, die nur zu „Nichts" taugen, auch hingehören. Die Griechen sagten statt λαιός lieber ἀριστερός oder εὐώνυμος ersteres ist Komparativ zum Superlativ ἄριστος best, bedeutet also besser als best (unsere „bessere Hälfte"), ein Euphemismus, der noch besonders betont wurde, indem nämlich der Akzent (dieses Proparoxytonons) auf die letzte Silbe gesetzt wurde; es konnte sozusagen nicht gut genug sein. Und doch hatte auch diese euphemistische Umschreibung des „Unaussprechlichen" (wir spucken dreimal aus oder deuten dies an mit dem Laute des Ausspuckens „teu, teu, teu", d. h. wir opfern, sterben symbolisch und kaufen uns damit vom — Tode los) noch einen üblen Beiklang, ist von übler Vorbedeutung erfüllt, wurde lieber vermieden, indem man nun einfach εὐώνυμος berühmt, geehrt, guten Namens sagte. Ebenso hatte λαιός (wovon lat. laevus, ferner unser Laie, der Noch-nicht-eingeweihte, der die Weihe noch nicht empfangen, das „W" = Weh, Wehe, Weib noch nicht erlebt hat) eine üble und zugleich gute Vorbedeutung, galt für ungünstig und günstig, unglücklich und glücklich zugleich; und nicht anders das lat. laevus oder sinister. In allen Sprachen finden sich die gleichen Auslegungen von links und rechts. Links ist verhängnisvoll, schicksalhaft, bringt Glück und Unglück, höchste Lust und höchstes Unheil (Tod als Befreier und Schrecknis, als letzter Tröster, als letztes Heil, als Heiland, Heilung — medizinisch: Heilung durch Operation, auf die oder bei der sinngemäß der Patient sterben müßte; theologisch: Heiligung, Heiligsprechung usw., beide Arzt und Priester Abkömmlinge des Opferpriesters, des Vaters). Links ist zunächst namenlos, wird dann umschrieben, am besten gar nicht erwähnt oder ausgesprochen. Links ist weiblich, rechts ist männlich. Die linke Seite ist bei Mann und bei Weib gleichermaßen „weiblich", die rechte Seite „männlich". *(W. Fließ* hält die linke Seite bei Mann und Weib unzutreffend für die gegengeschlechtliche, also die linke Seite des Weibes für die männliche, und bleibt obendrein in der Fiktion, daß diese fiktive Ausdeutung einem tatsächlichen Unterschied von weiblich und männlich entspreche. In Wahrheit sind links und weiblich sowie rechts und männlich nur Synonyma).

Anmerkung 4:

Rank hat in seinem ausgezeichneten Werk „Das Inzest-Motiv in Dichtung und Sage" eine sehr reichhaltige Uebersicht über Phänomene gegeben, die sich als Ausdruck des „Inzest-Motivs" deuten lassen; nach diesen Untersuchungen kann kein Zweifel bestehen, daß das Hauptthema der Dichtung und Sage die Ereignisse sind, die mit dem Begriff „Inzest" zusammengefaßt werden können. Allerdings erkennt Rank ebensowenig wie Freud und andere Autoren, daß der Vatermord eigentlich nicht das inzestuose Verlangen des Sohnes oder der Söhne nach dem Besitze der Mutter zum Ausdruck bringt, sondern die Tötung des Mannes durch das Weib ablöst. Der Liebestod ist das selbstverständliche und unvermeidliche Mannesschicksal, eine „biologische Notwendigkeit", die lediglich als solche erkannt werden muß, wie ich das oben dargelegt habe. Die Deutung der Vater- oder Mannestötung als Mord, als eine beabsichtigte Beseitigung des Rivalen gegenüber der Mutter-Frau ist sekundär, eben motivisch. So ist auch die heute noch gültige Ueberlieferung der Paradiessage die motivische Ausdeutung der Urtat. Es ist schon von Schuld und Strafe die Rede, während es zu den vorethischen Zeiten der Urtat niemandem in den Sinn kam, daß ein biologisches Ereignis irgend etwas mit Sünde und Sühne zu tun haben sollte — wie es uns heute unverständlich wäre, wenn etwa der eheliche Verkehr oder das Mittagessen strafbar wäre (obwohl solche neurotische Ausdeutungen nicht eben selten sind). Die Vorlage, nach der die Paradiessage sich gebildet hat, ist folgende: das Weib (Hawwa oder Eva) ließ den Mann zum Geschlechtsverkehr zu, er starb oder sie tötete ihn; ihr ältester „Sohn" ist Adam, „der Mensch"; dieser trat an Vaters Stelle und wurde ebenfalls getötet — usw. Dieses Rohmaterial wuchs sich aus zu allerhand der jeweiligen Entwicklungsstufe entsprechenden Gestaltungen: aus dem getöteten Vater wurde der Geist, der weiterlebt, der Dämon, der sich rächt, der Strafgott, der die Wiederholung des Verbrechens als — Sühne verhängt und in späterer Zeit schon Züge des „lieben Gottes" aufweist, der zwar den „Baum der Erkenntnis" wachsen läßt und weiß, daß der „Sündenfall" unausbleiblich ist, immerhin aber doch warnt. Dies ist der Gott der Paradiessage. Die „Strafe" kann natürlich nur die Wiederholung des „Verbrechens" sein: beide, Verbrechen und Strafe waren ja ursprünglich eines,

nämlich der „Inzest" mit dem Tode — und diesem war jeder Mann, Vater und Söhne bei dem Geschlechtsverkehr mit dem Weibe verfallen. Die Deutung des Vatertodes als Verbrechen und des Sohnestodes als Sühne ist schon motivisch. Wir verstehen jetzt erst, daß auch das „Opfer" immer die analogische Wiederholung der Straftat ist und gar nichts anderes sein kann, wenn auch die Tat in allerlei Symbolen sich verkleidet (Gottes Drohung, wer vom Baume der Erkenntnis esse, solle des Todes sterben, eine Strafe, die nachher zur Austreibung aus dem Paradiese gemildert, später aber als „ewiger Tod" = „Verdammnis" ausgelegt wird; Abels Tötung durch Kain; Isaaks Opferung — Ersatz durch das altjüdische Totemtier, den Widder; Versöhnungsfest mit Schofarblasen; Jesu Opfertod, christliches Abendmahl, wobei „Leib und Blut" des Herrn verzehrt wird; anderweit Stieropfer, einzeln oder hekatombenweise; Zerreißung des Bockes an Stelle des Dionysos und Selbstentmannung der Korybanten, Gallen usw., Analoges in allen Mythologien). Der getötete Vater war entmannt, „weiblich" geworden, nicht-seiend, auf diesem Wege mit Psyche, Seele, Odem, (ewigem) Leben identifiziert; die Theogonie geht von der Weib-Mutter-Gottheit zum Mann-Vater-Gott. Dieser Vatergott ist vielfach, z. B. im christlichen Dogma, geschlechtslos, indem er den Entmannten darstellt, den zum Weibe Gemachten, ins Weib, ins Innere, die Höhle, ins Nichts, den Tod und das ewige Leben Eingegangenen, den „Vollendeten", das ist: der „die Tat" vollbracht und damit das Leben vollendet hat, nicht mehr geschlechtsfähig, impotent, aber (titelmäßig) omnipotent ist.

Die „Inzestidee" (incestus unrein, sündhaft, gottlos) ist also so zu verstehen, daß das Verhältnis Weib : Mann ursprünglich „allgemein" aufgefaßt wurde: das „Ewig-Weibliche", das „ewige Weib", die jeweils dämonisch personifizierte „Mutter Natur" wird promiscue von „dem Manne", den Vätern-Söhnen begattet, und hierbei findet „der Mann" den tatsächlichen, dann den magischen Tod, als welcher dann auch der „Verlust" des Samens, das Schwinden der Erektion, die Ermattung post coitum gedeutet wurde und von allen, die den Geschlechtsverkehr für „unrein", das Weib für die „Sünde" halten, gedeutet wird. In diesem Sinne ist jeder Geschlechtsverkehr „inzestuös". Indes ist heutzutage (und schon lange) „Inzest" nur noch Bezeichnung für „den Beischlaf zwischen Verwandten auf- und absteigender Linie, zwischen Verschwägerten auf- und absteigender Linie sowie zwischen Geschwistern" (§ 173 St.G.B.), in Sonderheit zwischen der Mutter und ihrem Sohn, dem Vater und seiner Tochter, eine neurotische Verirrung archaistischer Art (s. meinen Roman „Einer Mutter Liebe"). Immerhin liegt aller Geschlechtlichkeit jene Ur-Tat biogenetisch zu Grunde.

§ 35. Vom Freudegefühl

Auf die Trauer folgt die F r e u d e. Die Höhle füllt sich, die Sättigung nimmt zu; Angst und Schmerz sind vergessen, die Trauer verblaßt, die Hungerkurve fällt weiter ab. Der absteigende Teil der Hungerkurve entspricht etwa dem aufsteigenden Teil der Sättigungskurve, die mit der Freudekurve identisch ist. Jede Höhle, Bucht, Wölbung, wann sie sich füllt, sendet andere Eronen in die vegetativen Nerven ab wie die leere Höhle; je mehr sie sich füllt, desto mehr übersteigt die Zahl der Freude- oder Sättigungseronen die der Hunger- usw. eronen, desto mehr Freudezellen sind in zunehmend intensiver Funktion, werden von den spezifischen Eronen passiert, die sich in die zugehörigen motorischen und sekretorischen Endorgane bewegen und über oder in deren Funktion den Körper verlassen. Dem Optimum der Sättigung entspricht das Maximum der Freude; in dieses Maximum fällt der Orgasmus beim Sexualverkehr, das „satte Behagen" bei der Mahlzeit, die „Wonne" des ästhetischen usw. Genusses, die „Erfüllung" (gleich Anfüllung) alles „Sehnens". Aber auch die Akme der Freude hat die Dauer „eines Augenblicks": die Freudekurve geht abwärts, die Höhle entleert sich neuerdings, die Hungerkurve erhebt sich, und das Ringelspiel der Gefühle nimmt seinen Fortgang. „Werd' ich zum Augenblick sagen: verweile doch! du bist so schön!" — das ist der Höhepunkt der Freude, des Glücksgefühls — „dann magst du mich in Fesseln schlagen, dann will ich gern zugrunde gehn!" — Abfall der Freudekurve. Wir haben gesehen, daß der Moment des höchsten „Glückes", die Akme der Freude, der Sättigung mit dem tatsächlichen oder symbolisierten Tode, dem Zugrunde-gehen zusammenfällt. Der „Grund", zu dem der Glückliche geht, ist der Boden, die Erde, die Mutter (Faust: die Mütter), das „Nichts in der Höhle", der „Grund", aus dem alles geworden, auch der

Mensch geschaffen, der Grund, Ursache alles Seins und Werdens ist, zu dem der Mensch und alle Geschöpfe „zurückkehren" — nach infantiler und juveniler Auffassung. Jeder Orgasmus fällt mit dem „Tode" zusammen. Faust stirbt allerdings „im Vorgefühl von solchem hohen Glück"; das „volle" Glück ist in faustischen Zeiten (dem faustischen Menschen Spenglers) längst verboten, als Sünde gebrandmarkt und wird dennoch erlebt — im Sterben; ein höheres „Glück", als es der Mensch im Sterben erlebt, kann es nicht geben, das möglichst hohe „Glück", das die Geburt wie jeden hochkrisischen Uebergang (jede Aufnahme und Abgabe) beschließende Freudegefühl kennzeichnet — wie den „angenehmen Lebensabend" überhaupt — so das Sterben; das letzte der Gefühle ist die Freude.

Das Freudegefühl entspricht im Gegenständlichen (und Begrifflichen) dem großenganzen Geraden, dem Vollendeten, es ist das Gefühl des Ganz-, Erfüllt-, Er-, Gehoben-, Aufgerichtetseins, des erreichten Sieges, Zieles, der vollbrachten Tat. Der Ausdruck der Freudereflexe ist die Kontraktion der langen inneren Längsmuskeln (die Höhle ist gefüllt und optimal erweitert), die in flottem, beschwingtem Tempo vor sich geht; dazu Sekretion von Freudesäften aus den zu den Freude-Reflexsystemen gehörigen Drüsen (z. B. Freudetränen). Der sensorische (äußere) Freudeausdruck ist die Kontraktion der langen Geradmuskeln, der langen Erweiterer-Strecker des Rumpfes und der Extremitäten, z. B. sich aufrichten, lachen, völliges Strecken der Arme bei freudiger Erregung, „Bewegtheit" („das Auge sieht den Himmel offen, es schwelgt das Herz in Seligkeit", verzückte Haltung) usw. Auch im Freudegebiet kommt Perversion der sensibel-motorischen Verbindungen vor, z. B. können abnormaliter vom Genitale ausgehende Freudereflexe am Magen ihren Ausdruck finden oder eine „aphrodisierte" Magenfreude (bei leerem Magen) auftreten usw.

Anmerkung.

Es gibt verschiedene mimische Ausdrucksbewegungen, die man mit Lachen und (diminutiv) Lächeln bezeichnet; es gibt gehässiges, ängstliches (schüchternes, scheues), höhnisches, spöttisches, schmerzliches, trauriges usw. und freudiges Lachen und Lächeln. Gemeinhin ist das Lachen Freudeausdruck: Kontraktion der Musculi risorii (der Lachmuskeln), also rel. langer, gerader Gesichtsmuskeln, dabei entblößen sich die Zähne, der Mund öffnet sich, das Kehlkopflachen (stimmhafte Lachen) ist ein mit weitem Oeffnen des Mundes verbundenes rhythmisches Ausstoßen von Luft, das Oeffnen des Mundes leitet sich schon bei den mimischen Kontraktionen des Lächeln ein (weniger intensive Freudereflexe). Das Mundöffnen als eine Art Auslangen der Lippen ist Hungerausdruck. Das „Zähnezeigen" hierbei ist eine drohende Miene: die Mundwaffen demonstrieren sich, mit denen man das Opfer beißt, schneidet, zerstückelt; ein Lachen hierbei ist „grimmig". Hungerhaltig ist das hohle Lachen, das nach „Huhuhu" klingt und oft drohenden Charakter hat. Trotzig ist das Hohoho, schmerzlich (ironisch, spöttisch, gellend [vgl. γελάειν], schrill, „giftig", „hexenhaft", listig, sardonisch usw.) das Hehehe und Hihihi. Das traurige Lächeln ist die stumme, langsame Kontraktion kurzer Strecker.

Das Lachen ist, wie *Kleinpaul,* Stromgebiet der Sprache, p. 272 ff. ausführt, eigentlich ein Hachen, ein Hauchen, ein Höhnen (Hohnlachen) wie man Haha, hihi, hehe macht. Das „H" selbst ist ein vokalisiertes Hauchen. Hauchen, mhd. huchen (in huchzen, Huchzer) ist ein Hu-machen. Das H ist sozusagen der Konsonant der Höhle, mit dem die Höhle als solche konsonantisch bezeichnet wird, der die Höhle darstellt. H ist verwandt den Kehllauten, den K- und G-Lauten, auch dem X = GH (z. B. sanskr. hansas, griech. χήν, lateinisch (h)anser, hd. Gans, böhm. Hus; Horn aus cornu, Halm aus calamus usw., aber auch gellen aus hellen, Prag aus Praha, schlagen für schlahen, gähnen, hojähnen, gaffen usw. für ha-, ah- oder huahmachen unter Aufreißen des Mundes). Das Lachen selbst klingt vielfach wie chachacha. Sanskr. kakhami ich lache, griech. καχάζειν, latein. cachinnare, mhd. kûchen, Kûch der Hauch, keuchen, Keuchhusten, kachen usw. Ferner griech. γελάειν, ein Hahamachen wie ὑλάειν ein Hühümachen, latein. helare, anhelare, hauchen, griech. ἴλαος und ἱλαρός, lat. hilaris, lachend, gnädig, heiter. In Analogie zu klacken, klappen, klingen, platzen ist aus kachen ein klachen, aus hachen ein hlachen (got. hlahjahn, hlahhan) geworden, dann das k und h verschwunden (wie bei klaut — laut, Klaib — Laib usw.).

§ 36. Vom Ekelgefühl

Das Ekelgefühl ist das Gefühl der Uebersättigung, der Ueberfüllung, der Ueberfreude, des Ueberdrusses. Die Höhle füllt sich nicht nur bis zum Optimum, sondern bis zum Maximum; hierbei werden so viele Sättigungs- oder Freudeeronen in die zentripetalen Nerven übernommen und gelangen so viele in die zugeordneten sensilen, also Freudezellen, daß auch diese maximal gefüllt werden. Hier liegt folgende organisatorische Besonderheit vor. Zu einer gewissen Zeit haben sich Freudesysteme (assoziative Systeme, deren Denkzellen die Aktualität Freudegefühl haben) anlagegemäß derart differenziert, daß sie relativ rasch eine maximale Zahl von Paßformen für Freudeeronen entwickeln, wobei in relativ steil ansteigender Kurve eine relativ große Zahl dieser Eronen aufgenommen wird, die erst allmählich abfließen; die abführenden Nerven sind also sozusagen „insuffizient", d. h. die Freudeeronen verweilen längere Zeit in der Zelle, bewegen sich relativ langsam hindurch, fließen „in geringen Dosen" durch die Neuriten ab, deren Spezifität dieser relativ geringen Aufnahme von Eronen aus dem Zellkörper entspricht. Die Zelle ist also „überfüllt", und die hierbei erscheinende Aktualität ist das Ekelgefühl. Eine solche „Ekelzelle" kann man mit einem Reservoir vergleichen, das (zunächst) einen dünnen Abfluß hat; ich bezeichne den Zustand der Ueberfüllung, die ja eigentlich keine Ueber-, sondern eine maximale Füllung ist, als Eronenstauung. Nachdem die Stauungszelle ihre Funktionshöhe, die ich mit Pleonase (πλεόνασις Ueberfüllung) bezeichne, erreicht hat, tritt die Entleerung in mehr oder minder ausgeprägt „krampfartigen" Wellen ein (vergl. auch §§ 37, 94, 108).

Diese Eronenstauung kann nun — je nach der Spezifität des Systems und seiner Teile — schon bei relativ geringer Füllung der Höhle eintreten: die einheimischen Eronenkomplexe der zugeordneten Denkzelle sind dann eben sehr aufnahmebereit und halten die fremden Eronen relativ lange (d. h. natürlich nur Bruchteile von Sekunden) fest, die Bewegung der Eronen durch die Zelle findet relativ langsam statt, also auch die Abgabe in die relativ dünn ausgestaltete motorisch-sekretorische Bahn. Die teleologische Auffassung deutet diese Besonderheit so, als ob der Ausgangshöhle durch oder mit dem Ekelgefühl eine Nachricht gegeben werden solle, mit der Aufnahme Schluß zu machen. Die Eronenstauung kann aber auch erst auftreten bei „tatsächlicher" Ueberfüllung; indes gibt es ja außer dem Sättigungs- und dem Ekelgefühl keinen Maßstab dafür, wann eine Höhle überfüllt ist und wann noch nicht. Sobald das Sättigungsgefühl da ist, dann ist die zugeordnete Höhle für diesen spezifischen Fall gefüllt (dem Gefühl nach); sobald Ekel auftritt, ist die Höhle dem Gefühl nach überfüllt.

Es kann ferner eine Perversion der sensibel-motorisch-sekretorischen Verbindungen vorliegen, derart, daß eine relativ große Höhle, z. B. die Magenhöhle, über den Reflexbogen hin mit der Motilität und Sekretion einer relativ kleinen Höhle, z. B. der Nasen- oder der Uterushöhle usw. verbunden ist; es wird dann das auftauchende Ekelgefühl nicht auf das tatsächliche, sondern auf ein anderes Ausgangsorgan bezogen, entsprechend dem Endorgan, also z. B. ein vom Uterus ausgehender Ekel als Riechekel agnosziert usw. Der Variationen gibt's sehr zahlreiche. Immer aber ist das Ekelgefühl Aktualität einer Denkzelle von der beschriebenen Organisation, die sich aus einer primitiven Organisation differenziert, bei der das Ekelgefühl noch nicht aktuell war.

Das Ekelgefühl ist „Allgemeingut" der einigermaßen kultivierten und der zivilisierten Menschheit, aber kein ursprüngliches Gefühl. Weder der Primitive noch das junge Kind kennt den Ekel (und den Haß). Der „Naturmensch" hört auf zu essen, wann es Zeit ist, wann er satt ist, nicht wann's ihn ekelt, er kommt nie in die Verlegenheit, „eine Reihe von glücklichen Tagen" ertragen zu müssen. Die Füllung und Ent-

leerung der Höhlen erfolgt beim Naturkind in vollkommener Harmonie mit der Funktion der beteiligten Nervenbahnen und -zellen, mag es sich um die Magen- oder die Liebeshöhle oder welche immer handeln. Es gibt eben noch keine aktuell funktionierenden Ekelzellen, noch keine Freudezellen, die sich überfüllen können — in dem angegebenen Sinne. Erst mit steigender Kultur, mit steigender Hirnentwicklung differenzieren sich Sättigungssysteme, Sättigungszellen zu Ekelsystemen, Ekelzellen heraus, und zwar sind diese Ekelzellen sowohl sensile wie modale wie idealische (Begriffs-)Zellen. Wir wollen uns diesen Hergang an der ontischen Entwicklung kurz klar machen.

Unter den sog. „ekelerregenden" Gegenständen stehen in erster Reihe die Exkremente (Harn, Kot); nun sagt schon der Kirchenvater: „Inter faeces et urinas nascimur", und es ist ja Tatsache, daß das Fruchtwasser den Harn und die Darmprodukte, die Aus- und Abscheidungen des Embryo enthält, und daß der Embryo diese Stoffe verschluckt, wie sich denn auch das junge Kind gern mit seinem Kot und Harn beschäftigt, damit spielt und diese Stoffe auch in den Mund bringt. Je stärker der Ekel ist, mit dem, wie man sagt, ein Gegenstand belegt ist, desto näher steht dieser Gegenstand den primitiven Stoffen, die der Fötus unbewußt, das Neugeborene bewußt riecht und schmeckt, das junge Kind dann auch optisch usw. wahrnimmt.

Kot und Harn sind also Aktualitäten von frühmodalen Zellen, die schon gegen Ende der Intrauterinzeit und dann in der folgenden Periode sich differenzieren. Sie sind zunächst assoziiert mit sensilen Zellen der embryonal-fötalen Geruchs- und Geschmackssphäre, später sind sie auch Aktualitäten optischer und akustischer und taktiler Denkzellen. Der Riechlappen (das Riechzentrum) des jungen Embryo ist ein relativ großes Organ, bildet sich freilich alsbald zurück, behält aber, soweit er entwickelt bleibt, die Paßformen für die Geruchseronen, die ihm aus dem Fruchtwasser zuströmen (Genital-, Harn-, Kotgeruch). Ebenso strömen die spezifischen Geschmackseronen (Fruchtwasser, das den Harn des Embryos sowie auch feste Aus- und Abscheidungen enthält) der sensilen Geschmackssphäre zu. Mit dem Heranwachsen des Individuums mehren sich die aktuellen Zellen der Denksphären, also entsprechend die Objekte, und zwar Gefühle, Gegenstände und dann auch Begriffe, die Zahl der assoziativen Systeme nimmt zu. Dabei treten die Urgegenstände und die sich genetisch anschließenden frühinfantilen Gegenstände mehr und mehr in den Hintergrund; jene embryonalen und infantilen Systeme, zu denen die urtümlichen Aktualitäten Geruch und Geschmack des Fruchtwasser-Harnes usw. gehören, treten an Zahl hinter den übrigen sich immer weiter entwickelnden Systemen zurück und gelangen entsprechend seltener zur Aktualität. Dazu assoziieren sich optische und akustische Denkzellen zu jenen Geruchs- und Geschmackssystemen, so daß nunmehr Harn und Kot usw. auch optisch wahrgenommen und auch bezeichnet werden und ferner sich optische und akustische Worte anschließen, die Formulierungen des Verbotes oder der Ablehnung usw. sind: diese Wortreihen sind aber nicht etwa Ursache des Ekelgefühls, sondern mit jenen Gegenständen lediglich zeiträumlich, assoziativ in Zusammenhang. Es wird keine „Triebregung verdrängt" (wie Freud das annimmt), und keine „Triebkomponente" führt grollend und aufsässig wie ein verbannter Gott ein acherontisches Dasein, aus dem sie bei günstiger Gelegenheit erfolgreich gegen das kritisierende, verdrängende Bewußtsein (oder Vorbewußte) vorstößt; solche Konstruktionen sind eitel Fiktion, sind Märchen.

Im Gange dieser Entwicklung nun differenzieren sich einzelne oder mehrere oder viele dieser Freude- oder Sättigungssysteme und Sättigungszellen in der eingangs beschriebenen Art derart, daß sie sich nicht mehr bloß optimal, sondern maximal füllen, somit also Staubecken gleichen mit langsamem, dann plötzlichem Abflusse. Die Feinheit

des Ekelgefühls ist ein Zeichen für den Grad der Differenziertheit der Ekelzellen. Ekelgefühlig sind nun nicht mehr nur die primitiven Gegenstände, sondern je nach der spezifischen Organisation des Individuums andere Gegenstände, diejenigen, die Aktualitäten der zu den Ekelsystemen gehörigen Denkzellen sind. Immer aber sind diejenigen Gegenstände am stärksten ekelgefühlig (wie überhaupt am stärksten gefühlig), die den primitiven Gegenständen am nächsten verwandt sind. Die Gegenstände „erregen" freilich keinen Ekel, die bisher allgemein gültige Auffassung, daß erst ein Gegenstand da ist und dann, von ihm ausgehend, von ihm verursacht oder bedingt, das (seelische!) Ekelgefühl, ist eine motivische Deutung der biologischen Tatsache, daß dieser Gegenstand mit Ekelgefühl assoziiert und ekelgefühlig ist. Entwicklungsgeschichtlich ist erst die sensile Denkzelle in aktueller Funktion, dann erst, genetisch angeschlossen, sind es die zugehörigen modalen und idealischen Zellen.

Das Ekelgefühl ist also Aktualität spezifischer sensiler Denkzellen. Diese spezifische Organisation kommt auch den zum System gehörigen modalen und begrifflichen Zellen zu, die sich später entwickeln. So oft im Ablaufe ihrer spezifischen Periode die Funktion (der Eronenverkehr) dieser Systeme einen bis zur Aktualität ansteigenden Grad erreicht, ist Ekelgefühl und ekelgefühliger Gegenstand und ekelgefühliger Begriff „da" (letzterer nicht mit dem Begriff „Ekel" zu verwechseln!). Diese Aktualitäten zeigen also an, daß die, wie beschrieben, besonders organisierten assoziativen Systeme mit Freudeeronen überflutet sind, daß also eine für diese Systeme stärkste Eronenaufnahme stattgefunden hat, entsprechend einer Ueberfüllung der zugeordneten Höhlen, der natürlich der Hunger, das „Begehren" voraufgegangen ist und deren Anstieg dem Abfall der Hungerintensität gemäß ist. Das Ekelgefühl ist also Zeichen für die Akme der Sättigungskurve spezifisch organisierter Systeme (abnormaliter mit Perversionen der sensibel-motorisch-sekretorischen Verbindungen kompliziert). Die hierbei beteiligten Höhlen sind ursprünglich die Nasen- und Mundhöhle (Geruch und Geschmack), später werden diese mehr oder minder weitgehend abgelöst oder ergänzt von der Augen- und Ohrhöhle sowie von der Haut als Tast- und thermischem Organ (Tast-, Wärme-Kälteekel). Sonach kann man nicht sagen, daß die Stärke des Ekels der der Begierde, d. h. des Hungers gleich sei, daß diese Gefühle in diesem Sinne polare Gegensätze seien, vielmehr ist das Ekelgefühl ein spezielles, übersteigertes Sättigungsgefühl und dem entsprechend gearteten Hungergefühl, dem Haß derart gegensätzlich wie das Sättigungs- dem Hungergefühl. — Uebrigens kann j e d e Höhle, insbesondere die Magen- und die Genitalhöhle, mit zentralen Ekelzellen verbunden sein.

Die Auffassung, daß das Ekelgefühl das Gegenstück sei zur Begierde, also zum Hunger, auf welche Höhle er auch bezogen werden mag, ist ein Mißverständnis, dem auch die psychoanalytische Theorie nicht entgangen ist, wenn sie behauptet, der Ekel sei ebenso stark wie die gegensätzliche Begierde, oder — anders formuliert — man begehre etwas ebensosehr, wie man es gegensätzlich verwerfe oder ablehne, eine Behauptung, die mit der gleichsinnigen Gegenüberstellung von Haß und Liebe zu dem grandiosen Mißverständnis geführt hat, das sich in dem F r e u d schen Begriff der „V e r d r ä n g u n g", einem Fundament der Freudschen Psychologie, manifestiert. Dieses Mißverständnis ist entstanden aus der Deutung einschlägiger Beobachtungen, z. B. der, daß das heranwachsende Kind sich vor Kot und Harn ekeln „lerne" (angeblich „weil" es dem Kinde verboten würde, mit den Exkrementen zu spielen oder sie zu verzehren), also vor Materialien, denen es vorher einen großen „Libidobetrag" zugewandt habe, mit denen es sich intensiv beschäftigte, die es — kurz gesagt: aß und trank. Diese „Triebtendenz" muß also — nach Freud — „durch das Bewußtsein verdrängt" worden sein, aber unbewußt noch weiter bestehen und sich im Kampfe mit den höheren „psy-

chischen Instanzen" befinden, wodurch denn der zur Neurose gehörige Konflikt entstünde. Die Vorstellung ist also die, daß in dem heranwachsenden („verdrängenden") Kinde oder im neurotischen Erwachsenen das Verlangen nach Kot und Harn usw. mit dem Bewußtsein, daß es verboten sei, sich damit zu beschäftigen, also mit dem somit anerzogenen Ekel im Streite liege, daß diese Person eigentlich noch in frühinfantiler Weise mit den mit Ekel belegten Materialien sich abgeben möchte, aber vom „Ich" oder den „Ichtrieben" davon zurückgehalten werde. Es ist klar, daß diese Ausdeutung zu der Annahme der „dynamischen" Gegensätzlichkeit des Ekels und der Begierde führen mußte. Psychobiologisch sieht, wie dargelegt, der Sachverhalt wesentlich anders aus; im Laufe unserer Betrachtungen werden wir noch öfter auf die Freudschen Fiktionen einzugehen haben.

Auch für das Ekelgefühl gelten meine allgemeinen Ausführungen über die individuellen Verschiedenheiten der Gefühlsintensitäten, der Interferenzerscheinungen, der Art und Ausdehnung der Ausdrucksbewegungen und Sekretionen. Entsprechend der spezifischen Periodizität des Funktionsablaufes der Ekelsysteme kann die Ekelzelle sich in raschem Tempo plötzlich entleeren, die gestauten Eronen fließen dann wie mit einem Schlage in die Motilität und Sekretion aus, und es kann zu krampfartigen Aktionen der zugeordneten Muskeln und Drüsen kommen, also zu plötzlichen maximalen Erweiterungen innerer Höhlen bzw. zu analogen äußeren Streckungen (als Abwendungsbewegungen vom ekelgefühligen Gegenstand), Aktionen, die oft gefolgt sind von ruckartigen Entleerungs- und Abwehrbewegungen als Ausdruck der an die Ekelreflexe sich anschließenden Hunger-, Angst-, Schmerzreflexe, z. B. Erbrechen, Durchfall, Auswerfen des aufgenommenen Samens aus der Scheide, des Embryos-Fötus aus dem Uterus (Abortus, Frühgeburt) usw. Das habituelle Erbrechen der Schwangeren ist das Zeichen für das Bestehen einer Perversion der sensibel-motorisch-sekretorischen Verbindung der Art, daß die vom Genitale her in die kortikalen Ekel- usw. Zellen einströmenden Eronen in die Magenmuskulatur und -drüsen ausgehen statt in die der Genitalhöhle: „eigentlich" „sollte" der Inhalt des Uterus, der seiner infantilistischen Beschaffenheit nach „übersättigt" ist, ausgestoßen werden — wie das ja eben auch (s. o.) oft erfolgt. Das habituelle Erbrechen läßt meist nach einigen Monaten nach — ein Zeichen, daß die bis dahin besonders intensive, d. h. pathologische Funktion der perversen Reflexsysteme zugunsten der Funktion anderer (gesunder, genauer: fast gesunder) Reflexsysteme abflaut — gemäß der fortschreitenden gestativen Entwicklung. Dies ein Beispiel aus der Neurosenkunde. Aeußere (sensorische) Ekelausdrücke sind z. B. Abwenden der Augen, des Kopfes usw. (optischer Ekel), Zukneifen der Nase (olfaktorischer Ekel), Abwenden des Mundes, Ausspucken (gustatorischer Ekel), Wegnehmen der Hand usw. (taktiler Ekel) usf. Die „Ekelmiene" ist ein maximales Erweitern des Mundes mit einem spezifischen Verziehen des Gesichts, dabei oft reichliche plötzliche Speichelsekretion. Alle Ekelbewegungen sind auf Entfernung von dem ekelgefühligen Gegenstand gerichtet (Abkehr-, Ablehnungsbewegungen).

§ 37. Vom Haßgefühl

Das Haßgefühl ist gestauter Hunger, das Gefühl des Unerfülltseins und der Unerfüllbarkeit, das Gefühl der maximalen Leere im Ernährungs- und Liebesgebiet (Nahrungs-, Berufs-, Liebeshaß).

Ebensowenig wie das Ekelgefühl ist der Haß ein ursprüngliches (primäres) Gefühl. Der Primitive haßt und ekelt sich ebensowenig wie Fötus und junges Kind; beide Gefühle sind Kennzeichen einer höheren Entwicklungsstufe. In Urzeiten waren Haß

und Ekel unbekannt. An Nahrung war noch kein Mangel, die Ansprüche waren gering, das Leben war ein Spiel. Der Liebesverkehr regulierte sich, wie im § 34 beschrieben. Die Leibeshöhlen füllten und leerten sich in harmonischem Rhythmus. Die urtümliche Tötung des Mannes war nicht Haßentladung, sondern „schlichtes" biologisches Ereignis im Verlaufe der Liebestat. Hochzeit, Tod des Mannes, Leichenschmaus war eine Feier, ein Fest, das Urfest; von Haß keine Rede. Aber Hunger hatten die Leute, und dieser Hunger wurde gestillt: der Fleischhunger sowohl wie der Liebeshunger. Der im Koitus Verstorbene oder zu Tode Erschlaffte wurde vertilgt, und sobald es an der Zeit war, nahm das Weib den nächsten Geschlechtspartner an, der das gleiche Schicksal hatte. Erst als mit steigender Zahl der Hordengenossen und -genossinnen die Brunstperioden sich verkürzten, die Begattung häufiger stattfand, ferner die Nahrung knapper wurde, differenzierten sich zugleich Hungerzellen zu Haßzellen — analog der Differenzierung von Sättigungs- zu Ekelzellen. Nicht etwa war die Nahrungsknappheit, der gehäufte Geschlechtsverkehr Ursache oder Grund oder Bedingung dieser Differenzierung, sondern beide Geschehnisse fielen zusammen: als diese Differenzierung vor sich ging, als die Haßzellen sich entwickelten, waren eben zugleich die Nahrungsmittel knapper, die Brunstperioden verkürzt, der Menschen viele geworden; es handelt sich realiter lediglich um Kennzeichen bestimmter Entwicklungsstufen, nicht um ursächliche usw. Verknüpfungen, sondern um zeiträumliche Phänomene, die zu einem gewissen phylischen (und ontischen) Alter biologisch gehören. Mit der Mehrung der Menschenzahl war eine entsprechende Entfaltung der Hirnrinde verbunden, eine Umgestaltung, die sich auch in der Differenzierung der Haßzellen aussprach. Die Jahresfeier war zwar noch erhalten, aber ihr ursprünglicher Verlauf praktisch schon „vergessen". Man starb ja nicht mehr im Koitus, die Wollust war geringer geworden, der Koitus fand häufiger im Jahre statt. Zwar wurde noch „der Mann", jetzt schon Patriarch, beim Frühjahrsfest (kultisch) getötet und verspeist, und wo das geschah, dann nicht etwa „aus Haß". Demnächst tötete man einen Ersatz, einen Fremdling, einen Sklaven, ein Tier (Totemtier, das den Urvater vertritt); auch da ist kein Haß beteiligt. Man schlachtet kein Tier aus Haß, sondern aus Hunger, der ohne weiteres gestillt wird. Liebeshaß bestand (noch) nicht in dem „goldenen Zeitalter", in dem der Liebeshunger ohne weiteres seine Befriedigung fand. Es gab noch keine Haßreflexe, noch keine Ekelreflexe.

Als die Nahrung knapp wurde, differenzierten sich Hungerzellen derart, daß sie nicht bloß mehr das Optimum an Hungereronen aufnahmen, sondern das Maximum; so trat analog der Differenzierung der Ekelzellen eine Stauung von Hungereronen ein, die Haßzellen sind wie die Ekelzellen einem Reservoir mit dünnem Abfluß und krampfartiger Entleerung zu vergleichen. Das gleiche gilt für die Umformung von Liebeszellen in Haßzellen. Je häufiger koitiert wurde, desto größer war der „Bedarf" an Weibern; analog: je öfter Fleisch gegessen wurde, desto größer war der Bedarf an diesem Nahrungsmittel, an schlachtbaren Menschen oder Tieren (Menschen-Ersatz). Die einjährliche „Fleischeslust" (genital und oral gemeint) war schon verzettelt zu häufigen, monatlichen, wöchentlichen, täglichen „Verrichtungen". Je mehr man sich von den urtümlichen Verhältnissen, von der Urzeit, in der man den e i n e n Mann verzehrte, entfernte, desto größer wurde die Zahl der Haßzellen, wobei aber keineswegs kausale oder konditionale oder teleologische Verknüpfungen und Deutungen der biologischen Ereignisse aufgestellt werden sollen, sondern im Gegenteil lediglich die zeiträumliche Zusammengehörigkeit hervorgehoben wird. Auch Ekelzellen differenzieren sich um so mehr, je weiter die Urgegenstände abrücken, im onto- wie im phylogenetischen Sinne.

Die Haßzellen (wie die Ekelzellen) sind also Reservoiren von Eronen zu vergleichen; ihr Abschluß ist schwach, zunächst, aber im Gange der spezifischen Periode kann ein

Augenblick eintreten, in dem sich das Reservoir wie mit einem Schlage entleert: die Hungereronen strömen durch die Neuriten in die Motilität und Sekretion aus, so daß es zu äußerst heftigen Ausdrucksbewegungen und Sekretionen kommt, die wir als Wut, Zorn, Tobsucht usw. bezeichnen. Es gab und gibt freilich auch Menschen, deren Haßreflexe sich hauptsächlich an inneren Organen, weniger oder kaum merklich in Aktionen äußerer Muskeln ausdrücken: diese Menschen sind die „stillen Hasser", die „nachträglichen", unversöhnlichen Naturen, die ein tatsächliches oder vermeintliches Unrecht — außer dem tatsächlich oder vermeintlich von ihnen selbst begangenen — nie vergessen können. Zu den Haßausbrüchen können nun Handlungen gehören, die wir als Vernichtungs-, Gewalttat, als Mord (auch Selbstmord) usw. bezeichnen; der Wütende zittert und bebt am ganzen Leibe, ballt die Fäuste, schlägt blindlings um sich, zertrümmert, was ihm in die Hände gerät, schäumt vor Wut usw., er kann auch töten, einen andern oder sich selber, und die Gegenstände, die er zertrümmert, sind nichts weiter als Ersatzobjekte.

Wir sehen hier die nahe Verwandtschaft der Haßbewegungen mit den Hungerbewegungen. Die Hungeraktion ist sanfter, gemächlicher als die Haßaktion; ursprünglich gab's nur Hungerbewegungen: die Tötung des Mann-Vaters ging sozusagen „in aller Gemütsruhe" vor sich, der Mann wehrte sich nicht mehr, er war bis zur Wehrlosigkeit erschlafft *), man brauchte ihn nur zu zerstückeln. Später aber starb der Mann nicht mehr im Koitus, er war auch nicht mehr zu Tode erschöpft, er setzte sich zur Wehr, als die Jungmannen ihr traditionelles Recht der Tötung oder doch der Kastration geltend machten. So entstand der Männerkampf: zum Nahrungshunger gesellte sich der Liebeshunger und befeuerte die Ausdrucksbewegungen. Aber dieser Kampf fand erst statt, als die Nahrung anfing knapp zu werden und das „sexuelle Bedürfnis" sich in kurzen Perioden meldete. Da erst begann der Kampf ums Dasein als Kampf ums Weib.

Das Weib hat diese Entwicklung der Haßzellen und Ekelzellen erst später und in geringerem Maße erlebt. Für Nahrung sorgte das Weib nicht oder nicht mehr, der Mann ging auf die Jagd, Kopf- oder Tierjagd, die Frau saß daheim; ihr Hunger wurde gestillt. Auch um Liebe brauchte sie sozusagen nicht bange zu sein; der Männer gab's genug, und ein Koitus brachte (ohne daß sie es wußte) die Schwängerung, den Verlust der monatlichen Blutung, deren Eintritt das Zeichen ihrer Geschlechtsfähigkeit war. Viele neugeborenen Mädchen wurden getötet; die Konkurrenz war nicht eben groß. Erst als die Zahl der Weiber sich mehrte, „lernte" auch das Weib den Haß; hier bestanden und bestehen aber wieder nicht ursächliche usw. Verknüpfungen der Tatsachen, sondern lediglich zeiträumliche, biologische Zusammenhänge. Mit der Vermehrung der „Konkurrenz" fiel die Differenzierung der Haßzellen zusammen, Kennzeichen bestimmter Entwicklungsstufen. Die Nahrung wurde knapp, die Liebe wurde knapp — und zugleich war der Fleischhunger und der Liebeshunger in Zunahme begriffen, indem die urtümliche Jahresfeier zwar auch noch stattfand, aber analoger Feiern in der Zwischenzeit mehrere und viele begangen wurden.

Der Kampf um Nahrung und Liebe ist also nicht mehr bloß Hunger-, sondern auch Haßausdruck, ein Zeichen, daß in mehr oder minder großer Zahl Haßzellen sich differenziert haben. Diese sind Speicher von Hungereronen, wie die Ekelzellen Speicher von Freudeeronen sind; im Verlaufe ihrer Funktionsperiode ergießen sich die „gestauten"

*) Schlafen, Schlaf ist sprachbiologisch verwandt mit schlaffen, erschlaffen, Erschlaffung usw. Der Kavallerist singt: „Wenn wir bei den Mädchen schlaffen, sind wir unserm König gleich". Der Penis erschlafft nach der Erektion — Symbol des Sterbens. Nach der Arbeit, der Mahlzeit ist der Mensch schlaff und schlafmüde, plenus venter non studet libenter. Der Schlaf ist der Bruder des Todes, der Tod der ewige Schlaf, das Bett ist der Ort der Liebe und des Schlafes und des („Stroh"-)Todes usw.

Eronen in krampfartigen Rhythmen in die zugeordnete Motilität und Sekretion. Für diese Vorgänge gelten wiederum meine Ausführungen über die Spezifität der beteiligten Systeme, die Besonderheiten der sensibel-motorischen-sekretorischen Verbindungen usw., so daß die Zahl, der Grad der Differenziertheit der Haßzellen, die Art und Ausdehnung der Eronenentladung usw. unübersehbar variabel und variiert sind.

Die Auffassung, daß der Haß der Gegensatz zur Liebe sei, wie sie auch noch Freud vertritt, ist eine völlige Verkennung der psychobiologischen Tatsachen. Und ebenso ist es Fiktion, zu sagen, die urtümliche Tötung des Mann-Vaters sei eine Aktion des Hasses, der Wut gewesen, die für die Mörder den Sinn gehabt habe, die Mutter sexuell zu gewinnen. Die Söhne hätten sich also ihren „Schlachtplan" zurechtgemacht und wären in der Absicht, die Mutter-Braut heimzuführen, über den Alten hergefallen. Dies ist ein Musterbeispiel für die motivische Deutung biologischer Tatsachen; es ist leicht, alle möglichen andern „Motive" in einen Vorgang, in eine Erscheinung hineinzudeuten und damit die Tatsachen nach Art des Hendiadyoins, nach Art der Märchenerzähler in Ursache und Wirkung, Grund und Folge usw. zu zerlegen. Wir werden darauf noch ausführlich zu sprechen kommen. Gewiß haben sich in späteren Kulturzeiten Begriffsreihen eingestellt, die wir mit „Absicht" usw. bezeichnen; aber diese Begriffsreihen haben keinerlei „Einwirkung" auf den Ablauf der Ausdrucksbewegungen und Sekretionen. Die Söhne töteten den Mann-Vater nicht, „um die Frau-Mutter zu besitzen", sondern sie töteten ihn gemäß phylisch-biologischer Ueberlieferung, gemäß dem biologischen Geschehen, das erst nachträglich gedeutet wurde, indem das motivische Zeitalter anbrach. Der Haß war und ist nicht als dämonistisches „Stimulans" zu einer Tat zu betrachten, sondern ist der Ausdruck von Eronen, die über spezifische Denkzellen abfließen. Und der Haß ist nicht der Gegensatz zur Liebe, sondern — wie Liebeshunger, -angst, -schmerz, -trauer, und -freude — eines der Liebesgefühle. Es gibt genischen und trophischen Haß.

Sind Ekel und Haß „normale" Gefühle? Sie sind Kennzeichen gewisser phylischer und ontischer Entwicklungsstufen, damit allgemeingültig, damit normal. Alle Besonderheiten der Organisation, auch der sensibel-motorisch-sekretorischen Verbindungen sind normal, wann die Mehrzahl der Zeitgenossen sie aufweisen, mögen sie vom urtümlichen Schema noch so sehr abweichen. Je mehr die Kultur und die Zivilisation vorwärtsschreiten, desto mehr nimmt Haß und Ekel zu, desto besser „verstehen" die Menschen sich zu hassen und sich zu ekeln. Es gibt aber abnormen Ekel und Haß: übertriebene Gefühle und ihre Ausdrucksaktionen.

§ 38. Gefühlsnuancen

Die fünf Grundgefühle entsprechen den einzelnen Phasen jedes Ueberganges, als dessen Prototyp wir die Amphimixis, die Begegnung und Vereinigung von Samen- und Eizelle ansehen können. Die Annäherung der beiden Partner entspricht dem Hungergefühl und dem Angstgefühl, der Durchtritt des Spermatozoons durch die Pyle, die Oeffnung des Empfängnishügels entspricht dem Schmerz, die Zerstückelung des Spermatozoons der Trauer, die Kopulation des Samen- und des Eikerns der Sättigung, der Freude.

Alle andern Gefühle sind Interferenzen, die Gefühlsnuancen und Mischgefühle. Die Reflexsysteme sind immer (so lange der Organismus besteht) in Funktion, sie steigt an und fällt ab in je spezifischer Periodik, eines ist jeweils in Höchstfunktion, auf deren Akme die Aktualität „da" ist. So ist die Aktualität das biologische Symbol der jeweiligen funktionellen Gesamtsituation (des Unbewußten, also aller möglichen Aktualitäten). In diesem Sinne ist das jeweils aktuelle Gefühl „Schnitt-

punkt" aller jeweils ablaufenden Reflexkurven, wobei die Intensitäten „den Gefühlston", d. h. die Gefühlsnuance determinieren. Die Grundgefühle nuancieren so in mannigfachster Weise, die Mischgefühle haben einen stabileren, ausgeprägteren Charakter, so z. B. Hoffnung: freudehaltiger Hunger, Kleinmut: angsthaltiger Hunger, Mißmut: trauerhaltiger Hunger, Zorn: angsthaltiger Haß, Neid: hunger-angsthaltiger Schmerz, Aerger: schmerzhaltige Trauer, Reue: angsthaltige Trauer, Trost: freudehaltige Trauer usw. Auch einzelne Nuancen der Grundgefühle führen besondere Bezeichnungen, so Hunger: Begehren, Verlangen, Bedürfnis, Sehnsucht usw., Angst: Gefühl der Hemmung, Unsicherheit, Scham, Minderwertigkeit usw., Schmerz: Eifer, Eifersucht, Empfindlichkeit usw., Trauer: Zerknirschung, Kummer, Ermattung, Müdigkeit usw., Freude: Zufriedenheit, Ueberlegenheit, Stolz, Uebermut usw. Für viele normale und abnormale Gefühlsnuancen haben wir keine speziellen Namen.

Man pflegt ferner als „Gefühle" gewisse Aktualitäten zu bezeichnen, die außer sensil auch modal und idealisch sind, nämlich diejenigen des Tastsinnes, des Muskel- oder Lagesinnes, des Gleichgewichts-, des Wärme- und Kältesinnes. Auch das „Taktgefühl" (tactus von tangere, berühren, tasten, auch bewegen usw.) gehört zum Tastsinn, hat aber die allgemeine Bedeutung von „rhythmischem Gefühl" gewonnen, womit man das Gefühl für die richtige (korrekte) Verhaltensweise hinsichtlich der Berührung mit den Mitmenschen bezeichnet (Gegenteil: taktlos). Die Tast-, Wärme-Kälte-, Lage-, Kraft- und Richtungspunkte selber sind keine Gefühle, sondern Gegenstände in den betr. Sinnesbezirken. — Ueber „Furcht" im Unterschied von Angst siehe § 81 Fußnote.

Interferieren können die Gefühle nicht in dem Sinne, daß eine Gefühlsaktualität aus mehreren zugleich bewußten Gefühlen verschmolzen wäre. Die Aktualität ist nur eine und ist immer homogen; die Aktualität der sensilen Zelle ist also ein einheitliches Gefühl, das spezifische Gefühl dieser Zelle. Während der Aktualität dieses Gefühls passieren aber Eronen je nach der Situation in mehr minder großer Zahl durch alle Denkzellen; die Objekte aller dieser Beziehungen sind unbewußt, und wir haben sie daher Vor- und Nachobjekte genannt und sprechen von vor- und nachgegenwärtigen Beziehungen, wohl wissend, daß wir uns in der Symbolanalyse befinden und daß das Objekt immer bewußt und die Beziehung immer gegenwärtig, nämlich Wahrnehmung, Subjekt-Objekt-Beziehung ist; wir können uns aber, wie wiederholt hervorgehoben, nicht präziser ausdrücken, die Wörter fehlen.

Das Objekt verändert sich derart, daß eine Aktualität in die andere übergeht, in der auch die vorhergehende symbolisch vertreten ist, so daß die Aktualität immer als „neu", eben als anders, als Verändertheit erscheint. Die letztvorhergegangene und die nächstfolgende Bestimmtheit liegen zeiträumlich am dichtesten der Aktualität benachbart, der zeiträumliche Weg zur Aktualität ist von allen möglichen Wegen am kürzesten, die Denkzelle des Vor- und des Nachobjekts ist der aktuellen Zelle am nächsten assoziiert, wie das z. B. beim peripheren und zentralen Sehen leicht erkennbar ist. Wann nun z. B. die Hungerkurve verläuft, so ist in einer bestimmten Gegenwart ein bestimmter Hungergrad aktuell, zugleich sind aber in andern Zellen andere Beziehungen vor- und nachbewußt, also Reflexe, deren Kurve niedriger verläuft als die des aktuellen Hungergefühls, eben so niedrig, daß gerade das Hungergefühl gegenwärtig ist und kein anderes. Die Kurven dieser verschiedenen unbewußten Gefühle, die also noch nicht oder nicht mehr Gefühle sind, daher eigentlich nicht Gefühle heißen dürfen, sondern Vorgefühle und Nachgefühle, diese Kurven also schneiden sich auch mit der Hauptkurve, d. h. mit der des aktuellen Gefühls. Die Kurve des nächstfolgenden Gefühls steigt unter all den Kurven am steilsten an, d. h. es sind Eronen in

steigender Zahl beteiligt, in größerer Zahl als an den andern Gefühlskurven. Man kann das Auf und Ab in den Denksphären mit dem Wogen der Meereswellen vergleichen: eine ist jeweils die höchste. So ist auch immer nur ein Gefühl bewußt, und dieses Bewußtsein ist als Aktualität einer spezifischen Zelle einheitlich, aber zugleich verlaufen auch die unbewußten Kurven.

Die Gefühlsnuancen sind Interferenzen der verschiedenen Kurven. Die Ordinatenhöhe der Kurven ist Kennzeichen der Zahl der beteiligten Eronen. Es seien jetzt x Hungereronen und y Angsteronen in der Passage durch die zugehörigen sensilen Zellen begriffen und x sei größer als y, so ist das (bewußte) Gefühl Hungergefühl, sein Reinheitsgrad durch die Größe (x—y) auszudrücken, die y Hunger- und die y Angsteronen heben sich aber nicht etwa auf, daß sie gleich 0 sind, sondern sie helfen die Gefühlsnuance oder das Mischgefühl determinieren; die Gefühlskurven gehen also ungestört voneinander ihren Gang, aber bewußt ist das jeweils höchsteronige Gefühl, und der Reinheitsgrad dieses Gefühls ist gleich der Differenz der Zahl der an diesem Gefühl beteiligten Eronen und der nächstgeringeren der unbewußten Gefühlskurve. Ein heftiger Hunger büßt also an Reinheitsgraden um so mehr ein, je höher eine zugleich unbewußt bestehende Angst ansteigt, und sobald diese „Vorangst" einen höheren Grad, als ihn der Hungerreflex einnimmt, erreicht, die Angsteronen zahlreicher als die Hungereronen einströmen, geht das (bewußte) Hungergefühl in das (bewußte) Angstgefühl über. Wir sahen, daß (auch) die Angstkurve immer während der Hungerkurve abläuft; hierbei kann je nach der Zahl der beteiligten Eronen und in Uebereinstimmung damit je nach der Zahl der beteiligten Denkzellen und je nach Besonderheit der sensibel-motorischen Verbindungen bald das eine, bald das andere Gefühl bewußt sein, also das Hungergefühl vom Angstgefühl und dieses wieder vom Hungergefühl abgelöst werden, ferner der jeweils bewußte Reinheitsgrad entsprechend der Mannigfaltigkeit der Interferenzmöglichkeiten höher oder niedriger sein. Man kann „aus lauter Angst" oder „vor lauter Angst" den Hunger „vergessen", oder der Hunger kann so heftig sein, daß er die Angst überflügelt, und endlich kann bald der Hunger, bald das Angstgefühl bewußt sein.

Analog verhält sich der Schmerz zum Hunger, in dessen Dauer er fällt; je nach der Situation (Zahl der Eronen, Art der sensibel-motorischen Verbindungen usw.) kann der Schmerz den Hunger „betäuben" oder umgekehrt, und in allen Fällen ist der Reinheitsgrad des bewußten Gefühls gleich der Differenz der Zahl der an ihm und den andern Gefühlsreflexen beteiligten Eronen. Ebenso interferiert die Angst- mit der Schmerzkurve, die Trauer- mit der Freudekurve und diese mit der bei der Abgabe (Entleerung der Höhle) wieder einsetzenden Hungerkurve, Angstkurve usw. Die an den unbewußten Reflexen beteiligten Eronen strömen natürlich zu ihren motorischen und sekretorischen Gebieten, finden auch ihre Ausdrücke, die also zur Mimik, Gestik wie überhaupt zum Gebaren eines Individuums gehören, und die der Motiviker zu den „unwillkürlichen" Muskel- und Drüsenfunktionen im Gegensatz zu den „willkürlichen" rechnet, in der Meinung, daß das Bewußtsein eine ordnende, wirkende, wählende, beschließende Kraft und Instanz sei; ich komme auf diese biologisch unhaltbare Auffassung noch zurück.

Die Interferenzmöglichkeiten sind um so zahlreicher, je mehr Gefühlszellen beteiligt sind, je zahlreicher die Höhlen und Oeffnungen sind, die sensible Eronen zur Gefühlssphäre absenden, je mehr sich auch die andern Denksphären entwickeln. Die Interferenz der Gefühlsreflexe ist ein Analogon zur Interferenz der „Gesichts-", der „Gehörs-", überhaupt der sog. „Sinneseindrücke" oder „-empfindungen", die in der Aufnahme spezifischer Eronen in die sensorischen Oeffnungen und Höhlen und dann in die zugehörigen modalen Denkzellen bestehen.

3. Kapitel

Die modale Sphäre

§ 39. Phänomenale Entwicklung des Gegenstandes

Die auf die sensile Denksphäre genetisch folgende ist die modale Denksphäre, die Sphäre des Gegenstandsbewußtseins. Gegen Ende der Fötalzeit, bei dem einen Individuum früher als beim andern, beginnen Zellen dieser Denksphäre sich bis zur (fötalen!) aktuellen Funktion zu entwickeln; bis dahin waren ausschließlich in der Hirnrinde sensile Zellen aktuell. Uebrigens entwickeln sich auch diese weiter, sowohl der Zahl wie der Differenzierung nach; das Gefühl des extrauterinen Menschen ist also immer anders wie das entsprechende Gefühl des Fötus.

Modus ist Maß, Grenze, Umfang, Größe, Länge usw. Die in der modalen Zelle liegende Aktualität ist das Objekt nach Maß, Grenze, Größe usw., ist der Gegenstand. Dem motorischen Sprachgebrauch nach ist Objekt und Gegenstand identisch, wir bezeichnen aber realiter mit Objekt den polaren Gegensatzpartner schlechthin, wie wir als Subjekt das Nicht-Seiende bezeichnen. Das Gefühl und der Begriff sind auch Objekte, aber ungegenständlich. Der Gegenstand ist das Objekt in der modalen Sphäre.

In der fötalen Entwicklung erreichen sensile Zellen, die in der äußeren Schicht der Hirnrinde liegen und zu den kleinen Pyramidenzellen gehören, zuerst die aktuelle Funktion. Der Neurit der sensilen Zelle leitet die Eronen in das zugehörige motorisch-sekretorische Gebiet. Gegen Ende der Fötalzeit beginnen sich die modalen Zellen (die Schicht der großen Pyramidenzellen) zu differenzieren: der Gegenstand „erscheint". Die modale Zelle erhält ihre Eronen unmittelbar aus der sensibeln sensorischen Nervenbahn oder (und) aus den Kollateralen der sensilen Neuriten. Die sensile Zelle ist also mittels der Seitenäste ihres Neuriten in Verbindung mit andern sensilen und mit modalen Zellen, sie ist mit ihnen assoziiert, es wandern Eronen aus der sensilen Zelle in ihren Neuriten und, falls Paßformen da sind, nun nicht oder nur teilweise in das zugehörige motorisch-sekretorische Gebiet, sondern in die assoziierte modale Zelle. Vergl. §§ 29, 54.

Diese Verbindung der sensilen Zelle ist mehrfältig: so viele Kollateralen der Neurit hat und in so viele Endzweige er sich aufteilt, so viele sensile und modale Zellen sind mit der sensilen Zelle assoziiert. So werden die spezifischen Eronen der sensilen Zelle, d. h. die Eronen, deren akmetische Passage durch die sensile Zelle mit dem Phänomen Gefühl einhergeht — wir wollen sie kurz sensile Eronen nennen —, in assoziierte modale Zellen geleitet, deren Funktion im Laufe der Entwicklung wächst. Die akmetische Passage der Eronen durch die modale Sphäre ist die Reihenfolge der Beziehungen, deren Objekt der Gegenstand ist. Die Eronen sind also sensibel (stammen aus der sensibeln Bahn unmittelbar) oder sensil (kommen aus der sensilen Zelle), je nach ihrer Herkunft und der Zahl der beteiligten Eronen ist der Gegenstand unmittelbar da oder ist erst das Gefühl, dann der Gegenstand da, in allen Fällen aber ist der Gegenstand mit dem zugehörigen Gefühl genetisch assoziiert. Es können nämlich in jede Zelle, gleichgültig welcher Art sie ist, nur paßrechte Eronen aufgenommen werden. Die Passage der Eronen durch die Zelle besteht in einer Reihe von Veränderungen, wie ja Bewegung mit Veränderung identisch ist. Die Eronenkomplexe, die aus der sensilen Zelle in die modale überwandern, haben oder sind also Paßformen, und ebenso die aus der sensibeln Bahn direkt aufgenommenen. Je näher nun genetisch die modalen Zellen den sensilen liegen, desto weniger tritt am Objekt das Gegenständige, desto mehr das

Gefühlsmäßige hervor. Der Uebergang des Gefühls in den Gegenstand erfolgt ganz allmählich; wir dürfen nicht glauben, daß das Gefühl wesensverschieden vom Gegenstand oder auch vom Begriff ist. Gefühl, Gegenstand, Begriff gehören zur anschauungsgemäßen Veränderlichkeit des Objekts, sind Objekt, das eine Objekt, das verändert erscheint. Es ist ein sehr erhebliches Mißverständnis, zu sagen, ein Gegenstand sei „affektbetont" oder „affektbesetzt", wenn man, wie das auch Freud und seine Schule tut, diese Besetzung so auffaßt, als ob dieser „Affekt" (der ja mit Gefühl oder Trieb oder Libido fortwährend identifiziert wird) zu einem Gegenstand hinzugetan oder auch weggenommen („Triebbesetzung", „Affektverschiebung", „Libidofixierung" usw. — siehe die Freudschen Schriften) werden könnte — und zwar nach Maßgabe der Wirksamkeit der mystischen oder dämonistischen „psychischen Instanzen", insonderheit des „Ich" oder „Ueber-Ich" oder des Bewußtseins, das auch noch in der Freudschen Psychologie und gar „Metapsychologie" als Zensor und Korrektor des menschlichen Verhaltens, als ein bestimmendes Wesen im Wesen herumspukt. Darnach wäre ja ein „Affekt" oder „der Affekt" ein neues „Psychisches" — zu den diversen Sorten von „Psychischem", die uns die psychoanalytische Theorie beschert hat. Der Affekt wäre in einer gewissen Quantität „in der Psyche" vorhanden, und die „psychischen Instanzen" wirtschaften nun mit diesem Quantum, diesen Quanten nach dem Freudschen „ökonomischen Prinzip" herum, daß es eine Lust und manchmal eine Unlust ist usw. Diese ziemlich verworrene Spekulation, in die das „psychische Trauma" hineinfiktioniert wird, läßt denn die verschiedenen Personen und Dinge als mehr minder affektbesetzt erscheinen, wie eben die psychischen Instanzen das Libidoquantum verteilen.

Auch Ziehen weiß mit den „Gefühlstönen" seiner „Empfindungen" und „Vorstellungen" nichts Rechtes anzufangen; er stellt diese Gefühlstöne ähnlich wie Freud als verschiebbar, übertragbar hin, sagt aber nicht, was denn nun eigentlich Gefühl oder Gefühlston sei. Aehnlich andere Autoren. Das „Wesen" der Gefühle, Affekte usw. war bisher völlig dunkel.

Gefühl ist eine Aktualität, und Gegenstand ist eine andere und Begriff wieder eine andere: es sind Veränderungen des einen Objekts. Man kann sagen: der Gegenstand entwickelt sich aus dem Gefühl und der Begriff aus dem Gegenstand, d. h. der Gegenstand ist differenziertes Gefühl, der Begriff differenzierter Gegenstand. Nach, nicht aus der sensilen Zelle entwickelt sich die modale, nach, nicht aus der modalen Zelle entwickelt sich die idealische. Umschreiben wir die sensile Zelle mit ihren assoziierten modalen und idealischen Zellen als ein Denksystem, so ist von diesem System genetisch zuerst die sensile Zelle, dann die modale, dann die idealische Zelle in aktueller Funktion. Je mehr modalen Charakter die Zelle annimmt, desto mehr tritt das Gegenständige am Objekt hervor, nicht als etwas Besonderes, das neben dem Gefühl bestünde, sondern in einer Einheit, die Gefühl und Gegenstand zugleich ist und auch vom Subjekt gar nicht in Gefühl und Gegenstand zerlegt wird. Zerlegung der modalen Aktualität in „Gefühl und Gegenstand" ist lediglich in der Beschreibung (Symbolanalyse) möglich; das modale Objekt als solches, als Erlebnis wird niemals in Gefühl und Gegenstand (und Begriff) zerlegt, sondern diese Zerlegung ist Symbolanalyse, diese Auflösung des Objekts in seine Komponenten ist Beschreibung.

Das Gefühl ist eben nicht an einen Gegenstand „gebunden" und zugleich mit, neben dem Gegenstand, an den es vermeintlich „gebunden" ist, wahrnehmbar. Die Auffassung, daß Gefühl und Gegenstand zwei verschiedene, aber zugleich existierende Dinge seien, ist überhaupt abwegig. Es fehlt freilich hier wieder an einem Ausdruck, der den Sachverhalt realisch bezeichnete. Wie sollen wir die Tatsache, daß der Gegenstand immer

auch zugleich Gefühl ist, und zwar in einem um so geringeren Grade, je weiter er von der Gefühlsbeschaffenheit genetisch entfernt ist, mit einem Worte wiedergeben? Diese Tatsache läßt sich mit den gültigen Sprachmitteln nur umschreiben; es wären ja auch zur Kennzeichnung aller möglichen Variationen des homogenen „Mischungsverhältnisses" von Gefühlsmäßigem und Gegenständlichem ebenso viele Wörter notwendig, als Gegenstandszellen in der Hirnrinde vorhanden sind, — ein ungeheures Vokabular für sich. Wir müssen uns mit der Erkenntnis begnügen, daß die modale Aktualität eine Homogenität ist, deren „Ingredientien" sich voneinander weder phänomenal noch (vorläufig) phänomenologisch, also beschreibungsmäßig scharf abgrenzen lassen. Weiteres im § 41.

Zu dem „Gegenstand" gehören in diesem Sinne eo ipso „Gefühlsquantitäten", der „Gegenstand" schließt das zu ihm gehörige „Gefühlsquantum" sozusagen ein, Gegenstand ohne Gefühl gibt es nicht, wohl aber Gefühl ohne Gegenstand. Wer das Wort Gegenstand gebraucht, meint eo ipso das im gemeinten Objekt homogen mit dem Gegenständlichen vorhandene Gefühl, meint den Gegenstand als Homogenität von Gegenständlichem und Gefühlsmäßigem. Das Gegenständliche ist nicht etwa eine besondere Substanz oder die Substanz überhaupt, die neben dem in ihr „enthaltenen" Gefühl existierte, neben der das Gefühl keine oder eine andere Substanz wäre, so daß man annehmen könnte, beide Substanzen, beide „Etwasse" mischten sich oder würden gemischt in verschiedenen Legierungsverhältnissen und könnten sich sonach auch wieder entmischen oder in andern Verhältnissen mischen usw. Sondern Gegenstand ist der allgemeine Name für die auf dem Entwicklungswege vom Gefühl zum Begriff liegenden Aktualitäten, diese als Objektpartner der in den modalen Denkzellen gelegenen Beziehungen genommen. Gefühl, Gegenstand und Begriff sind Bestimmtheiten, und zwar ist die Bestimmtheit „Gegenstand" ein Mittelding (Uebergang) zwischen Gefühl und Begriff, je nachdem mehr zum Gefühl hin oder mehr zum Begriff hin gelegen, Aktualität einer näher der sensilen oder näher der idealischen Sphäre der Hirnrinde liegenden Denkzelle. Selbstverständlich ist nun aber „Gegenstand" nicht etwa ein Durchschnittsprodukt aus Gefühl und Begriff. Ebensowenig ist „Gegenstand" aus dem Gefühl hervorgegangen und geht in den Begriff genetisch über in der Weise, daß ein Gefühl als solches zum Gegenstand und aus diesem ein Begriff würde: aus der Angst als solcher kann niemals der Gegenstand werden, der Angst homogen in sich begreift, das sog. Angstobjekt, z. B. eine Schlange, und aus diesem Angstobjekt als solchem, hier der Schlange, kann niemals der Begriff Schlange werden. Sondern die in der aktuellen sensilen Denkzelle liegende Aktualität ist das Gefühl, hier Angst, und die in der modalen Zelle liegende Aktualität ist der Gegenstand, hier Schlange usw. Passieren (in der jeweiligen Höchstzahl) die spezifischen Eronen ihre sensile Denkzelle, dann ist das Gefühl da; gelangen diese (jetzt zahlreichsten) Eronen, allerdings in ihrer Wesensbeschaffenheit verändert, aus der sensilen Zelle in die modale, dann ist der Gegenstand da, und bewegt sich der (stärkste) Eronenstrom weiter in modale Denkzellen, dann sind immer die assoziierten Gegenstände nacheinander aktuell, und gelangt der Eronenstrom, in beständiger Veränderung begriffen, in die idealische Denkzelle, dann erscheint der zugehörige Begriff; aber ebensowenig wie aus der sensilen Zelle die modale wird, aus der modalen die idealische, ebensowenig wird aus dem Gefühl als solchem der Gegenstand und aus dem Gegenstand als solchem der Begriff. Diese Phänomene folgen aufeinander und schließen sich genetisch aneinander an: der Gegenstand kann nur erscheinen, nachdem die sensilen Zellen sich entwickelt haben; diese sind zuerst aktuell, dann die modalen und dann die idealischen. Zwar braucht nach Entwicklung der sensilen und modalen Zellen der Eronenstrom zur

modalen Zelle nicht jedesmal erst die zum System gehörige sensile Zelle zu passieren, sondern kann unmittelbar aus sensibeln sensorischen Nerven aufgenommen werden; es braucht also nicht immer erst das Gefühl zu erscheinen und dann erst der zugehörige Gegenstand, wohl aber geht genetisch die aktuelle Funktion der sensilen Zelle der der modalen usw. voraus. Der Weg vom Gefühl als Aktualität der sensilen Zelle zum Gegenstand als Aktualität der modalen Zelle ist eine Reihenfolge von Veränderungen der Eronenkomplexe, die unbewußt verläuft. Während dieser unbewußten Veränderungen, die allenthalben vor sich gehen, verändert sich auch das Bewußte, und eine dieser Aktualitäten, die die Veränderung des Symbols ausmachen, ist das Gefühl, dann vielleicht je nach der funktionellen Situation der zu dem Gefühl assoziativ gehörige Gegenstand oder Begriff oder dieses oder jenes andere assoziierte Gefühl usf.

Das Gefühl, wie es ist, kann also nicht Gegenstand werden, und der Gegenstand, wie er ist, nicht Begriff, sondern die Objekte sind Aktualitäten verschiedener Denkzellen, und der Uebergang vom Gefühl zum Gegenstand und von diesem zum Begriff kann lediglich in dem genetischen Sinne verstanden werden, daß mit der Entwicklung der modalen Denkzellen das Gefühl, sich spezifisch verändernd, mehr und mehr in eine Bestimmtheit aufgeht, die wir Gegenstand nennen, dann in eine solche, die wir Begriff (Erinnerung) nennen, und ebenso daß die Bestimmtheit Gegenstand mehr und mehr in die Bestimmtheit aufgeht, die wir Begriff (Erinnerung) nennen.

§ 40. Spezifität der assoziativen Systeme

Die sensile Denkzelle assoziiert sich im Laufe der Entwicklung mit modalen Zellen, deren Aktualität der Gegenstand ist. Welche Zellen das sind, die sich genetisch mit der sensilen Zelle zu einem assoziativen System verbinden, ist „Sache" der Entwicklung, genauer „Sache" der Spezifität. Wir können nur den Tatbestand am Objekt erheben, daß die Verbindungen so und nicht anders gelagert sind; die Frage, warum die Verbindungen bei dem einen Individuum so, beim andern anders verlaufen, ist durchaus unbiologisch, sie ist motivisch, ist — wie die Frage überhaupt — ihre Antwort zugleich, d. h. sie kann keine andere Antwort erhalten wie ein neues „Warum?", darf also entfallen. Wir können nur einen Zusammenhang beschreiben; den oder einen Grund oder die oder eine Ursache, diese Wörter motivisch aufgefaßt, können wir niemals innerhalb der menschlichen Anschauung ausfindig machen.

Wir betrachten die Tatsache, daß hier die assoziative Verbindung so und nicht anders verläuft, als Kennzeichen der Spezifität, der Individualität, deren Herleitung das wesentliche Thema der Erbbiologie ist. In die sensile Zelle — wie in jede andere Zelle — werden nur Eronen und Eronenkomplexe als Paßformen aufgenommen; sie verändern sich während der Passage durch die Zelle und gelangen so in den Neuriten, der ja lediglich eine Fortsetzung (ein Fortsatz) des Zelleibes ist (wie übrigens natürlich die Dendriten auch). Je nach der Spezifität bewegen sie sich in das motorisch-sekretorische Gebiet oder fließen in eine Nebenbahn, in eine Kollaterale ein und gelangen so in andere Zellen, die für sie Paßformen haben (Bewegungsgesetz, § 91). Keinesfalls ist der Zutritt eines Eron oder Eronenkomplexes in eine Zelle (oder sonstwohin) möglich, die nicht Paßformen hat, d. h. wo nicht die Anordnung des Gegenständlichen in paßrechter Art und Form auf der einen Seite gehöhlt oder eingewölbt oder eingebuchtet, also weiblich, auf der andern vorgestreckt, vorgewölbt, vorgebuchtet, also männlich ist, und zwar ist diese Anordnung stets spezifisch. In dieser Weise verstehen wir die Besonderheiten der sensibel-motorischen wie auch der interzellulären (und natürlich auch intrazellulären) Verbindungen, und ebenso unkontrollierbar, etwa vom prüfenden

Verstand, Bewußtsein oder dgl., ebenso unerklärlich nach bedinglichen oder ursächlichen oder zwecklichen Gesichtspunkten ist die eine wie die andere.

Es ist also lediglich entwicklungsgeschichtlich zu verstehen, daß diese assoziativen Systeme und auch wieder die Verbindungen dieser Systeme bei dem einen so, beim andern anders gelagert sind, daß also der eine auf diesen, der andere auf einen andern Gegenstand „Wert legt", daß, wie man sagt, de gustibus non est disputandum usw. Das System der Gegenstände, in die ein bestimmtes Gefühl, z. B. die Angst, eingeht, ist individualspezifisch, und es gibt keine Möglichkeit, jemanden zu veranlassen, daß er „willentlich" oder „wissentlich" diese Systeme umbaut. Die Vorstellung, daß dieser Umbau auf Bewußtseinsbeschluß stattfinden könne, ist spätinfantil und juvenil. Dagegen entwickeln sich die Systeme, bauen sich aus, der assoziative Kreis erweitert sich bis in das sechste Jahrzehnt hinein, und diese Entwicklung kann z. B. so verlaufen, daß solche sensile, modale oder idealische Zellen, die bisher Zentralen eines assoziativen Systems waren, in die die zufließenden Eronen der Spezifität entsprechend zum größten Teile einströmten, durch andere Zellen ersetzt werden, ja in hohem Maße veröden; hierbei veröden natürlich auch die Dendriten und der Neurit sowie die sensilen (zuleitenden) Bahnen, und die bisherigen, besonders lebhaften motorischen und sekretorischen Ausdrücke werden schwächer oder unterbleiben ganz. Diese Entwicklung ist aber auch nicht etwa „gewollt" oder sonstwie bedinglich oder ursächlich oder zwecklich herbeigeführt, sondern — ist eben Entwicklung. Wir können „aus eigner Kraft", „aus eignem Willen" und wie die motivischen Phrasen alle heißen, nichts dazu und nichts davon tun, sondern lediglich die Tatsache des erfolgten Aus- oder Umbaues des Systems erkennen und anerkennen. Was man da von „Selbstbeherrschung", von „Willensanspannung", die zu „stärken" angeblich „Aufgabe" der Erziehung, der „Willenstherapie" wie überhaupt der motivisch aufgefaßten Psychotherapie einschließlich der Psychoanalyse sei, zusammenfabelt, ist nichts weiter als Fiktion, motivische Phrase — ein Zeugnis von der Entwicklungsstufe der zeitgenössischen Gehirne. Sind zwischen zwei Individuen hinreichend viele Paßformen da, so „hilft" der eine dem andern; die von dem einen übergehenden Eronen werden (beschreibungsgemäß) in diesem Falle vom Partner aufgenommen, je nach der Spezifität in die zentralen Nervenzellen weitergeleitet, d. h. sie bewegen sich dahin, passieren die sich „neu" differenzierenden und aktuell funktionierenden Zellen und gehen in die zugehörige Motilität und Sekretion aus — das ist alles. Wo nur wenige Paßformen da sind, gibt es keine Möglichkeit, das interindividuelle Verhältnis hinreichend herzustellen oder zu erhalten, nicht-paßrechte Eronen in das partnerische Individuum hineinzubringen — alle erzieherischen, ärztlichen „Bemühungen" sind dann erfolglos: der Erzieher, der Arzt usw. „taugt" nichts, „kann nichts" usw., wie der Motiviker-Kausalist sagt. Erst das Individuum mit Paßformen gewinnt „Einfluß" (kann Eronen einfließen lassen, oder genauer: seine Eronen fließen ein, werden aufgenommen) — das ist dann der „tüchtige" (taugliche, tugendliche) Mensch usw. In der Spezifität liegen die Möglichkeiten aller interindividuellen Gegenseitigkeit. Da wäre also der Erzieher, der Arzt usw. überflüssig? Wie kann man mich nur so mißverstehen! Der Partner mit den Paßformen ist ja eben die „notwendige" Ergänzung des andern, er ist also unentbehrlich, er ist vor allen Dingen d a, und daß er da ist, zeigt, daß er nicht nicht-da ist, daß er „notwendig" ist, die Not wendet. Wäre er nicht da, so wäre er nicht „notwendig", könnte man sich fiktionell ausdrücken. Nur erkenne man, daß er „nichts dafür kann", daß sein „Bewußtsein", sein „Wille" und dgl. nicht für den „Erfolg" oder „Mißerfolg" seiner „Bemühungen" verantwortlich gemacht werden darf — genau so wenig wie man jemandem einen Vorwurf daraus machen darf, daß er krank, lahm ist, nur zwei und nicht drei

Arme hat, den Kopf oben und nicht unter dem Arme trägt, oder jemanden loben darf, daß er gesund usw. ist. Niemand „kann für" sich oder den andern, und niemand kann seiner Länge eine Elle zusetzen, ob er gleich darum sorge. (Vergl. §§ 72, 110.)

§ 41. Die Gefühligkeit

Der Gegenstand ist immer zugleich, d. h. homogen mit dem Gefühl da — in dem im § 39 besprochenen Sinne; es kann also nicht erst ein Gegenstand da sein und dann Gefühl („Wert") darauf gelegt werden, sondern der Gegenstand und „sein Wert", d. h. das mit ihm und in ihm gegebene Gefühl, das mit dem „Gegenständigen" in Homogenität den Gegenstand ausmacht, ist zugleich, eben als Homogenität da. Die Gegenstände existieren ja lediglich als die Objektpole der in den modalen Denkzellen liegenden Beziehungen; ob sonst irgend etwas außerdem, außer der „in" den Denkzellen erlebten objektischen Welt existiert oder nicht existiert, kann uns weder interessieren noch ist für den Menschen je erfahrbar. Die motivische Auffassung ist aber so gestaltet, als ob die Welt außerhalb meines Denkens existiere und die Möglichkeit bestünde, daß ich mir aus dieser Welt das aussuche, was mir „paßt", also auch auf den einen Gegenstand „Wert" legen, den andern verschmähen könne.

Wir erkennen: jeder Gegenstand stellt „so viel Gefühl" dar, wie der Entfernung der modalen Denkzelle von der sensilen Sphäre entspricht*). Jeder Gegenstand *ist* so viel Gefühl, wie dieser Entfernung entspricht. Die „Gefühlsquote", die in und mit dem Gegenstand gegeben ist, nenne ich die *Gefühligkeit* des Gegenstandes; die Gegenstände sind also verschieden gefühlig. Einen Gegenstand, der nicht zugleich in Homogenität Gefühl wäre, gibt es nicht. Das Gefühl (der Wert) kann also nicht „darauf gelegt werden", es liegt auch nicht darauf, sondern ist mit und in dem Gegenstand homogen gegeben. Das Gefühl kann auch von einem Gegenstand nicht weggenommen werden, es ist ja der Gegenstand selber und kann nur sich verändern oder „verschwinden" mit dem Gegenstand, der es ist. Der Gegenstand ist da, heißt: es besteht diese (mit dem Gegenstande identische) Aktualität einer modalen Denkzelle; und weiterhin: die Gegenstände wechseln, heißt: das (modale) Objekt verändert sich, die Bestimmtheit als Symbol geht über in eine andere, an der sie als Symbolkomponente beteiligt ist, wie vorher die jetzige an jener beteiligt war, usf. Ist also der eine Gegenstand jetzt da, jetzt nicht mehr (oder noch nicht) da, so hat nicht irgendeine „psychische Instanz" „in mir" motivisch gewirkt usw., sondern es ist eine Aenderung der Aktualität eingetreten, es ist jetzt diese, jetzt jene Denkzelle in aktueller Funktion, es wird jetzt diese, jetzt jene Denkzelle von „ihrem" stärksten Eronenstrom passiert, und dieser Eronenstrom ist auch unter allen andern gleichzeitig sich in Denkzellen bewegenden der stärkste, führt die relativ größte Eronenzahl.

Die Aktualität Gegenstand kann in einer von der sensilen Sphäre genetisch ferneren oder ihr näheren Zelle liegen, und die Aktualitätenreihe bedeutet ein fortwährendes Auf und Ab des Bewußten in den Denksphären. Es kann also auf einen „gefühlsarmen" Gegenstand ein „gefühlsreicher" folgen — hier haben wir die „*Wertskala*" (vgl. § 73). Die motivische Ausdeutung der Wertskala sieht in dem Aktualitätswechsel eine von der Seele (welcher?) gewollte, verursachte, bedingte usw. Veränderung der Außenwelt, die Wirkung meiner „Energie", die Folge meines Entschlusses, so oder so zu

*) „*Entfernung*" in diesem Zusammenhange immer *nicht im örtlichen*, sondern *im genetisch-funktionellen Sinne* gemeint. Dagegen stimmt die *anschauungsgemäße* Entfernung des Objekts vom Subjekt, also das Jetzt-Hier des Gegenstandes mit dem Gefühligkeitsgrade überein, s. § 89.

handeln. Die Differenz an Gefühl, das mit und in dem Gegenstand homogen gegeben ist, gehört wesentlich zur Unterschiedlichkeit der Gegenstände. Das ist nicht so zu verstehen, als ob das Subjekt das mit dem Gegenstand homogene Gefühl separat vom Gegenstand wahrnähme und (auch) an diesem „Gefühlsgehalt" die Dinge unterschiede; sondern die Vorstellung, hier der Gegenstand ist zugleich und homogen Gefühl, und die Gegenstände unterscheiden, d. h. überhaupt wahrnehmen, heißt: auch die Differenz ihrer genetischen Entfernung von der sensilen Sphäre modaliter ermessen, heißt: die Gegenstände als in dieser Entfernung befindlich wahrnehmen, die Gegenstände als Darstellungen der Differenzen der genetischen Entfernung der entsprechenden aktuellen Denkzellen von den zugehörigen sensilen Zellen wahrnehmen. Dies ist aber nicht ein besonderer „Wahrnehmungsakt", sondern die Wahrnehmung „Gegenstand" ist zugleich Wahrnehmung dieser Differenz. Wann ich einen Gegenstand überhaupt wahrnehme, nehme ich ihn zugleich mit oder als Präsentant dieser Differenz wahr, und je geringer diese Differenz ist, desto gefühliger (höhergefühlig) erscheint das Objekt, je größer die Differenz, desto weniger gefühlig erscheint das Objekt gegenüber dem Vorobjekt. Das Objekt, das nicht mehr Gefühl ist, nennen wir Gegenstand; je weniger ein Objekt Gefühl ist, desto schärfer tritt das „Gegenständige" hervor. Der Spezifität der Eronen entspricht das Gefühl, der Gegenstand und der Begriff, d. h. je nachdem Eronen in die (und zwar in diese) sensile Zelle oder in die (diese) modale oder die (diese) idealische Denkzelle gelangen, erscheint (dieses) Gefühl oder (dieser) Gegenstand oder (dieser) Begriff; welches Gefühl, welcher Gegenstand, welcher Begriff erscheint, bewußt ist, ist weder vom „Willen" noch vom „Bewußtsein" oder sog. „psychischen Instanzen" abhängig oder zu bestimmen, sondern zeigt lediglich an, daß jetzt diese und nicht eine andere Denkzelle in aktueller Funktion ist, von den zahlreichsten paßrechten Eronen passiert wird. Und indem die Eronen und Eronenkomplexe entsprechend ihrer Spezifität sich bewegen, gelangen sie in Zellen (oder sonst wohin) mit Paßformen, z. B. aus der sensilen Zelle in die zugehörigen modalen oder idealischen Zellen, und je nach der Denkzelle, die von der größten Anzahl Eronen durchströmt wird, ist ein bestimmtes Gefühl oder ein bestimmter Gegenstand oder ein bestimmter Begriff bewußt.

Die Wertskala ist sonach nicht „Beweis" für die Existenz eines autokratischen „freien Willens" oder irgendeiner andern psychischen „Instanz", die wählen, überlegen, beschließen, die Ausführung verursachen, überwachen, so oder anders lenken könne usw. Die Wertskala ist lediglich Bezeichnung für die Tatsache der Differenz der genetischen Entfernung der jeweils aktuellen Gegenstände von der sensilen Sphäre, also für die verschiedenen Gefühligkeitsgrade.

Demnach stellt jeder Gegenstand (und jeder Begriff) in dem genannten Sinne auch ein bestimmtes „Gefühlsquantum" dar, und der „Grad" des „Gefühlsquantums", das mit und in dem Gegenstand erscheint, der Gefühligkeitsgrad, kennzeichnet die Entfernung der Aktualität von der sensilen Sphäre. Die Aktualitäten, die in der Symbolanalyse als zeiträumliche Unterschiede erscheinen, können (beschreibungsgemäß) nach dem Gefühligkeitsgrade geordnet werden und liegen so in einer Kurve, deren einzelne Punkte die Entfernung der aktuellen Zelle von der sensilen Sphäre angeben. Selbstverständlich ist diese Kurve nicht mit den Gefühlskurven zu verwechseln, die die Unlust-Lustgrade eines Gefühlsablaufes wiedergeben. Jene Kurve stimmt mit der Wertskala überein, zeigt also den „Grad" der Gegenständigkeit und damit der Gefühligkeit der Objekte an, damit zugleich den „Grad" des mit und in dem Objekt als Homogenität gegebenen „Gefühlsquantums". Ebenso sind nach diesem Gesichtspunkt die Begriffe kurvenmäßig zu ordnen, die ja alle auch gefühlig sind, d. h. Aktualitäten von Denkzellen, die in einer gewissen geringeren oder größeren Entfernung von der sensilen Sphäre liegen und von

spezifischen Eronen passiert werden. Das Bewußte ist ein Punkt einer dieser verschiedenen Kurven, die übrigen Teile der Kurve, in der das Vor- und Nach-Bewußte liegt, wie die vollständigen andern Kurven sind unbewußt. Die Aktualität liegt jetzt in dieser, jetzt in jener Denkzelle, und jede Akualität ist somit ein Punkt der Denkkurve, die die möglichen Aktualitäten, die Vor- und Nachaktualitäten aufzeichnet.

Nur freilich verändern sich diese Kurven ununterbrochen. Die Aktualität weder noch gar die Vor- und Nachaktualitäten sind mathematische, sondern biologische „Größen". Die Denkzelle lebt, d. h. verändert sich stetig: nie treffen zwei Eronen die biologisch identische Zelle, nie sind zwei Eronen biologisch identisch. Das Individuum ist immer nur mit sich selbst identisch. Mathematisch gesprochen müßte jeder Gegenstand, jeder Begriff in sich unter allen Umständen das eine Gefühl darstellen, nämlich das in und mit ihm homogen gegebene, „sein" Gefühl; die Denkzelle müßte ihre Entfernung von der sensilen Sphäre nicht im geringsten ändern, ihre Aktualität immer dieselbe sein usw. Indes erscheint dasselbe Gefühl, derselbe Gegenstand, derselbe Begriff niemals zweimal oder mehrmals; jede Aktualität, auch wenn sie vermeintlich „dasselbe" Gefühl, „derselbe" Gegenstand, „derselbe" Begriff ist, erscheint verschieden — sie wird ja als zweite Erscheinung (Analogie) des gleichen Objekts erkannt, wird wieder-erkannt. Es würde die Aufhebung der menschlichen Anschauung bedeuten, würde man behaupten, dieses Haus sei jetzt und jetzt und jetzt identisch, die anschauungsgemäße Veränderlichkeit des Objekts, die „Symbolnatur" der Bestimmtheit würde mit dieser Behauptung gestrichen und damit die Anschauung überhaupt.

Die anschauungsgemäße Veränderlichkeit, das Immer-anders des Objekts ist das Leben. Die Physis lebt, die Psyche ist nicht-lebendig. Indem die Denkzelle sich unablässig verändert, nie zweimal von dem identischen Eronenstrom passiert wird, indem ihre Entfernung von der sensilen Sphäre niemals zweimal identisch ist, sind die Gegenstände wie die Begriffe immer „neu", verändert, unterscheidbar und unterschieden, stellen immer wieder andere Gefühligkeitsgrade dar. Niemals begehren wir einen Gegenstand zweimal mit derselben Intensität, niemals legen wir, motivisch gesprochen, auf denselben Gegenstand zweimal denselben Wert. Diese Unterschiede gehen von feinsten Abtönungen bis zu gröbsten Dissonanzen, und niemand weiß, „warum" ihn dieser Mensch, dieser Gegenstand, dem er vor kurzem oder langem noch stürmische Gefühle weihte, jetzt „kalt läßt": nun, die Denkzellen haben sich verändert, von den vom Individuum (beschreibungsgemäß) ausgehenden Eronen, die sich ebenfalls (in differenter Weise) geändert haben, finden da, wo die früheren reichlich aufgenommen wurden, jetzt nur wenige ihre Paßformen; die wenigen „reichen aus" zu aktueller Funktion der Denkzelle, aber die Aktualität ist jetzt eine andere, ihre Gefühligkeit ist geringer — oder anders. Zudem pflegt die einen Gegenstand interkurrent begleitende Gefühlserregung mit der Zeit abzuflauen (Gewöhnung).

Und so kommen wir auf einen andern Weg zum Verständnis der Schwankungen des Gefühligkeitsgrades. Je nach der Spezifität wandern die Eronen über die sensile Sphäre in die modale oder idealische ein, wobei also zuerst das Gefühl erscheint (erscheinen kann), dann der assoziierte Gegenstand, dann der assoziierte Begriff. Oder die Eronen wandern sogleich aus der sensiblen Bahn in die modale Zelle ein, und die Aktualität ist nicht erst das Gefühl, sondern gleich der Gegenstand. (Die Begriffszelle ist im allgemeinen wohl nur über die Gegenstandszelle erreichbar; es muß aber angenommen werden, daß gewisse Begriffszellen auch unmittelbare Verbindungen mit Gefühlszellen haben.) Zwar braucht an sich der Gefühligkeitsgrad eines Gegenstandes nicht auffällig zu schwanken, wann die Eronen jetzt über die sensile Zelle,

dann direkt aus der sensiblen Bahn einwandern; die modale Zelle braucht sich unterdes nur wenig verändert zu haben. Indes kommt hier wieder die Interferenz in Betracht — derart, daß bei Mobilisierung der sensilen Sphäre (Gemütsbewegungen) die „Wogen der Erregung", d. h. die Abläufe der Gefühlskurven auch dann noch unbewußt im Gange bleiben, wann, gewissermaßen aus dem Schwall aufspritzend, ein Eronengischt bis in die modale und idealische Ferne hinreicht und so der Gegenstand oder Begriff inmitten der Gefühlswallungen erscheint, zwar als solcher für sich und allein bewußt, aber von heftigen Gefühlen umrahmt und abgelöst; die Gefühligkeit des (analogen) Gegenstandes oder Begriffes ist dann tatsächlich oder vermeintlich höher.

Endlich kann der Gefühligkeitsgrad des Gegenstandes (und seines Begriffes) im Gange der fortschreitenden Differenzierung des assoziativen Systems absinken: die Intensität der zugehörigen möglichen Gefühlserregungen läßt nach, der Gegenstand gewinnt an „Sachlichkeit", an Präzision, an Gegenständigkeit zu ungunsten der „Gefühlsquote", analog verändert sich der Begriff, wobei zu bemerken, daß der Gefühligkeitsgrad der Begriffe — gemäß ihrer relativ großen genetischen Entfernung von der Gefühlssphäre — sehr viel geringer ist als der der Gegenstände, besonders der der gefühlsnahen. So ist ein Kinderspielzeug für den Erwachsenen viel weniger gefühlig („interessant", wertvoll), als es ihm in seiner Kindheit war. Der Prozeß der Minderung des Gefühligkeitsgrades, der natürlich immer im Rahmen der Spezifität erfolgt, setzt sich während der Involution des assoziativen Systems fort — bis zu dem Grade der Gleich-gültigkeit gegenüber den verschiedenen Gegenständen, der Eingleichung aller Werte.

§ 42. Von der Art- und der Individualspezifität

Muß es nach alledem hervorgehoben werden, daß alle diese evolutiven (und involutiven) Vorgänge art-, gruppen- und individualspezifisch sind, daß kein einziges Individuum mit dem andern noch — als Objekt zu „seinem" Subjekt — mit sich selber auch nur den kleinsten Teil einer Sekunde identisch übereinstimmt, daß somit jeder Mensch in seiner eignen und einzigen Welt lebt, und daß diese einzige Welt sich unablässig verändert? Die Denkzellen verändern sich, und damit verändert sich die Welt; die Veränderung ist Evolution und Involution, Aufnahme und Abgabe, Werden und Vergehen, und diese Veränderung ist in allen ihren geringsten und größten Einzelheiten art- und individualspezifisch. Die sensil-modal-idealischen Systeme sind bei jedem Individuum verschieden und in beständiger Veränderung begriffen, also auch innerhalb des Individuums verschieden. Die Gegenstände, die der eine „hochschätzt", gelten vielleicht dem andern nicht eben viel, und sie wechseln obendrein ihre „Gefühlsquote" und damit sich selbst; die Veränderung des Gegenstandes bedeutet immer auch die Veränderung seiner Gefühligkeit. Daß ich auf einen Gegenstand einen „hohen Wert lege", der vielleicht von anderen als „zu hoch" angesehen wird, zeigt an, daß in diesem meinem sensil-modalen System dieser Gegenstand der sensilen Sphäre dicht benachbart war und auch in späterer Zeit an Gefühligkeit nicht wesentlich verloren hat. Daß ich diesen Gegenstand als Angstgegenstand oder als Schmerzgegenstand usw. wahrnehme, der andere den gleichen Gegenstand als „Träger" eines anderen Gefühls oder, falls des gleichen, so eines stärkeren oder schwächeren „Gefühlsquantums" anschaut, ja daß es nicht zwei Menschen gibt, die den gleichen Gegenstand mit gleichen „Gefühlsquoten" ausgestattet anschauen, ja daß nicht einmal ich selber einen Gegenstand auch nur eine kurze Spanne Zeit „mit denselben Augen" anschaue, das alles verstehen wir jetzt als Variationen der Individualität, hier an der Veränderlichkeit der Denkzellen, an ihrem Entwicklungsgrad und ihrem Entwicklungsrhythmus sich offenbarend.

Im allgemeinen freilich stimmen die Objekte gleichartiger oder verwandter Individuen als Analoga überein. Alle Menschen „haben" Hunger, Angst, Schmerz usw., alle sehen ein Haus als „dieses" Haus und einen Baum als „diesen" Baum usw. an, alle verstehen unter Tugend, Frömmigkeit, Torheit usw. sowie unter den der Phänomenalität näherliegenden Kollektiva wie Holz, Metall, Art, Technik usw., endlich auch unter den Begriffen, die mit den Bezeichnungen, den Namen der einzelnen Gegenstände übereinstimmen, in einem weiteren Sinne das Gleiche, in einem engeren Sinne aber nur Aehnliches-Verschiedenes. Das heißt: die Denkzellen — wie auch die andern Zellen — der Menschen sind „im ganzen und großen" gleichartig, und auch viele Tierspezies verfügen über Denkzellen, die für menschliche oder andere tierische Eronenkomplexe Paßformen aufweisen, so daß eine Verständigung möglich ist. Mit Bezug auf die Denkzellen, die in diesem Sinne gleichartig sind, gehören die sich Verständigenden einer Gruppe, Familie, Art an. Soweit der Hund den Menschen versteht, soweit das Pferd dem menschlichen Pfiff, dem menschlichen Wort, den menschlichen „Reithilfen" gehorcht usw., haben die Tiere Paßformen für menschliche Eronenkomplexe. Nicht ist der Mensch, soweit er den Hund, das Pferd, die Tiere, Pflanzen, Steine versteht, tierisch, pflanzlich, mineralisch, sondern immer menschlich: der Mensch hat Paßformen für alle Individuen, es gibt innerhalb der menschlichen Anschauung nur Individuen, für deren Eronen er Paßformen hat. Andere Individuen „kennt" er nicht, man kann auch gar nicht von „Individuen" sprechen als von — ja von was? als von solchen „Wesen", die weder existieren noch nicht existieren, die keine Individuen sind, innerhalb der menschlichen Anschauung weder erscheinen noch nicht erscheinen, weder Subjekt noch Objekt sind, keine Paßformen für den Menschen haben. Alle Individuen haben Paßformen für das Subjekt-Individuum, das Ich-Individuum, sind ja Veränderheiten des Objekts, und die Annahme der Existenz eines „Etwas", das im Symbol weder (homogen) enthalten noch nicht enthalten wäre, ist eine Fiktion.

Der Stein existiert — das ist zu beschreiben: der Mensch nimmt Paßformen in die Reflexsysteme einschl. Modalzellen, deren Aktualitätenreihe der Stein ist, in zureichender Anzahl auf. Alle Menschen haben solche Reflexsysteme, nehmen also „Stein", viele „diesen Stein" wahr, jeder nimmt „seinen" Stein wahr, er hat ja eben s e i n Gehirn. „Der Stein" ist also individualspezifisch, eine individualspezifische Aktualitätenreihe. Er ist aber als von vielen und allen Menschen wahrgenommen artspezifisch, ist Aktualität gewisser menschlicher modaler (und — als Erinnerung— idealischer) Denkzellen. Ebensowenig wie die Beschaffenheit dieser Zellen bei den einzelnen Menschen identisch ist, ebensowenig wie sie von der sensilen Sphäre gleichweit entfernt sind, ebensowenig besteht Einmütigkeit in der „Beurteilung", in der „B e w e r t u n g" des Steines, präsentiert dieses Exemplar Stein für verschiedene Menschen dieselbe Gefühligkeit. Der „Liebhaber" wird für das Exemplar einen hohen „Gegenwert" hingeben, die Denkzelle, in der diese Aktualität liegt, ist der sensilen Zelle genetisch dicht benachbart. Der andere „versteht" nicht, daß jemand einen großen Betrag für dieses Exemplar Stein ausgeben kann; bei ihm liegt die Denkzelle mit dieser Aktualität weiter ab von der sensilen Sphäre, und vielleicht sind die Zuleitungswege aus der zugehörigen sensilen Zelle obendrein schwach entwickelt oder verödet.

Wir verstehen so die individuellen Besonderheiten in der Bewertung von Gegenständen; sie erscheinen bei geringen Variationen der „Gefühlsquote" als „normal", bei stärkeren Variationen als auffällig oder schließlich als krankhaft. Die Stärke der Bewertung, die ein Gegenstand „erfährt", genauer die „Gefühlsquote", die ein Gegenstand in sich darstellt, ist Zeichen dafür, in welcher genetischen Entfernung von der sensilen Sphäre die modale Zelle liegt, deren Aktualität der Gegenstand ist. Einzelne Teile der

Hirnrinde, einzelne assoziative Systeme können aber einen besonderen Entwicklungsrhythmus haben, also z. B. im Verhältnis zu den übrigen Systemen „zurückgeblieben" sein. Die daselbst aktuellen Gegenstände stellen eine auffallend hohe Gefühlsquote dar, die aber nicht etwa hingelegt und weggenommen werden kann, sondern die mit und in dem Gegenstand gegeben ist, die sich nur ändern kann, indem sich der Gegenstand ändert, die genauer als Gefühligkeit bezeichnet wird.

Ist z. B. ein Angstsystem oder mehrere embryonal oder infantil geblieben, so sind auch noch im erwachsenen Alter die zu diesen Systemen gehörigen Gegenstände besonders stark angstgefühlig. Die Situation wird dann immer auch kompliziert von Besonderheiten (Perversionen) der sensibel-motorischen Verbindungen. Wir haben dann eine Angstkrankheit *), die je nach der Abweichung der beteiligten Systeme von der Norm leichter oder schwerer ist: als Neurose oder Psychose. Analog können Hunger-, Schmerz-, Trauer-, Freudesysteme relativ „zurückgeblieben" sein; die zugehörigen Gegenstände sind relativ stark gefühlig, so daß der Unterschied der Bewertung derselben Gegenstände von der allgemein gültigen Bewertung als krankhaft bezeichnet wird. Bei Besonderheiten der sensibel-motorischen Verbindungen sind auch solche Gegenstände spezifisch übergefühlig, denen nach allgemeiner Auffassung diese Gefühle nicht zukommen, und sind die Ausdrücke der über diese Systeme verlaufenden Eronenströme (Reflexe) „zu" heftig oder besonders angeordnet oder sonst abweichend — in einem die übliche Abweichungsbreite überschreitenden Maße.

Diese „zurückgebliebenen" Systeme liegen nicht leblos in der Hirnrinde; sie verändern sich ebenfalls, sie entwickeln sich immer aber in einer Differenz von der allgemeinen Entwicklungsfront des Individuums. Der Assoziationskreis erweitert sich, aber das Systemgefüge bleibt dennoch verkümmert — einem kranken Bäumchen vergleichbar, das zwar mit steigendem Alter eine gewisse der gesunden Form entsprechende Ausgestaltung erlebt, aber doch im Ausbau, in der Verbindung seiner Saftbahnen, in der Struktur seiner Zellen, in seinem Habitus, kurz in der Anordnung seiner Eronenkomplexe von der allgemeinen Konstitution mehr oder minder beträchtlich abweicht.

Ueber die Ausgestaltung der sensil-modalen Systeme bringe ich in den nächsten Paragraphen einige nähere Mitteilungen, die auch schon in die Besprechung der Denkweisen einführen.

§ 43. Entfaltung in der Pubertät

Einen kräftigen Schub der Entwicklung beobachten wir in der Zeit der Geschlechtsreife. Die Genitalhöhlen gewinnen an Volumen, die Hungereronen werden in raschem Anstieg zahlreicher, die mit dem Genitale verbundenen Denkzellen, zunächst wieder die sensilen, dann die modalen differenzieren sich zu ihrer endgültigen Verfassung heraus. Das (sinnliche) Liebesgefühl, seit früher Kindheit in niedrigen, dann im Gange der Entwicklung zunehmenden Graden verweilend, schwillt in steiler Kurve an, die Gegenstände dieser wie anderer Systeme gewinnen an Klarheit und Verbindung, die Welt der Begriffe, längst schon in ihren Grenzzonen erforscht, erschließt ihre Geheimnisse in überwältigender Fülle. An diesem Entwicklungsschub nehmen alle Systeme teil, der ganze Organismus. Die jeweilige Entwicklungsfront ist aber nicht eine mathematische gerade Linie, sie verläuft in mannigfachen Ein- und Ausbuchtungen, Wölbungen und Ecken, ist eine bunt gestaltete Kurve, deren einzelne Staffeln das jeweilige Ent-

*) Die Angstsymptome können auch Ausdruck dafür sein, daß die Angstzellen besonders zahlreich sind, ferner in gewissen Fällen dafür, daß eine „Einengung des Bewußtseins", wobei vorwiegend die sensile Sphäre und zwar eben die Angstzellen in aktueller Funktion sind, besteht. Vgl. § 94.

wicklungsende des zugehörigen Systems sind. Ist der Verlauf der Kurve ziemlich glatt und wohlgefügt, so sprechen wir von harmonischer Entwicklung; liegen die Punkte der Entwicklungsfront nach Höhe oder Tiefe weit voneinander entfernt, verläuft die Kurve gar in bizarren Aufsteilungen und Abstürzen, so sprechen wir von mehr oder minder ausgeprägten Entwicklungsstörungen, von Absonderlichkeiten, von Krankheiten. Und nun bedeutet die Pubertät ein gewaltiges Vorschieben der Front, ein Verschieben seiner Abschnitte, eine Umgruppierung innerhalb des organischen Gefüges — in Uebereinstimmung mit der Reifung der Zeugungsorgane.

In der Pubertät kommen alle Besonderheiten zur Entfaltung; die Individualität gewinnt ihre endgültigen Umrisse. Zurückgebliebene Systeme wuchern zu reicheren Formen aus, ihre Eigentümlichkeiten treten schärfer hervor, ihre Ausdrücke präzisieren sich, ihre Abweichungen vom Allgemeingültigen, das wir Norm nennen, werden nach und nach zu Symptomen. Die infantile Periode bis zur Geschlechtsreife ist ein Analogon zur embryonalen Periode bis zur Geburtsreife, und die Pubertät ist so eine Art zweite Geburt (§ 58). Die Analogie liegt nicht bloß im kurvenmäßigen Verlauf beider Perioden, sondern auch in den Enderscheinungen, gekennzeichnet durch die „fertige" Ausgestaltung bestimmter Höhlen, damals besonders der Mund- und Magenhöhle, jetzt der Genitalhöhlen, und im Zusammenhange damit durch die „fertige" Ausgestaltung bestimmter Denksphären, damals der sensilen, jetzt mehr der modalen und der idealischen. Wieder erfolgt die Ablösung von der Mutter (Geburt, Abnabelung): damals waren die Bestimmtheiten des Fötus weit genug differenziert, nämlich zu Paßformen für die Bestimmtheiten der extrauterinen Welt, zur Außenwelt, in der freilich die Mutter zunächst immer noch die Hauptrolle spielt — für Knabe wie für Mädchen. Das Heranwachsen im Mutterleibe war ja nichts weiter als eine solche Differenzierung. Und nun ist das Heranwachsen zur Pubertät wiederum eine Differenzierungslinie, ein neuerlicher Ablösungsweg, der aus dem mütterlichen (elterlichen, familiären) „Bannkreise" führt. Mehr und mehr „entfremden" sich Mutter (Eltern) und Kind, die genetische Entfernung zwischen Mutter (Eltern) und Kind wächst in Uebereinstimmung mit der Zahl der Paßformen für „fremde" Individuen. Nicht Verbot und Gebot, die nach motivischer Auffassung die Erziehung ausmachen — das „Gefühlselement" ist in Verbot und Gebot einbegriffen —, „bilden" das Kind, führen es von der Mutter, der Familie weg, bestimmen sein Verhalten, sondern das Wachstum des Kindes ist ein biologischer Vorgang, und das jeweilige Verhalten des Kindes Kennzeichen der biologischen Entwicklungsstufe, die in keinerlei kausalem oder konditionalem oder finalem, sondern lediglich in tatsächlichem Zusammenhang mit der Umwelt steht: das Kind ist da, die Umwelt ist da, „seine" Umwelt ist da, die Anzahl der Gegenstände, die mehr oder minder gefühlig sind, die Aktualitäten seiner modalen Denkzellen, die Objekte als Partner der polaren (Subjekt-Objekt-) Beziehung und der interpolaren Verhältnisse, in fortwährender Veränderung befindlich, — und diese Veränderung wird motivisch als Ursache und Wirkung gedeutet, während sie realiter lediglich tatsächlich, zeiträumlich vor sich geht.

Die Pubertät als Zeitpunkt der ersten Menstruation, der ersten Ejakulation ist das Zeichen, daß der Bannkreis „der Mutter" durchbrochen ist: „das Weib" erscheint. Für den Sohn wird „die Mutter" zum Weibe, für die Tochter zur Rivalin. Erinnern wir uns wieder phylischer Vergangenheit. Der Mann-Vater starb zu Urzeiten den Liebestod. Der Sohn, herangewachsen, sah den leiblichen Vater nicht. Verwandtschaftsgrade waren noch unbekannt. Die erste geschlechtliche Begegnung mit der Frau-Mutter trug dem Sohne das Mannes-, das Vaterschicksal ein. Die Mädchen wurden bei der Geburt gern getötet, auch viele Knaben. Trotzdem wuchs — bei der hohen Fruchtbarkeit — die

Menschenzahl, die Familie wurde zur Herde, zur Horde. Der Geschlechtsverkehr konnte nur „inzestuös" sein; der Begriff „Inzest" war freilich noch unbekannt, unbekannt auch, daß das, was man später Inzest nannte und als Verbrechen und Strafe deutete, Verbrechen und Strafe war: es gab ja keine andern Menschen, mit denen sich die Familienmitglieder hätten vereinigen können, außer diesen Mitgliedern selbst.

Die Gesellschaftsordnung formte sich mit steigender Zahl der Horden-, Sippen-, Stammesgenossen um, ohne daß die Urbeziehung anders geworden wäre wie — männlich-weiblich. Die Beziehung blieb männlich-weiblich, auch als nach langer Periode der Mann das Weib überwältigte und unversehrt den Thron bestieg. „Mutter" und „Tochter" waren nach wie vor als weibliche Wesen Rivalinnen, „Mutter" und „Sohn" Liebespartner. Der nun aus dem Matriarchat zum Herrn emporgestiegene Mann verfügte über alles Weibliche seiner Horde, gleich welchen Alters. War er den Söhnen schon in grauer Vorzeit als das letzte Hindernis auf dem Wege zur Mutter-Frau erschienen, so war er jetzt als unversehrter Mann das vollpotente Oberhaupt, das alle Weiber für sich beanspruchte und diesen Anspruch gesetzlich festlegte. Und er brauchte zu seiner Befriedigung mehrere, viele Weiber; die Brunst, die in Urzeiten einmal im Jahre (Frühling) wild und gewaltig, mit tödlicher Wucht aufgeflammt, war schon zu häufigeren und schwächeren Eruptionen herabgesunken: entsprechend der Mehrung der Menschenzahl; es gab schon viele Weiber, und jedes nicht-schwangere war alle Monde begehrlich und begehrt. Aber den Söhnen blieb das Weib, das Weib-Vorbild, „die Mutter" tabu. Haßzellen differenzierten sich. Nun geschah, was in Vorzeiten immer geschehen war: der Vater wurde getötet; es gab jetzt freilich einen Männerkampf, der Vater war Held, galt als Gott-Dämon, Allmacht: besiegte er die Empörer, so kostete es ihren Kopf, wurde er besiegt, so den seinen. Und dann fand die Hochzeit statt mit dem Festschmaus, den der Getötete mit seinem Leib und Blut bestritt.

Und weiter änderten sich die Formen. Gesetze bildeten sich aus der Zeit heraus, die der motivischen Deutung nach die Pubertätstat mit formulierter Strafandrohung verhüten sollten — und doch natürlich nicht verhüten konnten: sie beschrieben ja lediglich das zeitgemäße Verfahren des „Verbrechens", der „Sünde" und der „Sühne", die ja nichts anderes wie die analoge Wiederholung der Sünde am Sünder sein konnte (und kann: talio, Vergeltung). Die Väter — jeweils „der" Vater, das Oberhaupt, der Herr — waren nun im Besitze der Macht (potentia, potestas), somit „konservativ". Die Leidenschaften waren abgedämpft, aber noch stark genug. Vom Liebestode war übrig geblieben die mildere, aber zunächst noch höchst grausame Pubertätsfeier, bei der in den verschiedensten Arten der Vater-Sohn symbolisch getötet, entmannt, die Sünde und Sühne zugleich vollzogen wurde. Der Rhythmus: erst der Vater, dann der Sohn (als Vater) — schwang und schwingt weiter, und die Auffassung, daß der Mann als Vater und Sohn zugleich auftritt (vgl. Jesus: „Ich und der Vater sind eins", „Wer mich sieht, sieht den Vater", „Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden" usw.), kommt in allen Initiationsriten mit ihren Opfern klar zutage. („Vater" wird ja auch heute noch — ebenso wie Mutter — für den bzw. die „Elter" gesetzt, also für die Eltern, Aelteren ganz allgemein, nicht bloß für die leiblichen Eltern; und die Frage: wer ist der Vater? d. h. der leibliche Vater, der Erzeuger, ist erst eine rein rechtliche; ursprünglich war eben jeder Aeltere Vater und jede Aeltere Mutter, la recherche de la paternité ist ein Kennzeichen weitfortgeschrittener Kultur.) Die Pubertätsfeier (Beschneidung, Verstümmelung, Marterung bis fast zum Tode oder zum Tode, Kreuzigung usf., oder die modernen Formen der Konfirmation mit dem ersten Abendmahl, bei dem „Leib und Blut des Herrn" verzehrt wird, usw. usw.) besagt realiter nicht, daß der „Inzest", d. h. die Pubertätstat des reifen Sohnes an sich verhütet werden soll, daß

sich der Vater vor dem Geschlechtsanspruch des Sohnes (die Mutter vor dem Geschlechtsanspruch der Tochter) schützen wolle, sondern daß der Vater den Sohn darauf prüft, ob er ehr-, wehr-, besitz- und weibfähig ist. Und die Gesetze geben das zeitgemäße Verfahren an, dazu auch das unzeitgemäße (urtümliche, anachronistische, also abnormale) Verfahren und seine Bestrafung. Das Gesetz kann aber die Tat nicht verhüten, die es ja eben beschreibt. Der Verbrecher bleibt Verbrecher trotz der Gesetze; und wer in Kenntnis der Strafandrohung ein geplantes Verbrechen unterläßt, ist nur eine Variante der Verbrecherkonstitution. Die Rechts- wie die Naturgesetze sind „da" — als formulierte Beschreibungen des Geschehens, sie haben aber keinen „Zweck". Die Pubertätsprobe, gesetzlich-feierlich begangen, soll also die Reifung des Sohnes zur Nachfolge nicht verhüten und verhütet sie nicht: sie ist ja eben Probe. Die Martern (vgl. Märtyrer) und alle milderen Prüfungen sind aber symbolische Tötungen, kulturelle Abkömmlinge des einstigen Liebestodes: der Mann muß tatsächlich oder symbolisch sterben, der das Weib berührt, begattet, das „verschleierte Bild" erkannt hat. Die „Verhütungstheorie", die auch F r e u d*) in seinem Buche „Totem und Tabu" vertritt, ist eine finalistische Deutung und verkennt den Sinn und Ursprung der pubertätlichen Sitten und Gebräuche: er liegt in matriarchalischer Urzeit, und sämtliche Gesetze, welcher Art sie immer sein mögen, besonders deutlich die Gesetze des Liebeslebens (Ehegesetze) sind Entfaltungen (Differenzierungen) jenes Urgesetzes des Liebestodes. Keinem gesunden „Alten" fällt es ein, die Reifung der Jugend zur Nachfolge verhüten zu wollen, im Gegenteil, er fördert sie als Erzieher, und freut sich, daß sich in den Prüfungen der Sohn, die Tochter als würdige Nach-kommen erweisen**). Unter-

*) *Freud* führt nicht bloß die Fiktionen, die Deutungen vor, die jene frühen Menschen ihren Handlungen untergelegt haben können oder müssen, sondern seine Auffassung ist die, daß die von ihm gefundenen „Motive" tatsächlich die rituellen Handlungen verursacht oder begründet hätten, daß also in diesen Gebräuchen eine Absicht verwirklicht worden sei, daß die Deutung Ursache der gedeuteten Handlung gewesen sei, daß jene Primitiven tatsächlich so gehandelt hätten, wie sie gehandelt haben, weil sie durch ihre fiktionalen Vorstellungen dazu veranlaßt worden wären. Und so bleibt eben Freud in der Fiktion befangen; er erkennt noch nicht, daß jene Deutungen der Pubertätsfeier usw., die ja übrigens sicher primitiver waren als die Freudschen Auslegungen, eben Deutungen, Begriffsreihen waren, nicht aber Ursachen sein konnten und können.

**) Hier liegt auch das grausig-grandiose Mißverständnis des J e s u s aus Nazareth. Er pries als ewiges und somit einziges Heil (Welterlösung durch den Heiland) die blinde Unterwerfung des Sohnes unter den (vermeintlichen) Willen des Vaters-Gottes. Das „Empor", die Empörung des Adam, sein „Sündenfall" mit dem Weibe, als „todeswürdig" mit dem „ewigen Tode" bestraft (Liebestod), würde auf diese Weise ausgeglichen. Die natürliche Reifung zur Pubertätstat ist hiernach die Todsünde und zu meiden! „So ihr nicht werdet wie die Kindlein, werdet ihr nicht ins Himmelreich kommen" usw. „Selig sind die Geistig-Armen" usw. „Sehet die Vögel unter dem Himmel an, sie säen nicht und ernten nicht, und euer himmlischer Vater ernähret sie doch" usw. Also meide Selbständigkeit, Beruf, Arbeit, Besitz und vor allem die sinnliche Liebe als die Versuchung-Sünde κατ'ἐξοχήν, meide das Heranwachsen als die Empörung gegen die Dämonie des Alten-Gottes! So verpflichtest du ihn, er „muß" dir gnädig sein und ist so (mittels Servilität) entmachtet! Das Hohelied der Schwäche (der Neurose, des Infantilismus), die sich als Stärke gebärdet. Nur daß der Gesunde zur Askese, zur Krankheit überhaupt ebenso unfähig ist wie der Kranke zum gesunden Denken und Tun. Die Tragik des Jesus lag darin, daß gerade die neue Lehre von der blinden Unterwerfung unter die Autorität Gottes von den „Alten" (den Pharisäern, den nationaljüdischen Konservativen) als — Empörung, d. h. als die Sünde, die Jesus zu meiden lehrte, aufgefaßt und bestraft wurde. So mußte Jesus selbst jene Probe überstehen, deren Meidung der Sinn-Unsinn seiner Lehre war (Unsinn insofern, als das Heranwachsen eine biologische Tatsache ist, die sich durch kein Dogma abschaffen läßt). Die Geschichte zeigt die verheerenden Folgen auf, die jene Lehre der Weltflucht nach sich zog: sie wurde zum alleinseligmachenden Sektenprogramm, mußte also folgerichtig alle Welt erlösen und zu diesem göttlichen Zwecke, ad majorem Dei gloriam alle Andersgesinnten (Heiden, Ketzer), die sich nicht lebend „erlösen" lassen wollten, ausrotten (ecclesia militans, Inquisition, Hexenverbrennung usw.). „Der schrecklichste der Schrecken, das ist der Mensch in seinem Wahn."

drückung, Tyrannei, Despotismus ist in höheren und hohen Kulturen Kennzeichen der Neurose oder Psychose, also Archaismus.

Nun freilich war mit steigender Kultur „der Tod besiegt"; der Liebestod wandelte sich über die Etappe der Kastration in eine weitere Milderung: eine Zeremonie, die aber immer den Liebestod selber darstellt und genau innegehalten werden muß, auch wann man ihre Urform längst vergessen hat. Und noch einer wichtigen Tatsache muß hier gedacht werden: der Tatsache, daß das Kind eine lange Periode hindurch sich in der (Gebär-) Mutter befunden hat, daß es aus ihrem Genitale geboren worden, daß das Band zwischen Mutter und Kind bei der Geburt zerrissen oder zerschnitten, die Nabelschnur durchtrennt worden ist. Eine innigere Gemeinschaft zwischen zwei Menschen kann es nicht geben als die des Fötus mit der Mutter. Dieser „Inzest", diese „Kastration" (die Abnabelung) ist ebenso wie die Analogie in Gestalt der Beschneidung nach der Geburt, der Taufe usw. eine deutliche Parallele zu den Pubertätsriten: beidemale wird „gestorben" (abgenabelt, beschnitten), wird ein Novize in die Gemeinschaft von Schicksalsgefährten aufgenommen, beidemale ist das „Verbrechen" die tödliche Vereinigung mit dem Weibe. Daß die Vereinigung mit dem Weibe ein Verbrechen und der gleichzeitige Tod die Sühne, die Strafe sei, ist eine spätere fiktionale Erfindung, entspricht der motivischen Denkweise, die schon in früher phylischer wie ontischer Kindheit einsetzt und das Objekt in Ursache und Wirkung, Wunsch und Erfüllung, Schuld und Strafe usw. zerlegt. Der Liebestod, auch später noch oft genug in urtümlicher Roheit und Reinheit, im allgemeinen aber symbolisch-analogisch begangen, findet die motivische Ausdeutung nach folgendem Schema: der Tod fällt mit dem Koitus zusammen; der Tod ist eine Strafe, ergo muß der Koitus eine Todsünde, die Todsünde sein (nur beim Koitus starb ursprünglich der Mann); alle Sünde und alle Sühne ist sozusagen auf das weibliche Genitale konzentriert, da „sitzt" die Sünde und ihre Strafe, also ist alle Sexualität Sünde und Strafe zugleich, demnach auch die Geburt als „Koitus" in größtem Ausmaße; nun werden die jungen Leute geschlechtsreif, also sündig und strafbar, also müssen sie tatsächlich oder symbolisch getötet werden, sterben — wie ja eben mit dem Koitus der Tod zusammenfällt. Diese Fiktionen finden sich bei den einzelnen Volksstämmen als vielfältige Variationen zum gleichen Leitthema, als reiche Entfaltungen der einen und einzigen Melodie.

§ 44. Die Ontogenese der Modalität

Das Verhalten von Mann und Weib, Eltern und Kindern wird uns weiterhin verständlich werden, indem wir die ontische Entwicklung der modalen oder Gegenstandssphäre von der fötalen Zeit her in großen Zügen überblicken. Die „Anlage" der Denkzellen ist ja eigentlich schon mit der Keimzelle gegeben. Mit der Entwicklung des Gehirns differenzieren sich die Denkzellen heraus und sind entsprechend der jeweiligen Entwicklungsstufe in Funktion. Die sensilen Zellen sind die ersten, deren Funktion bis zur Aktualität ansteigt, so daß primitive Gefühle auftreten. Gegen Ende der Intrauterinzeit — bei dem einen früher als beim andern — hebt sich auch die Funktion modaler Zellen bis zum Erscheinen des Objekts als Gegenstand. Zwar sind die Augenlider noch geschlossen, die Ohrhöhlen mit Flüssigkeit gefüllt, aber die psychobiologische Forschung bestätigt immer wieder, daß der ältere oder geburtsreife Fötus modale Erscheinungen haben muß. Es dürfte auch ausgeschlossen sein, daß die modale Sphäre, z. B. das Seh- und das Hörorgan mit den nervalen Apparaten plötzlich erst im Moment der Geburt zu funktionieren beginnen sollte. Jedes Organ funktioniert entsprechend seiner Entwicklungsstufe, und so steigt die Funktion der modalen Denk-

zellen allmählich bis zu der Höhe der Aktualität an, die zunächst traumhaft verschwommen ist; diese Art Aktualität erlebt auch schon der ältere Fötus.

Die primitiven Gegenstände sind: der Fötus selbst, die Nabelschnur, das Fruchtwasser und die Uterushöhle; diese tastet der ältere Fötus — je nach der Spezifität früher oder später —, er riecht auch den spezifischen Duft, schmeckt das Fruchtwasser, das ihm als Getränk dient, und hört den mütterlichen Puls, Darmgeräusche usw. — natürlich nur in der Art einer chaotischen Entsprechung der Umgebung, die wir als Erwachsene vom Fötus kennen. Er beginnt zu träumen, zu erwachen. Die Geburt beendet dieses Erwachen. Die modale Sphäre entwickelt sich nun in raschem Tempo: die Umwelt erscheint chaotisch, unklar, undeutlich, „verschwommen", sich gestaltend nach dem Vorbild Fötus-Nabelschnur-Uterus (Geburtskanal), d. h. als Gestrecktes-Gehöhltes, Gerades-Rundes, Männliches-Weibliches. Die Reflexe, die über die noch junge modale Sphäre verlaufen, finden ihren Ausdruck in Bewegungen, die Entdeckungsreisen bedeuten, die nächstliegende Objektwelt, den eigenen Körper mit seinen Buchten und Vorragungen erforschen, dann darüber hinaus zu gewölbten und gestreckten Gegenständen vordringen; doch kommt es erst im dritten Lebensjahre zur erlebten Absetzung des Ich-Individuums von der Umwelt als dem Du-Individuum, und alles Geschehen ist auch dann noch gespenstisch, magisch, märchenhaft, geht erst allmählich in die differenzierteren Stufen des Erlebens und Beschreibens über — gemäß der Differenzierung der Hirnrinde als des Organs des Bewußtseins.

Wir bezeichnen das interindividuelle Verhältnis und seine stetige Veränderung als Eronenaustausch: von A gehen Eronen aus, werden von B in die paßrechten Schwellen-Oeffnungen-Höhlen aufgenommen, passieren die Reflexbahn und werden in Form von Muskelkontraktionen und Sekretionen (Ausdrucksbewegungen) „ausgedrückt". Die Eronenkomplexe sind als aufnehmend weiblich, als aufgenommen männlich. In der Denkzelle vereinigen sich die beiden — weiblich : männlichen — Hauptsubstanzen, und auf dem Höhepunkte der Vereinigung, d. i. der Funktionskurve ist die Anschauung, die Subjekt : Objekt-Beziehung, „das Eron" da, von dem alle Beschreibung ausgeht. Die Objekte, hier die Gegenstände unterscheiden sich nach der Anordnung: als gerade oder rund, und zu den Gegenständen gehören natürlich auch die Personen, d. h. die anschauungsgemäße Objektänderung besteht in einer Reihenfolge von Aktualitäten verschiedener Denkzellen, in raumzeitlichen Gruppierungen, deren Spezifität das zusammengesetzte Individuum ausmacht. Ein männliches Individuum weist relativ mehr Gerades, Vorragendes auf, d. h. ein solches Individuum nennen wir Mann; Weib wird ein Individuum genannt, das relativ mehr Gewölbtes, mehr Buchten und Höhlen aufweist. Eine verschiedene männliche und weibliche „Substanz" gibt es nicht. Das Verhältnis des „Männlichen" zum „Weiblichen" ist also beim Manne ein anderes als beim Weibe; ich nenne daher den Mann supermaskulin, das Weib superfeminin. Es ist dabei bedacht, daß der Mann nicht bloß den Penis, sondern viele Ecken, Kanten, Vorragungen hat — mehr als das Weib, das außer der Genitalhöhle vorwiegend Gewölbtes, Gerundetes aufweist. Dieses Verhältnis des Männlichen zum Weiblichen, die Sexualkonstitution, ist bei jedem Individuum verschieden, ist individualspezifisch; es ist aber nicht dasselbe in allen Teilen, deren Gesamtheit das Individuum ausmacht, das wir als Aggregat von Eronenkomplexen bereits erkannt haben; die Eronenkomplexe des Mannes sind also nicht alle und nicht alle gleichmäßig supermaskulin, die des Weibes nicht alle und nicht alle gleichmäßig superfeminin, dazu weist der Mann größere oder kleinere superfeminine Partien seines Organismus auf, das Weib supermaskuline. Insgesamt ist aber der Mann supermaskulin, das Weib superfeminin, nur sind die Anordnungen regionär verschieden — und übrigens ist jeder

geringste Teil biologisches Symbol des Ganzen und das Ganze Symbol der Teile. Es ist klar, daß die Variationen der Sexualkonstitution ebenso zahlreich sind wie die Individuen, darüber hinaus aber sich ins Unabsehbare mehren, indem mit der Entwicklung des Individuums sich die Anordnungen des Gegenständlichen spezifisch ändern. Bei alledem bleibt die Tatsache bestehen: die supermaskulinen Regionen männlicher und weiblicher Individuen sind paßrecht zu den entsprechenden superfemininen Regionen des Verhältnispartners. Der Mann als insgesamt supermaskulin hat also mehr Paßformen zum (partnerischen) Weibe als zum Manne, das Weib als insgesamt superfeminin hat mehr Paßformen zum (partnerischen) Manne als zum Weibe, demgemäß findet zwischen Mann und Weib ein in- und extensiverer Eronenaustausch statt als zwischen gleichgeschlechtlichen Partnern. Der Eronenaustausch kann bewußtes (z. B. eine Speise wird dargereicht und aufgenommen) oder unbewußtes (z. B. die Aufnahme von Eronen in die sensibeln Nervenendigungen) Erleben sein.

Beim jungen Kinde sind zunächst nur wenige, der sensilen Sphäre dicht benachbarte modale Denkzellen zu aktueller Funktion entwickelt, und diese sind so wenig differenziert, daß ihre Aktualitäten sich von den Gefühlen und Begriffen noch nicht abheben, das gesamte Erleben (und Beschreiben) nebelhaft verschwommen, chaotisch ist, in dieser Art Kind und (seine) Welt eins, all-ein sind. Im Laufe der ersten zwei bis drei Lebensjahre beginnen sich Gefühle, Gegenstände und Begriffe zu sondern, auch Gestaltungen anzudeuten, bis dann im dritten Jahre etwa „das Ich" und „das Du" „hervortreten", also individuale Gestalten — auch noch als „Gebilde", in gespenstischer Beschaffenheit und Wandelbarkeit — sich deutlicher abgrenzen. Weiterhin, also bei fortschreitender Differenzierung prägen sich die Individuen immer schärfer aus, ihre Zahl mehrt sich stetig, mehr und mehr Einzelheiten treten an ihnen auf (Explikation), das Trophische (Ernährungsgebiet) sondert sich vom Genischen (Liebesgebiet), das zunächst Platonik, dann auch in zunehmender Ausgliederung Sinnlichkeit ist, die Klassifikation setzt ein und präzisiert sich, das Unbestimmte wird immer bestimmter. Die modalen Denkzellen sind zwar auch über die sensilen Zellen erreichbar, doch mehrt sich gemäß der fortschreitenden Differenzierung der direkte Zufluß über die sensible sensorische Nervenstrecke.

Zu Beginn des Werdeganges sind also (auch) Rund und Gerade, Weiblich und Männlich noch ungeschieden, es gibt da überhaupt noch keine Gegensätze, Unter- und Verschiedenheiten, die Aktualitäten sind einheitlich im Sinne des Chaotischen, „alles" ist „eins". Die Reflexsysteme des jungen Kindes sind noch so primitiv, daß sie auch funktionell indifferent sind, demnach auch indifferente Eronen aufnehmen und abgeben. Allmählich heben sich die Grundstrukturen Rund und Gerade — zunächst noch ganz vage — von einander ab, auch in den zunehmend mannigfachen Kombinationen der zusammengesetzten Individuen, die als Menschen „Weib" und „Mann", als Tiere „Weibchen" und „Männchen", als Pflanzen „weiblich" und „männlich" heißen und auch als anorganische Strukturen „weiblich" und „männlich" heißen könnten oder müßten (vgl. negative und positive Elemente, Elektrizität, ferner: Affinität, Verbindung, Fortpflanzung usw.). Die Differenzierung der (hier gegenständlichen) Welt entspricht der Differenzierung der Denkzellen, der Reflexsysteme, des Organismus überhaupt.

Im Mittelpunkte der kindlichen Welt steht zunächst das „Gebilde", das Mama, später Mutter heißt und das sich in der „Weltkatastrophe", bei der die Alleinheit verlassen wird und die Ich-Du-Welt, die individuierte, mehrheitliche Welt entsteht, vom Kinde als dem „Ich" schmerzlich trennt und als selbständiges Du erlebt wird. Zwischen Kind und Mutter findet da der in- und extensivste Eronenaustausch statt. Dann treten Vater, Geschwister, andere Personen des Haushalts, ferner Verwandte, Freunde der Familie,

Fremde hinzu, und demgemäß gliedert sich auch der Eronenaustausch aus. Es sondern sich dabei die Hauptpersonen (die Familienmitglieder) von den Nebenpersonen, und um sie gruppieren sich die Dinge, die Haupt- und Nebendinge. Zentrum ist und bleibt die Familie: zwischen den Familienangehörigen besteht der regste Eronenaustausch, die Familienangehörigen „passen" „am besten" zu einander; es ist ohne weiteres klar, daß das Kind als erbbiologische Einheit von Vater und Mutter, als vereinte Präsentanz der Eltern zu eben den Eltern die meisten Paßformen hat. Bei der weiteren Entwicklung gliedern sich Trophik und Genik ab und aus, und die „Ueberkreuzbindung" (Th. Zell), für den Beobachter schon früh erkennbar, kommt immer ausgeprägter zur Geltung: zwischen Sohn und Vater gibt es weniger Paßformen als zwischen Sohn und Mutter und diese (ersteren) sind vorwiegend trophische — und zwischen Tochter und Mutter gibt es weniger Paßformen als zwischen Tochter und Vater, und auch diese (ersteren) Paßformen sind vorwiegend trophische. Der Sohn „hängt" also genisch mehr an der Mutter, die Tochter am Vater; im trophischen (Ernährungs- und Berufsgebiet) aber ist der Vater für den Sohn, die Mutter für die Tochter Lehrmeister bzw. Lehrmeisterin und Vorbild. Das analoge Verhältnis bildet sich zwischen den Geschwistern immer deutlicher heraus, wobei die Altersunterschiede determinieren (z. B. die älteste Schwester vertritt die Mutter). Verwandte u. a. Personen gliedern sich mehr und mehr nach Trophik und Genik ab: Menschen, mit denen das Kind ernährungs- und vorberufs- oder arbeitsmäßig zu tun hat (der Kaufmann ,die Gemüsefrau, dann der Lehrer usw.), scheiden sich zunehmend deutlich von denen, mit denen das Kind vorwiegend in Liebe verbunden ist, wobei auch die sinnlichen Gefühle und „Liebesobjekte" mehr und mehr Geltung gewinnen. Hiernach gruppieren sich auch Tiere, Pflanzen und Sachen: Haus- und Nutztiere und -pflanzen, Sachen, an denen das Kind liebhabermäßig hängt, und solche, die es trophisch erlebt und verwendet. Die Besitzkreise, deren Anfänge ebenfalls in die „Weltkatastrophe" des jungen Kindes fallen (mit „Ich" und „Du" beginnen auch „Mein" und „Dein"), grenzen sich nach und nach schärfer von einander ab. An die eigne Familie schließen sich andere Familien an: Sippen, Stämme, Völker, Rassen, letztens Menschheit; Zentrum bleibt aber immer die eigne Familie und in ihr das Ich (anthropozentrische Weltordnung). So erweitert sich — gemäß der fortschreitenden Differenzierung der modalen Sphäre — der Horizont auf allen Sinnesgebieten, und mit der Erweiterung ist normaliter eine vertikale Entwicklung (Höherentwicklung des biologischen Niveaus) des Erlebens und Beschreibens verbunden. Immer aber stehen im Verhältnis supermaskuline und superfeminine Regionen der partnerischen Individuen.

Die Einzelverhältnisse — mit dem entsprechenden Eronenaustausch — und ihr stetiger Wechsel liegen im Rahmen „Ich : Umwelt". Die Umwelt (Umgebung im engeren oder weiteren Sinne) ist kreisförmig, eine Sphäre, Lebenssphäre, innerhalb derer das Ich ein Gerades, Männliches ist (auch als Weib), und so ist die Entwicklung ein stetiger Uebergang des (in diesem Sinne) Geraden aus der bisherigen Lebenssphäre in eine neue von höherem biologischem Niveau, eine Hunger-Angst-Schmerz-Trauer-Freude-reihe, an die sich sogleich die neue Reihe schließt.

Es sei noch betont, daß wir den Eronenaustausch als Beobachter der im Verhältnis stehenden Individuen beschreiben. Ich nehme also A und B als partnerische Individuen nach einander wahr; daß sie Partner sind, schließe ich aus ihrem Zu-einander-Verhalten. Für sich existieren A und B als mein Bewußtes, nur dieses kann ich beschreiben. Dagegen existiert für A das partnerische Individuum B nicht als Ausgangspunkt der Eronen, sondern eben erst als sein Bewußtes, also nach Aufnahme der zur aktuellen Funktion der betr. Denkzellen hinreichenden Anzahl von Eronen. Für A gehen also die Eronen nicht von dem ihm Bewußten oder unabhängig von seinem

Bewußtsein existiereriden B aus, sondern für A existiert B eben erst bei aktueller Funktion der Denkzellen, deren Aktualitätenreihe B ist, und die in die sensibeln Nervenendigungen aufgenommenen Eronen gehören zum Unbewußten, auf das wir aus dem Bewußten, dieses genetisch beschreibend, schließen.

Anmerkung.

Das Unbewußte ist das Unexistente, Unsichtbare, Unhörbare usw., das Unbeschreibbare (§ 66), es ist keine Erlebnis-, sondern eine Beschreibungstatsache: beschrieben werden kann nur das Erlebnis, das Existente, Objekt, Physische, Bewußte, die Aktualität (usw. — alles Synonyme), und beschreiben wir die Aktualität als Verändertheit, als immer-anders, so beschreiben wir sie genetisch, als aus Vor-Aktualitäten entstanden und in Nach-Aktualitäten übergehend, als ihrer aller biologisches Symbol, und eben die Gesamtheit der Vor- und Nach-Aktualitäten oder -Eronen heißen „das Unbewußte". Das Unbewußte ist nicht mit dem Chaos, nämlich dem frühkindlichen Erleben zu verwechseln. Das Chaos ist Bewußtes, aus ihm differenzieren sich die Individuen (es differenziert sich zu den Individuen), die ebenfalls Bewußtes sind; das Chaos ist Erlebnistatsache.

Der Eronenaustausch zwischen den mir nach einander bewußten partnerischen Individuen A und B geht unbewußt vor sich und muß streng genommen nicht als von A zu B und umgekehrt, sondern von dem Zellkomplex, dessen Aktualitätenreihe A ist, zu dem Zellkomplex, dessen Aktualitätenreihe B ist, und umgekehrt, über die Assoziationsbahnen verlaufend beschrieben werden, doch kann man kurz und ungenau von Eronenaustausch zwischen A und B sprechen, nur muß der tatsächliche Vorgang klar sein. Bewußter Eronenaustausch liegt vor z. B. in dem Falle, daß A dem B eine Ware überreicht und das Geld dafür in Empfang nimmt.

§ 45. Fötus — Mutter

Gegen Ende der Intrauterinzeit sind die sensile Sphäre des Fötus sowie gewisse modale Denkzellen bis zur (primitiven) aktuellen Funktion entwickelt. Ausdrucksorgane der Gefühlsnerven sind (kurz gesagt) die inneren Organe (ihre Muskeln und Drüsen), Ausdrucksorgane der Sinnesnerven sind die Skelettmuskeln, doch sind in der Frühzeit die sympathischen (einschl. parasympathischen) und die sensorischen Reflexsysteme noch so indifferent, daß zahlreiche sympathische Eronen in die assoziierten sensorischen Bahnen übertreten und ihren Ausdruck in äußeren Muskelaktionen, die somit „äußere Gefühlsausdrücke" heißen dürfen, finden. Diese Aktionen sind die Kindsbewegungen.

Die Kindsbewegungen, etwa vom 4. Monat an bemerkbar, sind unbewußte Reflexausdrücke. Sobald sich Modalzellen zu aktueller Funktion entwickelt haben, „entdeckt" der Fötus den Gegenstand. Mit Händen und Füßen tastet er die Umgebung ab, stößt an die Uteruswand, an die Nabelschnur, an den eigenen Körper. Nichts „Zufälliges" ist dieses Entdecken, sondern Austausch von Paßformen, „Anziehung" paßrechter Bestimmtheiten bis zur Berührung und Ergreifung. Die hierbei aufgenommenen Eronen passieren auch modale Zellen: „verschwommen" erscheint der Gegenstand, Vorragendes und Gerundetes: die Finger gleiten glatte, hohle Flächen entlang und umgreifen die schlanke, langgestreckte, pulsierende Nabelschnur *).

Es sind zunächst Hungerbewegungen, die der Fötus ausführt, und gewiß gehen von allen berührten Stellen Angst- und Schmerz- (als Tast-) Eronen aus, die, aufgenommen, die sensilen Zellen des zugehörigen Systems passieren und als verschiedengradige und verschiedenartige Gefühle erscheinen oder unbewußt verlaufen, ebenso auch in die zu-

*) Die Greifbewegungen werden offenbar schon in früher Fötalzeit ausgeführt. Das Neugeborene kann passende Gegenstände umgreifen, vielfach schon festhalten, alsbald so fest, daß es einige Mühe machen kann, das Fäustchen zu lösen. Der „feste Griff" des Säuglings (später der feste Händedruck beim Grüße; grüßen = angreifen) ist eine Entwicklungsform aus der phylogenetischen Frühzeit, in der das Junge auch nach der Abnabelung noch tatsächlich „an der Mutter hing" (wie das u. a. auch die Affenkinder tun).

gehörigen modalen Zellen gelangen und am spezifischen Gegenstand symbolisch teilhaben. Aber von dem Vorragenden, das umfaßt wird, wird eine weitaus größere Zahl von Eronen aufgenommen als von den glatten Flächen, die nur von den Spitzen betastet werden, während die Nabelschnur von der Hohlhand umgriffen und der Finger in den Mund gesteckt wird. Die Hungerausdrucksbewegungen befördern den ergriffenen Gegenstand zur Oeffnung. Uebrigens werden Fruchtwasser und feste Schwimmstoffe (Haare, Hautteilchen) geschluckt. Schon das Auslangen und Ergreifen — als Ausdrucksbewegung —, noch mehr das Heranbringen an und Einführen oder Eindringen des Gegenstandes in die Oeffnung geht mit der Aufnahme von Schmerz-, Trauer- und Freudeeronen einher, so daß die in den zugehörigen modalen Denkzellen „liegende" Aktualität ein entsprechender vorragender Gegenstand ist. Dieser Gegenstand kann also zwar auch hunger-, angst- und schmerzgefühlig sein, ist aber doch stärker trauer- oder freudegefühlig als der gehöhlte Gegenstand, der mehr hunger- und angstgefühlig ist — je nachdem die Aktualität in der einen oder andern modalen Zelle liegt. Die Unterschiede an Schmerzgefühligkeit sind nicht prägnant für gestreckt oder gehöhlt; sowohl der eine wie der andere Gegenstand ist schmerzgefühlig; hiervon später mehr. Es sei hervorgehoben, daß die Mutter vom Embryo natürlich auch zahlreiche Eronen aufnimmt, beide Individuen in lebhaftestem Eronenaustausch stehen.

Wie in § 44 dargelegt, ist die Welt des (geburtsnahen) Fötus — ebenso wie die des jungen Kindes — noch chaotisch, werden also auch die Strukturen „rund" und „gerade" bewußt noch nicht unterschieden. Der Fötus weiß natürlich auch nicht, daß er im Mutterleibe lebt! Wir beschreiben die Tatbestände als Beobachter, die also die intra- wie die extrauterinen Strukturen kennen.

Der maximale Anstieg der Hunger-, dann der Angstkurve fällt zusammen mit dem Beginn der Geburt; der Durchtritt des Kindes durch den engen Geburtskanal, durch die enge Oeffnung, die in die Außenwelt führt, über eine Schwelle, die die bisherige von der neuen Lebenssphäre abgrenzt, präsentiert sich in der sensilen Zone als gewaltiges Anschwellen des Schmerzgefühls. Zumal die Einpressung des Kopfes in den knöchernen Beckenring, die meist mit mehr oder minder deutlichen Deformierungen des Schädels einhergeht, bedeutet Aufnahme der Höchstzahl von Schmerzeronen, die in die zugehörigen sensilen und modalen Zellen einwandern, wo im Falle aktueller Funktion Schmerzgefühl oder schmerzgefühliger Gegenstand bewußt sind (Wehen!). Dieser Gegenstand ist sowohl kantig, hart, vorragend (z. B. Promonturium des Kreuzbeins) — nur die Umrandung des Kanals, nicht das „Lumen" drückt und preßt —, wie auch gerundet, gewölbt — die Umrandung ist ja eben das Gegenständliche der Schwelle *). Ueber die Einzelheiten des Geburtsvorganges berichte ich in besonderer Schrift; hier nur der Hinweis, daß die eine wie die andere Anordnung des Gegenständlichen schmerzgefühlig ist. Auch sofern man das Kind als Ganzes einen gestreckten, den Geburtskanal einen gewölbten Gegenstand nennen muß, kommt der Schmerz beiden Anordnungen zu. Er ist das Gefühl, das dem Durchtritt des Gestreckten durch die Schwelle entspricht. Das Kind „schneidet durch" und begrüßt die neue Welt mit dem ersten Schrei. Uebrigens interferiert die Schmerzkurve, wie wir wissen, mit der Angst- und anderseits mit der Trauerkurve.

*) Das Kind, das als durchtretend immer männlich ist, wird „rasiert" und „rasiert" seinerseits (radere scharren, kratzen, an etwas vorbeistreichen), indem es die Oeffnung passiert; die Nabelschnur wird „abrasiert" — wie alles Vorragende (Haare!) abrasiert wird zum Zeichen der Einweihung-„Entmannung". Rasieren somit = symbolisch töten, womit die Koinzidenz des Geburtsvorganges, dann des Pubertätsvorganges (erste Rasur, Tonsur der Mönche usw.) mit dem Sterben verständlich wird. Vgl. auch §§ 61, 62 u. a.

Nach der Aufnahme des Kindes in die „Lichtwelt" erfolgt — analog der Aufnahme des Spermatozoons in die Eizelle — die Zerstückelung: das Durchtrennen der Nabelschnur, die Abschneidung des in das mütterliche Genitale hineinragenden Gestreckten, entsprechend das Trauergefühl. Und dann beginnt die Sättigung der Lunge mit Luft, des Magens mit Nahrung (zuerst Tee = Fruchtwassenersatz) usw., beginnt die Aufnahme der Freudeeronen, die im „Stillen" ihren Fortgang nimmt.

Mit seinem Austritt aus dem Mutterleibe wird das Kind in eine neue Lebenssphäre aufgenommen, und wir sehen hier die gleiche Reihenfolge der Gefühle, wie sie bei jeder Trennung-Aufnahme zu konstatieren ist, wo nicht ohne weiteres, so auf dem Wege der Analyse. Man hungert nach der neuen Umgebung (langt aus usw.), hat dann Angst vor dem Neuen, vor der Ueberschreitung der Schwelle, der Ent-scheidung (engt sich ein, macht sich dünn usw.), dann dreht, ringt, windet, setzt, arbeitet man sich durch, gerät dann ins Trauerstadium (Ermattung, Nieder-geschlagen-sein) und schließlich in die Freude über den Erfolg, den Sieg, die Eroberung des Neuen — an die sich ein neuer Fortschritt, Entwicklungsschritt anschließt. Aus solchen Erlebnissen setzt sich das ganze Leben zusammen, es endet in der Freude, Verklärung.

Der Zerstückelung des Spermatozoons entspricht die Durchtrennung der Nabelschnur und die Beschneidung kurz nach der Geburt oder zur Pubertätszeit sowie ihre mannigfachen Modifikationen; so ist alles Vorragende — als gedreht usw. bzw. stücklich — schmerz- und trauergefühlig, und der motorische Ausdruck der über diese Modalzellen verlaufenden Eronen, um so impulsiver, je näher die Gegenstandszelle der sensilen Sphäre liegt, ist die Reihe von Bewegungen, die wir schlagen, schneiden, stechen, bohren, brechen, reißen usw. bzw. beginnend langsam erweitern-strecken in zahlreichen Nuancen nennen. Sodann ist das Vorragende — als vollendetes Gerades — freudegefühlig, der motorische Ausdruck der sensorischen Freudereflexe ist die vollendete Erweiterung-Streckung, die Vollendung des Ueberganges in die neue Umgebung, die optimale Füllung und Erfüllung. So jede Abgabe-Aufnahme, jede ganzheitliche Funktionsfolge — wie wir ja „Abgabe-Aufnahme" als Bezeichnung für alle Funktionen verwenden und wie immer Abgabe und Aufnahme, Trennung und Vereinigung zusammenfallen. Abgabe-aufnahmefähig ist nur das Gerade; indem es abzuschneiden, zu zerteilen, zerstückeln ist, ist es schmerz- und trauergefühlig, indem es die Höhle erfüllt, zur Sättigung dient, ist es freudegefühlig, indem es auch, aber zurücktretend, runde Anteile aufweist, ist es hunger-angst-schmerzgefühlig: insgesamt ist das Gerade schmerz-trauer-freudegefühlig. Aufnehmen-abgeben kann nur das Runde, die Höhle-Oeffnung-Schwelle, das Hunger-Angst-Schmerzgefühlige; sofern es — zurücktretende — gerade Anteile (Längsreihen) aufweist, ist es schmerz-trauer-freudegefühlig, insgesamt aber eben hunger-angst-schmerzgefühlig.

Die modale Denkzelle oder Denkzellgruppe, deren Aktualitätenreihe ein Rundes, eine Höhlung-Oeffnung-Schwelle ist, ist genetisch assoziiert vorwiegend mit sensilen Hunger-, Angst- und Schmerzzellen. Die modale Zelle oder Zellgruppe, deren Aktualitätenreihe ein gedrehtes, kurzes oder langes Gerades ist, ist genetisch verbunden vorwiegend mit sensilen Schmerz-, Trauer- und Freudezellen. Dazu bestehen aber Assoziationen auch zu den andern sensilen Zellen sowie zwischen den verschiedenen Gegenstandszellen, so daß z.B. sensile Eronen, die eine Hungerzelle passiert haben, auf dem Wege des zugehörigen Neuriten und eines Seitenastes in eine modale Zelle gelangen können, deren Aktualität Punkt eines Geraden ist. Hier finden wir wieder eine Fülle von Variationen — entsprechend der Sexualkonstitution, der Besonderheiten der sensibel-motorischen Verbindungen usw. Beim Weibe ist die sensile Sphäre im Ver-

hältnis zu den übrigen Denksphären stärker entwickelt als beim Manne, ebenso sind es die der sensilen Sphäre benachbarten modalen Zellen; die Gegenstände des Weibes sind im allgemeinen gefühliger als die des Mannes, dessen modale Sphäre sich mehr nach der begrifflichen Sphäre hin entwickelt und dessen begriffliche Sphäre stärker ausgebildet ist. Dem Manne aber, der relativ viele oder ausgedehnte superfeminine Regionen aufweist, kommt auch die diesen Regionen entsprechende more feminae entwickelte Denksphäre zu; anderseits denkt das Weib um so „männlicher", je mehr supermaskuline Regionen es hat. Beim Weibe sind fernerhin innerhalb der sensilen Sphäre die Trauer- und Freudefunktionen zahlreicher als die Hunger-, Angst- und Schmerzwellen, die Gegenstände des Weibes sind also mehr gestreckt als gehöhlt, es ist auf das Männliche „eingestellt', es sieht, hört, riecht, schmeckt, fühlt mehr Männliches als Weibliches. Umgekehrt der Mann. Aber dies sind nur Grundlinien; die Zahl der Variationen ist unübersehbar, sie umfassen den ganzen Kreis des möglichen Verhaltens der Geschlechter (des „normalen" und des „abnormalen"), und dieser Kreis ist schon im Kindesalter sehr groß, erweitert sich aber gegen die Pubertätszeit und späterhin bis in weit vorgeschrittene Altersstufen beträchtlich.

§ 46. Vater—Sohn. Mutter—Sohn

Wir beschreiben die weitere Entwicklung am Beispiel des Verhältnisses Vater—Sohn *).

Der Vater ist „eigentlich", — der Phylogenese entsprechend — nicht mehr da, er ist gestorben, getötet, aufgegessen, in die Oeffnung, die Höhle, ins Nichts verschwunden, ins „Jenseits" entrückt, zu den Göttern oder zu Gott, ins Paradies, in den Himmel oder die Hölle versetzt, selbst Gott (Vater unser) geworden. Nun ist aber ein „älterer" Mann, der als Erzeuger auftritt, da: aber nur der Vertreter Gottes, des eigentlichen Vaters, der ja eben selbstverständlich gestorben ist; der „Familienroman" der Psychoanalytiker (das Kind stammt von Gott, einem König, einem Zauberer, ist Prinz, Prinzessin, verstoßen, wird eines Tages in einer goldenen Karosse geholt, fährt gen Himmel — Elias, Jesus —, usw. usw.) wird somit erst verständlich ebenso wie zahlreiche Märchen, Mythen, Dichtungen, Sitten und Gebräuche (z. B. bei gewissen afrikanischen Stämmen wird die Frau nicht vom Manne, sondern „eigentlich" vom Orischa, dem Familienvater, dem Familiengott, geschwängert, der Gott Zeus usw. usw. befruchtet viele Frauen, wie die Götter vielfach hochpotent sind, zahlreiche Kinder haben, und wie der monotheistische Gott Vater aller Menschen, der Schöpfer [Erschaffer, Erzeuger] des Weltalls) ist.

Mit diesem Vertreter des „eigentlichen" Vaters und diesem selbst eint den Sohn das gleiche Geschick: auch er hat „gesündigt" und sündigt und stirbt ungezählte Tode; auch er war bei, in der Mutter und hat dafür mit dem Verlust des „Urgegenstandes" (Nabelschnur) gebüßt, dem der Penis **) entspricht; und auch dieser ist nach der Sitte vieler Völker verstümmelt (zum Stummel gemacht) oder an seiner Stelle ein anderes Vorragendes, oder die Verstümmelung ist doch wenigstens als schicksäliger Zwang in eine Zeremonie eingegangen, die zwar nicht verstanden, aber gemäß den spezifischen Reflexabläufen mit „peinlicher Gewissenhaftigkeit" (dies die motivische Deutung der Reflexe) innegehalten wird. Alles Vorragende („männlich" angeordnete Gegenständ-

*) Siehe auch §§ 34, 60, 62.

**) Vielfach trifft man die Fiktion, daß ursprünglich zwei Penisse (Nabelschnur und Phallos) dagewesen seien.

liche wie Mutterbrust, Finger, alles, was in den Mund oder eine andere Oeffnung gesteckt werden kann) ist eine Aktualitätenreihe, zu der die schmerzlichen Ausdrucksbewegungen schlagen, schneiden, reißen, zerstückeln, töten usw. gehören. Das eigne Genitale des Mannes ist ein solcher Gegenstand; das Spielen damit, die Onanie, die Fellatio, der Koitus sind Ausdrucksbewegungen auch von Eronenströmen, die über die Schmerz-, Trauer- und Freudezellen verlaufen, und sind mehr minder deutlich ein Abreißen, Abklemmen, Kastrieren, Zerstückeln, Vollenden (wofür im Folklore zahlreiche Beispiele). Je näher die beteiligten modalen Zellen der sensilen Sphäre liegen, desto deutlicher ist der „eigentliche" Charakter der Ausdrucksbewegungen und Sekretionen zu erkennen, desto „gefühliger" ist der Verlauf der Ausdrücke. Wir verstehen sie als Enderscheinung von Reflexen, mögen diese Reflexe auch über Denkzellen gehen, in deren einer das jeweils Bewußte liegt; und diese Reflexe — wie alle andern — verstehen wir als zur menschlichen Spezifität gehörige, deren jeweilige Bestimmtheiten wir als gleichsinnige (analogische) Bestimmtheiten früherer Entwicklungsstufen auffassen.

So erscheint auch dem Sohne der Vater wie jeder andere große-alte Mann, wie jedes andere männliche Individuum, wie alles Männliche-Menschliche überhaupt fiktional als das „Etwas, das überwunden werden muß", und er ist sich selber Objekt, er sieht sich selbst als männlich, dann als Mann (geschlechtsreif), d. h. als etwas, das „überwunden" werden muß. Das Vorragende ist vorwiegend schmerz-, trauer- und freudegefühlig, und die Ausdrücke dieser Gefühle sind Bewegungen und Sekretionen, die zum (symbolischen und tatsächlichen) Töten und Einverleiben gehören, und zwar beim Manne wie beim Weibe. Das Feste, Harte, Starke usw. „muß" zerrissen, heruntergerissen werden, das Hervorragende heruntergemacht, niedergemacht, „verrissen", vernichtet werden, „es liebt die Welt, das Strahlende (Leuchtende, Weiße, § 52) zu schwärzen (schwarz = Nichts, Nacht, Weib, s. § 52) und das Erhabene (= Erhobene, Aufgerichtete) in den Staub (= Erde) zu ziehen (also eine zweimalige Paraphrase des Liebestodes). Das „muß" besagt: der Gegenstand ist in dem angegebenen Sinne gefühlig, die Gegenstandszelle ist mit sensilen Zellen genetisch verbunden, deren Ausdruck die geschilderten Bewegungen und Sekretionen sind. Diese Bewegungen und Sekretionen werden nun motivisch gedeutet, wie im III. Teil geschildert werden wird.

Und noch eine Besonderheit erkennen wir an dem Verhältnis Vater-Sohn. Der Sohn lebt in seiner Welt, der infantilen, der Vater in der juvenilen-maturen; beide verstehen sich nur, soweit Paßformen vorhanden sind, soweit diese beiden Welten sich berühren oder überschneiden. Im übrigen existiert der eine in der Welt des andern überhaupt nicht. Und diese je nach der beiderseitigen Sexualkonstitution verschieden zahlreichen Paßformen lassen den Vater zunächst als Fremdling erscheinen, der sich aus einer jenseitigen Welt sozusagen materialisiert, der aber jener Welt eigentlich angehört, dahin zurückkehren wird; als Fremdling, dem gegenüber der „Erbe" des Besitzes, auch des Weibes (das „besessen" wird), der Gegenwärtige, der nun an die Reihe Kommende, der Thronfolger und schon Throninhaber alle Rechte hat. Und analogisch sieht der Vater im Sohn den Phallosträger, der ihn im Besitze des Weibes, der sonstigen Habe ablöst, dem er, wie es von Anbeginn und in der natürlichen Ordnung war, weichen muß und weichen wird, ja dem er schon gewichen ist, indem die Entstehung des Sohnes im Mutterleibe und die Geburt „Inzest" „ist", indem der Sohn schon als Fötus den Vater vom Weibe „verdrängte" und dafür ja auch, wie es auch hier in der Ordnung war, die Todesstrafe, die Entmannung, die Zerstückelung früher tatsächlich, heute symbolisch erlitt; oder der Sohn ist der wiedergekommene Großvater, oder dessen, nicht

des Vaters Sohn, nur von „unbefleckter Mutter *) geboren", „im Auftrage" gezeugt, ein Abgesandter des Himmels, die Rache des Getöteten auszuüben (der Moses als Verkünder der Gesetze) oder den (die) Sünder mit jenem zu versöhnen, das Sohnesverhältnis wiederherzustellen (der Messias als Verkünder der Gnade). Vgl. auch § 34 Anm. 1, § 62.

Man versteht, ich will hier nur das tatsächliche Vater-Sohn-Verhältnis an einigen mehr andeutenden Belegen als Entfaltung, als Ausgestaltung urzeitlicher Primitivität (und Motivität) nachweisen, als die der jeweiligen Entwicklungsstufe des Gehirns, der jeweiligen Kulturstufe entsprechende Variation der Urformel, die sonach „prinzipiell" jederzeit gilt, deren Erkenntnis uns erst das Vater-Sohn-Verhältnis verstehen läßt. Und diese Urformel, diese Formel überhaupt lautet: der Vater stirbt den Liebestod — von selbst oder durch das Weib oder durch den Sohn (die Söhne), der älteste Sohn ist Erbe der Mutter-Frau, des Weibes, des ganzen Besitzes. Le roi est mort, vive le roi! Und der König heißt Caesar (Zar, Kaiser), d. h. der erschlägt und erschlagen wird (von caedo) **).

Das Verhältnis zwischen den Brüdern ist prinzipiell das gleiche wie das zwischen Vater und Sohn. Die Anzahl der Paßformen entspricht der Sexualkonstitution.

Das Verhältnis des Sohnes zur Mutter ist in seinen Grundzügen aus dem bisher Gesagten leicht abzuleiten, ebenso das Verhältnis zwischen Vater und Tochter (Töchtern, von denen immer eine den „Vorzug", d. h. die meisten Paßformen hat) und der Töchter untereinander und zu Brüdern — wie das Verhältnis der Menschen überhaupt zueinander. Aller Verkehr der Menschen miteinander und mit allen andern Individuen ihrer Welt ist anschauungsgemäß Aenderung des Objekts, die wir als Austausch von paßrechten Eronen beschreiben; und immer nur paßt ein supermaskuliner zu einem superfemininen Eronenkomplex. Demnach ist das Verhalten der Menschen Ausdruck ihrer Sexualkonstitution, die art- und individualspezifisch ist.

Es gibt also eine „echte" Homosexualität nicht, d. h. ein Verhältnis weiblich : weiblich oder männlich : männlich. Sofern zwei Männer oder supermaskuline Individuen sich lieben, haben sie entsprechend ihrer Sexualkonstitution zueinander Paßformen: der eine weist superfeminine Regionen auf, die zu den supermaskulinen Regionen des andern Paßformen haben, Eronen aufnehmen, so daß sie über die sensibel-motorischen Verbindungen (Reflexbahnen) des Zentralnervensystems (also des Rückenmarks und

*) d. h. ohne Geschlechtshandlung: der leibliche Vater ist ja (beim Koitus, von dem aber das Kind noch nichts weiß) „gestorben", also hat der Vater-Gott das Kind erzeugt, als gestorben aber ohne Koitus, als Wind, Wehen, Hauch, Stimme, Odem usw., der ins Ohr dringt, eingeblasen wird usf. (Siehe § 57 Anm.) — Uebrigens sind Sohn — Sünde — Sühne sprachbiologisch engverwandt, vergl. auch § 59 Anm.

**) Hiermit verwandt die Deutung des „Caesar" als des „aus dem Leibe Geschnittenen". Diese „Geburt aus der Wand" (Bauchwand — Kaiserschnitt, Buddhageburt), also unter Vermeidung des („sündigen") natürlichen Geburtsweges, soll ein Vorrecht der Könige gewesen sein, die eben danach „Caesar" genannt wurden. Diese Auffassung gehört zu dem Mythus von der „unbefleckten Empfängnis", der die „unbefleckte Geburt" folgt, womit der Caesar als Gottes-Sohn und Gott selber „bezeugt" wird, als „unschuldig", als „heilig", tabu, untötbar, unsterblich usf. Und gerade dieser Unsterbliche, Göttliche heißt Caesar, der Töter (Täter — Tod, tot und Tat sprachbiologisch nächstverwandt: die Tat ist der Tod) und Todeswürdige, der „für alle", „für" die Mitglieder der Familie, des Stammes, des Volkes, „für" die Menschheit stirbt — ein Recht und eine Pflicht, die dem Prinzeps, dem Oberhaupt, dem pater patriae, dem Gottessohn, dem Vater zustehen: das Recht und die Pflicht, das Weib zu begatten und dabei zu sterben, das Recht und die Pflicht, die aus dem Erleben des Liebestodes herausgedeutet werden. „Caesar" ist ein Beispiel für die Identität von Recht und Pflicht, von Sünde und Sühne, Schuld und Strafe — für die motivische Deutung der Erscheinung und ihrer Veränderung überhaupt (s. §§ 61, 78, 80 u. a.).

des Gehirns) in individualspezifischer Weise zu den Endorganen wandern und daselbst „ausgedrückt" werden. Und anderseits weist der eine supermaskuline Regionen auf, zu denen der andere aus superfemininen Regionen Paßformen „ausdrückt". Die paßrechten Regionen können klein oder groß sein, vereinzelt oder zahlreich; die Sexualkonstitution läßt sich in ihren feineren Nuancen nicht unmittelbar erkennen wie die gröberen „Geschlechtsmerkmale", sondern mittelbar im Wege der Symbolanalyse. Das Verhalten der Menschen ist allein Ausgangspunkt der Analyse, und nur die Analyse ist das Verständnis der Phänomene und ihrer Zusammenhänge. Die Beziehung und das Verhältnis ist stets männlich-weiblich. Die sog. „Homosexualität" ist ebenso „angeboren" wie die Sexualkonstitution, und sie ändert sich mit dieser; sie ist mit der „Heterosexualität" völlig wesensgleich, nämlich männlich-weibliche Beziehung, männlich-weibliches Verhältnis, und die Unterscheidung der Homo- und der Heterosexualität ist lediglich klinisch, wobei die sog. Homosexualität die Homogenitalität meint und besser durch dieses Wort oder durch das Wort „Homophilie" ersetzt würde. Es ist klar, daß die Homophilie eine Krankheit ist, die entweder rein funktionell (und somit Neurose und heilbar) oder mit Zwittrigkeit (echtem Hermaphroditismus) verbunden (und somit Anomalie und unheilbar) ist. Vgl. auch §§ 58, 59.

§ 47. Optische Modalität

Wir haben bisher vielleicht noch nicht erkennbar genug hervorgehoben, daß die modale Sphäre sich ebenso wie die sensile und die begriffliche auf sämtliche den verschiedenen Sinnesorganen zugeordneten Hirnrindenbezirke erstreckt. Der Gegenstand ist also nicht nur das Sichtbare, sondern auch das Hör-, Riech-, Schmeck-, Tast- usw., mit einem Worte das Wahrnehmbare, richtiger: das Wahrgenommene, soweit es in der modalen Sphäre als Aktualität liegt, modale Aktualität ist. Das Gefühl ist sensile, der Begriff idealische Aktualität.

Das Sicht- und das Tastbare gilt als der Gegenstand schlechthin, das „Körperliche", das Physische, die Substanz; auch das Schmecken ist schon dem naiven Verstande ein Substantielles. Die Gegenständlichkeit des Hör- und Riechbaren, des Lautes und des Duftes ist hingegen nicht ohne weiteres plausibel. Ich meine mit der Gegenständlichkeit des Riechbaren nicht etwa die Vorstellung (den Begriff) z. B. des Veilchens bei bestimmtem „Geruchseindruck" oder mit der Gegenständlichkeit des Hörbaren nicht die Vorstellung z. B. einer Violine bei bestimmten „Gehörseindrücken"; das Veilchen, die Violine muß ich erst über das Auge oder die Tastkörperchen der Haut kennengelernt haben; diese Gegenstände müssen Aktualität der spezifischen zur Seh- oder Tastsphäre gehörigen modalen Zellen gewesen sein, und diese Zellen müssen mit den entsprechenden zur Riech- und zur Hörsphäre gehörigen begrifflichen Zellen assoziiert sein, ehe ich mit einem bestimmten Duft eine bestimmte Pflanze, mit einem bestimmten Laut ein bestimmtes Instrument in meiner Vorstellung verbinden kann. Mit Hörbarem als „Lautgegenstand" und mit Riechbarem als „Duftgegenstand" meine ich vielmehr den Laut, den Duft selber als Objektpartner der in der modalen Hör-, Geruchszelle liegenden Beziehung. Dasselbe gilt für Laut und Duft als begriffliche Aktualitäten. Uebrigens ist auch das Schmeckbare nicht zu verwechseln mit dem Gegenstand, den ich im Munde habe, dessen Anwesenheit im Munde ich mit der Zunge usw. taste; der (je spezifische) Geschmack ist vielmehr Aktualität von gustatorischen modalen Denkzellen, also von modalen Denkzellen des Geschmackszentrums, die mit gewissen optischen, taktilen usw. Denkzellen direkt assoziiert sind.

Die Anlagen der verschiedenen Oeffnungen und Höhlen sind in frühester Embryonal-

zeit schon da, sie differenzieren sich im Laufe der Entwicklung, d. h. weisen Paßformen für spezifische Eronen auf, die immer entsprechend der jeweiligen Entwicklungsstufe zur Verfügung stehen und über die in gleichem Rhythmus wie die zugehörigen Höhlen entwickelten sensibel-motorischen Verbindungen zu den Endorganen fließen. Niemals entwickelt sich eine Bestimmtheit ohne die interpolar-gegensätzliche Paßform, niemals existiert eine Bestimmtheit ohne ihren Partner. Die Tatsache, daß die Oeffnungen und Höhlen sowie die zugehörigen Nerven und Ausdrucksorgane sich in embryonaler Zeit entwickeln, zeigt an, daß alle diese Systeme in der ihrer jeweiligen Entwicklungsstufe entsprechenden Weise funktionieren, daß also die Gegensatzpartner „da" sind.

Das embryonale A u g e ist frühzeitig angelegt, d. h. die Anlage funktioniert in einer dem jeweiligen Entwicklungsstande entsprechenden Weise. Die optischen Empfangsstellen nehmen Eronen auf; die Passage dieser Eronen durch das Reflexsystem verläuft zunächst unbewußt, unaktuell, von einer gewissen Entwicklungsstufe an aber erscheint das optische Gefühl und gegen Ende der Intrauterinzeit auch der optische Gegenstand. Neben den Denkzellen, die bis zur aktuellen Funktion (also der Funktion, die mit der Subjekt-Objekt-Beziehung, mit dem Erscheinen des Objekts, der Aktualität, des Bewußten einhergeht) differenziert sind, gibt es andere, die noch unaktuell funktionieren, im Seh- wie in allen andern Zentren. Mit der ersten optischen modalen Aktualität taucht aus dem „Nichts", genauer: „Noch-Nicht", also dem Unbewußten die Farbigkeit auf, aus dem „absoluten Schwarz" eine dunkle Farbe, die dem Uterusraum entspricht, wohl ein dunkles Purpur (Rot-Violett). Schon die primitive optische „Welt" ist farbig, nicht setzt die Funktion der optischen (usw.) modalen Sphäre mit einem Schlage bei der Geburt ein. Es gibt nicht Farbe und dazu (andere) Aktualitäten, die sozusagen angestrichen wären, sondern die Aktualität ist farbig, und die primären und primitiven Aktualitäten sind tiefdunkelfarbig in der Art eines dunkeln Purpur. Primitive, Kinder und viele Menschen zeitlebens zeigen eine Vorliebe für Rot, Blau und Violett, für die „urtümlichen" Farben. Die sog. „beruhigende", ja „einschläfernde Wirkung" roter Farbe, roten Lichtes gewisser dunkler Nuance dürfte so zu erklären sein, daß wir uns in einer solchen Umgebung diffuser Farbigkeit geborgen wie im Mutterleibe fühlen — und der Embryo schlief, der Fötus träumte. Das rote Licht mit 800 $\mu\mu$ Wellenlänge ist übrigens den Wärmestrahlen nächstverwandt. Im roten Licht befindet man sich in einer analogischen Situation wie z. B. im Bett, in dem man in der Haltung des Embryo liegt, das einen wärmt, das man sich wohl auch über den Kopf zieht, in das das junge Kind Harn und Kot ausscheidet wie im Mutterleibe, während der ältere Mensch statt dessen vielfach mehr minder profuse Schweißausbrüche hat („wie aus dem Wasser gezogen"), in dem man ferner schläft und träumt und „wie neugeboren" erwacht. Das Verhalten des Menschen beim Schlafengehen, bei der Bettruhe (oder -unruhe), beim Aufstehen ist eine analogische Wiedergabe seines Verhaltens im Mutterleibe und bei der Geburt. Wie denn überhaupt jede Einzelheit des Verhaltens der Individuen nur verstanden werden kann als auch in der Entfaltung fortdauernder embryonaler Mechanismus, als Differenzierung aus der „prinzipiellen" Anlage heraus, die ihr Grundsätzliches, ihr Spezifisches immer beibehält.

Gegen Ende der Fötalzeit entwickeln sich weitere modale Zellen auch in der Sehsphäre. Die Augenlider sind kein absolutes Hindernis für die Aufnahme von optischen Eronen. Die „entoptischen Erscheinungen" des Extrauterinen (Farben- und Figurensehen bei geschlossenen Augen) sind Aktualitäten modaler Sehzellen. Modale Zellen der taktilen Sphäre assoziieren sich mit solchen der optischen und natürlich auch der akustischen, olfaktorischen, gustatorischen Sphäre, so daß das Vorragende und das Gehöhlte in traumhaft verschwommener Weise getastet, gesehen, gehört, gerochen und

geschmeckt wird. Und nach der Geburt gewinnen die Gegenstände an Zahl und an Präzision entsprechend der Entwicklung der Zahl der Denkzellen und ihrer Assoziationen wie auch der Veränderung der Denkzellen selber im Sinne der Differenzierung.

„Der Horizont" erweitert sich beim heranwachsenden Menschen, das heißt: die Zahl der modalen Zellen und ihrer Assoziationen nimmt zu, die Zahl der Gegenstände wächst und damit auch die Differenzierung ihrer Entfernung — entsprechend der genetischen Distanz der modalen Zellen von der sensilen Sphäre. Das Auge verändert sich u. a. im Sinne einer Abflachung der Linse, die Gegenstände „rücken weiter ab", Anfangs der vierziger Jahre stellt sich im allgemeinen die Presbyopie ein. Aus der Uterushöhle, auf deren Räumlichkeit die stark gewölbte Linse des Fötus eingerichtet ist (alle Wesen, die in der Nähe sehen, wie z. B. die Fische, haben eine stark gewölbte Linse), wird die weite Welt, die der Reisende, der Kaufmann, der Seefahrer usw. genau so durchkreuzt wie der Fötus seine Welt, aus dem Fruchtwasser wird der „große Teich", das Meer, der Okeanos, der Styx, die Sintflut usw., aus dem Nabelstrang wird das Seil als Spielzeug (z. B. „Rundlauf", wobei das Kind am Seil hängt und turnt wie der Embryo-Fötus an der Nabelschnur) und Werkzeug, die Schnur, die den Drachen hält, das Tau, an dem das Schiff hängt, die Schlinge für den Deliquenten usf., und aus der Uteruswand wird das Bett, der Wagen, das Zimmer, das Haus, das Gewölbe, der Helm, der Hut usw. usw., wird der Horizont, das ferne Land, dessen Existenz allen Völkern märchenhaft, aber sicher war, und das sie alle auffanden, gemeinsam als Nomaden (Völkerwanderung, die nie aufhört) oder einzeln als kühne Entdecker wandernd oder fahrend. (Vgl. indonesische Kulturreste, die Frobenius am Westrand Afrikas fand, Auffindung Amerikas durch holländische und englische Seefahrer lange vor Columbus, Wikingerfahrten nach Sizilien und Unteritalien, Römerfahrten nach Britannien, Griechenfahrten nach der Ostseeküste, wo sie Bernstein einhandelten usw. usw., sowie zahlreiche Mythen und Dichtungen.)

Die Gegenstände werden als vorragend und gehöhlt, gerade und rund, männlich und weiblich unterschieden. Diese Differenzierung trifft auch für die Farben zu. Diese sind ja nicht „an sich" da, d. h. abgelöst von den Gegenständen, sondern in und mit ihnen gegeben, als Homogenität genau wie die Gefühligkeit. Der Gegenstand ist Präsentant einer (seiner) Farbe. Es ist demnach klar, daß die Farben analog den Gegenständen klassifiziert werden, nämlich in männlich und weiblich, wobei der Geschlechtscharakter ebenso wie der der Gegenstände der Bezeichnung nach unsicher (interpolar und polar) ist; ich komme hierauf im § 52 eingehender zu sprechen. Wir unterscheiden Farbenqualitäten mit eignen Namen, aber die Farbenintensitäten bezeichnen wir metaphorisch, und zwar kommt der weibliche Geschlechtscharakter einer Farbe in Bezeichnungen wie matt, sanft, zart, lieblich, bescheiden, der männliche Geschlechtscharakter in Bezeichnungen wie stechend, schreiend, grell, vordringlich, aufdringlich zum Ausdruck. Die Farben werden auch ihrerseits metaphorisch zur Kennzeichnung des einen oder des andern Geschlechts verwendet, so indem das Weiß die weibliche und die männliche Unschuld, das Blau die Treue (Männertreu, Vergißmeinnicht), die Bescheidenheit (Veilchen, das im Verborgenen blüht) usw., das Grün die Hoffnung, die Unreife (Chlorose, grüner Junge usw.), das Rot den roten Mann, den Rotbart, den Teufel, Loki, die Lohe, das Feuer und in direktem Uebergang ins Weibliche die Höhle, die Hölle, Frau Holle, die „purpurne Tiefe", das rote Weib, die Hexe, Teufelsbuhlerin, das Rotkäppchen usw., das Weib, dem die Schamröte so wohl ansteht, kennzeichnet.

Die optischen Gegenstände sind bei Menschen wie bei den „Augentieren" im allgemeinen am zahlreichsten, am prägnantesten unter allen Gegenständen, d. h. das gegenständliche Erleben des Menschen (usw.) vollzieht sich vorwiegend in der optischen

Sphäre. Demnächst kommen die akustischen Gegenstände, die Laute und ihre Komplexe, die Wörter, Zahlen, Melodien. Diese beiden Denksphären sind am weitesten entwickelt, weniger ausgegliedert sind dagegen das taktile, das thermische und das koordinative (Lage-, Kraft- und Richtungs-) Erleben, noch weniger die olfaktorische und die gustatorische Sphäre. Alle Denksphären sind miteinander vielfältig assoziiert.

Hiermit ist freilich nur das allgemeine Schema gegeben; im übrigen ist der Entwicklungsrhythmus und -grad der einzelnen Denksphären art- und individualspezifisch, bei dem einen Individuum sind diese, beim andern jene Denkzellen vor den andern entwickelt usw., und ebenso sind die Assoziationen wie die sensibel-motorischen Verbindungen (die ich zu den Assoziationen rechne) unübersehbar variabel und variiert.

Für jede Denksphäre treffen unsere allgemeinen Ausführungen zu; der Beschreibung der Einzelheiten wird ein spezielles Buch gewidmet werden. Ich gebe also im folgenden nur noch eine kurze Darstellung der Psychobiologie der Riechsphäre — als Beleg für die Allgemeingültigkeit unserer Auffassung, sodann eine Darstellung der Psychobiologie der akustischen Sphäre, soweit die Kenntnis dieser speziellen Verhältnisse zu unserm Thema gehört.

§ 48. Olfaktorische Modalität

Wenden wir uns einer kurzen Besprechung der Psychobiologie der Riechsphäre zu.

Der (ältere) Fötus riecht also in seiner Weise den Duft seiner Umgebung, er nimmt Dufteronen auf, und die Veränderung dieser Eronenkomplexe, die der Veränderung des olfaktorischen Systems entspricht, macht die Veränderung aus, die das Dufterlebnis als Gegenstand und noch später als Begriff erfährt. Ebenso entspricht die Verschiedenheit der Dufteronen der Differenziertheit der Riechzellen und ihrer Reflexsysteme. Die Organisation des Riechorgans, seiner sensibel-motorisch-sekretorischen Verbindungen ist art- und individualspezifisch. Gleiche sensile und modale Riechzellen wie in fötaler Zeit sind im allgemeinen, entwicklungsgemäß verändert, in extrauteriner Zeit noch vorhanden — außer anderen, die sich im Laufe der Evolution noch differenziert haben; viele fötale Riechsysteme verkümmern, wie ja überhaupt der relativ große „Riechlappen", das embryonale Riechzentrum, sich frühzeitig zurückbildet. Im allgemeinen aber finden sich Paßformen für die „Urgerüche" auch in der späteren Lebenszeit vor und spielen keine geringe Rolle. Jedes Individuum hat seinen spezifischen Geruch, d. h. nimmt spezifische Dufteronen auf und gibt spezifische Dufteronen ab, und die olfaktorischen Funktionen machen einen wichtigen Teil des interindividuellen Verhaltens aus.

Der Aufnahme von Dufteronen entspricht, wie wir an Tieren (Nasentieren) deutlicher noch als am Menschen, der zu den „Augentieren"*) (Th. Zell) gehört, beobachten, ebenfalls die bekannte Reihenfolge der Gefühle: Hunger, Angst, Schmerz, Trauer, Freude in allen möglichen Nuancen. In die Nasenhöhle, und zwar in die sensibeln sympathischen und sensorischen Endigungen der Riechreflexsysteme werden z. B. olfaktorische Eronen aufgenommen — gemäß der Funktionsintensität; das Bewußte (Aktualität der kortikalen Riechzellen) ist Riechhungergefühl bzw. hungergefühliger Duft als olfaktorischer Gegenstand, für den wir aber keine besonderen Bezeichnungen haben, sondern den wir nach den mit dem speziellen Riechsystem assoziierten optischen Systemen benennen. (Ein assoziatives „System" ist die theoretische Einheit, die aus der sensilen und den genetisch verbundenen modalen und begrifflichen Zellen sowie ihren Fortsätzen besteht.) Beim Fötus und beim jungen Kind ist der Hörapparat noch

*) Wir sprechen demnach von „Anschauung", von „wissen" = gesehen haben, von Vorsehung usw. und beziehen populär die Wahrnehmung auf die Augenfunktion ausschließlich (s. § 75).

nicht so weit entwickelt, daß die Laute zum Namen koordiniert werden; es gibt in dieser Zeit keine Bezeichnungen für Düfte, sondern nur diese selbst als Gegenstand, als Aktualität modaler Zellen, als Objekt, das in der olfaktorischen Sphäre liegt. Der Duftgegenstand, der in der an die sensilen olfaktorischen Hungerzellen genetisch angeschlossenen modalen Zelle „liegt", d. h. aktuell ist, ist also der Duft als solcher, nicht als optischer Gegenstand, der (später) mit dem olfaktorischen Gegenstand assoziiert ist. Das Analoge gilt für die Riechangst, den angstgefühligen Duft usw.

Die Eronen der Riechsphäre brauchen — wie alle übrigen Eronen aller übrigen Oeffnungen und Höhlen — die Hirnrinde nicht zu erreichen, sondern können über die subkortikalen Zentren verlaufen. Wir besprechen aber hier die Hirnrinden-Phänomene.

Die Dufthungereronen werden bewußt als Riechbedürfnis, ihr Reflexweg kann aber auch unbewußt bleiben, und in gewissen Bewegungen oder Sekretionen Ausdruck werden, der nun wieder bewußt oder unbewußt sein kann. Erreichen die Hungereronen die sensile Zelle und sind am zahlreichsten von allen andern zugleich in der Hirnrinde sich bewegenden Eronen, so ist das Gefühl „Riechhunger" bewußt. Dieses Gefühl kann gefolgt werden von dem Riechgegenstand, dem Objekt der zur sensilen Zelle genetisch gehörigen modalen Zelle, oder es kann eine andere Riechzelle vom stärksten Eronenstrom passiert werden, also der Riechhunger andauern, modifiziert werden, von anderm Bewußtsein abgelöst werden — kurz die Veränderungen sind unberechenbar. Das Analoge gilt für die olfaktorischen Angst-, Schmerz-, Trauer- und Freudesysteme.

Nun ist freilich, wie gesagt, beim Menschen die Riechsphäre nicht besonders entwickelt, die Riechgefühle sind wie die andern Gefühle auch im allgemeinen als „rein" dem extrauterinen Menschen nur selten bewußt. Indes zeigen sich unter bestimmten Umständen, bei bestimmter Situation doch die Gefühle auch in der Riechsphäre deutlich; der Hunger nach Duft kann einen ziemlichen Grad erreichen, die Angst vor Duft, besonders gewissen Düften kann recht ausgesprochen sein, der Riechschmerz bei „stechenden" usw. Düften nicht minder und ebenso Riechtrauer, Riechfreude, Riechekel usw. — mit den entsprechenden sympathischen und sensorischen Ausdrucksaktionen. Und mit den verschiedenen sensilen Riechzellen sind modale Zellen assoziiert, deren Aktualität, nämlich der Duft selbst entsprechend (d. h. nach Art und Intensität) verschieden gefühlig ist.

Es gibt Menschen mit relativ sehr gering entwickelter Riechsphäre und solche, die es an „Riechvermögen" mit einem Nasentier aufnehmen können; ein guter Chemiker analysiert auch mit der Nase, die „Riechprobe" ist für die Gestaltung der interindividuellen Verhältnisse von größerer oder geringerer Bedeutung. Man sagt: ich kann den Kerl nicht riechen; man muß sich erst beriechen, er steckt seine Nase überall hin usw. usw. Die Variabilität der sensibel-motorisch-sekretorischen Verbindungen kommt auch hier in Betracht. Hungereronen, die vom Genitale ausgehen, können ihren Ausdruck in der Nasenregion finden, also in Bewegungen und Sekretionen, die anmuten, als hätte dieser Mensch das Genitale mit der Nase verwechselt; nun gewiß, im Sinne einer Perversion der sensibel-motorischen Verbindungen stimmt das ja auch, nicht aber in dem Sinne, daß dieser Mensch „absichtlich" oder „willentlich" die Nase als „Genitale" gebrauchte und von dieser „schlechten Angewohnheit" durch moralische Vorhaltungen abgebracht werden könnte. Eine Fülle nervöser Symptome, leichter und grober Art, auch bis zur klinisch ausgeprägten „psycho-sexuellen Perversion" gesteigert, findet so erst das Verständnis. Hier interferiert die Tatsache, daß die Nase als vorragend männlichen, als gehöhlt weiblichen Sexualcharakter hat, mit der Tatsache, daß sie Geruchsorgan ist. Je nachdem kann der Mann und ebenso das Weib die eigne oder die fremde

Nase als gestreckt oder gehöhlt betrachten, „behandeln" (mit der Hand berühren, reiben usw.) oder „befingern" (in der Oeffnung bohren, wofür ein Ersatz die akute oder chronische Schwellung der Nasenschleimhaut oder der Schwellkörper der Nasenmuscheln usw.), verstecken (verschleiern) oder offen zeigen (die Nase hochtragen), abschneiden (wie man im „Scherz" sagt: ich schneide dir die Nase ab, und symbolisch tut, indem die Daumenspitze zwischen Zeige- und Mittelfinger gesteckt wird, auch eine obszöne Gebärde, fica, Feige, Ficke genannt; ferner altorientalische Strafe für gewisse Vergehen usw.) oder anschwellen lassen (akut oder chronisch, mit Rötung, als „Erektion" usw.). Im Falle der Perversion finden von der Genitalregion ausgehende negative Riechreflexe — oft bei interkurrenten modalen Aktualitäten (genischen Düften) ihren hauptwegigen Ausdruck statt in der motorisch-sekretorischen Apparatur des Genitales in der z. B. der Nase oder des Ohrs oder der Lunge usw., so daß im ersteren Falle die Nase etwa sich erigiert, entzündet und Schleim oder Blut sezerniert, im zweiten das Ohr etwa sich verstopft und reichlicher (manchmal blutiges) Schmalz (Ersatz für Menses) abscheidet, im dritten z. B. ein Asthmaanfall erscheint*). Die zahlreichen Variationen können hier nicht angeführt werden. Allgemein ist zu sagen: die Kenntnis der sensibel-motorisch-sekretorischen „Weichenstellung", des Weges, den der eintretende Eronenstrom bis zu seinem Ausdrucksorgan zurücklegt, gibt uns das Verständnis des Verhaltens der Individuen zu einander, mag man es als normal oder als krankhaft oder als „psychisch" abnorm (neurotisch oder psychotisch) bezeichnen.

Der Ausdruck der Riechreflexe besteht auch in mimischen und gestischen Aktionen, Weg- oder Zuwenden des Gesichts usw., in Feuchtwerden der Augen bis zur Tränensekretion, in Speichelsekretion (mir läuft das Wasser im Munde zusammen. was es aber auch bei andern Gelegenheiten tut), in beschränkten oder umfangreicheren Bewegungen oder Abscheidungen, je nach der Zahl und Art der aufgenommenen olfaktorischen Eronen und der über die sensibel-motorischen Verbindungen verlaufenden Reflexe.

Der „Urduft" ist der des Mutterleibes; von der frühesten Entwicklungsstufe an empfängt das Riechorgan entsprechende Dufteronen, die also paßrecht sind. Dieser Duft bleibt „unvergessen", die embryonalen Riechzellen sind zum Teil auch im extrauterinen Leben noch da, und je nachdem wie sich das Riechsystem entfaltet, je nach der Zahl der sich weiterhin differenzierenden Riechzellen spielen jene Urdüfte eine mehr oder minder ausgeprägte Rolle. Nach der Geburt wird der Genitalduft der Mutter abgelöst von dem zarteren, aber nicht weniger spezifischen Duft des mütterlichen Körpers oder seines Ersatzes, vom Duft der Nahrung, vom Duft des eignen Körpers (einschl. der Exkremente), dem des Vaters usw. Und weiterhin gesellen sich so viele Düfte hinzu, wie spezifische Riechzellen im Riechzentrum vorhanden sind. Je nach der spezifischen Beschaffenheit dieser Zellen hat der eine diese, der andere jene Paßformen überhaupt oder in der Mehrzahl, „bevorzugt" also in diesem Sinne diesen oder jenen Duft. Insoweit das Riechzentrum über die embryonal-fötale Stufe wenig hinausdifferenziert ist (wie z. B. bei gewissen Neurotikern), wird der chaotische Urduft „bevorzugt", wofür insbesondere geschlechtliche Perversionen Zeugnis ablegen. Im allgemeinen sind im Liebesverkehr die Dufteronen des Weibes Paßformen für den Mann und umgekehrt, und zwar ist der „Lieblingsduft" des Weibes immer der Duft des Vaters oder eine Nuance, der „Lieblingsduft" des Mannes immer der Duft der Mutter oder eine Nuance, wovon der Mensch im allgemeinen nichts weiß.

Die einzelnen Düfte haben zwar keine eignen Bezeichnungen, sondern werden nach

***) Diese Symptome können (zugleich) auch Enderscheinungen anderer Reflexe sein, vergl. § 94 letzten Abschnitt.**

optischen Gegenständen benannt, doch unterscheiden wir scharf zwischen männlichem und weiblichem Duft, ohne die Unterschiede — eben mangels besonderer Bezeichnungen — genau beschreiben zu können. Indem das Riechzentrum mit dem Sehzentrum des Gehirns assoziiert ist, wird das Bewußte, das ein Duft ist, sogleich abgelöst von dem Bewußten, das ein optischer Gegenstand oder sein Begriff ist, man sagt: der Duft wird auf einen Gegenstand bezogen, von dem der Duft ausgehe. So sprechen wir von dem spezifischen Duft der Menschen, Tiere, Pflanzen, chemischer Substanzen. Welcher Duft einem Individuum zugeschrieben wird, hängt davon ab, mit welcher optischen Gegenstandszelle die olfaktorische sensile oder modale oder begriffliche Zelle assoziiert ist. Daß die Rose so und nicht anders duftet, ist nicht eine „Eigenschaft" der Rose abgesehen davon, daß der optische oder taktile Gegenstand Rose mit der spezifischen olfaktorischen (Duft-) Zelle assoziiert ist, sondern eben diese Tatsache dieser Assoziation verbindet die Rose mit dem Duft, und je nachdem wie bei den einzelnen Individuen diese Assoziationen gelagert sind, erscheinen die Gegenstände so oder anders duftend; die Rose also „an sich", als optischer Gegenstand, duftet nicht, sondern beide, die optische und die olfaktorische Zelle sind miteinander assoziiert, und so erscheint dieser Duft als mit der Rose „verbunden" und die Rose „strömt", sagt man, eben diesen Duft aus. Ist aber mit der optischen Zelle, deren Aktualität Rose ist, eine andere olfaktorische Zelle assoziiert, z. B. die, deren Aktualität ein Duft ist, den wir allgemein mit Gestank bezeichnen, nun so stinkt eben die Rose, und entsprechend ist der Ausdruck des Eronenstromes: duftet die Rose, so wird man sich ihr im allgemeinen nähern, sie ergreifen usw., stinkt die Rose, so wird man sich abwenden. Die Variabilität der sensibel-motorischen Verbindungen wird vermehrt, indem die Assoziationen zwischen der Riech- und Sehsphäre wie überhaupt zwischen den einzelnen Hirnrindenzentren individualspezifisch sind. Auch hier ist ein Zugang zum Verständnis mancher Besonderheiten des individuellen Verhaltens, die sich mehr oder weniger weit von der normalen Linie entfernen und dann zu neurotischen Symptomen gerechnet werden.

Alle Düfte leiten sich ab vom Urduft, dem vom Fötus-Kleinkind auf seine Weise erlebten Duft des Mutterleibes, den wir mangels besonderer Namen als spezifisch weiblich bezeichnen, zu dem sich erst sekundär, bei der extrauterinen Entwicklung der Riechsphäre der „männliche" Duft hinzugesellt. Die weiteren Nuancen sind sämtlich in die Klasse der weiblichen (hunger-angst-schmerzgefühligen) und in die der männlichen (schmerz-trauer-freudefühligen) Düfte einzuordnen, mag auch ihre Entfernung vom chaotischen „Urduft" noch so groß sein, d. h. die genetische Entfernung der modalen Riechzellen von denjenigen Riechzellen, die ursprünglich allein entwickelt waren. Diese Nuancen sind entsprechend der relativ geringen Entwicklung der Riechsphäre nicht eben zahlreich; wir sprechen von lieblichen, zarten, wohligen usw. Düften und anderseits von stechenden, abstoßenden, ekelhaften usw. Düften, die wir wohl eher „Gerüche" oder Gestank nennen; und diese Nuancen finden sich auf der weiblichen wie männlichen Seite. Welcher Duft als anziehend und welcher als abstoßend gilt und in welchem Grade, also die Gefühligkeit der Düfte ist individualspezifisch. Je weniger eine Riechsphäre entwickelt ist, desto näher stehen die als angenehm geltenden Düfte dem Urduft des Mutterleibes oder dem väterlichen Urduft; je schärfer und zahlreicher sich die Riechzellen der Hirnrinde differenziert haben, desto „verfeinerter" sind die olfaktorischen Gefühle, Gegenstände und Begriffe, desto zahlreicher sind die Düfte, desto eher sind gewisse entsprechend differenzierte olfaktorische Denkzellen „gesättigt" bis zum Ekel (§ 36), insbesondere von solchen Dufteronen, die als von optischen oder taktilen Urgegenständen ausgehend aufgefaßt werden und die mit besonderer Lebhaftigkeit — von zahlreichen Paßformen der Ekelzellen — aufgenommen werden. Hierbei

werden also zahlreiche Dufteronen mit Paßformen für die den sensilen Duftzellen nächstliegenden Duftgegenstandszellen aufgenommen, diese sind assoziiert mit den optischen und taktilen modalen Zellen, deren Aktualität die Urgegenstände und ihre nächstliegenden „Verwandten" sind, also erscheinen Genital-, Darm-, Harn- und Kotdüfte usw. Insoweit nun die Riechsphäre primitiv oder nahezu primitiv geblieben ist, wird ein größeres Quantum dieser Eronen aufgenommen als von hochdifferenzierten Riechsphären, die je nach ihrer Spezifität mehr von andern Dufteronen aufnehmen und von jenen „primitiven" Dufteronen je nach der Zahl der Ekelzellen mehr oder minder rasch gesättigt und übersättigt sind. Die Tatsache, daß eine Uebersättigung der Riechsphäre mit diesen primitiven Dufteronen möglich ist, der olfaktorische Ekel in Assoziation mit dem optischen und taktilen Ekel auftritt, diese Tatsache zeigt an, daß dieser primitiven Dufteronen so viele wie möglich in die Ekelzellen aufgenommen werden. Anderseits kann ein im übrigen hochdifferenziertes Individuum eine mehr minder ausgeprägte Vorliebe für primitive Düfte haben: die Riechsphäre ist dann insoweit infantil geblieben, Ekelzellen sind weniger differenziert.

Die Ablehnung der primitiven Düfte ist also nicht, wie noch die psychoanalytische Schule will, eine Wirkung oder konditionale Folge von Verboten oder Geboten, ein motivischer „Erfolg" der Erziehung oder gar eine „Verdrängung" (womit gemeint ist, daß das Bewußtsein den „Trieb" zur taktilen, olfaktorischen usw. Beschäftigung mit diesen Gegenständen „unterdrücke", „ins Unbewußte verdränge"), und ebensowenig ist die Vorliebe für solche Düfte ein Durchbrechen der „verdrängten Triebkomponenten", die hierbei im Kampfe mit dem „Ich" oder „Ueber-Ich" obsiegen usw. usw., sondern das Verhalten des Individuums den Düften gegenüber ist Kennzeichen der biologischen Verfassung seiner Riechsphäre für sich wie im Vergleich mit den andern Denksphären. Die Riechgefühle und die Düfte sind Objekte wie andere Objekte auch, Aktualitäten spezifischer Denkzellen, und zwar sensiler, modaler und idealischer Denkzellen, also bewußt als Aktualität und unbewußt als Vor- und Nachaktualität, und die Reihenfolge der Aktualitäten — dieser wie aller — ist weder bedingt noch verursacht noch bezweckt, sondern anschauungsgemäß zeiträumlich. Die Dufteronen, die in die olfaktorischen modalen Denkzellen einströmen, also Paßformen dazu haben, sind als die Düfte aktuell; ein Duft erscheint, heißt: es besteht in einer olfaktorischen modalen Zelle die Beziehung, deren Objektpartner dieser Duft ist. Es existieren also nur die Düfte, für deren Vorstufen die Riechzellen Paßformen haben, „für die" überhaupt Riechzellen da sind; je nach der spezifischen Differenzierung der Riechsphäre erscheint bei dem einen der, beim andern jener Duft als Aktualität — eine biologische und nur biologisch zu verstehende Tatsache, die das motivische Denken ausdeutet, als ob der eine den, der andere jenen Duft „gewählt" hätte, bei welcher „Wahl" erzieherische Einflüsse, Anstandsgründe, Selbstzucht, Entschluß oder ähnlicher Zauber mitgewirkt hätten.

§ 49. Akustische Modalität

Das embryonal-fötale H ö r o r g a n ist mit Flüssigkeit gefüllt; erst nach der Geburt wird diese resorbiert, wobei aus der Rachenhöhle durch die Tube Luft ins Mittelohr eindringt. Die fötalen Hörwahrnehmungen sind natürlich spezifisch verschieden von den extrauterinen. Die Knochenleitung ist von besonderer Bedeutung.

Die sensibeln Endigungen des Hörnerven empfangen also ihre spezifischen Eronen aus der Flüssigkeit der Hohlräume des innern Ohrs, die Schallwellen aus dem Fruchtwasser übernimmt. Die aufgenommenen „Lauteronen" gelangen zu den modalen Zellen der Hörsphäre. In die sensilen Denkzellen fließen über vegetative Nervenstrecken

Paßformen ein: wir sprechen von Hörhunger, Hörangst, Hörschmerz, Hörtrauer, Hörfreude, Hörekel usw., Gefühle, die beim Hören von Geräuschen, Tönen, Klängen, also Musik besonders deutlich hervortreten. Wir müssen also annehmen, daß beim Embryo auch die sensile Hörsphäre in Funktion ist, und daß sich in späterer Fötalzeit modale Hörzellen zu aktueller Funktion entwickeln. Es erscheint dann der Hörgegenstand, zunächst ein Rauschen und Sausen unbestimmter Art, das Urgeräusch, rhythmisch auf- und abschwellend, indem der mütterliche und der fötale Puls sich in die Flüssigkeit der Eiblase und der Hörhöhlen fortpflanzt. Das Rauschen des Waldes, des Meeres, das Lispeln der Blätter, das Sausen oder Säuseln des Windes usw. entspricht jenem primitiven Geräusch (Geräusch ist ja Intensivum von Rauschen). Vernehmen wir dieses Rauschen oder Sausen, so befinden wir uns in der Situation analog der des Fötus im Mutterleibe, also in einem schläfrigen, traumhaften Zustande; das Rauschen ist wie alle primitiven Gegenstände stark gefühlig, und zwar je nach der individualspezifischen Verfassung der Hörsphäre hunger- (sehnsucht- usw.), angst-, schmerz-, trauer- oder freudegefühlig. Das Rauschen ist also Aktualitätenreihe von modalen Hörzellen, die der sensilen Hörsphäre dicht benachbart sind; liegt die Aktualität in einer dieser Zellen, die ja natürlich auch in extrauteriner Zeit, wenngleich verändert, noch da sind, so ist die Situation „embryonal" — analog dem Aufenthalte in einem roten Zimmer, sofern wir die diffuse Röte der Umgebung wahrnehmen. Hierbei handelt es sich nicht etwa um eine „Regression", sondern um die Aktualität frühmodaler Hörzellen, die sich auch beim Extrauterinen noch entsprechend entwickelt vorfinden. Sind diese Zellen relativ zahlreich, dann bekundet das Individuum eine besondere Vorliebe für das Meeres- oder Waldes- oder Windesrauschen und leidet wohl auch an Ohrensausen oder Rauschen, Klingen usw. im Ohr. Das Auftreten eines solchen Leidens ist auch nicht Regression zu einem embryonalen Stadium — es gibt biologisch keine Regression, sondern Erhaltenbleiben —, sondern kürzer oder länger dauernde aktuelle Funktion frühmodaler Hörzellen, die erhalten sind; in solchen Fällen weist die Hörsphäre ihre entwicklungsgeschichtlichen Besonderheiten auf, derart, daß sich Gruppen fötaler-infantiler Hörzellen ihrer spezifischen Anlage, also ihrer biologischen Beschaffenheit gemäß anatomisch oder rein funktionell in die Breite (horizontal) entwickeln, wuchern, während die übrigen Hörzellen sich höher (vertikal) differenzieren; das Rauschen tritt also auf, sobald und solange sich die „zurückgebliebenen" Hörzellen in ihrer Hochfunktion befinden. Aber auch falls das Ohrensausen usw. Involutionserscheinung ist, können wir nicht von Regression sprechen, d. h. von Rückwärts-Wenden, Rückentwicklung, sozusagen vom Rückwärtsgehen des „Rades der Entwicklung", eine gänzlich unbiologische Vorstellung, sondern vom Vergehen als von der auf die Erreichung der spezifischen Wachstumsgrenze folgenden absteigenden Entwicklung. Die Involution führt also nicht rückwärts, sondern abwärts und vorwärts.

Die akustischen — wie alle andern — Aktualitäten des Fötus-Kleinkindes sind chaotisch bis ausklingend chaotisch, Einzelnes erlebt der Mensch in diesem Frühalter noch nicht. Wir als Beobachter beschreiben unsere Aktualitäten, die zusammen die fötale und frühkindliche (usw.) Umgebung sind, betonen aber, daß das Bewußte des Fötus und Kleinkindes lediglich Entsprechung (Analogie) der von uns beobachteten und auch im logischen Schluß ermittelten Umgebung ist. Es ist eine allgemeine Tatsache, daß ich nur meine Aktualitäten erlebe und niemals die eines andern Wesens; ich habe eben mein Gehirn, und jedes Hirnwesen hat das seine. Das Erleben eines andern Menschen kann ich nur aus seinem Verhalten einschließlich seiner wortlichen Mitteilung (seiner Beschreibung) logisch erschließen, dieser Schluß gehört aber auch zu meiner Beschreibung, meiner optischen und akustischen Wortaktualitätenreihe. Es

ergeben sich Vergleiche: gruppen- und artspezifisches (menschliches) Erleben. So kann ich auch auf das Erleben des Fötus und Kleinkindes schließen, also aus den indifferenten (undifferenzierten) Ausdrucksweisen erkennen, daß sein Erleben so beschaffen ist wie beschrieben. Von den Geräuschen der fötalen Umgebung seien genannt: das rhythmische Pochen des mütterlichen Pulses, wohl auch des fötalen Pulses, der doppelt so rasch schlägt wie der mütterliche, ferner Geräusche des mütterlichen Darmes, der Blase und Harnröhre (Zischen, Sausen). Bei der Geburt platzt die Fruchtblase, der Durchtritt des Kindes durch den Genitalkanal geht einher mit Reiben, Knirschen. Die ersten extrauterinen Geräusche gehen von den Hantierungen der Beteiligten aus, sind die Stimmen der Menschen, der eigne Schrei, das Lallen des Kindes usf. Es sind das also Geräusche, die das akustische Chaos des Fötus-Kleinkindes sozusagen determinieren, ohne als einzelne hervorzutreten. Auch die Stimme der Mutter vernimmt das junge Kind als ein diffuses Flüstern — flüsternd in Form unartikulierten Schschsch „unterhält sich" die Mutter mit dem Säugling, „laute" (grelle usw.) Laute existieren noch nicht für ihn. So pflegen die Menschen bei feierlichen Ereignissen (Geburt, Gottesdienst, Tod, Liebesverkehr) zu schweigen oder doch die Stimme zu dämpfen: sie weilen da in der Nähe des Mysteriums, als welches die krisenhaften Erlebnisse aufgefaßt werden.

Wir sahen, die Situation, in der man später das Rauschen, Sausen, Brausen wahrnimmt, ist der intrauterinen-frühkindlichen nächstanalog; jetzt sehen wir, die Situation, in der man das Flüstern hört, ist der postnatalen analog. Wann in späterer Zeit das Rauschen und das Flüstern, noch dazu vertrauter Stimmen, bewußt ist, so sind jene sensilen und modalen Zellen in analoger Funktion, die damals aktuell funktionierten, als der Mensch noch im „Paradiese" oder ihm doch nahe war, als er nach der Ausstoßung, die doch eine Erlösung aus Angst und Schmerz bedeutete, nach dem trauergefühligen Verlust der Nabelschnur die Mutterbrust, die Mutterwärme fand und damit Freude und Sättigung*). Das Flüstern „wirkt" also nicht beruhigend, einschläfernd usw., es „wirkt" überhaupt nicht, sondern es besteht die Aktualität frühinfantiler modaler Hörzellen, die auch in späterer Zeit, wenn auch verändert, noch erhalten sind, wie ich das bereits oben dargelegt habe. Das behagliche (oder auch unbehagliche) Hindämmern am Meere oder beim Flüstern der Winde im Walde ist der mit der Aktualität jener Hörzellen koinzidierende Zustand, dem träumerischen Dämmerzustand des älteren Fötus und des jungen Kindes gleich. Diesen „bewirkt" aber nicht das Flüstern, sondern das Flüstern ist ja Objekt der spezifischen Zellen, ist der Zustand selber; während der Aktualität „Flüstern" (hier als Geräusch genommen, nicht als Name oder Begriff) ist keine andere Aktualität da, es ist überhaupt nur das Flüstern da, nicht, was wirken oder worauf gewirkt werden usw. könnte.

Die Differenzierung modaler Hörzellen schreitet dann vorwärts; das Flüstern bleibt aber noch immer „beliebt". Das Liebesgeflüster der Eltern, mit denen meistens das junge Kind das Schlafzimmer teilt, das Flüstern und Singen der Mutter, die das Kind in Schlaf wiegt (wie sich das Kind nämlich im Uterus gewiegt hat, in den „Wellen" des Fruchtwassers, nachher des Badewassers, des Seewassers usw.), das Geräusch des Saugens, des Harnlassens, auch wohl Musik, die das Kind leise wahrnimmt, das Knistern des Bettes usw. kennzeichnen für alle Zeit die Situation von besonderer Gefühligkeit.

Der Laut ist die akustische Wahrnehmung des Bewegten, genauer das akustisch

*) Ein Vers aus dem evangel. Gesangbuch: „Gott wird dich aus der Höhle, da dich der Kummer plagt, mit großer Gnade rücken; erwarte nur die Zeit, so wirst du schon erblicken die Sonn', die dich erfreut."

Bewegte, das akustische Objekt, das Objekt akustisch wahrgenommen. Alle Bewegung erfolgt rhythmisch, ist Rhythmus. Rhythmus ist — wie Bewegung — spezifitätgemäß (s. IV. Teil dieses Buches). Eronenkomplexe sind spezifisch, heißt: sie bewegen sich in dieser und nicht in einer andern Richtung (Polarisation), Geschwindigkeit und Wellenlänge. Bewegung ist Verhältniswechsel; Beziehung wie Verhältnis ist männlich-weiblich, nur Paßformen stehen im Verhältnis; Bewegung, Verhältniswechsel ist Werden und Vergehen, Vermehrung und Verminderung der Zahl der zu einem Individuum gehörigen Eronenkomplexe, Vermehrung und Verminderung der Paßformen, wobei diese innerhalb ihrer Beziehung zum polaren Gegensatzpartner, die nicht trennbar ist, verbleiben. Die Aggregierung von Eronen zu Individuen „höherer Ordnung" und deren Wachstum ist nicht so zu verstehen, daß sich erst die eine, dann die andere Paßform entwickelt, daß die eine Paßform da ist und nun erst die andere sucht und findet oder nicht findet (und dann allein weiterbesteht), sondern so, daß mit der Existenz des einen Gegensatzpartners der andere zugleich da ist. Mit dem Subjekt ist immer zugleich das Objekt da, weder das eine noch das andere kann für sich existieren, beider Beziehung kann nicht gelöst werden — oder die menschliche Anschauung müßte aufgehoben sein; die interpolaren Partner gehen ineinander über (§ 100). Alle Veränderung ist objektiv, sie ist das Werden und Vergehen, wobei das Vor- und Nachobjekt nicht etwa aus der Beziehung zu „seinem" Subjekt heraustritt, sondern die Vor- und Nachbeziehungen als Symbolkomponenten in der (aktuellen) Beziehung enthalten sind. Lediglich die Anordnung des Physischen, das Verhältnis ändert sich, keinesfalls die Beziehung Physis : Psyche; und es kommt auch keine Beziehung Physis : Physis (und Psyche : Psyche) bei diesem Werden und Vergehen vor, sondern nur Veränderung des Physischen als des polaren Gegensatzes zum Psychischen. (Der Ausdruck „Anordnung des Physischen" könnte mißverstanden werden; das Physische ist mit seiner Anordnung, mit der Form identisch; es gibt nicht eine Form und dazu ein Etwas, das geformt, angeordnet wäre; das Physische ist nicht geformt, sondern die Form selber.)

Wann eine Stimmgabel schwingt, so höre ich je nachdem tiefere oder höhere Töne, d. h. es gehen von der Stimmgabel Eronen aus, die auf dem Nervenwege in die assoziierten Hörzellen strömen und daselbst an der Aktualität „Ton" im Sinne der biologischen Symbolik beteiligt sind; erstere bewegen sich („schwingen") in längeren, letztere in kürzeren Wellen. Eine Welle ist — beim Schall, beim Licht usw., bei der Eronenbewegung überhaupt — eine Periode des Werdens und Vergehens, der Evolution und Involution, deren „Grenzpunkt" ich die spezifische Wachstumsgrenze nenne; ist diese erreicht, beginnt der Zerfall, die Involution.

Die angeschlagene Stimmgabel gibt also je nachdem größere oder kleinere Eronenkomplexe ab, die bis zu ihrer spezifischen Wachstumsgrenze Paßformen zu dem Schwingungsmedium entwickeln, dann sich teilen, wieder anwachsen usf. und sich so „fortpflanzen" im eigentlichen Sinne des Wortes, indem Teilung oder Zerfall dasselbe ist wie Entstehung „neuer" oder „junger" Eronenkomplexe.

Nun gelangen diese spezifischen Eronenkomplexe an das Trommelfell, das als (trichterförmiges) Filter aufzufassen ist: es läßt nur Eronenkomplexe bestimmter Größe durch (nämlich solche, deren Schwingungszahl*) zwischen 30 und 30 000 bis 40 000 liegt), und diese auch nur in einer bestimmten Phase ihrer Bewegung. Die Aufnahme und Abgabe der Eronenkomplexe erscheint als Schwingung des Trommelfells wie auch der Gehörknöchelchen, die den Schall „weiterleiten"; die Schwingung der „Massenteilchen" ist stets zugleich (mehr minder deutlich) Schwingung der „Masse",

*) Schwingungszahl ist die Zahl der in der Sekunde erfolgenden Schwingungen.

die aus den Teilchen zusammengesetzt ist. Die Eronen gelangen so in das Labyrinth und werden je nach der Paßform von den dort angeordneten Nervenendigungen aufgenommen, sie strömen dann in der beschriebenen Art in das subkortikale und das kortikale Hörzentrum und weiterhin in die motorischen Nervenstrecken zu den Ausdrucksorganen.

Die Aufnahme von Eronen geschieht also nicht perpetuierlich, sondern „stoßweise", periodisch, indem eben das Trommelfell als Filter funktioniert und die Eronenbewegung mit Rhythmus identisch ist. Dasselbe gilt übrigens für alle Aufnahme und Abgabe, also auch für die Funktion der andern Sinnesorgane, für die Eronenbewegung überhaupt. In der akustischen Sphäre ist indes der Rhythmus besonders prägnant, er heißt hier Takt, was ja eigentlich nichts anderes wie „Berührung" heißt; Takt ist auch sinngleich mit Puls, pulsus, Antrieb, Stoß, Eindruck, Bewegung (vergl. Anm. zu § 10).

Der erste „Takt" des Fötus ist der Puls der Nabelschnur. Auch die Geräusche sind nicht „taktlos"; es gibt keine Bewegung ohne Takt, ohne Rhythmus, dieser ist ja die Bewegung selber, und jeder Eronenkomplex hat seinen spezifischen Takt, Rhythmus, seine spezifische Bewegung, diese gehört zu seiner Spezifität. Die extrauterinen Laute sind ebenfalls rhythmisch; die Veränderung des Hörobjekts — wie des Objekts überhaupt — ist ja eben der Rhythmus, das Einströmen der Eronen in die Denkzellen geht wie alle Bewegung rhythmisch vor sich, in (zeiträumlichen) Intervallen. Auf die Konsonanten, die im wesentlichen die Geräusche, das Flüstern, das Rauschen ausmachen, folgen alsbald die Vokale, deren Einordnung zwischen die Konsonanten den Rhythmus deutlicher hervortreten läßt.

Der erste Schrei des Kindes, Ausdruck der Schmerz- und Trauereronen, ist zugleich Abgabe von spezifischen Lauteronen, die nun in die modalen Hörzellen gelangen und als Vokale (im Chaotischen) aktuell sind. Andere Eronen gehen auch von der Umgebung aus, doch wird diese zunächst lautlich nicht unterschieden. Die aufgenommenen Lauteronen finden ihren Ausdruck vornehmlich in der Motilität der Sprechmuskeln, es erscheinen die rhythmisch wiederholten „Urworte": uä, am, ma, ta, hu, bu, ör, rö, ar, pu, pa, po, pi, ua, mo, mi usw.*) und die der Entwicklung modaler Zellen entsprechenden Lautkombinationen **). Die Hörzellen sind mit optischen Zellen assoziiert, und mit der Differenzierung weiterer Zellen bilden sich auch die Assoziationssysteme aus. So wird aa oder päpä mit dem Kot, pipi mit dem Harn, eiei und mama mit der Mutter, papa mit dem Vater (vgl. auch § 109) assoziiert usw., derart, daß auf die Aktualität der Sehzelle die der assoziierten Hörzelle erscheint und der Eronenstrom auch in die Motilität des Sprechorgans ausgeht. Hierbei haben die optischen wie die akustischen Zellen ihre eignen motorisch-sekretorischen Endorgane; die Assoziationsfasern sind Seitenäste der Neuriten, die sich in der beschriebenen Weise aufbüscheln und so in Kontaktverbindung mit Dendriten von Nervenzellen oder diesen selbst stehen. Indessen werden die Assoziationsbahnen nicht immer beschritten, sondern — je nach der Spezifität der wandernden Eronen — folgt auf die Aktualität der Hörzelle sogleich der Ausdruck, z. B. das Wort oder eine andere Muskelaktion, oder die Aktualität einer optischen Zelle und dann erst der Ausdruck.

*) Hier ist die Quelle des Reims, der Alliteration, der Wiederholung (besonders in der hebräischen Poesie üblich).

**) Das Kind, der Mensch überhaupt schreit nicht, „weil" oder „wenn" es (er) Hunger oder Schmerz oder Trauer empfindet, wie die motivische Formel lautet, das Schreien ist nicht Wirkung einer Ursache, Folge eines Grundes usf., sondern schlicht und einfach Ausdruck von Reflexen, besonders von Schmerzreflexen, die aktuell (mit bewußten Schmerzgefühlen oder schmerzgefühligen Erlebnissen) oder unaktuell verlaufen.

Das Sprechenlernen des Kindes bedeutet also Entwicklung von modalen Hörzellen und ihren Assoziationen. Je mehr modale Hörzellen differenziert sind, desto mehr motorisch-sekretorische Nerven führen zu ihren Endorganen, desto mehr Wörter werden gesprochen, desto mehr wächst die verbale „Ausdrucksfähigkeit". Und je mehr Assoziationen sich ausbilden, desto zahlreicher sind die Gegenstände, die mit den Wörtern verbunden werden, desto sicherer wird der Gegenstand „benannt", desto rascher und präziser fließt die koordinierte Rede. Bei dieser Entwicklung sind nun wieder unübersehbar viele Variationen möglich; die Besonderheiten der sensibel-motorischen Verbindungen können sich innerhalb der als normal geltenden Variationsbreite befinden oder außerhalb dieser Grenze liegen (abweichende Bezeichnung von Gegenständen, Zwangsreden, Vorbeireden, Aphasie in ihren verschiedenen Formen usw.). Auch der motorische Ausdruck, den wir „schreiben" nennen, kann Besonderheiten bis zu stärksten Abweichungen (Paragraphie usw.) aufweisen und uns so entsprechende Besonderheiten der sensibel-motorischen Verbindungen der akustischen, optischen usw. Sphäre erkennen lehren.

Das Sprechenlernen — wie alles „Lernen" — ist nicht etwa „Nachahmung" im motivischen Sinne, sondern ein Zeichen, daß die spezifischen Denkzellen differenziert sind, die nun hoch funktionieren, von spezifischen Eronen passiert werden; das Sprechen selbst ist Ausdruck dieser Eronen, motorisch als Muskelbewegung, sekretorisch als „Sprudeln", „fließende Rede" (womit noch andere Bedeutungen interferieren) usw. Niemals kann jemand sprechen oder sonst etwas lernen, der die spezifischen Reflexsysteme-Denkzellen nicht besitzt. „Nachahmung" ist motivische Bezeichnung für einen (mißverstandenen) biologischen Vorgang; man meint damit, es könne jemand eine ihm vorgeführte Bewegung usw. als solche erkennen und nun willentlich, mit Absicht, mit „bewußter Anspannung seiner Energie" usw. diese Bewegung nun auch auszuführen versuchen und „durch" fleißige Uebung auch auszuführen lernen, vielleicht angetrieben durch allerhand Vorhaltungen, Ermahnungen usw. Dies ist motivische Phraseologie. Realiter finden Reflexe statt, nichts weiter. Diese Reflexe sind die Passage spezifischer Eronen durch die sensibel-motorische Bahn, in die die zentrale Nervenzelle eingeschaltet ist. Wo keine sensibel-motorische Bahn, gibt's auch keine „Nachahmung"; da „nützen" alle guten Ratschläge nichts: entweder werden sie selber nicht verstanden (mangels Paßformen) oder können „beim besten Willen" nicht befolgt werden, der biologische Mechanismus fehlt. S. auch § 54.

Die Hörgegenstände (Laute, Töne, Klänge, Geräusche) sind mehr minder gefühlig, je nach der genetischen Entfernung der aktuellen modalen Zelle von der sensilen Sphäre. Die Klänge, Geräusche, wie sie die Musik bilden, die den Takt am sinnfälligsten darstellt, sind am stärksten gefühlig; sie sind Aktualitäten von modalen Zellen, die bereits in früher Zeit differenziert waren, und solchen, die ihnen, also auch der sensilen Sphäre dichtbenachbart sind. Der „Takt" hat seine „Urvorlage" im Puls — wie ja überhaupt alles Geschehen Analogie zum organischen Geschehen ist. Weniger gefühlig sind die differenzierten Worte, die sachlichen Beschreibungen.

Die tiefen Töne haben männlichen, die hohen weiblichen Charakter — „männlich" hier als „des Mannes", „weiblich" als „des Weibes" gemeint. Im unisexuellen Sinne sind männlich auch die geraden (vollen), weiblich die runden (hohlen) Anordnungen, also die trauer-freudegefühligen bzw. hunger-angstgefühligen akustischen Reihen, während die schmerzgefühligen zur einen oder andern Gruppe gehören. So sind das U der Höhlenvokal, hungergefühlig, das O und an O anklingende A der Oeffnungsvokal, angstgefühlig, das E und I Schwellenvokal, schmerzgefühlig, das weite A Vokal der Vollendung, freudegefühlig, einen eigentlichen Trauervokal gibt es nicht, abgesehen von einem dumpf-

klagenden verschmolzenen UOA. Auch die Konsonanten sind männliche und weibliche und als zusammengesetzte Individuen supermaskuline und superfeminine Reihen (Silben, Wörter). Näheres in spezieller Schrift. Die Liebessprache ist von der Berufssprache verschieden; dies stimmt zu der Tatsache, daß es in allen Sinnesgebieten Genisches und Trophisches gibt — gemäß der Zusammensetzung des Organismus aus dem Liebesorgan und den Ernährungs-Arbeitsorganen.

Die Sprachlaute sind also auch Geräusche und Klänge, Aktualitäten spezifischer Hörzellen, und zwar sind sie assoziiert mit den verschiedenen Sprechern und hiernach different. Wir sehen z. B. den Mund des M sich in der Weise koordinativ verändern, die wir Lippenbewegung nennen, und in diese Veränderung hinein fällt, die jeweilige optische Aktualität ablösend, der Sprachlaut, das Wort. Späterhin ist der Anblick der Lippe des Sprechenden, also die Aktualität der modalen optischen Zellgruppe nicht immer mit der akustischen Aktualität assoziiert: man sagt, wir hören jemand sprechen, ohne ihn zu sehen. An der Spezifität der Laute erkennen wir, ob wer spricht ein Mann oder ein Weib (hinsichtlich der Sprache) ist, weiterhin auch, wer unter einer möglichen Anzahl von Individuen spricht, erkennen also den Sprecher an seiner Stimme und Sprache. Das alles heißt: die Reflexsysteme und ihre Eronen sind spezifisch, die modalen Hörzellen sind in mehr minder hoher Zahl differenziert. Aber auch in den höchstdifferenzierten, d. h. in den von der sensilen Sphäre am weitesten entfernten modalen Zellen ist die männliche von der weiblichen Aktualität verschieden, die Anordnung des Hörgegenstandes gerade oder gerundet.

Die Entfernung, in die die Lautquelle „gelegt" wird, d. h. die Entfernung des Hörgegenstandes, des Tones, Klanges, der Sprache usw. ist mit der Spezifität des Gegenstandes gegeben, wie wir das für die optischen Gegenstände oben kurz ausgeführt haben und noch besonders ausführen werden (s. § 89). Je weiter die aktuelle modale Zelle von der sensilen Sphäre entfernt ist, je weniger gefühlig die Aktualität ist, desto weiter liegt der Gegenstand ab. Je mehr uns der Ton, das Wort „rührt" (nahe geht, ans Herz greift usw.), je gefühliger Ton oder Wort ist, desto näher liegt Ton und Wort, desto näher liegt die aktuelle modale Zelle der sensilen Sphäre — im genetisch-funktionellen Sinne (s. § 41 Fußnote).

In den modalen Zellen liegen nicht etwa „Wortklangbilder" oder „Wortengramme" aufgespeichert, sondern die Zellen sind spezifisch und nehmen nur Paßformen auf, so daß die Zelle und ihre Funktion immer die gleiche bleibt, — nicht aber dieselbe, in Hinblick auf die im Gange der Evolution und Involution eintretenden Veränderungen. Das Wort ist als Hörgegenstand Aktualität einer modalen Zellgruppe und zwar immer der gleichen, und es ist insofern gleichgültig, ob der Eronenstrom, wie wir sagen, von dem Subjekt-Individuum oder dem Objekt-Individuum ausgeht. Alle Zellen sind während des Wachzustandes in hoher Funktion; die Aktualität, das Bewußte hier als Hörgegenstand „liegt" in derjenigen Zelle, die vom relativ stärksten Eronenstrom passiert wird. Welche Zelle das jeweils gewesen ist, kann lediglich am Ausdruck erkannt werden, aber auch nur mit einem Grade von Wahrscheinlichkeit, der höher wird, wann wir analysieren. Indem das Objekt im Gange der anschauungsgemäßen Veränderung so und so oft die gleiche (nicht identische) Bestimmtheit ist, sprechen wir von Erfahrung, von Wahrscheinlichkeitsrechnung. Indem wir die Veränderung des Objekts als Eronenbewegung, als Werden und Vergehen, Evolution und Involution, Aufnahme und Abgabe von Eronen und Eronenkomplexen beschreiben, ist Erfahrung Name und Begriff für die relative Häufigkeit der gleichen Aktualität, also gleichmäßiger Abläufe der Eronenbewegung, und Wahrscheinlichkeitsrechnung ist Erfahrung als Zahl, als Mathematik. Die Größe der Erfahrung entspricht also dem Grade der Wahrscheinlichkeit (dargestellt als mathematische Größe),

daß diese und nicht eine andere Bestimmtheit aktuell sein, daß eine bestimmte und nicht eine andere Eronenbewegung sich vollziehen wird. Die hundertprozentige Wahrscheinlichkeit findet sich nicht in der Bewegung vor, sondern ist die Subjekt-Objekt-Beziehung, die unmittelbare Gewißheit und Wahrheit.

Innerhalb der Symbolanalyse können wir also nicht mehr als einen Grad von Wahrscheinlichkeit erreichen. Wie sich die Eronenbewegung inner- und interindividuell abspielt, welche Zelle der Hirnrinde jeweils vom stärksten Eronenstrom passiert wird oder gar werden könnte, wie jemand z. B. auf ein Wort, eine Rede, eine andere Tat „reagieren" könnte, ist nur mit einer Wahrscheinlichkeit zu errechnen, deren Grad proportional der Erfahrung ist.

Die bisherige Auffassung, daß in den zentralen Hörzellen Wortklangbilder aufbewahrt und „durch" einen adäquaten „Reiz" „ekphoriert" werden, ist realiter so zu verstehen: die modalen Hörzellen — wie alle andern Zellen — sind spezifische Eronenkomplexe (beschreibungsgemäß Aggregate von solchen, also relativ große Eronenkomplexe), nehmen spezifische Eronen (Paßformen) und nur solche auf (funktionieren), und wann der relativ stärkste Eronenstrom diese oder jene Zelle passiert, dann „liegt" in dieser oder jener Zelle das Bewußte, hier also der Hörgegenstand. „Reiz" ist also lediglich Bezeichnung für die Aufnahme von Paßformen; eine ursächliche oder bedingliche Bedeutung des „Reizes" können wir realiter nicht anerkennen. Indem der „Reiz" motivisch gedeutet wird, faßt man die Wahrscheinlichkeit als Gewißheit oder legt ihr einen höheren Grad bei, als ihr realiter zukommt. (Der „Reiz" muß „wirken", sonst ist es kein Reiz, und die „Wirkung" „desselben" Reizes „muß" immer „dieselbe" sein — oder: zwei Phänomene folgen aufeinander, ergo ist das erste Reiz für das zweite, dieses ist Wirkung des Reizes usw. Vgl. hierzu §§ 12, 80, 81.)

4. Kapitel

Die idealische Sphäre

§ 50. Begriff als Aktualität

An die modale Sphäre schließt sich genetisch die begriffliche oder idealische an; wir identifizieren sie mit der Schicht der polymorphen Nervenzellen, die in der Hirnrinde am weitesten nach innen liegt. Sie beginnt sich schon in der infantilen Zeit zu entwickeln, lebhafter in der juvenilen Periode und erreicht ihre volle Entfaltung im Verlaufe dieser Periode, beim einen früher als beim andern, im allgemeinen gegen Ende der dreißiger Jahre, ein Zeitpunkt, mit dem die mature Periode beginnt; indes braucht damit die Entwicklung weder der begrifflichen noch der gegenständlichen Denksphäre abgeschlossen zu sein, sie können sich vielmehr — und namentlich die begriffliche Sphäre — bis in das fünfte und sechste Jahrzehnt hinein erweitern, länger beim männlichen als beim weiblichen Geschlecht.

Die Schicht der Polymorphen fällt zusammen mit der Zone des interradiären Flechtwerks; die interzellulären Verbindungen sind hier also besonders zahlreich. Es finden sich hier — wie übrigens auch in andern Schichten der Rinde — außer den Polymorphen viele sog. Golgi-Zellen, deren Neuriten sich nach den verschiedensten Richtungen wenden, auch bis zur Molekularschicht aufsteigen können und in einem reichen Geäst von Fäserchen enden; offenbar spielen diese Zellen im „Verbindungsdienst" der Nervenzellen eine wichtige Rolle, indem sie Eronen aus sensibeln Nerven oder aus

Kollateralen aufnehmen und über ihre Neuriten und deren Seitenäste innerhalb der Rindenschichten an assoziierte Zellen weitergeben.

Der Begriff oder die Erinnerung ist die Aktualität, die in einer polymorphen Denkzelle „liegt", sagen wir kurz: der Begriff ist die Aktualität einer Denkzelle der innersten Hirnrindenschicht. Der Begriff ist also Objekt, physisch, genau so wie das Gefühl und der Gegenstand. Er ist die dritte Art der Bestimmtheit, die der Nicht-Bestimmtheit, dem Subjekt, der Psyche, dem Ich gegenübersteht. In der Beziehung, die in der Begriffszelle liegt, ist der Begriff Objektpartner zum Subjekt Nicht-Begriff (polarer Gegensatz). Das Verhältnis besteht zwischen dem fremden Eronenkomplex als männlichem und dem einheimischen als weiblichem, wobei es sich um die Apposition eines vorragenden Physischen an das paßrechte gehöhlte Physische handelt — als interpolaren Gegensatz.

Wie die andern Denksphären ist auch die begriffliche verschieden entwickelt, beim einen mehr, beim andern weniger; auch verändern sich diese wie jene Denkspären im Gange der Evolution und der Involution; ferner kann die begriffliche Sphäre im Verhältnis zu den übrigen Sphären stärker oder schwächer entwickelt sein, und endlich können die einzelnen Bezirke der begrifflichen im Verhältnis zueinander und zu den einzelnen Bezirken der andern Denksphären verschieden entwickelt sein. Hierbei nehme ich an, daß die begriffliche Sphäre ebenso wie die andern Sphären entsprechend dem histologischen Bilde über die ganze bewußtseinsfähige Hirnrinde hin sich vorfindet.

Je nach der Entwicklungsstufe der einzelnen Denksphären und je nach den genannten Relationen lebt der Mensch mehr in der „Welt" der Gefühle oder der Gegenstände oder der Begriffe; er lebt als Fötus fast ausschließlich in der „Welt" der Gefühle, als Extrauteriner in einer „Welt", die fortwährend an Gegenständen und Begriffen gewinnt, bis die Involution ihre besonderen Veränderungen schafft. Im allgemeinen setzt sich die Denkweise des Extrauterinen aus der Funktion aller drei Sphären zusammen, wobei das Bewußte jeweils in der einen oder andern Denksphäre liegt. Indes findet man nicht selten eine auffällig geringe Entwicklung der einen oder der andern Denksphäre, der allerdings eine größere Entwicklung der übrigen Denksphären oder einer derselben gegenüberstehen kann. Zieht man noch die Variabilität der sensibel-motorischen wie überhaupt der assoziativen Verbindungen in Betracht, so ist es wohl zu verstehen, daß die Zahl der Möglichkeiten unübersehbar ist, daß jedes Wesen individualspezifisch ist und auch als Individuum sich fortwährend verändert.

§ 51. Phänomenale Entwicklung des Begriffes, dargestellt am akustischen Begriff

Ebenso wie sich die modale Sphäre genetisch an die sensile anschließt, so schließt sich die idealische an die modale an: zuerst erlebt man den Gegenstand, dann kann man sich seiner erinnern. Wir sahen, daß „der Gegenstand" als Objekt der modalen Zelle „gefühlig" ist, d. h. eine gewisse Gefühlsqualität und -quantität in seiner Gegenständlichkeit präsentiert, je nach der Art der zugehörigen sensilen Zelle und der genetischen Entfernung der modalen Zelle von der sensilen Sphäre. Wir sahen ferner, daß diese Gefühlsquote nicht ein Besonderes, dem Gegenstand abgesehen von seiner Gegenständlichkeit Anhaftendes ist, das vom Gegenstand weggenommen oder hinzugetan werden kann, sondern daß die Gefühlsquote, der „Affektwert" in und mit dem Gegenstand gegeben ist, daß beide, Gegenstand und zugehörige Gefühlsquote, eine Homogenität sind, und daß mit der Gefühligkeit sich immer auch der Gegenstand ändert. Je näher die modale Zelle, deren Aktualität der gegenwärtige Gegenstand ist, der sensilen Sphäre liegt, desto gefühliger ist dieser, d. h. desto näher steht diese Aktualität dem „reinen" Gefühl. In diesem — aber nur in diesem — Sinne kann man sagen, der Gegen-

stand gehe aus dem Gefühl hervor, das Objekt, das in der sensilen Zelle Gefühl sei, zeige sich in der modalen Zelle als Gegenstand, das Gefühl als Aktualität der sensilen Zelle gehe in den Gegenstand als Aktualität der modalen Zelle über. Beide Sphären sind derart verbunden, daß ein Eronenkomplex, der jetzt die Aktualität der sensilen Zelle ausmacht, je nach der Spezifität sich verändernd in die paßrechte modale Zelle wandert; die Aktualität der sensilen Zelle erlischt, wird abgelöst von der Aktualität der modalen Zelle, die von dem veränderten Eronenkomplex passiert wird. Und ebenso verhält es sich, wann die Zellen unaktuell, unbewußt funktionieren. Die Eronen bewegen sich, heißt: sie verändern sich; das Gefühl verändert sich nicht in einen Gegenstand derart, daß die Aktualität einer Zelle jetzt Gefühl, dann Gegenstand sein könnte; das Gefühl ist lediglich als Aktualität einer sensilen Zelle da; sowie der Gegenstand erscheint, funktioniert eine andere, nämlich modale Zelle aktuell, der Gegenstand ist sozusagen ein Umwandlungsprodukt des Gefühls, aber ein solches, dessen Umwandlung allmählich vor sich geht, von Zelle zu Zelle als solche erkennbarer wird, so etwa wie ein chemisches Reaktionsprodukt erst am Ende eines synthetischen oder analytischen Prozesses erscheint, mehrfach umkristallisiert wird und dann erst den möglichen Grad von „Reinheit" erreicht (ganz stimmt der Vergleich natürlich nicht). Der jeweils noch in und mit dem Gegenstand vorhandene „Gefühlsrest" ist das, was ich Gefühligkeit genannt habe. Zu bemerken ist, daß der Gegenstand nicht wieder reines Gefühl werden kann, d. h. daß der Eronenstrom sich nicht aus der modalen Zelle in die sensile Zelle zurückbewegt; die Stromrichtung geht immer einsinnig. (Nur bisweilen biegt der Neurit einer kleinen Pyramidenzelle in Richtung Oberfläche um; es mag dahingestellt sein, ob es sich bei diesen Zellen um sensile oder um modale oder assoziatorische Zellen handelt.)

In analoger Weise schließt sich die Begriffssphäre an die modale an: so wie der Gegenstand als Aktualität der modalen Zelle gefühlig ist, so ist der Begriff als Aktualität der polymorphen Zelle gegenständig und insoweit auch gefühlig. Der Gegenstand „geht" in demselben Sinne in den Begriff „über" wie das Gefühl in den Gegenstand, und ebenso wie der Gegenstand mit dem in und mit ihm gegebenen „Gefühlsrest" eine Homogenität bildet, ist der Begriff eine Homogenität mit dem in und mit ihm gegebenen „Gegenstandsrest", von diesem „Rest" untrennbar. So geht auch die Gefühligkeit des Gegenstandes in den zugehörigen Begriff ein, allerdings nicht derart, daß der Gegenstand mit seiner Gefühligkeit nun Begriff wird, sondern so, daß der Begriff sozusagen Umwandlungsprodukt des Gegenstandes und damit auch des in und mit ihm gegebenen „Gefühlsrestes" ist, diese Umwandlung aber die Veränderung des Eronenkomplexes, seine Bewegung aus der modalen zur begrifflichen (idealischen) Zelle ist. Man kann also von einem Begriff die in und mit ihm gegebene Gegenständigkeit (einschließlich Gefühligkeit) ebensowenig wegnehmen oder zu ihm hinzutun wie vom (zum) Gegenstand die mit und in ihm gegebene Gefühligkeit — wie vom (zum) Objekt die Objektität. Auch kann der Begriff niemals Gegenstand werden, also z. B. der Begriff Haus der Gegenstand Haus, der Begriff Gott der Gegenstand Gott (der Gott „verkörpert", der Vater) usw.; die Aktualität der idealischen Zelle wird abgelöst von der einer sensilen oder modalen oder andern idealischen Zelle, aber der idealische Eronenkomplex, der jetzt aktuell ist, kann nicht in die modale oder gar sensile Zelle zurückgelangen, von der er ausgegangen ist; die Bewegung ist nicht „rückläufig".

Je weiter die Begriffszelle von der Gegenstandszelle entfernt liegt, desto geringer ist die Gegenständigkeit und Gefühligkeit des Begriffs, und man kann hiernach ein System der Begriffe aufstellen, wie man ein System der Gegenstände nach ihrer Genese aufstellen kann. Letzteres würde in seinen primären Stufen die

Gegenstände aufweisen, die mit den Urgegenständen, die wir als vorragend (Nabelschnur) und gehöhlt (Uteruswölbung) bezeichnen, am nächsten verwandt sind, genauer: die ihre Verwandtschaft mit diesen Urgegenständen am erkennbarsten zeigen, d. h die „ausgeprägt" männlich oder weiblich sind, z. B. Nase, Arme, Beine wie überhaupt die gestreckten Körperteile, anderseits die Oeffnungen, also Nabel, Mund, Ohr-, Nasen-, Vaginaleingang, After, Harnröhrenöffnung, Hautporen und die dazugehörigen Höhlen usw. In der zweiten Gruppe wären die nach der Körperlichkeit gebildeten und vom Infans zunächst entdeckten Gegenstände der Umgebung vertreten wie z. B. Flasche, Löffel, gestreckte Spielgeräte, Stock usw., anderseits Steckkissen, Bett, Wiege, Wagen, Windeln, Kleidungsstücke, runde Spielsachen usw. In eine dritte Gruppe wären Gegenstände wie Federhalter, Stift, Nagel, Türklinke, Uhrpendel, Schlüssel, Schwanz der Tiere, Wurst usw., anderseits Tintenfaß, Buch, Tafel, Loch, Tür und Tor, Uhrgehäuse, Maul der Tiere, Kuchen, Brei usw. aufzunehmen und in weitere Gruppen solche Gegenstände, die sich mehr minder weit, aber so weit von ihrem Vorbild entfernt haben, daß sie als Abkömmlinge nur noch dem analytischen Blick kenntlich sind, hochzusammengesetzte (hochkomplexe) organische und anorganische Individuen (Menschen, Tiere, Pflanzen, Maschinen, Gebäude, Landschaften usw.). Das Gleiche gilt für die akustischen, taktilen, olfaktorischen, gustatorischen Gegenstände, die freilich für das „Augentier" Mensch weniger leicht als gerade (z. B. voller Ton) und gehöhlt (hohler Ton) differenzierbar sind. Es kommt hinzu, daß alle Gegenstände bisexuell sind, einmal also supermaskulin oder superfeminin, sodann je nach der Frontalseite entweder gestreckt (als Patrize) oder gehöhlt (als Matrize) erscheinen. So kann der tiefe Ton „hohl" klingen (manche Altstimme), der hohe die noch unbeschreibbare „Klangfarbe" des Männlichen haben (Tenor) usw. Je nach der Sexualkonstitution werden die gleichen Gegenstände von verschiedenen Individuen verschieden rubriziert.

Nicht anders verhält es sich in der Begriffssphäre, z. B. in der akustischen. Wir können eine erste Zone aufstellen, die der Gegenstandssphäre am dichtesten benachbart, die am meisten gegenständig ist; in diese Gruppe gehören die Namen der Gegenstände, nicht die ausgesprochenen Namen, sondern die „gedachten" Wörter als Bezeichnungen von Einzelindividuen, nicht die modalen akustischen Aktualitätenreihen, die den Sprechreflexen und ihren Ausdrücken am Sprechapparat entsprechen, sondern die Objekte als Partner der in bestimmten Begriffszellen „liegenden" Beziehung, also die Wortbegriffe, die Erinnerung an die gegenständlichen Wörter. Diese Wortbegriffe sind Aktualitäten idealischer Zellen, die den modalen Zellen am dichtesten benachbart, am engsten assoziiert sind. Der Lautbegriff „der Mann" ist nicht das Wort (der akustische Gegenstand) „der Mann", auch nicht der optische Gegenstand, mit dem der akustische Gegenstand assoziiert ist, also ein bestimmtes Individuum, das wir als „den Mann" bezeichnen, sondern — ja eben die begriffliche Vorstellung des Lautgegenstandes, die so deutlich sein kann, daß wir „das Wort noch in den Ohren klingen hören", daß „es uns ist, als hörten wir noch" usw. Die sog. „Deutlichkeit" des akustischen (wie des optischen usw.) Begriffes ist seine Gegenständigkeit, und die Gegenständigkeit ist um so größer, je näher die Begriffszelle der zugehörigen (assoziierten) Gegenstandszelle liegt, je kürzer der Weg ist, den der Eronenstrom von der modalen zur idealischen Zelle zurücklegt, und je geringer die Veränderung dieser Eronen ist.

In die zweite Zone der akustischen Begriffe rangieren wir die Vorstellungen ein, die einer Gruppe einzelner Lautbegriffe der ersten Zone und über diese einzelnen Lautgegenständen entsprechen, diese Individualbegriffe in homogener Einheit darstellen, jeden einzelnen so als Exemplar einer Gattung „wiedergeben", also Kollektivbegriffe, Wort-Typen sind, z. B. „der Mann", „das Kind", „der Jüngling",

„der Lehrer", „der Arzt", „der Soldat", „der Pudel", „die Eiche", „die Villa" usw. als Gruppenbezeichnungen. Die Gegenständigkeit dieser Wort-Sammelbegriffe ist — ebenso wie die der bezeichneten phänomenalen (optischen usw.) Kollektivbegriffe — so sehr „verblaßt", daß wir nicht mehr beinahe noch das Wort hören wie beim Individualbegriff, sondern nur die allgemeine Vorstellung eines „Lauthaften" haben. Hiermit ist eine schärfere Präzision des Begriffs als solchen, der Begriffigkeit gegeben; sie tritt um so klarer hervor, je geringer die Gegenständigkeit ist, die in und mit dem Begriff gegeben, je größer die genetische Entfernung der Begriffs- von der Gegenstandszelle ist. Der akustische Sammelbegriff „der Mann" ist sozusagen ein Umwandlungsprodukt der gegenständigeren Einzelbegriffe „der (dieser) Mann" in eine höhere Begrifflichkeit, somit eben ein Kollektivum, in dem das für alle Einzelbegriffe „Mann" (und die einzelnen Männer) Gültige, das ihnen Gemeinsame dargestellt (und bezeichnet) wird. Der Wortbegriff „der Mann" kann also dem gegenständlichen Worte „der Mann" nahe liegen und ist dann begriffliche Bezeichnung eines (dieses) gegenständlichen Mannes oder seines (also Individual-) Begriffes, ist Individualbegriff (Erinnerung) des gesprochenen Wortes, das, selbst Gegenstand (nämlich akustischer), mit einem optischen Gegenstand hauptwegig assoziiert ist. Der Wortbegriff „der Mann" kann aber auch Aktualität einer von der modalen Hörsphäre entfernter liegenden akustischen Begriffszellgruppe sein, er ist dann, weniger gegenständig, Begriff, in den die Einzelbegriffe „der (dieser) Mann" eingehen. Der „Oberbegriff" „begreift" also die zugehörigen „Unterbegriffe" in sich. „Der Mann" als Oberbegriff ist „Inbegriff" für die Begriffe „der (dieser, jener) Mann" als Name für viele, letztens alle Männer. Der Kollektivbegriff „die Eiche" ist Inbegriff aller Einzelwörter „Eiche" und ihrer Begriffe, also Bezeichnung für viele, alle Eichen als optische Gegenstände und ihre (optischen) Begriffe. Die verschiedenen Hörzellen sind mit korrespondierenden Denkzellen anderer Zentren assoziiert (alle Phänomene werden beschrieben, sind lauthaft).

Je nach der Spezifität kann sich also der Eronenstrom aus der Begriffszelle der ersten Zone in die der zweiten bewegen, und diese Bewegung ist Veränderung, womit eben die Verschiedenheit der Aktualität der einzelnen Begriffszellen gegeben ist. Je weiter der Eronenstrom in der Begriffssphäre nach innen wandert, desto mehr verliert er an Gegenständigkeit und an Gefühligkeit, desto mehr tritt „das Begriffliche", genauer „das Begriffige" hervor. In der innersten, der dritten Zone der Begriffszellen „liegen" die Kollektivbegriffe zweiter (letzter) Ordnung, deren jeder wie die Spitze einer Pyramide alle zugehörigen Individual- und Kollektivbegriffe erster Ordnung in sich begreift, z. B. „der Mann" als Inbegriff aller gegenständlichen Wörter „Mann" und ihrer Individual- und Kollektivbegriffe erster Ordnung, „Mann an sich", „Mann schlechthin" — oder „Haus" als „Haus an sich", „Baum" als „Baum überhaupt" als Bezeichnung aller Bäume, „Holz" als „Holz schlechthin" = Bezeichnung allen Holzes, aller Holzarten usf. Analog die „abstrakten" Begriffe, z. B. Psyche, Physis, Raum, Zeit, Gegensätzlichkeit, Gegengeschlechtlichkeit, Tugend, Frömmigkeit, Lasterhaftigkeit, Glaube, Kunst, Weisheit usw. Ich nenne diese Begriffe Endbegriffe. Dieser Teil der Begriffssphäre ist durchschnittlich am wenigsten entwickelt; im allgemeinen findet sich die Aktualität der Begriffssphäre in den mehr nach außen, der Oberfläche der Hirnrinde zu gelegenen Zonen, also in der Zone der ersten oder zweiten Begriffsgruppe, zu denen auch die den Eigenschafts- und Zeitwörtern entsprechenden Begriffe gehören. Die Begriffssphäre ist bei den meisten Menschen überhaupt nicht hoch entwickelt; sie „wissen" mit den Begriffen nichts anzufangen, verstehen sie nicht, sind nicht dafür empfänglich, sind sog. „Tatsachenmenschen", d. h. ihre begriffliche Welt ist stark gegenständig (1. idealische Zone); sie sind wohl auch Wisser, auf Einzelheiten „eingestellt",

ohne in ihrem Denken die „große Linie", den „Ueberblick" zu haben, ohne die Einzelheiten „unter einen höheren Begriff" bringen zu können, der das Allgemeingültige der Erscheinungen umfaßt, ohne den Sinn für das „Wesen der Dinge" aufzuweisen, dessen Besitz den Weisen kennzeichnet.

Aber auch die abstraktesten Begriffe sind noch spurenweise gegenständig und gefühlig; Begriffe ohne Gegenständigkeit und Gefühligkeit gibt es nicht. Auch die Begriffe sind runde und gerade Reihen, beide können auch gedreht (und nicht selten) verdreht sein, die Reihen sind also hunger- oder angst- oder schmerz- oder trauer- oder freudegefühlig — gemäß den Gefühlen Denkhunger, Denkangst usw., hiernach ist die Gefühligkeit spezifisch. Das „Sprachgefühl" ist das Gefühl für die Richtigkeit, also die richtige Koordinatik, die Logik des Gedankenablaufes und ebenfalls in die Gefühligkeit der Begriffe eingegangen. Auch weist jeder Begriff, auch Endbegriff einen „Rest" Gegenständigkeit auf und kennzeichnet sich eben so als „Erinnerung", „Gedächtnis". Somit gibt es Geschichte, Genealogie, Religion usw.

Der Rhythmus (die Geschwindigkeit) der Objektänderung ist in der Begriffssphäre langsamer als in der modalen, er entspricht dem der sensilen Sphäre; und in der Begriffssphäre ist die Geschwindigkeit um so geringer, je weiter nach innen zu, je weiter entfernt von der modalen Sphäre die idealische Zelle liegt. So oft also die Aktualität der gleichen Begriffszelle da ist, stellt sie eine so weitgehend ähnliche Analogie zu den vorigen Aktualitäten dar, daß man fast von Identität sprechen kann; diese gilt besonders für die Endbegriffe. Schon der Begriff der ersten Zone, z. B. „Mann" ist viel langsamer veränderlich, viel beständiger als der Gegenstand „Mann"; die modale Zelle verändert sich biologisch rascher als die idealische. Der Begriff der ersten Zone „Objekt" ist beständiger als das gegenständliche Objekt. Noch beständiger ist der Begriff „Mann überhaupt", „Objekt überhaupt", „das Männliche", „das Objektive" usw. Und am beständigsten sind die Endbegriffe wie „Männlichkeit", „Objektität", „Subjektität", „Sein", „Nicht-Sein", „Psyche", „Physis" usw. In der Begriffswelt tritt also die interpolare Gegensätzlichkeit, die Objektänderung sozusagen zurück, die polare Gegensätzlichkeit, die zwischen Subjekt und Objekt besteht, ist erkennbarer, indem eben das Objekt sich viel langsamer verändert als in der modalen Sphäre. Es erscheinen die Endbegriffe als fast unveränderliche Präsentanten der polaren Gegensätzlichkeit; Psyche und Physis, Subjekt und Objekt usw. sind Begriffe, die in Uebereinstimmung mit ihrer geringen Veränderungsgeschwindigkeit die raumzeitliche „Unendlichkeit" vorstellen. Indes darf diese Spezifität der Begriffe, von der noch ausführlicher die Rede sein wird, nicht derart gedeutet werden, daß die polare Gegensätzlichkeit nur in der idealischen Sphäre, die interpolare nur in der modalen und sensilen Sphäre gelte; beide Arten von Gegensätzlichkeit gehören vielmehr zur Anschauung, wobei die interpolare Gegensätzlichkeit ja nur das beschreibungsgemäße Verhältnis der aufeinanderfolgenden Aktualitäten ist, also lediglich in der Objektität liegt.

Der Unterschied zwischen Begriff und Symbol ist wohl klar. Der Begriff ist die Aktualität der idealischen Zelle, geht in dem beschriebenen Sinne aus der modalen Aktualität oder Unaktualität, aus dem modalen Eronenstrom oder auch direkt aus dem sensilen Eronenstrom hervor und „begreift" die zu seinem assoziativen System gehörigen Aktualitäten in sich in dem Sinne, daß diese Aktualitäten genetische Vorstufen des Begriffes sind. Abgesehen von dieser entwicklungsgeschichtlichen Zusammengehörigkeit ist der Begriff auch Symbol der zu seinem assoziativen System gehörigen, darüber hinaus aber weiterer und aller möglichen Aktualitäten überhaupt. Und dies ist das Wesen des Symbols: es ist die biologische Homogenität aller möglichen Aktualitäten, der kosmischen Situation überhaupt; unter diesen Vor- und Nach-Aktualitäten stehen

die aufeinanderfolgenden Aktualitäten sich (sozusagen) am nächsten, und indem jede Aktualität (Vorstellung, Bestimmtheit, Objekt, Erscheinung — alles Synonyma) Symbol ist, geht die Symbolanalyse, die Veränderung immer erst über gewisse Aktualitäten, die wir als dem gegenwärtigen Symbol zunächstliegend beschreiben, die eine gemeinsame Bewegungsperiode (ein Individuum) höherer Ordnung ausmachen, so daß wir sagen, diese Aktualitäten gehören am engsten zu jenem Symbol, das Ausgangspunkt der Reihe war. Hierüber mehr im Abschnitt über die Formspezifität. Der Begriff ist Aktualität einer idealischen Denkzelle; Symbol aber ist jede Aktualität (damit natürlich auch der Begriff).

§ 52. Vom optischen Begriff. Von den Farben

Was für die akustische Begriffssphäre gilt, trifft in analogischer Weise für die übrigen Begriffssphären, also für die optische, taktile, olfaktorische, gustatorische, thermische und koordinative *) Begriffssphäre zu.

Die Aktualität der optischen modalen Zelle ist der optische Gegenstand; die Aktualitäten der diesen modalen Zellen genetisch nächst benachbarten optischen Begriffszellen sind stärker gegenständig (und gefühlig) als die der weiter von der optischen Gegenstandssphäre entfernt liegenden Begriffszellen. Der optische Begriff „Haus" ist sozusagen ein mehr minder deutlicher „Schatten" des optischen Gegenstandes „Haus". Der Eronenkomplex, der in der modalen optischen Zelle als Haus erscheint, wandert, sich in der beschriebenen Weise verändernd, in die assoziierte Begriffszelle; deren Aktualität ist nun nicht mehr das Haus, wie es als Gegenstand war, sondern eben eine begriffliche Erscheinung, die je nach der Entfernung der Begriffszelle von der modalen Zelle mehr minder deutlich, d. h. gegenständig sein kann, mit Minderung der Gegenständigkeit aber an begrifflicher Präzision, an Begriffigkeit gewinnt.

Man kann die Begriffe als „Schatten" im Sinne von ἰδέα, Idee bezeichnen, in Anlehnung an die Ideenlehre Platos; ἰδέα, von ἰδεῖν, dem Aorist des ungebräuchlichen Präsens ἐϝιδω (ϝεϝιδω) video, wissen, sehen, eigentlich gesehen haben (vergl. pag. 55, Anm.), heißt Gestalt, Erscheinung, aber nicht als Gegenstand, sondern als „gedachte" Erscheinung, als „Bild", „Erinnerungsbild"; es ist dies ein Versuch, den Begriff mit unzulänglichen Mitteln zu beschreiben, aber man wird verstehen, was gemeint ist. „Gedacht" ist jede Erscheinung, gleich ob Gefühl, Gegenstand oder Begriff. Das Denken ist die Bewegung der Eronen in der Hirnrinde, d. h. die Bewegung überhaupt; indem das Objekt (Gefühl, Gegenstand, Begriff) als geworden angeschaut wird, ist es „gedacht" (§§ 24 ff.). „Fühlen" als Bezeichnung der Bewegung in der sensilen Denksphäre und „wahrnehmen" als (bisherige) Bezeichnung der Bewegung in der modalen Sphäre sind verschiedene Namen für den gleichen Vorgang, für die Bewegung überhaupt, die wir als identisch mit Denken erkannt haben. Begriff ist Gestalt, Erscheinung als Aktualität polymorpher Denkzellen; diese Aktualität heißt eben Begriff; auch dieser Name ist behelfsmäßige Bezeichnung für das, was damit gemeint ist und was genauer nicht bezeichnet werden kann, es müßte denn die akustische und optische Wortsphäre sich hinreichend weiter entwickeln, müßten entsprechende neue Wörter auftauchen.

*) Das koordinative Sinnesgebiet besteht aus drei (hauptsächlich in der Kleinhirnrinde lokalisierten) Zentren: dem Lage-, dem Kraft- und dem Richtungszentrum, der „Registratur" der Muskelbewegungen. Von da gehen über zahlreiche Assoziationsbahnen die spezifischen Eronenströme in die Denkzellen der übrigen Sinneszentren ein und nehmen an den dortigen Aktualitäten als Symbolkomponenten teil, so daß jede Aktualität zur vorigen und folgenden in einem spezifischen Lage-, Kraft- und Richtungsverhältnis steht, „koordiniert" ist. Die Veränderung der koordinativen Symbolkomponente ist der Ortswechsel. Wir haben also neun Sinne.

Immerhin weist uns die Bezeichnung des optischen Begriffs mit Idee, Bild usw. darauf hin, daß die optischen von den akustischen und andern Begriffen zu unterscheiden sind. Idee ist eigentlich das Bild der sog. „inneren Schau", des sog. „inneren Sehens", nicht das Bild des „inneren" Hörens, Schmeckens, Fühlens, Riechens. Indem aber der Mensch zu den „Augentieren" gehört, wird der Name „Idee" gleichmäßig für alle Begriffe, als Synonym für Begriff gebraucht. Uebrigens darf der Begriff oder die Idee nicht mit den Traum- oder den halluzinatorischen Bildern verwechselt werden; diese sind vielmehr Aktualitäten modaler Zellen, wie sie gerade bei Ausschaltung (d. h. unaktueller Funktion) der Begriffssphäre auftreten, also bei einer „Einengung" der Funktion der Hirnrinde auf eine Funktionsbreite, wie sie etwa der fötalen und frühinfantilen entspricht — aber nur „etwa", indem nämlich in späterer Lebensperiode jene frühen Denkzellen sich geändert haben und sehr viel mehr sensile und besonders modale Denkzellen differenziert sind als in jener Frühzeit, der Vergleich also eben nicht über die nahe Analogie hinausgeht. Immerhin ist eine gewisse Aehnlichkeit der Begriffe der ersten Zone mit den Traumbildern unverkennbar. Man darf die Eronenbewegung als Ganzes, soweit sie die Hirnrinde durchläuft, eine Periode, eine „Schwingung" nennen, derart daß der Eronenkomplex (als Typus) von geringer Größe, „jung" in die sensile Sphäre eintritt, bei seiner Passage durch die Hirnrinde anwächst (sich entwickelt), in den großen Pyramidenzellen die spezifische Wachstumsgrenze erreicht und dann altert, abbröckelt, sich teilt, zerfällt (vergl. auch § 56); die Involutionsperiode ist also die Bewegung in und durch die Begriffssphäre, und die Aehnlichkeit der Begriffe, die ja eben aus den modalen Eronenkomplexen unmittelbar hervorgehen, mit den Traumbildern als Aktualitäten von relativ geringer Helligkeit (s. §§ 94, 95) wäre somit verständlich.

Die Begriffssphäre ist nur dann in aktueller Funktion, wann die modale und die sensile Sphäre funktionieren; für sich allein kann die Begriffssphäre nicht funktionieren, die Eronen strömen — wenigstens im allgemeinen und im wesentlichen — aus den äußeren Denksphären ein, und wann diese oberflächlichen Denksphären ihre spezifische Funktion eingestellt hätten, bliebe der Eronenzustrom zur Begriffssphäre aus. Demnach können aber die oberflächlichen Sphären aktuell funktionieren ohne Beteiligung der Begriffssphäre; diese kann weitgehend abgesperrt sein, die Variabilität der Möglichkeiten ist wiederum unübersehbar. Wir haben dann den Zustand des Traumes, der Hypnose leichteren Grades und bei weiterer Stillegung des Denkbetriebes die tiefere Hypnose, den Schlaf und verwandte Zustände. Hiervon soll noch die Rede sein (§§ 107, 110).

Auch die optischen Begriffe lassen sich nach ihrer Gegenständigkeit in mehrere Zonen einteilen, analog den akustischen Begriffen. So schließt sich an den optischen Gegenstand „Vater" der Individualbegriff an, er „verschmilzt" mit anderen Individualbegriffen „Vater" zu einem Kollektivbegriff, der alle diese (etwa nach Alter, Rang, Beruf usw. von andern Gruppen verschiedenen) Väter als einheitlichen Typus z. B. Typus Arzt, Typus Kaufmann, Typus Handwerker usw.) darstellt, und wiederum verschmelzen solche Kollektivbegriffe erster Ordnung mit einander zu dem Endbegriff „Vater an sich", „Vater überhaupt", „Vater unser aller" (Gottesbegriff). Analog Gegenstand „Villa", Individualbegriff „diese Villa", Kollektivbegriff „Villa" als Typus; ferner „Miethaus" → Begriffstypus „Miethaus" usf., Endbegriff „Gebäude an sich", „Haus überhaupt", Idee „des" Hauses im allgemeinen. Usw.

Die optischen Begriffe sind unter einander wie auch mit den Begriffen der andern Sinneszentren assoziiert, so auch mit den optischen und akustischen Wortbegriffen, so daß die Beschreibung der optischen (usw.) Begriffe im begrifflichen Denken und bei

entsprechender sensorisch-phonetischer oder -graphischer Innervation in Form gegenständlicher (ausgesprochener oder geschriebener) Worte erfolgt. Die sensorische (modale) Beschreibung der Begriffe ist sonach ein indirektes Verfahren — wie die der Gefühle. Die direkte Beschreibung der phänomenalen (erlebten) Begriffe ist das Wortdenken, die der phänomenalen (erlebten) Gegenstände die sensorische (modale) Sprache; eine direkte Beschreibung der Gefühle gibt es nicht. —

Im Anschluß hieran und in Ergänzung des § 47 haben wir uns noch über die Farben zu orientieren. Nur Gegenstände sowie Begriffe der ersten Zone sind gefärbt oder farbig im eigentlichen Sinne. Es gibt keine Farbe „an sich", d. h. abgesehen von dem farbigen Gegenstand und Begriff. Es existiert nicht der Gegenstand (und Begriff) und obendrein seine Farbe, ich kann nicht den Gegenstand und Begriff wahrnehmen und obendrein (außerdem) seine Farbe, sondern Gegenstand (Begriff) und Farbe ist eine biologische Homogenität, genau wie Gegenstand (Begriff) und Gefühligkeit oder wie Begriff und Gegenständigkeit. Der Gegenstand ist farbig, wie er gefühlig ist, und der Begriff ist farbig, wie er gegenständig und gefühlig ist. Bleiben wir zunächst beim Gegenstand. Der Gegenstand kann, wie man sagt, seine Farbe ändern, d. h. der eben noch z. B. blaue Gegenstand kann jetzt rot erscheinen, dann ist aber auch der Gegenstand ein anderer, ist Aktualität einer Denkzelle, die sich biologisch verändert hat. Hierfür ist es durchaus gleichgültig, ob, wie man sagt, der Gegenstand sich „von selber" verändert hat, z. B. ein grünes Blatt rot wird, oder ob sich im Laufe des Tages oder einer andern Periode die Farben ändern, oder ob die Farbenänderung „künstlich" erfolgt, z. B. der Tischler einen braunen Schrank weiß lackiert oder eine Gruppe im Theater verschieden belichtet wird usf., auf alle Fälle ändert sich mit der Farbigkeit der Gegenstand, d. h. die Denkzelle, deren Aktualität der (farbige) Gegenstand ist. Die Pigmentfarben (Malerfarben) sind Gegenstände. Die Spektralfarben sind auch nur als Gegenstände sichtbar, d. h. müssen „aufgefangen" werden, wie der Physiker sagt, indem er an der Fiktion festhält, daß es „objektives" Licht gäbe, also Licht abgesehen von meiner Wahrnehmung, und „subjektives" Licht, nämlich von mir wahrgenommenes. Es gibt realiter aber nur Licht als wahrgenommen; Licht, das ich nicht wahrnehme oder das noch nicht oder nicht mehr wahrgenommen wird, ist lediglich in der Beschreibung vertreten, indem die Beschreibung die Entsprechung von Aktualitäten ist, die jetzt Symbolkomponenten sind. Der Physiker sagt, durch das Prisma werde das weiße Licht in seine Bestandteile zerlegt und durch eine Konvexlinse wieder hergestellt; er nimmt verschiedene Lichtstrahlen an, die die Farben des Spektrums ausmachen, und die im weißen Licht vereinigt seien, und stellt Experimente über diese Verhältnisse an, immer in der Fiktion, daß es Licht und Farbe außerhalb meiner Wahrnehmung gäbe, die durch besondere „Versuchsbedingungen" in meine Wahrnehmung gebracht werden können. In dieser Fiktion befinden sich alle Menschen, die glauben, es sei mit dem Bewußten zugleich noch anderes Bewußte da, oder es existiere außerhalb des Bewußten noch anderes, das zwar jetzt nicht bewußt oder unbewußt sei, aber bewußt gemacht werden könne und sich eben dadurch, daß es bewußt gemacht werden könne, als unabhängig von meiner Wahrnehmung existent erwiese: es müsse da sein, sonst könne es nicht bewußt gemacht werden usw. Kurz die Fiktion ist die Annahme einer „objektiven Welt", einer solchen, die da sei abgesehen von meiner Wahrnehmung. Es fehlt noch die Erkenntnis, daß ganz gewiß die objektive Welt da ist, aber nur als Gegensatzpartner zum Subjekt. Die Farbe als Phänomen ist nur da, sofern ich sie wahrnehme; sie ist objektiv, d. h. sie liegt in der Objektität, und sie ist „subjektiv", d. h. sie existiert nur als Objekt des Subjekts.

Die Pigmentfarben wie die Spektralfarben, die Farben überhaupt sind nur da, sofern

ich sie wahrnehme, und sie erscheinen unter den verschiedensten Umständen, auch im zeiträumlichen Zusammenhange mit den Anordnungen des physikalischen usw. Experiments. Wo und wann immer aber auch die Farbe erscheint, gehört sie in Homogenität zu einem (ihrem) Gegenstand (oder Begriff), und mit der Farbe ändert sich der Gegenstand und umgekehrt, beider Aenderung ist ein und dasselbe. Demnach gehört die Farbigkeit zur Spezifität des Gegenstandes (und Begriffes), d. h. beschreibungsgemäß zur Spezifität der Denkzelle, deren Aktualität der farbige Gegenstand (der farbige Begriff) ist. Sobald eine modale Denkzelle oder eine idealische Denkzelle der ersten Zone aktuell ist, erscheint mit und in der Aktualität homogen die Farbe. Es gibt also nicht spezielle Farbzellen, die mit den andern modalen usw. Denkzellen assoziiert wären, sondern die modalen Zellen sind „Farbzellen" in dem Sinne, daß ihre Aktualitäten farbig sind. Es gibt nicht eine Denkzelle, deren Aktualität z. B. rot ist, und die mit gewissen Gegenständen assoziiert ist, derart, daß diese rot erscheinen; sondern die Farbigkeit ist für die aktuelle Funktion der modalen Zelle spezifisch.

Wir verfolgen den Hergang wieder biologisch. Die Funktion der primitiven optischen Denkzellen verläuft zunächst unaktuell: die Welt wird optisch-modal noch nicht wahrgenommen. Auf einer gewissen Entwicklungsstufe erscheint traumhaft die erste optische modale Aktualität, der erste Sehgegenstand, ein verschwommenes dunkles Purpurrotviolett; es sind also Paßformen in diese modalen Zellen gelangt, in ihre Vereinigung mit dem reifen einheimischen Eronenkomplex (Zellkernpartner, s. IV. Teil, § 95) fällt die Subjekt-Objekt-Beziehung, wobei das Objekt ein verschwommener purpurrotvioletter Gegenstand ist. Je mehr sich im Laufe der Entwicklung auch die optischen Gegenstandszellen differenzieren, desto schärfer, aber immer noch ganz unscharf treten Unterschiede innerhalb dieses roten Dunkels auf, es sondert sich in rot, violett und purpur, und diese „Farbentöne" hellen sich allmählich auf, die Zahl der passierenden Eronen steigert sich, die biologische evolutive Veränderung der Denkzellen prägt sich auch in der Farbigkeit des Objekts aus. Nach der Geburt mehren sich weiterhin die bis zur Aktualität funktionsfähigen optischen Modalzellen, mehren und verändern sich fortwährend die optischen Gegenstände mit ihrer Gefühligkeit und Farbigkeit, wobei natürlich zahlreiche individuelle Variationen vorkommen. Auf alle Fälle kann das Kind nur wahrnehmen „mit" Denkzellen, die bis zur Aktualität funktionieren; und je nach der Entwicklungsstufe der optischen Modalzellen nimmt es zunächst noch rot, violett, purpur wahr (Nachtgeburt) oder schon ein helleres Rot, ein helleres Blau bis ins Gelb und Grün hinein. Wohlverstanden sind diese Farben wie die Gegenstände noch „undeutlich", verschwommen, unscharf abgegrenzt; die Welt des Neugeborenen ist noch immer ein chaotisches „Allgemeines", aber die Helligkeit nimmt rasch zu, die optischen Modalzellen entwickeln sich rasch bis zur Wahrnehmung eines sanften Grau, wie es die Physiker mit dem Farbenkreisel vorführen. Alle Farben sind noch zart, „unausgesprochen", auch die roten und violetten Farben von noch traumhafter Helligkeit. Immerhin aber nimmt eben die Helligkeit rasch zu, und es sind schon Zellen soweit differenziert, daß ihre Aktualität „farblos", nämlich grau bis weiß erscheint. Der „Tag" des Kindes ist sehr kurz *), nach ein wenig Wachsein schlummert es wieder ins „Nicht-Sein" hinüber; ein (erwachsener) Tag ist vor ihm wie tausend Jahre, tausend Jahre sind

*) Das „biblische Alter" ist so zu verstehen. Vgl. 1. Mose, Kap. 5: Adam starb mit 930 Jahren, Seth 912, Enos 905, Kenan 910, Mahalaleel 875, Jared 962, Methusala 365 Jahre usw. Das ist noch kindliche Zeitrechnung, obwohl der Mann damals schon (der Geschichtsschreibung nach) als Patriarch lebte, d. h. nicht mehr getötet oder kastriert wurde. Auch der Phylisch-Primitive lebte zunächst im Chaos: die Erde war wüste und leer, und es war finster über der Tiefe. Dann erst schied sich das Licht von der Finsternis, doch waren die Zeitmaße noch unbestimmt, Tag und Nacht, die Jahreszeiten usw. noch unpräzis.

vor ihm wie eine Nachtwache (lies: ein Erwachen, ein Wachsein in der Nacht, der noch nächtigen Dunkelheit, in der dem Neugeborenen die Welt erscheint). Das Kind „hat Zeit": die interpolaren Gegensätze sind noch wenig angedeutet, die Aktualität von scheinbar sehr langer Dauer. Aber bald beginnt die Götterdämmerung: die Funktion der optischen Modalzellen ändert sich derart, daß die Gegenstände und ihre Farbigkeit heller werden, daß aus dem chaotischen Dunkel das Grau-Weiß herauswächst. Der „Tag" verlängert sich, und seinem Ablaufe entspricht der Ablauf der Objektänderung und der Farbigkeit der Objekte. Die Sonne erscheint („scheint"), Aktualität spezifischer Denkzellen der linken und rechten Sehsphäre, deren spezifischer Funktionsablauf Typus der eintägigen Periode ist; diese „eintägige" Periode ist allerdings noch nicht als 24stündig erkannt, sie wird es erst bei weiterer Entwicklung der Denksphären, mit der sich auch die allgemeine 24stündige Kurve der Farbigkeit der Gegenstände herausdifferenziert. (Vgl. auch § 107.)

Der optische Gegenstand ist also je nach der Zugehörigkeit zu runden oder geraden, weiblichen oder männlichen Anordnungen sowie je nach dem innerhalb der Bewegungsperioden liegenden Funktionsstadium verschiedenfarbig und verschieden hellfarbig. Die Kurve geht vom dunklen Rot über Orange, Gelb, Grün zu Blau, Indigo, Violett, umfaßt also die im Spektrum oder im Regenbogen nebeneinander liegenden Farben. Die Grundfarben sind — nach Helmholtz — Rot, Grün und Violett. Die Gegenstände erscheinen bei verdämmernder Nacht schematisch rot bis violett (Homer singt von der rosenfingrigen Eos, und dem Soldaten leuchtet das Morgenrot zum frühen Tode, auch hat die Morgenstunde — rotes — Gold im Munde usw.), alsdann mit steigendem Morgen lichten sich diese Farben, das Rot tritt hervor, wird allmählich weißlicher, nämlich orange; das Violett geht in Blau, dieses in Rosa, das Orange in Gelb, Gelb und Blau in Grün über (d. h. Gelb und Blau werden nicht physikalisch „gemischt", sondern jede der beiden Farben geht in Grün über). Das Grün steht dem Weiß am nächsten, aber auch alle andern Farben können dem Weiß mindestens nahe kommen bei hinreichender Helligkeit, d. h. wann hinreichend starke Eronenströme die betr. Zellen passieren. Grün ist der Uebergang in der Farbenkurve, die Akme dieser Kurve; es enthält symbolisch die Grundfarben Rot und Violett, die Reihe der Farben oder Farbnuancen läuft von Rot über Orange und Gelb zu Grün und von da zu Blau, Indigo und Violett. Die Farben der Reihe sind aber nicht etwa abgegrenzt, sondern stellen selber Uebergänge dar; es handelt sich um biologische Aenderungen, um eine Aktualitätenfolge, eine Aktualität geht — in dem beschriebenen Sinne — aus der andern hervor. Natürlich enthalten auch Rot und Violett als Grundfarben symbolisch die Farbe Grün, wie ja auch jede Zwischenfarbe Symbol aller möglichen Farben ist; aber die drei Grundfarben sind doch als Farbübergänge besonders prägnant, so wie auch sonst gewisse Uebergänge aus der fortlaufenden Reihe besonders hervortreten, z. B. die Geburt, die Pubertät, der Koitus, das Sterben usf. So gibt es auch im Spektrum experimentell zum Grün keine einfache Komplementärfarbe, sondern erst zu Rot und Violett zusammen, also zu Purpur fungiert Grün als Komplementärfarbe, und diese „Mischung" ergibt im Experiment Weiß. Uebrigens entsteht im physikalischen Experiment „Weiß" immer nur bei „Mischung" dieser Farben oder ihrer Nuancen, also aus Grüngelb und Violett (wobei Grüngelb der „roten" Kurvenstrecke angehört) oder aus Orange und Zyanblau oder aus Gelb und Indigoblau; die Komplementärfarben sind immer Nuancen der drei Grundfarben oder diese selbst. Auf Weiß und Schwarz werde ich gleich zu sprechen kommen.

Die Tagesakme der 24-Stunden-Periode, die sich von Mitternacht zu Mitternacht erstreckt, ist der Mittag, 12 Uhr, der sog. Höchststand der Sonne, psychobiologisch die Akme der Funktion der Hirnrinde wie des Organismus im Ganzen. Mit sinkendem Tage

treten die Farben wieder schärfer hervor, ihre Helligkeit nimmt ab, d. h. die Gegenstände erscheinen „in einem andern Lichte", stärker tingiert, sozusagen weniger weiß. Die Eronenströme, die die Denkzellen passieren, werden schwächer, je mehr der Tag sinkt; die Gegenstände nehmen wieder die Farben an wie bei steigendem Tage, d. h. diese Farben sind jenen analog, es treten aber die zur Reihe Violett gehörigen Nuancen lebhafter auf als die der Reihe Rot, wenigstens in unsern Breiten. Immerhin gehört das Abendrot zu den gewöhnlichen Erscheinungen. Im übrigen aber zeigen die Tinten des Abends vorwiegend die blauen und violetten „Töne". Die Zahl der Aktualitäten mindert sich und die noch erscheinenden sind weniger hell, die Zahl der die Denkzellen passierenden Eronen sinkt allmählich ab, damit tritt die Farbigkeit (und die Gefühligkeit) der Gegenstände stärker hervor. Schließlich sinkt die Funktion der Denkzellen weiter ab, die meisten werden unaktuell, die Zahl der Gegenstände mindert sich, die Dunkelheit, die Nacht bricht herein. Die Ausdrucksbewegungen und Sekretionen sind die mit dem Zubettgehen verbundenen Vorgänge, dann auch der Lidschluß, und über die Aktualität letzter Denkzellen hinweg geht der Mensch (das Gehirnwesen) in die Unaktualität der gesamten Hirnrinde hinüber, schläft ein. (Ueber Schlaf s. § 107.)

Von diesem Schema gibt es natürlich sehr viele Abweichungen. Sie sind mit der Individualspezifität gegeben, der auch das Zeitalter jedes Menschen, die klimatischen, geographischen usw. Verhältnisse entsprechen, kurz das sog. Milieu, d. h. eben nichts weiter als — die Individualspezifität. Je nach der Organisation der Hirnrinde hält die Funktion im wechselnden Ausmaße verschieden lange an, so daß die Gegenstände längere oder kürzere Zeit erscheinen, „künstliche Lichtquellen" die Sonne ersetzen; es gibt sog. „Nachtlampen", Menschen, die bis in die späte Nacht hinein ihre Denkzellen im Gange haben, und andere, die mit den Hühnern ins Bett gehen. Alle diese individuellen Verhältnisse sind mit der Keimzelle symbolisch gegeben, und weiterhin zeigen sie die Besonderheiten der intrauterinen Entwicklung, der Geburt und der weiteren Lebenszeit analogisch auf. An der „geringsten" Einzelheit des menschlichen Verhaltens ist seine Individualität in allen ihren Bestimmtheiten zu erkennen.

Was hat es nun mit S c h w a r z und W e i ß für eine Bewandtnis? Schwarz ist die farbliche Bezeichnung für die Unaktualität der modalen optischen Denksphäre. Bevor das primitive Purpur aus der „Nacht" auftaucht, hat der Fötus noch keine optischen modalen Wahrnehmungen; diese Denkzellen funktionieren noch unaktuell. Auch späterhin funktioniert, sofern das Bewußte überhaupt in der optischen modalen Sphäre liegt, immer nur e i n e Denkzelle aktuell, ist immer nur e i n Objekt, e i n Farbiges da. Diese Aktualität ist, wie wir wissen, Symbol aller möglichen Aktualitäten, diese Farbigkeit Symbol aller möglichen Farben, die zur Zeit unbewußt, noch nicht da sind. Dies gilt auch für das periphere Sehen, wie im § 95 dargetan. Auch die peripher gesehenen „Farben" sind unbewußt; bewußt ist lediglich die in und mit der Aktualität homogen gegebene Farbigkeit. Hier sei bemerkt, daß die Zapfen der Netzhaut als die sog. „farbenempfindlichen" Apparate gelten, und daß diese in der Fovea centralis, der Stelle des schärfsten Sehens, am dichtesten stehen, peripher mit steigender Entfernung weniger dicht, während die Stäbchen der Netzhaut als die „weißempfindenden" Apparate gelten und peripheriewärts von der Fovea (in der es keine Stäbchen gibt) an Zahl gewinnen. Indem wir diese peripher oder indirekt „gesehenen" Farben und Gegenstände zum Unbewußten (zu den der Aktualität sozusagen am nächsten stehenden Symbolkomponenten) rechnen, sagen wir: nur e i n e (d i e) Aktualität mit ihrer Farbigkeit ist jeweils bewußt. Demnach ist Schwarz Bezeichnung für das optisch Unbewußte, für das Nochnicht- und Nicht-mehr-Gesehene; die Welt kann taktiler oder olfaktorischer oder akustischer oder gustatorischer oder thermischer oder koordinativer Gegenstand sein,

erscheint nur eben noch nicht oder nicht mehr in der optischen modalen Sphäre. Bei Unaktualität der gesamten optischen Modalsphäre ist es Nacht im optischen Sinne; dabei kann es aber Geräusche, Töne, Berührungen, Gerüche, Geschmäcke, Wärme-Kälte-, Bewegungs- (Lage-, Kraft- und Richtungs-) Wahrnehmungen, auch Gefühle und Begriffe geben. Meine Welt besteht dann aus solchen Aktualitäten, und sie kann je nach dem Grade der Funktion dieser Denkzellen mehr oder minder „verarmen", bis der Schlaf eintritt, d. h. die Unaktualität der gesamten Hirnrinde. Solange noch Aktualitäten da sind, die optische Modalsphäre aber unaktuell ist, ist es Nacht, schwarz. Nun sagen wir aber auch am hellen Tage, der oder jener Gegenstand sei schwarz. Entweder ist er tatsächlich schwarz, dann nehme ich ihn optisch nicht wahr, sondern taktil oder olfaktorisch usw. — oder dieses sog. Schwarz ist kein eigentliches Schwarz mehr, es ist z. B. grau, es hat farbige Streifen oder Punkte, es hat hie und da einen „Schimmer" oder „Glanz", d. h. graue oder grauweiße oder grellweiße Stellen, ist also in sich kontrastierend oder als Gegenstand von z. B. taktiler Umgrenzung aus der Umgebung herausgehoben oder optisch lediglich abgegrenzt, indem die „umgebenden" Gegenstände sichtbar, farbig sind. Das eigentliche Schwarz ist optisch ungegenständlich, optisch unwahrnehmbar, das Pigmentschwarz und auch die sog. schwarzen Gegenstände, die wir tagsüber optisch wahrnehmen, sind nicht mehr „echt"-schwarz, sondern ganz dunkelgrau, schwarzblau, schwarzrot usw.

Schwarz ist das Nichts, die Nacht, und diese speziell im Momente des Ueberganges, also um Mitternacht (die nicht durchaus etwa auf 12 Uhr als Zeitdatum fallen muß); schwarz ist die Welt bei Unaktualität der optischen modalen Sphäre; wann ich „nichts" sehen kann. (Für Hirnblinde ist aber die Welt optisch nicht da.) Hier ist nun erkennbar, daß Schwarz im polaren wie im interpolaren Sinne gebraucht wird, daß es zur weiblichen Linie gehört, daß es das farbpsychologische Nichts ist und zugleich Bezeichnung für optisch Ungegenständliches, das im Werden begriffen ist. Schwarz ist das Nicht-Sein, das Nicht-Seiende, das Nicht-Wahrnehmbare, die Nicht-Farbe, aber auch das Noch-nicht-Sein, das Noch-nicht-Seiende, die Noch-nicht-Farbe. Aus dem Schwarz geht das sozusagen primitive Purpur hervor, aus der Nacht der Tag, und doch sind beide, Nacht und Tag, auch polare Gegensätze, indem die Nacht niemals als Tag oder der Tag als Nacht auftreten kann, so lange die menschliche Anschauung besteht. Schwarz ist somit ein Homologon zu Weib. Wir haben in den §§ 19, 20 die Entwicklungsgeschichte des Komplexes „Weiblich" — „Weib" kurz geschildert. „Weiblich" ist hiernach im unisexuellen Sinne Bezeichnung für eine bestimmte, nämlich die runde, hohle, negative Anordnung des Gegenständlichen (das anschauungsgemäß allemal „männlich", positiv ist), zugleich für das „Nichts in der Höhle" als den polaren Gegensatz zum Etwas. „Weiblich" im bisexuellen Sinne ist „das zum Weibe Gehörige". „Männlich" ist im unisexuellen Sinne das Gerade, Volle, Positive, im bisexuellen Sinne „das zum Manne Gehörige". „Der Mann" ist supermaskulin, „das Weib" superfeminin. Weib ist Männin, das aphallische, mit mehr Oeffnungen, Buchten, Höhlungen versehene Wesen, das noch ursprünglicher noch nicht ein Wesen, sondern die Höhle selber, der Mutterleib, das gewaltige, namenlose, unheimliche (und doch heimliche, heimatliche, heimische) Nichts, die Nacht, das Schwarze, Nicht-Wahrnehmbare, aber Wahrnehmende (Aufnehmende) ist. Diesem Nichts stand das Etwas, diesem Subjekt das Objekt gegenüber: der Mann, der da war, der Phallosträger, der dem Nichts, der Höhle, dem Weibe gegenüberstand. Als das Weib erkannt wurde (im Koitus, eben als Weib, als Mensch), entpuppte es sich als „Wesen", als Auch-Objekt, als Fleisch und Bein von Mannes Fleisch und Bein, als interpolarer Gegensatz zum Manne, und zugleich war es die Todbringerin, die Vernichterin, die den Mann ins Nichts, in die Nacht, in den Tod, in den Schlaf (Un-

aktualität der Hirnrinde), ins Schwarze usw. versetzte. Das Weib zeigte seine Doppelnatur, der der Mann als einfach gegenständlich ratlos und wehrlos gegenüberstand. Das Nichts in der Höhle ist das Schwarze, die schwarze Hölle, in der ein mystisch-dunkles, purpurrotes Feuer schwält, die Mutter Erde, die alle ihre Geschöpfe vernichtet, in ihr ewiges Nichts aufnimmt und aus ihm neu erstehen, auferstehen läßt, der Tod als Vernichter und zugleich das ewige Leben, die Tiefe, in die der weiße Mann („hinab zu den Müttern") hinabsinkt, hinabgezogen, hinabgesandt und so zum Teufel (althochdeutsch: tiufel = Gott der Tiefe) wird und nun davon den Namen „der Schwarze", „der schwarze Mann" bekommt *). Der schwarze Mann ist nun selber der Tod, indem er tot ist, in der tödlichen Umarmung sich mit der Todbringerin „einte", „ins Schwarze trat", in den Tod überging und sich so als interpolaren Gegensatzpartner erwies; er war nun nicht mehr (und damit noch nicht), war ungegenwärtig, aber er war auch zum Nichts geworden, zum Weibe, das „nichts" hatte, wo der Mann „etwas" hatte, das Nichts war, während der Mann das Etwas war. Man sieht, wie die polare und interpolare Gegensätzlichkeit ineinander spielen, wie sich das Objekt als anschauungsgemäß polarer Gegensatzpartner sozusagen aufteilt, eben verändert um so mehr, je mehr sich modale Denkzellen entfalteten, bis mit der Differenzierung der idealischen Sphäre und zwar der Endbegriffe die interpolare Gegensätzlichkeit, die Veränderung des Objekts „zurücktritt" analog dem primitiven Stadium (indem die Begriffszellen sich relativ langsam verändern, analog den primitiven sensilen Denkzellen — s. §§ 51, 56). Und in der Welt der Begriffe gewinnt „Schwarz" seine ursprünglich polare Position wieder; es ist das farbpsychologische Nichts, die Psyche (schwarze Seele), in diesem Sinne optischer Endbegriff der weiblichen Linie, polarer Gegensatz zu Weiß, das optischer Endbegriff der männlichen Linie ist. Die Bezeichnung „schwarz" und „weiß" für optische Gegenstände involviert eine genetisch verständliche Ungenauigkeit.

Der Mann ist also der oder das Weiße. Und wie das Weib als schwarz, so finden wir auch den Mann als weiß in der polaren und interpolaren Gegensätzlichkeit vor. Schwarz ist die Nicht-Farbe und Weiß desgleichen; und beide sind zugleich Noch-nicht- und Nicht-mehr-Farben. Als Uebergangsfarbe der Farbenkurve haben wir oben Grün bezeichnet; es steht dem Weiß am nächsten, d. h. im schematischen Ablauf der Farbenkurve geht die Reihe von Rot über Orange und Gelb zum Grün und dann zum Weiß. Mit dem Weiß hört die Farbigkeit auf, und ebensowenig wie schwarze gibt es weiße (optische) Gegenstände. Schwarz gehört zur unaktuellen Funktion der optischen Modalzellen und Weiß sozusagen zur überaktuellen Funktion, zu einer Funktion, die sozusagen über die Aktualität hinausgeht. Eine solche Funktion gibt es natürlich nicht; ich kennzeichne mit obiger Formulierung nur die Gegensätzlichkeit Schwarz-Weiß, wir halten uns aber von der Fiktion frei, daß es eine Funktion gäbe, die über sich selbst hinausginge. Der höchste Grad der optischen Funktion ist die Blendung (s. Anm.): die Zahl der beteiligten Eronen ist so groß, daß der Uebergang der Farbigkeit ins Weiß erreicht wird, Weiß selbst ist aber nicht erlebbar. Was wir im gewöhnlichen Leben oder auch wissenschaftlich Weiß nennen, ist nicht reines Weiß, sondern ein sozusagen dunkleres Weiß, ein farbiges Weiß, eben eine Uebergangserscheinung zum „reinen", zum nicht-erlebbaren Weiß. Auch das „reine" Schwarz ist nicht-erlebbar, weder Schwarz noch Weiß findet sich auch im Spektrum vor. Wir können also auch Schwarz

*) Vgl. die Märchen und Mythen um das Licht (Sonne als Helios, dies — deus usw.), das auf-in die schwarze Mutter Erde fällt, um Wodan-Erda, Uranus-Gaia, die Oberwelt (den Himmel), die in die Unterwelt hinabsinkt, usw., um Pramantha, Prometheus, Christus, Lucifer, Loki, Lohengrin u. a. „gefallene" oder „gesandte" „Engel" (= Götterboten). Vgl. auch die Kindermärchen vom schwarzen Mann, Schornsteinfeger usw.

und Weiß nicht zu den Farben rechnen; sofern „Schwarz" und „Weiß" sichtbar ist, handelt es sich um ein ganz dunkles Rot, Violett usw. bzw. um ein ganz grelles oder helles Grün. Auch jede andere Farbe kann sich bis zum Grade des Fast-Weiß aufhellen. Schwarz und Weiß sind Namen und Begriffe für Unbewußtes und für Nicht-Bewußtes als polaren Gegensatz zum Bewußten.

Weiß hat ursprünglich die Bedeutung des Leuchtenden; λευκός von der Wurzel LUK, wovon auch lux und Licht, heißt leuchtend und weiß. Und man kann nur sehen, wann es licht ist, wann Licht ist, wann es leuchtet, daher das griechische λεύσσειν und unser blicken (blitzen), das man mit φλέγειν brennen, flagrare brennen, fulgere glänzen zusammenbringt, aber auch mit leuchten, lichten, lugen (auslugen), litzen, also direkt mit lux und LUK verbinden kann. Der Tag ist also Inbegriff des Weißen, da kann man sehen, da leuchtet es, nämlich Mithra, Baal, Helios, Sol usw., der strahlende Held, der in schimmernder Rüstung dahersprengt oder -fährt (s. Anm.). Die Sonne ist in den marinen Kulturen männlichen Geschlechts, und wo sie weiblich ist, stellt sie die Mutter-Gottheit in euphemistischer Umschreibung (weiße Frau, Bertha die Glänzende, Frau Holle, die Schnee ausschüttet, Lucina, Lucna, Luna Mondgöttin, womit der Uebergang des „Leuchtens" in die Nacht gegeben ist, usw. usw.) dar — analog der Bezeichnung des „Links" als ἀριστερός oder εὐώνυμος, s. § 34 Anmerkung — oder den zum Weibe gemachten (kastrierten, getöteten) Vater. Und obendrein zeigt sich in der Verweiblichung des Sonnengottes das entwicklungsgeschichtliche Vortreten der interpolaren Gegensätzlichkeit, das Einsetzen und Zunehmen des motivischen Denkens, damit der Fragwürdigkeit, der Unklarheit, des Zweifels am Geschlecht und an den Erscheinungen überhaupt. Im Gegensatz zur Nacht, zum Nichts, zum Schwarz, zum Weibe ist der Mann der Tag, das Etwas, das Weiß *). Die polare Gegensätzlichkeit des frühinfantilen Alters wird im Verlaufe der ersten Lebensjahre kompliziert mit der interpolaren Gegensätzlichkeit, indem die Mutter-Frau als ein „Wesen", später auch als Weib erkannt wird. In der Begriffssphäre endlich, besonders in der dritten Zone, steht das Weiß dem Schwarz wieder ausgeprägt polar gegenüber wie die Psyche der Physis, das Nichts dem Etwas, das Subjekt dem Objekt. So ist Schwarz Endbegriff der weiblichen, Weiß der männlichen Linie, deren Anfangspunkte im urtümlichen polaren Gegensatz liegen und die über die Periode der höchstentwickelten Modalität (mit der motivischen Deutung des Objekts, also der motivisch gedeuteten interpolaren Gegensätzlichkeit) bis zu den Endbegriffen läuft, die wieder die ausgeprägte polare Gegensätzlichkeit präsentieren. —

Wir sagten oben, auch Begriffe seien farbig, und fügen hier an, daß die Farbigkeit der Begriffe ihrer Gegenständigkeit entspricht. Die sog. Nachbilder sind — im Unterschied von dem „Anschauungsbild" der Eidetiker (O. Kroh, E. Jaensch), das gegenständlich ist — Begriffe der ersten Zone, sie sind noch ziemlich farbig. Die Farbigkeit der von der Gegenstandssphäre weiter entfernt liegenden Begriffe ist geringer und bald ganz geschwunden, wie auch die Gegenständigkeit. —

Es gibt Menschen, die „Farbenhörer" sind, die sozusagen die Töne farbig hören, so wie die optischen Gegenstände farbig sind. Man sieht hier klar, daß die Farbigkeit zur Spezifität der Aktualität gehört und nicht selbständige Aktualität spezifischer Farbzellen ist. Es ist nicht erst der Ton, der akustische Gegenstand da, und dann die „da-

*) Vgl. p. 184: „Es liebt die Welt, das Strahlende zu schwärzen" usw. — Schwarze und weiße Magie; Schwarzkunst (ästhetische Entfaltung: Schwarz-Weiß-Kunst), wobei zu bemerken, daß Schwarzkunst auch Uebersetzung von Nekromantie, verballhornt Nigromantie ist, aber auch da ist der Zusammenhang Weib-Tod-Schwarz erkennbar (νεκρομαντεία Wahrsagerei unter Beschwörung eines Toten).

zugehörige" Farbe, sondern der akustische Gegenstand ist mit dem farbigen optischen assoziiert. Wir sprechen auch von Tongemälde, Klangfarbe, hellen oder dunklen Tönen usf. Hierin liegt aber auch eine sprachliche Ungenauigkeit — eine analoge, wie wir sie begehen, wann wir von „schreienden Farben" oder „giftigen Farben" usw. sprechen, indem hier homonyme Bezeichnungen für Aktualitäten von Denkzellen verschiedener Rindenzentren gelten — mangels spezieller Bezeichnungen.

Anmerkung.

Ich mache auf die sprachliche Verwandtschaft von „Blendung" und „(Er)blindung" aufmerksam. Der „Blinde" ist der Optisch-Unaktuelle, der noch nichts sieht, der Geblendete der (sozusagen) Optisch-Ueberaktuelle, der nichts mehr sieht; beide sind „blind". Vergl. „Schwarzseher", jemand redet von einer Sache „wie der Blinde von der Farbe" usw. Die optischen Blendungszellen sind Stauungszellen (pleonastische Zellen, § 94, auch §§ 36, 37). — Blenden ist sprachbiologisch verwandt mit blinken, blinzeln, blicken, bleichen (mit Nebenweg zu „Leiche", erblichen *) usw.), lichten, leuchten usf.; blenden heißt eigentlich: intensiv blicken und leuchten. Wer stark leuchtet, blendet, ist ein „Blender" (Verblender), und wer genau, intensiv (hin-) blickt, ist damit schon blind, geblendet, verblendet usf. Der „Blender" ist die Sonne usw. d. h. das Männliche, aber auch — in den Landkulturen — das Weibliche *(Frobenius,* Vom Kulturreich des Festlandes, *K. v. Boeckmann,* Vom Kulturreich des Meeres u.a.). Der „Blinde" ist der Eingeweihte, der die Mysterien (das Geheimnis der Erwachsenen) kennt, der die Frage gestellt, den „Schleier der Wahrheit" gelüftet, also sehend geworden ist: der Blinde ist der Sehende, der Seher, der „blinde Seher". Der kausal denkende, der motivische Mensch ist der Blinde: er „sieht blind", sein Sehen ist Blindheit, Sehen lernen und Erblinden (Erblöden) koinzidiert. Wer also blind ist, hat nach motivischer Deutung sehen lernen wollen oder gesehen, dieses Sehen, Wissen, Erkennen, Eingeweihtwerden oder -sein ist eben die Sünde, die mit der (gleichzeitigen) Blendung bestraft wird. Wer das Schaffen, das Wirken (der Eltern, des Vater-Gottes, der Mutter-Göttin), und damit die Ursache, den Ursprung erkannt hat, wer die Vergangenheit und damit auch die Zukunft erschaut hat, wer die Zeugung, die Kausalität als Tatsache (nicht dem Wesen nach!) erlebt hat, der hat die große Sünde gegen „Gott" begangen, von der er nur durch den Tod, die Blindheit, die Verblödung erlöst werden kann (daher verblödete Gehirnkranke, Epileptiker usw. für „geheiligt" im doppelten Sinne: verflucht und gesegnet — sacer, tabu — gehalten wurden und noch vielfach werden). 1. Mose 3,7: „Da wurden ihrer beider Augen aufgetan und wurden gewahr, daß sie nackt waren"; die Strafe folgt auf dem Fuße. Vergl. die Oedipussage u. a. Formulierungen dieses Erlebnisses, z. B. Simson, Polyphem, die moderne Fassung von Hans Heinz Ewers im Text der Oper „Die toten Augen" Eugen d'Alberts usw. In letzterer Fassung werden dem Weibe, der blinden Myrtokle, die Augen aufgetan; enttäuscht über das Aussehen des Geliebten („Tier! Ungeheuer"), blendet sie sich selbst, indem sie in die Sonne starrt. Diese Blendung ist aber eben das intensive Sehen (in die Sonne, in „Gottes Antlitz"), das „letzte" Erkennen, die größte Sünde und die entsprechende Strafe zugleich: die „Tötung" der Augen, die vor dem Sehen noch nicht „lebendig" gewesen waren. „Blind" ist ein prägnantes Beispiel für die motivische Deutung der „Tat" (Geburt, Koitus, Tod) als Sünde und Sühne, Schuld und Strafe, Ursache und Wirkung, für die motivische Deutung des Liebestodes, für die Identität von Sünde und Sühne, Schuld und Strafe, Ursache und Wirkung. Siehe weiteres im 3. Teil dieses Buches.

§ 53. Vom taktilen, vom olfaktorischen und vom gustatorischen Begriff

Die Begriffe der taktilen Sphäre, die Tast- oder Berührungsbegriffe sind viel weniger deutlich als die optischen. Wir haben nur eine ganz „dünne" Vorstellung „von" einer Berührung, einem Tastgegenstand, d. h. die Gegenständigkeit der taktilen Begriffe

*) Leiche — Licht, λευκός. das Bleiche, Lichte — also Interferenzwort für lebendig und tot, Leben und Tod: wiederum Liebestod, Koinzidenz des Höhepunktes des Lebens mit dem Tode. In China trauert man „in weiß", in Europa „in schwarz"; die abgeschiedenen Seelen leben im Dunkel der Unterwelt, oder als Engel, angetan mit weißen Gewändern, im strahlenden Glanze des ewigen Himmelslichtes usw. Das Kind, der Primitive kennt den Unterschied lebendig und tot, Leben und Tod noch nicht; dieser Unterschied tritt erst später auf und wird motivisch gedeutet — wie der Liebestod — als Sünde und Sühne usw. Auch alle Neurotiker zweifeln am Leben (ob es nicht Tod sei) und am Tode (ob er nicht Leben sei), wissen nicht, ob sie lebendig oder tot sind; dieser Zweifel liegt aber nur innerhalb der Neurose (oder Psychose). Hierher auch der Zweifel, „wohin man gehört", die Vorstellung des Fremdseins usf. Vergl. auch §§ 34, 94, 104.

ist sehr gering. Die inneren Schichten der taktilen polymorphen Zellen verhalten sich kaum mehr wie Denkzellen, ihre Aktualität, ihr Objekt ist kaum oder nicht mehr bewußt. Diese Zellen mögen bei den verschiedenen Gehirnwesen verschieden entwickelt sein, wie ja andere Zellen und Zellgruppen auch. Der eine hat mehr und hellere taktile Begriffe als der andere. Wir sagen: ich spüre noch die Berührung einer Sache, einer Person, und bezeichnen damit ein taktiles Begriffsindividuum, die Aktualitätenreihe gewisser taktiler Begriffszellen, die der Beschreibung vorausgeht: der Eronenstrom, der in den betr. phonetischen Aktionen Ausdruck findet, passierte das taktile Zellgebiet und das motorische Sprachzentrum über die Assoziationsfasern (indirekte Beschreibung von Begriffen); die Beschreibung des Tastbegriffes kann auch „gedacht", also Wortbegriffsreihe in direkter Assoziation sein. Die Beschreibung der Begriffe ist Beschreibung „aus der Erinnerung". Auch vom Sehzentrum her kann der Eronenstrom über die Assoziationsfasern in die taktile Begriffssphäre einfließen und von da in die Motilität, die z. B. in Bewegungen besteht, mit denen das Betasten eines optischen Gegenstandes verbunden ist; dieser Gegenstand kann natürlich nicht taktil und optisch zugleich aktuell sein, sondern immer nur taktil oder optisch aktuell, entweder sehe ich den Gegenstand oder ich taste ihn; während ich ihn sehe, kann ich ihn „unbewußt" tasten, riechen, hören, schmecken, thermisch, koordinativ wahrnehmen, die Zellen aller Hirnzentren sind in Funktion, aber bewußt ist immer nur ein Objekt, das Objekt; die Aktualität „liegt" immer nur in einer Zelle.

Einen Gegenstand, den ich bewußt sehe, kann ich unbewußt zugleich hören, tasten, schmecken, riechen usw.; es können Eronen aus der optischen Sphäre in die akustische, taktile usw. überwandern und dort vor- und nachaktuell sein. Diese Vor- und Nachaktualitäten sind dem Bewußten zeiträumlich näher oder ferner, je nach der relativen Stärke des Eronenstromes, der die Denkzelle passiert. Ebenso verhält es sich, wann ich einen Gegenstand rieche, d. h. wann eine Gegenstandszelle der olfaktorischen Sphäre aktuell ist; die andern Denksphären funktionieren dann „unaktuell", indem die Eronen über die Assoziationsfasern zu diesen Zellen strömen. Selbstverständlich ist der bewußte Gegenstand nicht identisch mit zugleich unbewußt wahrgenommenen Vor- und Nachobjekten; der akustische Gegenstand ist niemals identisch mit dem zugleich unbewußt wahrgenommenen olfaktorischen usw., es handelt sich ja immer um Objekte und Vor- und Nachobjekte verschiedener Zellen verschiedener Denksphären. Wohl aber kann ein aktueller optischer Gegenstand sozusagen in einer nächsten Umgebung von akustischen, olfaktorischen usw. Vor- und Nachgegenständen liegen, die auch dann in Ablösung der Aktualität selber, jeweils einer, bewußt sein können. Und so sind auch die Vor- und Nachgegenstände, ganz allgemein beschrieben, immer um die Aktualität gruppiert, und so wie die Gegenstände, auch die Gefühle und die Begriffe. Es kann also in diesem Sinne in nächster Nähe der Aktualität, die z. B. ein optischer Gegenstand ist, ein taktiler Vor- oder Nachgegenstand liegen, der, wie gesagt, nicht mit jenem identisch, wohl aber Symbolkomponente ist, die sozusagen mehr Aussicht hat, aktuell zu werden, als andere Komponenten; folgt auf jene optische Aktualität diese taktile, so heißt das: der Eronenstrom, der diese taktile Zelle passiert, ist jetzt der relativ stärkste. Und ebenso kann auf eine optische usw. Aktualität ein taktiler Begriff unmittelbar folgen, jene optische usw. Zelle mit dieser taktilen Begriffszelle nicht sowohl am innigsten assoziiert sein, als gerade von Eronen durchflossen sein, die sich spezifitätgemäß zu Paßformen für die taktile Begriffszelle wandeln werden: es wird dann auf die optische usw. Aktualität die Aktualität der taktilen Begriffszelle folgen, ich sehe jetzt den Gegenstand und habe in der „nächsten" Gegenwart die aktuelle taktile Vorstellung. Die Möglichkeiten sind so zahlreich wie die Denkzellen und ihre Assoziationen.

Auch für die olfaktorischen und gustatorischen Begriffe gelten diese Ausführungen. Wir unterscheiden einen Duft als Riechgegenstand, nicht zu verwechseln mit dem Gegenstand, dem wir den Duft „zuschreiben", der Aktualität der optischen, gustatorischen oder taktilen Denkzelle ist. Die akustische Sphäre ist mit der olfaktorischen weniger dicht assoziiert, vielleicht überhaupt nur über Zwischenstationen; doch sind alle diese Verbindungen individualspezifisch, es mag vielleicht auch Menschen oder andere Gehirnwesen geben, die „Töne oder Laute auch riechen" können, bei denen eben die akustische Sphäre mit der olfaktorischen dichter assoziiert ist. Das Analoge gilt für die thermisch→olfaktorische Assoziation; Muskelbewegungen sind wohl überhaupt nicht riechbar, doch bestehen (wenn auch nicht im Sinne aktueller Funktionsweise) koordinative olfaktorische Assoziationen: auch die Düfte sind zu einander und zu andern Gegenständen koordiniert, geordnet.

Wir sehen also z. B. eine Rose; dieser Aktualität ist dicht benachbart der voraktuelle Funktionsgrad der assoziierten Riechzellen, die nunmehr aktuell funktionieren: wir riechen den Duft (der Rose), die Rose selber ist Nach-Aktualität, also nicht mehr bewußt. Der Wechsel der Aktualitäten, die Veränderung des Objekts geht so schnell vor sich, daß wir die Veränderung praktisch kaum als zeiträumlichen Unterschied auffassen, sondern meinen, wir sähen und röchen die Rose zu gleicher Zeit, beide Aktualitäten seien zugleich da, während wir sie realiter jetzt sehen und jetzt riechen. Wir „riechen auch die Rose" nicht, sondern der Riechgegenstand ist der Duft, nicht die Rose, diese ist optischer Gegenstand, Aktualität, auf die die des Duftes folgen kann, aber nicht zu folgen braucht.

So wie der Riechgegenstand (Rosen-) Duft mit dem optischen Gegenstand (Rose) assoziiert ist, kann auch der Riechbegriff Duft mit dem optischen Gegenstand oder Begriff assoziiert sein (genauer: es sind die Zellen assoziiert, deren Aktualitäten Duft und optischer Gegenstand usw. sind). Es folgt dann auf die Aktualität Rose die Aktualität Duftbegriff, wir verbinden mit der Vorstellung Rose die Vorstellung Duft, und zwar eines bestimmten Duftes, der Aktualität der assoziierten Riechzellen ist und der bei dem einen diese, beim andern jene „Qualität" aufweisen, diese oder jene Bestimmtheit sein kann. Dabei riechen wir aber den Duft nicht, sondern eben nur der Duftbegriff ist da, eine Geruchsvorstellung, die in einer mit der optischen Denkzelle assoziierten polymorphen Zelle der Riechsphäre liegt.

Ebenso ist der Geschmacksbegriff da, nicht der Geschmack selber (als Aktualität einer modalen gustatorischen Zelle), wann wir eine Vorstellung haben, die wir etwa so beschreiben: ich habe den Geschmack noch auf der Zunge (z. B. beim Anblick eines Gegenstandes, der die Aktualität einer mit der gustatorischen Begriffssphäre assoziierten optischen Zelle ist). Und auch in diesen Fällen kann die Geschmacksvorstellung mehr minder ausgeprägt sein, je nach der Entwicklung der Begriffszellen und je nach der Stärke des Eronenstromes und endlich je nach der Entfernung der aktuellen Begriffszelle von der modalen Geschmackssphäre.

Zusammenfassend sagen wir: die Begriffe sind Aktualitäten der polymorphen Denkzellen. Diese sind nur über die Pyramidenzellen erreichbar. Ihre innerste Schicht liegt an der Grenze der Hirnrinde und funktioniert in einer Weise, die kaum oder nicht mehr mit Bewußtsein einhergeht. Je näher die Begriffszelle der modalen Sphäre liegt, desto mehr gewinnt die Aktualität dieser Zelle an Gegenständigkeit und damit an Gefühligkeit. Am stärksten ist im allgemeinen die Gegenständigkeit der akustischen und der optischen Begriffe, die sich hiernach in einzelne Zonen rubrizieren lassen. Alle Begriffszellen sind vielfältig mit einander und mit den Pyramidenzellen assoziiert.

Die Eronenbewegung innerhalb der Begriffssphäre bezeichnet man als „Denken" im engeren Sinne; der „Gedanke" ist hiernach der einzelne Assoziationsakt, der zwischen den zeiträumlich aufeinanderfolgenden Aktualitäten von Begriffszellen liegt. Das Denken als solches, abgesehen vom Aktuellwerden, ist also immer unbewußt, mag man Denken im engeren Sinne, wie angegeben, oder im weiteren Sinne, als Eronenbewegung in der Hirnrinde, als Bewegung überhaupt auffassen, wie wir das tun. Das begriffliche Denken in der optischen Sphäre bezeichnet man als „innere Schau", in der akustischen Sphäre als „innere Sprache", genauer als „inneres Hören" usw., wie wir denn überhaupt das begriffliche Denken als „tiefes Denken" bezeichnen gegenüber dem „oberflächlichen" Denken, das die Eronenbewegung in der der modalen nächstliegenden Begriffszone ist.

Das begriffliche (idealische) Denken und Bewußtsein und die damit synonyme „Verinnerlichung" ist wohl zu unterscheiden von dem in der sensilen und frühmodalen Sphäre stattfindenden Denken und Bewußtsein des Erwachsenen, das man wohl auch mit „Verinnerlichung", „Vertiefung", „Versenkung" usw. identifiziert. Während des begrifflichen Denkens funktionieren alle Denksphären, sie werden von Eronen passiert, die auch in die Begriffszellen einwandern. Das sensile oder frühmodale Denken geht im Gegenteil nur bei Ausschaltung der modalen und der begrifflichen Sphäre vor sich. Das Bewußte der Begriffszelle ist zwar dem Bewußten der modalen Zelle, wie es sich bei Ausschaltung der Begriffssphäre (Traum, Hypnose) präsentiert, ähnlich, beide Aktualitäten sind aber schon am Grade der Helligkeit leicht voneinander zu sondern. (Siehe hierüber auch §§ 95, 107, 110.)

§ 54. Von der Lokalisationslehre

Im Anschlusse an die Besprechung der drei Denksphären ist noch die Uebereinstimmung meiner Auffassung mit der Lokalisationslehre, der Lehre von den spezifischen Zentren der Hirnrinde, kurz zu erörtern.

Zusammenfassend ist der Reflexweg der Eronen im allgemeinen, also schematisch folgendermaßen zu beschreiben. Die Eronen passieren entsprechend ihrer Spezifität die Körperoberfläche; hierbei sind die äußeren Hautschichten, das Trommelfell, die vorderen Augenmedien (bis zur Stäbchen- und Zapfenschicht der Netzhaut) usw. als eine Art Filter anzusehen, d. h. während der Passage verändern sich die Eronen zu spezifischen Paßformen für die sensibeln Empfangsapparate, in Analogie zu den Nahrungsstoffen, die sich während der Verdauung zu resorbierbaren, zu paßrechten Formen umwandeln. Entsprechend der Formspezifität werden von diesen Nervenendigungen diese, von jenen jene Eronen, nämlich immer nur die paßrechten aufgenommen. Nach der Aufnahme bewegen sich die Eronen zellipetal, zentralwärts, und zwar ist diese Bewegung nicht ein einfacher Transport oder ein einfaches Weiterschwimmen, sondern eine Reihenfolge von „Wellen", deren jede aus einer Evolutionsstrecke (Wachstum des Eronenkomplexes) und einer — mit Erreichung der spezifischen Wachstumsgrenze einsetzenden — Involutionsstrecke zusammengesetzt ist, so daß die Eronen in beständiger Veränderung, eben in Bewegung, die mit Veränderung identisch ist, begriffen sind. Das Wachstum beschreiben wir als Aufnahme, die Involution als Abgabe von Eronen aus dem Eronenkomplex, mag dieser kleiner oder größer sein. Die ganze Welle oder Kurve nenne ich eine Bewegungsperiode. Die Eronenkomplexe (das Eron ist immer komplex) oder Bewegungsperioden sind spezifisch (siehe § 88).

In die sympathischen Nervenendigungen (Empfangsapparate) gelangen diejenigen sensibeln Eronen, die wir als „sympathische" von den „sensorischen" abgrenzen. Diese letzteren bewegen sich in den taktilen, optischen, akustischen usw.

zuleitenden Nervenbahnen, in den sog. Sinnesnerven, zu denen auch die Nerven des Temperatur- sowie des Lage-, des Kraft- und des Richtungs- (koordinativen) Sinnes gehören. In den einzelnen peripheren Sinnesgebieten finden sich aber auch in großer Zahl sympathische Empfangsapparate. Je nach ihrer Spezifität gelangen die Eronen durch das periphere sensible Neuron hindurch in das nächste motorische oder sekretorische, also ableitende Neuron oder strömen weiter zentralwärts, passieren also im Rückenmark oder im sympathischen Grenzstrang sensible Neuronen „höherer Ordnung" und treten erst dann in das motorisch-sekretorische Gebiet über. Sie können also in das subkortikale Gebiet (die sub- oder infrakortikalen Zentren des Gehirns) und schließlich auch in die kortikalen Zentren, in die Zentren der Hirnrinde einfließen und dann erst in das zugeordnete ableitende (bzw. assoziatorische) Neuron übergehen.

Die sympathischen Eronen, die in die sensile Sphäre eintreten, nenne ich sensile Eronen (Gefühlseronen); als ihre Vorstufe sind die sympathischen Eronen zu betrachten, die nicht bis in die sensile Sphäre gelangen und die ich als präsensile (vorsensile) Eronen bezeichne. Die sensilen Eronen strömen durch die sensile Zelle hindurch je nach der Spezifität entweder direkt in die zugeordneten motorischen und sekretorischen Endapparate (peripher gelegene Abgabestellen, elastisches Gewebe, glatte Muskelfasern und Drüsenzellen) oder über Kollateralen der Neuriten in assoziierte modale Zellen und von da in die zugeordneten Endapparate (quergestreifte Muskelfasern) oder endlich direkt oder indirekt (d. h. über assoziierte Zellen) in idealische Zellen und von da über das motorische Feld der Hirnrinde in die zugeordnete Motorik oder über Assoziationsfasern in andere Rindenzellen und dann erst in die Peripherie. Die Bewegung sensiler Eronen — wie aller andern — ist identisch mit der Veränderung; ihr Eintritt in die modale (idealische) Zelle fällt also mit der Umwandlung in die modale (idealische) Form zusammen.

Die sensorischen Eronen, die in die modale Zelle gelangen, nenne ich modale Eronen, ihre Vorstufe prämodale Eronen. Sie wandern entweder aus der modalen Zelle direkt oder indirekt in die quergestreifte Muskulatur oder wandeln sich in idealische Eronen um, indem sie in idealische Zellen übertreten. Der Weg über die Assoziationsfasern und die assoziatorischen Zellen ist ebenfalls eine ununterbrochene Veränderung der Form; der Weg der Eronen entspricht immer ihrer Spezifität. Die Tatsache z. B., daß ein Eronenkomplex in eine gewisse idealische Zelle gelangt, ist das Zeichen dafür, daß er sich in eben diese Paßform umgewandelt hat, daß diese Umwandlung innerhalb seiner Spezifität gelegen ist. So können sich auch idealische Eronen wieder in modale oder sensile verwandeln, z. B. auf dem Wege in die Motorik oder auf dem Wege zu assoziierten Denkzellen derselben oder der andern Hemisphäre. Hierbei wird aber ein z. B. idealischer Eronenkomplex nicht etwa wieder zu der früheren modalen oder sensilen Form; eine Regression gibt es nicht.

Die idealischen Zellen sind im allgemeinen nicht direkt von den sensibeln Nerven aus zu erreichen, sondern nur über die sensile und modale Sphäre. Man kann also sämtliche noch nicht in der idealischen Sphäre befindlichen Eronen als präidealische bezeichnen. Nur relativ wenige Neuriten der Polymorphen gehen in die Motorik aus; die meisten teilen sich nach Verlassen der Hirnrinde in Fasern, die zu Denkzellen anderer Bezirke derselben Hemisphäre oder durch den Balken (zu dem übrigens auch Neuriten der Pyramidenzellen Seitenäste abgeben) zur andern Hemisphäre hinziehen; übrigens gehen auch schon innerhalb der idealischen Sphäre zahlreiche Seitenäste von den Neuriten ab, die wie bereits ausgeführt, mit den Dendriten anderer Begriffszellen in Berührung stehen. Der relativ geringen Zahl der zur Peripherie ziehenden Neuriten der polymorphen Zellen entspricht die Tatsache, daß das

begriffliche Denken nur von einer geringen Motilität gefolgt ist, daß die zugeordnete Motorik sich in der Hauptsache auf die sog. Mimik des Denkens (geringe Bewegungen gewisser Gesichtsmuskeln usw.) beschränkt, daß, wie man sagt, der Denker kein Täter ist. Letzten Endes fließen aber natürlich auch die idealischen Eronen, nun als postidealische, wie man von postsensilen und postmodalen Eronen sprechen kann, in die Peripherie ab.

Man unterscheidet die Sinneszentren von den Assoziationszentren (Flechsig); diese letzteren nehmen einen großen Teil der Rinde des Stirn- und des Scheitelhirns ein. Die dreisphärische Anordnung findet sich auch hier. Nur relativ wenige sensible Bahnen ziehen ein, nur relativ wenige motorische Bahnen verlassen diese Zentren. Ihre Zellen, die assoziatorischen, sind nicht Denkzellen, d.h. die Beziehung nichtbewußt-bewußt liegt nicht daselbst, sie sind keine „Bewußtseinszellen", wie man die Denkzellen der Sinneszentren nennen mag, sie sind verbindende Elemente, Schaltwerke, Weichen. Die Bewegung der Eronen durch diese Zellen ist — wie jede Bewegung — spezifische Veränderung.

Der Weg der Eronen von der Aufnahme- bis zur Abgabestelle ist die Reflexbahn. Auch der Weg, der über die Hirnrinde führt, ist Reflexbahn. Die Richtung ist immer sensibel-motorisch. Die Sekretion ist eine abdifferenzierte Motorik. Die Zwischenschaltung von Assoziationsneuronen ändert nichts an dem Reflexcharakter des geschilderten Eronenverkehrs. Auch im Rückenmark finden sich außer den Reflexkollateralen derartige Schaltungen (Reflexneuronen), analog wie in den infrakortikalen Zentren und der Hirnrinde. Die sensilen Zellen der Hirnrinde sind also sekretorisch und motorisch (glatte Muskeln), die modalen und die idealischen Zellen sind motorisch (quergestreifte oder Skelettmuskulatur). Auch die assoziatorischen Zellen gehören zum ableitenden Gebiet, zur abführenden (sekretorisch-motorischen) Strecke der Reflexbahn.

Die Eronenbewegung — Bewegung überhaupt — ist irreversibel, verläuft immer in einer Richtung, auch in der Hirnrinde. Die Richtung ist stets sensibel-motorisch, niemals umgekehrt. Ein Eronenkomplex kann also nicht die motorische Bahn aufsteigen und in sensible Bahnen übergehen. Die Richtung des Eronenstromes in der Hirnrinde ist ferner grundsätzlich sensil-modal-idealisch. Es braucht aber, wie gesagt, der Eronenstrom nicht immer die sensile Zelle zu passieren; die sensorischen Eronen treten unmittelbar in die modalen Zellen ein, diese modalen Eronen sind aber Entwicklungsprodukte der sensilen Formen, wie oben ausgeführt. In einem (schematischen) assoziativen System, bestehend aus dem zuleitenden (sensibeln) Nerven, dem zentralen sensil-modal-idealischen Zellkomplex und dem ableitenden (motorisch-sekretorischen) Nerven, bewegt sich der Eronenstrom (Nervenstrom) eben in dieser Richtung, nicht umgekehrt. Schematisch müßte also immer auf die Aktualität der sensilen Zelle die der modalen und die der idealischen folgen, also auf das Gefühl der Gegenstand und der Begriff, entsprechend der Entwicklungsgeschichte des Systems. Diese Reihenfolge wird sicher überaus häufig innegehalten; oft folgt aber auch das Gefühl auf den Gegenstand oder Begriff, auf den Begriff der Gegenstand usw., indem nämlich z.B. die Funktion der sensilen Zelle bei der Passage des Eronenstroms nicht bis zur Aktualität ansteigt, sondern erst die modale (oder idealische) Zelle, beim Einfluten der nächsten Eronenwelle aber die sensile Zelle aktuell funktioniert und nicht die modale usw. Es haben dann aber eben zwei Eronenströme dieses assoziative System passiert; ein Eronenkomplex A kann nicht erst Aktualität der modalen und dann rückwärts laufend der sensilen Zelle oder erst der idealischen und dann der modalen und sensilen Zelle sein. Es kann wohl ein Eronenstrom, nachdem er z. B. die idealische Sphäre verlassen hat, in eine assoziierte sensile oder modale Zelle einfließen, indem

sich die idealischen Eronen entsprechend verändern, also zu präsensilen oder prämodalen werden, aber auch dann findet keine rückläufige Bewegung statt. Bei allen diesen Vorgängen ist aber nicht etwa die vorausgehende Aktualität Ursache oder Grund usw. der folgenden, also das Gefühl Ursache des Gegenstandes oder des Begriffes usw., sondern die Aktualitäten folgen lediglich zeiträumlich aufeinander.

Auch die Passage der Eronen durch die Assoziationsneuronen erfolgt „einsinnig", in einer Richtung, nicht im Sinne einer reversibeln Leitfähigkeit der Nervenfasern. Die Eronen treten aus dem assoziativen Neuriten (seiner Kollaterale) in einen Dendriten der assoziatorischen Zelle ein und verlassen sie via Neurit, über den sie nun weiterhin einen Dendriten anderer Zellen erreichen können usw.

Diese wenigen schematisch gehaltenen Mitteilungen über den Reflexablauf in der Hirnrinde mögen genügen. Wir wenden uns einer kurzen Besprechung der Einteilung der Hirnrinde in Sinneszentren und Assoziationszentren zu. Während man früher der Ansicht war (Flourens), daß die Funktion der Hirnrinde in ihrer ganzen Ausdehnung gleichartig sei, haben Fritsch und Hitzig die Lokalisationslehre begründet, wonach die einzelnen Regionen der Hirnrinde bestimmten Körperteilen funktionell zugeordnet sind, also die zentrale „Projektion" des zugeordneten Körperteils sind. Diese Lehre ist von Munk, Flechsig, Wernicke, Krause, Monakow, Ziehen, Wundt, Vogt u. a. ausgebaut worden. Hiernach liegt das kortikale Zentrum für die Skelettmuskulatur (das motorische Feld) hauptsächlich in der Rinde der vorderen Zentralwindung beider Hemisphären, des Parazentrallappens, und der hinteren Teile der Stirnwindungen *), d. h. die letzten kortikalen Schaltwerke für die in die Skelettmuskeln ausgehenden Eronen sind die großen Pyramidenzellen und polymorphen Zellen jenes Rindenbezirks, die Skelettmuskeln sind von der Hirnrinde her in der Hauptsache über diese motorischen Zellen zu erreichen. Das Zentrum für die Bewegung der Sprechmuskulatur, das motorische Sprachzentrum liegt in der Rinde der dritten linken Stirnwindung. Die Rinde der hinteren Zentralwindung wird als „sensibles Feld" oder „Fühlsphäre" (psychosensorische Sphäre) bezeichnet. Daselbst mündet der größte Teil den sensibeln Nerven aus dem (taktilen) Haut-Schleimhaut-Gebiet ein; ein Teil zieht nach der vorderen Zentralwindung und zum vorderen Abschnitt des Scheitellappens. Diese sog. „Fühlsphäre" ist das taktile Zentrum, also das Zentrum des Berührungssinnes, dessen Bezeichnung als „Fühlsinn" unberechtigt ist, insofern mit „fühlen" die Funktion der vegetativen oder „Gefühlsnerven" bezeichnet wird. Das Hörzentrum einschließlich des sog. sensorischen Sprachzentrums hat seinen Sitz in der Rinde der ersten linken Schläfenwindung und in einem Teile des untern Scheitellappens. Das kortikale Sehzentrum befindet sich in der Rinde des Hinterhauptlappens (Cuneus und Fissura calcarina), das Riechzentrum in der Rinde des Gyrus hippocampi und des Ammonshornes, wohin auch das Geschmackszentrum verlegt wird. Der Lage-, der Kraft- und der Richtungs- (koordinative) Sinn haben ihr Zentrum in der Rinde des Kleinhirnes mit Filiale in der Rinde der ersten und zweiten Stirnwindung. Im übrigen ist über die Endstation vieler sensibler Fasern, die in die Hirnrinde einstrahlen, eine sichere Feststellung noch nicht getroffen; so ist die Lage des thermischen Zentrums noch nicht ermittelt. Ueber eine etwaige abgegrenzte Lokalisation der Hunger-, der Angst-, der Schmerz-, der Trauer-, der Freudezellen, also über „sympathische Zen-

*) **Die Topographie der rechten Hirnhemisphäre entspricht im groben der der linken; auf Einzelheiten gehe ich hier nicht ein. Die motorischen und sensiblen Nervenbahnen, die dem Rückenmark und dem Gehirn angehören, — mit gewissen Ausnahmen — kreuzen sich auf ihrem Wege zur Hirnrinde; die linke Großhirnhemisphäre ist also im allgemeinen der rechten Körperhälfte, die rechte Hemisphäre der linken Körperhälfte zugeordnet.**

tren" in der Hirnrinde ist nichts bekannt. (Der Schmerz wird von manchen Autoren als „taktile Empfindung" bezeichnet, s. § 94.)

Die Gebiete der einzelnen Zentren sind nicht scharf umschrieben, die funktionelle Zugehörigkeit gewisser Rindenpartien nicht sicher bestimmt. So dürften z. B. noch andere Bezirke der Rinde des Hinterhauptlappens beim Sehakt eine Rolle spielen, nach Monakow sind am „Schmerzgefühl", am „unbestimmten Lagegefühl", „Druckgefühl" außer der „taktilen Region" noch andere Bezirke beteiligt usw. Der Begriff „Zentrum" ist weniger anatomisch als funktionell zu verstehen. Von allen Zentren gehen ableitende Fasern in die Peripherie, wie auch zu allen Zentren zuleitende Nerven ziehen.

Die Struktur der Hirnrinde ist, schematisch genommen, mit Ausnahme weniger Partien allenthalben gleichmäßig: wir finden die dreisphärische Schichtung (§ 29). Im einzelnen sind die verschiedenen Rindenzentren nach Ausdehnung der Sphären, Anordnung der Zellen und natürlich auch nach der Morphologie der Zellen usw. verschieden: sie haben ja auch jede ihre spezifische Funktion. Die sensile Sphäre eines Zentrums braucht sich in der Ausdehnung ihrer Fläche durchaus nicht mit der modalen oder idealischen Sphäre zu decken, die eine kann über die andere mehr oder minder weit in das angrenzende Assoziationsfeld hinausreichen. So finden wir eine solche Inkongruenz der Denksphären z. B. im Tastzentrum. Wir beobachten bei der sog. zentralen Agnosie (es werden Gegenstände getastet, aber tastmäßig nicht mehr begrifflich erkannt, also es wird nicht mehr erkannt, ob ein Gegenstand rund oder eckig, hart oder weich „sich anfühlt") einen Krankheitsherd in der zum taktilen Zentrum gehörigen Rinde des mittleren Drittels der hinteren Zentralwindungen und des dahinterliegenden Teiles des Scheitellappens. Bei der zentralen Agnosie sind die Tastbegriffe ausgefallen, die taktilen Begriffszellen (taktiles Erinnern der Gegenstände) zerstört oder doch außer aktueller Funktion, dagegen die taktilen Modalzellen erhalten, so daß der Tastgegenstand wahrgenommen wird. Die lädierte Rindenstelle ist also als taktile Begriffssphäre aufzufassen, deren Bezirk sich in der Fläche nicht mit dem der taktilen Modalsphäre deckt. Analoges finden wir bei der sog. Seelentaubheit (der Laut wird gehört, aber akustisch-begrifflich nicht mehr wiedererkannt), bei der sog. Seelenblindheit (der Gegenstand wird gesehen, aber optisch-begrifflich nicht mehr wiedererkannt) usw. — Wir brauchen ferner nicht anzunehmen, daß sämtliche Zellen eines Zentrums bis zur Höhe der wachen Aktualität fungieren; gewisse Zellen können auch immer nur unaktuell funktionieren oder nur bis zur traumhaften Aktualität kommen. Endlich mögen sich in den Sinneszentren auch rein assoziatorische Zellen vorfinden, die, wie schon bemerkt, nicht zu den „Bewußtseinszellen" rechnen.

Die assoziatorischen Rindenzellen liegen speziell in den Assoziationszentren. Auch diese Rindenpartien weisen die schematische dreisphärische Schichtung auf, auch hier können wir die Schicht der kleinen, der großen Pyramidenzellen und der polymorphen Zellen unterscheiden. Nur funktionieren eben die assoziatorischen Zellen (noch) nicht als Bewußtseinszellen, sondern als Schaltwerke, als Weichen. Wir dürfen die Gleichmäßigkeit der dreisphärischen Gliederung so auffassen, daß grundsätzlich die sensilen Zellen der Sinneszentren mit den kleinen Pyramidenzellen, die modalen mit den großen Pyramidenzellen, die idealischen mit den polymorphen Zellen der Assoziationszentren in Kontaktverbindung stehen, so daß der Eronenstrom im wesentlichen über gleichartige assoziatorische Zellen weitergeleitet wird. Eine Anzahl assoziatorischer Zellen sendet ihren Neuriten peripheriewärts, so daß man schematisch sagen kann: alle Teile der Hirnrinde sind an der Sekretion und Motilität beteiligt.

Zu den Assoziationszentren gehört auch die sog. motorische Region der Hirnrinde (vordere Zentralwindung). Es ziehen freilich sensile Fasern auch dahin, und

anderseits verlassen motorische Nerven unmittelbar die einzelnen Zentren und ziehen zu den Bewegungsorganen. Die Neuriten der Gefühls-, Gegenstands- und Begriffszellen gehen also zum Teil direkt in die Motilität, zum größeren Teil aber sind sie mit den entsprechenden Zellen der motorischen Region assoziiert, so daß diese Eronen über die assoziatorischen Zellen in die Muskulatur gehen. Auch von der Rinde der vorderen Teile des Stirnlappens gehen motorische Nerven aus (paretische und Gleichgewichtsstörungen besonders in den untern Extremitäten bei Erkrankung dieser Rindenregion usw.), und ebenso strahlen sensible Fasern ein.

Die Assoziationszentren sind keine Bewußtseinszentren, keine Sinneszentren (Kogitationszentren Flechsigs, Apperzeptionszentren Wundts, Erinnerungszentren Ziehens). Die Begriffe „liegen" nicht in den assoziatorischen Zellen, sondern die Begriffszellen gehören zu ihren Sinneszentren. Auch die „höheren" Begriffe wie die Endbegriffe sind immer entweder optisch oder akustisch oder taktil usw., also spezifisch im Sinne der Zugehörigkeit der Begriffszellen zu ihren Sinneszentren. So brauchen sich auch bei ausgedehnten Erkrankungen der Assoziationsgebiete, auch der Stirnhirnrinde, deren Funktion manche Autoren in engsten Zusammenhang mit dem „Ichbewußtsein", dem „Charakter", dem „Persönlichkeitsgefühl" bringen, (so gut wie) keine Intelligenzdefekte oder Charakterveränderungen bemerkbar zu machen, während sich anderseits solche einstellen bei Erkrankungen anderer Hirnrindenpartien, natürlich auch bei Herden in der Stirnhirnrinde auftreten können. Die bei Erkrankungen der Assoziationszentren unterbrochenen Verbindungen der Denkzellen finden offenbar in andern Assoziationsbahnen eine mehr oder minder weitgehende funktionelle Vertretung.

Auf weitere Einzelheiten gehe ich hier nicht ein; das Vorgetragene wird klar gezeigt haben, daß meine Auffassung von der dreisphärischen Gliederung der Hirnrinde sich mit der Lokalisationstheorie vollkommen verträgt.

Jeder Teil des Organismus hat seine Vertretung (Projektion) in der Hirnrinde. Die nervale Verbindung mit dem kortikalen Zentrum ist, wie schon angegeben, eine mittelbare: an das periphere (distale) Neuron schließt sich kontaktmäßig die Reihe zentraler Neuronen an, durch die der im Kontakt übertretende Eronenstrom (Nervenstrom) zum Rindenzentrum fließt. Auch die gesamte „Umwelt" ist so in der Hirnrinde „vertreten". Die Welt ist die Summe der Aktualitäten meiner Denkzellen. Zur „Welt" gehören auch die Begriffe.

Die inneren Organe haben ihre „Vertretung" in der sensilen Sphäre. Die Gefühle sind die „Vertretungen" aller vom sympathischen Nervensystem innervierten Körperteile (also auch der Drüsen und Muskeln der Haut, der Gefäße usw.). Die sympathischen Eronen können so zahlreich einströmen, daß die Funktion der sensilen Zellen bis zur Aktualität ansteigt; in andern Fällen funktionieren die sensilen Zellen unaktuell, d. h. der sensile Eronenverkehr ist geringer als der in modalen oder idealischen Gebieten oder ist überhaupt so gering, daß Bewußtes noch nicht oder nicht mehr da ist (z. B. im Schlafe).

Die Fasern des Sympathikus sind (bisher) histologisch von denen der übrigen Nerven nicht zu unterscheiden; nach Kölliker besitzt der Sympathikus keine „ihm eignen" sensibeln Fasern. Die Fasern des Sympathikus verlaufen teils selbständig, teils den sog. zerebrospinalen (sensorischen) Nerven beigesellt. Zum sympathischen Nervensystem gehört der Nervus vagus, der „kleine Sympathikus" oder Parasympathikus. Unter den zur Hirnrinde ziehenden sensibeln Fasern ist sicher ein großer Teil sympathischer Art. Es könnte demnach ein subkortikales und kortikales Magen-, Leber-, Genitalzentrum usw. geben — außer Rückenmarkszentren und den Zentren, die die allenthalben verbreiteten sympathischen Ganglien darstellen; bekannt ist von solchen

Gehirnzentren (noch) nichts. Entsprechend meinen psychobiologischen und erkenntnistherapeutischen Erfahrungen bin ich der Ansicht, daß die in die Hirnrinde einstrahlenden sympathischen Fasern sich auf die einzelnen Zentren verteilen, daß also z. B. dem Magen oder dem Genitale usw. zugeordnete Fasern in der optischen, in der akustischen, in der taktilen usw. Rindenregion, und zwar in deren sensiler Sphäre endigen, derart, daß in jedem Zentrum nervale Verbindungen zu mehreren oder vielen (und indirekt zu allen) inneren Organen bestehen. Unter den sensilen Zellen des optischen Rindenzentrums z. B. finden sich also solche Zellen, die der Lunge, dem Mund, dem Magen, dem Darm, dem Genitale usw. zugeordnet sind, und ebenso finden sich solche Zellen in den andern Sinneszentren. Diese sensilen Zellen sind hinsichtlich ihrer Funktion verschieden, also Hunger-, Haß-, Angst-, Schmerz-, Trauer-, Freude-, Ekelzellen usw. Somit befinden sich in der sensilen Sphäre jedes Sinneszentrums verschieden zahlreiche genitale, orale, stomachale usw. Hunger-, Angst- usw. Zellen, die in mannigfacher Kontaktverbindung miteinander stehen, im allgemeinen aber ihre Hauptzuflüsse aus dem „zugeordneten" Organ erhalten und auch über ihre Neuriten und die angeschlossenen peripheren Neuronen mit dem Muskel- und Drüsenapparat dieses Organs verbunden sind, im besonderen Falle aber „pervers" assoziiert sind, so daß die zugeleiteten Eronenströme in die Motilität und Sekretion anderer Organe abfließen oder z. B. in eine genitale Gefühlszelle Eronenströme aus dem Magen usw. einlaufen oder Zu- und Abfluß pervers ist usw. Diese sensibel-motorisch-sekretorischen Perversionen, die sich natürlich auch auf die modale und idealische Sphäre erstrecken (die perversen Systeme sind übrigens immer infantilistisch), finden sich besonders bei allen Neurosen, Psychosen, bei allen sog. psychischen Erkrankungen, ja bei allen Erkrankungen überhaupt; hierüber berichte ich eingehend in einem besonderen Werke.

Die in die sensilen Zellen einlaufenden Eronen können — je nach ihrer Spezifität — in die glatte Muskulatur und die Drüsen abfließen oder sich entsprechend verändernd in modale Zellen und auch in idealische Zellen wandern und die verschiedensten Assoziationsbahnen einschlagen, immer entsprechend ihrer Spezifität. Daß auch direkt aus der Peripherie über die sensorischen Nerven Eronen, und zwar eben die sensorischen in die modalen Zellen einströmen, wurde schon gesagt.

Es gelangen so z. B. Hungereronen aus dem Magen in genetisch zugeordnete sensile Zellen der optischen Sphäre; in diese Zellen können auch sensile Eronen aus andern Bezirken, hier besonders aus dem Gebiete des Sehorgans einströmen, wie denn diese sensilen Hungerzellen, deren Aktualität auf alle Fälle in den Magen lokalisiert ist, mit den übrigen sensilen Zellen zunächst der optischen Region in mannigfacher Verbindung stehen. Die sensilen Hungerzellen, jeweils eine, nämlich die, die vom relativ stärksten Eronenstrom passiert wird, seien in aktueller Funktion, d. h. das Hungergefühl erscheint. Nun geht der Eronenstrom je nach der Spezifität entweder direkt in die Motilität und Sekretion des Magens (oder im Falle der Perversion in das pervers angeschlossene Organ) aus oder passiert, sich verändernd, die assoziierte optische Modalzelle, wobei im Falle der Aktualität der hungergefühlige Gegenstand, das Hunger- oder Appetitsobjekt erscheint, wie es auch erscheinen kann, wann spezifische Eronen direkt über die Fasern des Nervus optikus einströmen. Das modale Sehobjekt kann also auch bei geschlossenen Augen, dann aber in einer spezifischen im allgemeinen relativ geringen Helligkeit (z. B. als traumhafte Aktualität) erscheinen. Aus der optischen Modalzelle fließt nun der Eronenstrom direkt oder indirekt, d. h. über assoziierte Zellen in die quergestreiften Muskeln, wobei die ableitenden Nerven, die Neuriten, sich andern Nerven anschließen. Gleichzeitig mögen stomachale Hungereronen in die Rinde der hinteren Zentralwindung (Tastzentrum) gelangen, also in sensile Zellen, die Nebenzuflüsse auch

von andern inneren Organen wie auch von der Haut her erhalten können, und nun wieder direkt in die Motilität und Sekretion des Magens oder indirekt, d. h. über modale Tastzellen in die quergestreiften Muskeln ausgehen. Auch gelangen in das Tastzentrum von der optischen usw. Region Eronenströme über die Assoziationsfasern. Die Ableitung in die quergestreiften Muskeln geschieht, wie oben dargelegt, hauptsächlich über die Neuriten der kleinen und großen Pyramidenzellen der vorderen Zentralwindung. Der Ausdruck in diesem Falle ist z. B. eine Reihe von Bewegungen, die man Greifbewegungen nennt. Diese können aber auch vonstatten gehen ohne spezielle Beteiligung der taktilen Region, also z. B. von der optischen Region aus, wobei von dort Eronen über die assoziatorischen Zellen der vorderen Zentralwindung abfließen, oder von andern Sinneszentren aus, im allgemeinen zugleich von mehreren Zentren aus. Der Tastgegenstand ist Aktualität der modalen Tastzelle, erscheint also, wann der Gegenstand ergriffen ist. Die Muskelbewegung ist eine Reihe von Aktualitäten des koordinativen Zentrums wie auch des optischen oder des akustischen Zentrums usw. Während dieser Vorgänge strömen Eronen in sämtlichen Nervenfasern und -zellen, werden aufgenommen und abgegeben, kurz das jeweilige Verhalten eines Individuums ist äußerst kompliziert, jede Phase, jede Aktualität ist Symbol, auf das andere Symbole folgen, und welche zentralen Partien jeweils beteiligt sind, ist nur symbolanalytisch zu erfahren. Das Bewußte, das Objekt „liegt" stets in der vom relativ stärksten Eronenstrom passierten Denkzelle. Das assoziative System, in dem jeweils der relativ stärkste Eronenverkehr stattfindet, nenne ich p r ä f u n g e n t.

Wie schon gesagt, ist die idealische Denksphäre an der Motorik nur in geringem Maße beteiligt. Soweit aus der Hirnrinde überhaupt Eronen in die Muskeln und Drüsen abfließen, bewegen sich diese Eronen vorwiegend über die sensilen und modalen Denkzellen. Auf eine Begriffsreihe braucht also keineswegs die „gedachte" Bewegung zu folgen; keinesfalls ist die Begriffsreihe — wie übrigens auch keine andere Aktualitätenreihe — die Ursache oder der Grund einer Bewegung. Es bestehen lediglich zeiträumliche Zusammenhänge. Es kann eine Begriffsreihe ablaufen und alsdann eine modale Aktualitätenreihe, die jener „entspricht"; damit ist nur angezeigt, daß in den beteiligten assoziativen Systemen erst die idealischen Zellen und nachher bei Einströmen einer weiteren Eronenwelle die modalen Zellen aktuell funktionieren; es kann auch umgekehrt sein oder die Reihen können in verschiedenen assoziativen Systemen liegen, so daß die modale Reihe, d. h. die Muskelbewegung der vorausgehenden Begriffsreihe nicht entspricht. Wir erörtern jetzt den Sachverhalt kurz noch an dem Beispiel der S p r a c h e, werden später noch ausführlicher darauf zurückkommen.

Das sog. sensorische Sprachzentrum liegt, wie oben bemerkt, in der Rinde der ersten linken Schläfenwindung, das motorische Sprachzentrum in der Rinde der dritten linken Stirnwindung. Ersteres ist ein Teil des Hörfeldes und heißt genauer akustisches Sprachzentrum. In dieses Feld strahlen Fasern des Nervus akustikus, ferner wie beschrieben sensible (sympathische) Fasern aus innern Organen wie Genitale, Magen usf. und assoziative Fasern aus andern Rindengebieten ein. Die Neuriten der Zellen des akustischen Sprachzentrums wenden sich z. T. peripheriewärts, vorwiegend aber zur motorischen Sprachsphäre, die einen Teil der motorischen Rindenregion bildet. Die am Sprechakt beteiligten Drüsen und Muskeln werden hauptsächlich von diesen kortikalen Stellen her innerviert. Das gesprochene (gehörte) Wort ist also Aktualität einer modalen Zellgruppe der akustischen Sprachregion; mit dieser Aktualität ist eo ipso die Entfernung gegeben, die Lokalisation („Verlegung" einer Aktualität in eine bestimmte Entfernung) ist also nicht ein besonderer Akt, sondern jede Aktualität ist als solche eo ipso raumzeitlich bestimmt. Die akustische Wortaktualität kann assoziiert sein mit der Aktualität von

modalen Denkzellen des koordinativen Zentrums; der Ablauf dieser Assoziationen und der zugehörigen Begriffsreihen ist das Wissen, daß dieses Wort von „mir" gesprochen worden ist.

Das Kind lernt sprechen, heißt: es entwickeln sich Reflexsysteme, Denkzellen in der akustischen und motorischen Sprachregion bis zur aktuellen Funktion (§ 49). Mit einer gewissen Anzahl solcher Modalzellen — abgesehen von den sensilen, die den modalen in der Entwicklung bis zur (fötalen) aktuellen Funktion vorausgehen, — wird das Kind geboren, d. h. auf einer gewissen späten fötalen Entwicklungsstufe von Denkzellen ist ein Funktionsgrad erreicht, der mit der Beziehung nichtbewußt-bewußt einhergeht, wobei das Objekt, die Aktualität nicht die extrauterine Helligkeit, sondern eben die intrauterine Dunkelheit aufweist. Je mehr nun akustische Wortzellen sich bis zur aktuellen Funktion entwickeln, desto mehr Wörter hört das Kind, und je mehr motorische Sprachzellen sich bis zu hinreichend hoher Funktion entfalten, desto mehr Wörter spricht das Kind, der Mensch überhaupt *), sofern sich die entsprechenden Assoziationsfasern ausgebildet haben. Die Differenzierung solcher — und anderer — Zellen und Assoziationen kann nun aber auf keine Weise gefördert oder gehemmt werden, irgendein kausales Verhältnis zwischen dem sog. „Vorsprechen" und dem sog. „Nachsprechen" besteht nicht. Eine Nachahmung in dem Sinne, daß das Kind die Sprechbewegungen der Mutter, den Klang ihrer Worte sich merke, „Wortbilder" in seinem akustischen oder motorischen Sprachzentrum „sammle" und zunächst mechanisch, später „bewußt" die vorgesagten Wörter „nachplappere", vermag ich nicht anzuerkennen. Vielmehr handelt es sich auch hier um biologische Entwicklungsvorgänge, die sich nichts dreinreden lassen, sondern sich nach ihrem spezifischen Rhythmus vollziehen. Wo die spezifischen Denkzellen und ihre Assoziationen noch nicht hinreichend ausgebildet sind oder überhaupt fehlen, kann alles Vorsprechen nichts „nützen". „Durch Vorsprechen" entwickeln sich die akustischen Wortzellen ebensowenig wie die optischen durch Vorzeigen. Sobald eine akustische Wortzelle sich bis zur aktuellen Funktion entfaltet hat, ist das (gehörte) Wort, dieser akustische Gegenstand da. Indem sich hiermit in Uebereinstimmung auch die motorische Sprachsphäre, die Assoziationen, die zu- und ableitenden Nervenbahnen usw. im allgemeinen entwickeln, wird das Wort auch gesprochen. Insoweit wie die Sprachsysteme sich ausgebildet haben, ist also eine „Unterhaltung" möglich; nicht aber trägt die Unterhaltung im kausalen, konditionalen, finalen Sinne dazu bei, daß sich die Sprachsysteme ausbilden, daß das Kind sprechen lernt.

Die Funktion der Sprachsysteme kann sich nun aber auch unbewußt vollziehen; in den Ablauf der beteiligten Systeme braucht das Bewußtsein, die Beziehung nichtbewußt-bewußt nicht eingeschaltet zu sein. Sobald in der Entwicklung ein sprachliches Reflexsystem überhaupt fertig ist, auch nur in primitiver Verfassung, funktioniert es in spezifischer Weise, und weiterhin nimmt im allgemeinen nur die „Kapazität", der Funktionsgrad im Zusammenhange mit dem assoziativen Ausbau der Systeme zu. Einen Funktionsgrad von spezieller Höhe stellt das Sprechen dar, es bleibt aber immer eine Reihenfolge von Reflexen, und diese können mit oder ohne Bewußtsein, d. h. mit oder ohne akustische Aktualitäten verlaufen. Ebenso brauchen dem Sprechen keineswegs Begriffsreihen vorauszugehen oder zu folgen, und völlig unverständig ist es, anzunehmen, daß die vorausgehenden Begriffsreihen die Ursache oder der Grund der gesprochenen Wörter seien, daß man sich im Sinne motorischer Wirkung der Gedanken „vorher über-

*) Die Anzahl der Wörter, die ein Mensch aussprechen kann, nennt man seinen Wortschatz. Dieser betrug z. B. bei Shakespeare rund 15 000, bei Wilhelm Raabe rund 20 000 *(August Prockscb)*, bei weniger entwickelten Sprachsphären wenige tausende bis wenige hunderte Wörter. — Gesamtzahl der Ganglienzellen der Großhirnrinde: 9—10 Milliarden.

legen könne und solle, was man spreche", auf Grund von solchen Ueberlegungen (Begriffsreihen) sich entscheiden könne und solle, welche Wörter zu „wählen" seien, welche man aus dem Gehege der Zähne entlassen und welche man zurückhalten wolle. Mit solchen Angaben werden realiter lediglich spezielle assoziative, zeiträumliche Abläufe beschrieben.

Das Bewußtsein, d. h. die Aktualität gewisser Denkzellen des präfungenten Systems ist lediglich ein in den Reflexablauf eingeschaltetes biologisches Phänomen, indem die aktuelle Zelle von dem relativ stärksten Eronenstrom durchflossen wird. Im allgemeinen verläuft das Sprechen unbewußt, ohne diese eingeschalteten Aktualitäten. Oft gehen den gesprochenen (gehörten) Wörtern Begriffsreihen voraus, die den folgenden Wörtern mehr minder genau entsprechen; diese Erfahrung, die lediglich einen biologischen Tatbestand wiedergibt, nämlich eine gewisse assoziative Verknüpfung von Denkzellkomplexen, wird nun vom motivischen Menschen so gedeutet, als ob die vorausgehenden Begriffsreihen, das vorausgehende „Ueberlegen" Schuld oder Ursache usw. an den folgenden Wörtern, kurz gesagt eine „psychische Instanz", ein dämonisches Etwas, eine „Kraft" seien, die im Menschen wirke, für deren Wirkung nun aber wieder der Mensch verantwortlich sei, zur Rechenschaft gezogen, beschuldigt und (damit schon) bestraft werden müsse — und wie die Fiktionen der motivischen Denkweise lauten mögen. Realiter, psychobiologisch können wir nur sagen, daß so und so oft der gedachten Wortreihe die gesprochene (gehörte), d. h. der Begriffsreihe die akustische Gegenstandsreihe entspricht, vorausgeht oder folgt; diese Erfahrung ist identisch mit Wahrscheinlichkeit (worüber im IV. Teile Weiteres). Daß diese Entsprechung in vielen Fällen ausbleibt, dafür „kann der Mensch nichts", sondern damit bekennt er bloß eine spezifische Architektur der beteiligten sensibel-motorischen Systeme, die freilich oft von der „durchschnittlichen" erheblich abweicht (sog. „pathologische Lügner"), für die er aber ebensowenig im motivischen Sinne verantwortlich gemacht werden kann wie dafür, daß er nur zwei Hände und nicht drei oder fünfzig hat.

III. Teil

Von den Denkweisen

1. Kapitel

§ 55. Allgemeines über die Denkweisen

Die spezifische Funktion der Denksphären in ihrer jeweiligen Gesamtheit bezeichne ich als Denkweise; demnach entsprechen die Denkweisen, wie bereits im § 50 dargelegt, nicht der Gliederung der Hirnrinde in Denksphären, vielmehr unterscheide ich fünf Denkweisen innerhalb der Differenzierung der drei Denksphären. Die sensile Sphäre fällt fast mit der fötalen Denkweise zusammen; die modale Sphäre aber entwickelt sich aus ihren Anfängen, die bis in die fötale Zeit reichen, während der infantilen und der juvenilen Periode, in denen wir also die infantile und die juvenile Denkweise vorfinden; die begriffliche oder idealische Denksphäre endlich beginnt sich in frühinfantiler Zeit zu entwickeln, differenziert sich stärker im Verlaufe der Kindheit und setzt ihre Entfaltung hauptsächlich in juveniler und in maturer Zeit fort.

Die fötale Denkweise ist demnach gekennzeichnet mit der beginnend aktuellen Funktion der sensilen Denksphäre (sensitives Denken), zu der gegen Ende der Intrauterinzeit die Funktion der primitiven Modalzellen hinzutritt. Die infantile Denkweise kann man die optative nennen; in dieser Periode findet hauptsächlich Differenzierung der Modalzellen statt, ist die Gefühligkeit der Gegenstände relativ hochgradig und offenbart sich in dem Verhalten, das man bes. als Ausdruck des Wunsches auffaßt. Die juvenile Denkweise bezeichne ich als die voluntative, indem das Verhalten bes. als Ausdruck des Willens, der biologisch höheren Form des Wunsches, gekennzeichnet ist. Die infantile und die juvenile Denkweise nenne ich auch die motivische*), indem ihnen die kausale, die konditionale und die teleologische Deutung der Dinge und ihres Verhaltens eigentümlich ist; die fötale und die Anfänge der infantilen Denkweise kann man hiernach die präkausale nennen. Die realische oder mature Denkweise „weiß" (im Sinne der Weisheit), erkennt das Objekt als Gegensatzpartner des Subjekts und „die Objekte" als anschauungsgemäße Veränderung „des" Objekts, die weder kausal noch konditional noch teleologisch, sondern lediglich tatsächlich, zeiträumlich erfolgt; sie sieht also in Wunsch, Wille, Wahl, Wert usw., in der ursächlichen und bedinglichen und zwecklichen Verknüpfung der Erscheinungen

*) „Motivisch" leitet sich her von movere bewegen, motus Bewegung, ist sonach eigentlich kein „motivischer", d. h. kausaler, konditionaler, teleologischer Begriff, sondern bezeichnet eigentlich lediglich die Bewegung. Indem diese aber kausal usw. aufgefaßt wird, nimmt auch das die Bewegung bezeichnende Wort, ja das Wort „Bewegung" selber die kausale usw. Bedeutung an: die Bewegung ist verursacht, bewirkt, bedingt, bezweckt, sie ist selber Ursache und Wirkung usf. Motiv heißt nun Beweggrund, Ursache usw. in dem Sinne, daß es ein Seelisch-Geistiges ist oder ihm eine metaphysische Kraft usw. innewohnt, die „absolut" ist, „von sich aus wirkt", ein Dämon, der in dem Bewegten drinsitzt und die Bewegung veranlaßt (siehe weiter § 12, Anm.). In diesem Sinne brauchen wir hier das Wort „motivisch", also im Sinne von ursächlich, bedinglich, bezwecklich, kausal-konditional, teleologisch. „Bewegung" selbst ist uns „rein" synonym mit zeiträumlichem Geschehen, mit Denken, Veränderung des Objekts als anschauungsgemäßer Tatsache, also ohne „Wirkung der Kausalität" usw. Uebrigens sagt kein Mensch, er handle „durch" Hunger, Haß, Angst, Neid, Mitleid usw., sondern er sagt, „aus" Hunger usw.; damit wird also dem „Motiv" die — Motivität, die Ursächlichkeit abgesprochen! Für „Motiv" kann man realisch „Einstellung" („Gefühlseinstellung") sagen.

Eigentümlichkeiten der infantilen und der juvenilen Denkweise, erkennt sie als innerhalb, nicht aber außerhalb dieser Denkweisen gültig an; die realische oder mature Denkweise nenne ich hiernach die kognitive, sie ist die postkausale. Das Uebergangsdenken von der juvenilen zur maturen Denkweise, das von mir so genannte Interferenzdenken, in dem sich der Zweifel an der Gültigkeit der kausalen Deutung zu Worte meldet, kann man schon zum maturen Denken rechnen. Der Entwicklungsrhythmus der Denksphären wie der Denkweisen ist art- und individualspezifisch. Jedes Wesen zeigt ein differentes Verhalten und ist eben darin von den andern Wesen unterschieden; indem dieses Verhalten Enderscheinung der Reflexe ist, die über Rückenmark und Gehirn verlaufen, prägen sich in dem Verhalten auch die zentralnervalen Unterschiede der einzelnen Individuen aus. Das Verhalten zeigt die Organisation des Zentralnervensystems, also auch der Hirnrinde an. — Die fünfte Denkweise ist die senile (§ 84).

Die Denkweisen insgesamt sind die Weltanschauung. Diese hat also eine Entwicklungsgeschichte, sie ist keineswegs immer dieselbe, weder ontonoch phylogenetisch, sie ist individual-, gruppen- und artspezifisch. Der Wesensauffassung nach ist die fötal-frühinfantile Denkweise die chaotische, die folgenden (prärealischen) Denkweisen sind die dämonistischen (Zerlegung = Deutung der Welt in die physisch : metaphysische Zwiewelt) und zwar mit zunehmender „Verdünnung" des Dämonismus die animistische, magische, mythische, mystische und psychologisch-kausale, die dann bei hinreichender Differenzierung der Hirnrinde als des Denkorgans, also auf höchster Kulturstufe in die realisch-biologische Denkweise übergeht, wie sie die Psychobiologie ist und lehrt.

So lange der Mensch wach ist, ist die Gesamtheit der jeweils entwickelten Denkzellen in hoher Funktion; das Bewußte „liegt" freilich immer nur jeweils in einer Denkzelle, in der nämlich, die vom jeweils stärksten Eronenstrom passiert wird. Das Bewußte liegt also jetzt in dieser, jetzt in jener Denksphäre, in den übrigen jeweils entwickelten Denkzellen liegen die Vor- und Nachobjekte, das Unbewußte. Die Eronenbewegung zwischen den einzelnen Denkzellen (wie überhaupt) ist das Denken. Dieses ist also je nach der Entwicklung der Denksphären verschieden: es ist auf einen engeren Kreis beschränkt oder verläuft in weiteren Grenzen. Das infantile Denken ist vom fötalen Denken nicht bloß darin unterschieden, daß außer der sensilen nun auch noch (in höherem Maße) die modale Zone aktuell funktioniert, sondern auch darin, daß beide Sphären zugleich funktionieren, wenn auch das Bewußte immer nur in einer Zelle liegt, daß also ständig Eronenströme die sensilen und die modalen Zellen passieren und in motorischen und sekretorischen Vorgängen ausgedrückt werden, die somit viel komplizierter sind als die Ausdrücke, wie sie der Embryo und Fötus erkennen läßt. Die „reine" Funktion der sensilen Sphäre ist in infantiler Zeit und in späterer erst recht nicht mehr erlebbar; immer ist die Funktion der sensilen Sphäre begleitet von der der andern Denkzellen, und auch wann diese begleitende Funktion aufgehoben ist (wie in gewissen Graden der Narkose, der Hypnose usw.), so ist der nun gegenwärtige Zustand immer noch wesentlich verschieden von jenem, bei dem die ausgeschalteten Denkzellen noch unentwickelt oder überhaupt noch nicht da waren, zumal ja auch mit der Entwicklung der andern Denksphären sich die sensile Sphäre weiterhin differenziert.

Ebensowenig wie sich das Infans in die Denkweise des Fötus „versetzen" kann, ist es für den Juvenis möglich, sich in die Denkweise des Infans zu „versetzen", d. h. so zu denken, wie das Kind denkt oder gedacht hat; er kann immer nur als Juvenis denken, auch bei der Beschreibung des infantilen usw. Denkens und aller andern Vorgänge. Anderseits kann sich das Infans nicht in die Denkweise des Juvenis oder des Maturus

versetzen; da fehlen die entsprechenden Denkzellen. Die Entwicklung ist eben auf keine Weise rückgängig zu machen oder vorwegzunehmen. Je mehr modale Zellen sich differenzieren, und je mehr sie sich differenzieren, desto weiter entfernt sich die jeweilige Denkweise von der infantilen, von einer Denkweise eines bestimmten Zeitpunktes, und diese kann niemals wieder erreicht werden. Und dasselbe gilt für die Modifikationen des Denkens, die mit der Entfaltung der Begriffssphäre zusammenfallen. Der ältere Juvenis kann niemals wieder so denken, wie er als jüngerer gedacht hat oder wie ein jüngerer denkt; auch wann die zu jener früheren Zeit auch schon aktuell funktionierenden Denkzellen wieder aktuell sind, so sind doch jetzt zugleich viele andere Zellen in Funktion, und auch jene Zellen selbst haben sich biologisch verändert. Und ebensowenig vermag sich der Mature in die Denkweise eines Juvenis „zu denken", derart, daß er seine jetzige Entwicklungsstufe verlassen und auf jene zurückgehen („regredieren", Freud) könnte. Die anschauungsgemäße Veränderung des Objekts schließt die Identität zweier Aktualitäten aus. Zwar bleibt dieses Wesen immer dieses Wesen, zwar verbleiben alle Veränderungen im Rahmen der Spezifität, zwar wird aus einem Hund niemals ein Krokodil werden, zwar bleibt der Sohn seiner Eltern immer der Sohn seiner Eltern, zwar bleibt das Objekt als solches immer mit sich selbst identisch, aber mit der anschauungsgemäßen Tatsache des Denkens ist die der zeiträumlichen Unterschiede, die Unterscheidung der Individuen gegeben, die Tatsache, daß das Objekt Symbol ist und daß jede seiner Komponenten, selbst Objekt geworden, anders ist als das Symbol, in dem die jetzige Aktualität vertreten war; und wann auch dieses oder jenes Symbol, wie das ja fortwährend der Fall ist, wiederkehrt, wann die gleiche Bestimmtheit wieder aktuell ist, dann ist sie dennoch nie dieselbe — wir unterscheiden sie ja von der vorigen oder künftigen —, die Denkzelle, in der diese gleiche Aktualität jetzt wie vorhin oder ehemals liegt, hat biologische Veränderungen im Sinne der Evolution oder Involution erfahren. Indem wir die Gegenwart als Symbol der Vor- und Nachgegenwart anschauen, wird das Objekt in Objekte aufgelöst, deren keines mit dem andern, sondern deren jedes immer nur mit sich selbst identisch ist.

Wann also auch in der Hirnrinde eines Erwachsenen jetzt eine modale Zelle aus infantiler Zeit aktuell ist, so ist diese Aktualität keineswegs identisch mit der, die in irgendeiner früheren (oder späteren) Zeit in dieser Zelle lag (oder liegen wird). Das infantile Objekt ist nicht identisch mit dem fötalen oder juvenilen oder maturen Objekt, mag dieses auch Aktualität der gleichen Denkzelle sein. Das Subjekt nimmt freilich die Veränderung als solche nicht wahr, sondern lediglich das Objekt als Verändertheit, und in dem gegenwärtigen Objekt ist nicht etwa das Vor- und Nachobjekt separat erkennbar, also im Objekt des Maturen nicht das gleiche Objekt, wie es dem gleichen Menschen, als er infantil oder juvenil war, erschien. Der Mature kann nicht sagen: dieses Objekt ist mit dem gleichen Objekt einer früheren oder späteren Zeit identisch, dieses Objekt ist infantil oder juvenil; es ist für ihn immer matur. Auch wann der Mature sich eines infantilen Objekts erinnert, d. h. eines Objekts, das er in infantiler Zeit gehabt hat, so ist lediglich die begriffliche Erinnerung gegenwärtig — und auch diese ist eben matur, also genetisch verändert. Das „infantile" Objekt eines Erwachsenen ist Aktualität einer Denkzelle, die zwar die gleiche ist wie jene, in der in infantiler Zeit die Aktualität bestand, aber nicht dieselbe, und ebensowenig ist die Aktualität mit jener gleichen infantilen identisch. Es gibt also keine Möglichkeit, das Objekt als solches zugleich mit dem gleichen Objekt einer früheren oder späteren Zeit vorzustellen und in dieser Weise beide zu unterscheiden*); das Objekt ist immer gegenwärtig, und es ist

*) Ueber „Vergleich" als Uebergang der modalen in die idealische Aktualität siehe § 90.

immer nur e i n Objekt, nämlich d a s Objekt gegenwärtig, niemals zwei, die, als gleichzeitig existent, miteinander verglichen werden könnten. Indem nun aber das Objekt als verändert angeschaut wird, gibt es „Objekte" und Vergleiche und Unterschiede. Das Objekt ist jetzt Haus, jetzt Baum, jetzt Mensch usw., genauer Formbestimmtheit, die zum Individuum Haus usw. gehört und die eine Verändertheit des Objekts überhaupt ist, abgelöst wird von Veränderthеiten, die bis zu ihrer Aktualität unbewußt, unvergleichbar, unwahrnehmbar waren und alsbald wieder sein werden. Wann z. B. der Mature ein Bild sieht, das er, wie er meint, in früher Jugend schon gesehen hat, so ist lediglich dieses heutige Bild aktuell, und es gibt keine Möglichkeit, sich vorzustellen, wie das jetzige Bild in früherer Zeit ausgesehen hat; das Bild selbst als Aktualität läßt keinerlei Vergleich mit sich selber zu, und wann sogar die Aktualität, die das heutige Bild ausmacht, abgelöst wird von einer Aktualität, die das frühere Bild in denkbar größter Aehnlichkeit darstellt, dann ist eben diese Vorstellung dennoch nicht mit der früheren identisch, diese frühere Aktualität ist schlechterdings nicht zu reproduzieren; nur die Aktualität, die dem früheren Bilde entspricht, ist gegenwärtig, liegt in der gleichen, aber veränderten Denkzelle wie die frühere Aktualität, die niemals als Identität wiederkehrt. Der Mature oder der Juvenile sieht also unter allen Umständen das (ehemals infantile) Bild immer nur gegenwärtig, wie es gegenwärtig beschaffen ist, auch dann, wann er, nachdem er das Bild jetzt gesehen hat, die Augen schließt und nun eine Aktualität hat, die dem optischen Gegenstand Bild entspricht, die also Sehbegriff ist oder bei hinreichender Ausschaltung der Begriffssphäre halluzinatorische Aktualität der optischen Gegenstandszelle, d. h. wann er sich „an das Bild erinnert". (Vgl. §§ 90, 105.) Die Erkenntnis, daß das „erinnerte" Bild vom entsprechenden optischen Gegenstand verschieden ist, ist nicht mit dem modalen Bilde als solchem, sondern in der begrifflichen Aktualität gegeben, die mit der modalen Aktualität Bild assoziiert ist.

Die Verändertheit ist also Aktualität der entsprechenden Denkzelle, und mit der aktuellen Denkzelle wechselt die Verändertheit. Das Objekt erscheint verändert in Uebereinstimmung mit der Tatsache, daß es jetzt in dieser, jetzt in jener Denkzelle liegt. Die Raumzeitlichkeit ist hiernach zu beschreiben als Wechsel der Aktualität der verschiedenen Denkzellen: das Subjekt ist als Nicht-Seiendes nicht veränderlich, nicht lokalisierbar, polarer Gegensatzpartner des Seienden, das als Aktualität der verschiedenen Denkzellen veränderlich und verändert, lokalisierbar und lokalisiert ist. „Warum" freilich die Raumzeitlichkeit existiert, „warum" die menschliche Anschauung so ist, wie sie ist, ist eine motivische Frage, auf die es eine Antwort, die über die in der Frage liegende hinausgeht, nicht geben kann; die Anschauung kann über sich selbst nichts aussagen — derart, daß sie aus sich heraustreten und sich so selber anschauen könnte; was ausgesagt wird, i s t Anschauung, und niemand kann seine Anschauung zum Objekt nehmen und sie beschreiben, alle Beschreibung gehört zur Anschauung, und nur in dieser Art kann ich meine Anschauung als mein Erleben beschreiben. Auch die Rettung ins Apriori kann nicht Antwort auf eine Frage sein, auf die es eine Antwort nicht geben kann — außer etwa eine Formel, die man Antwort nennt und die doch nichts weiter ist wie eine neue Frage, nichts wie die gleiche Reihe in anderer Formulierung. Auch was in diesen Blättern steht, ist nicht Beschreibung meiner „angeschauten" Anschauung, sondern meine Anschauung selbst, als Gesprochenes oder Geschriebenes Ausdruck der meine Denkzellen passierenden Eronenströme, im Ensemble mit den übrigen Enderscheinungen der Reflexe. Nur indem das Objekt — eben anschauungsgemäß — veränderlich und verändert ist, indem Raumzeitlichkeit existiert, ist Beschreibung möglich und gegeben; sie ist selber Objektänderung, Bewegung, Denken, und indem ich mich anschauungsgemäß mit dem Objekt-Individuum qua Individuation identifiziere, erhalten

andere Individuen ebenfalls eine Anschauung, die ich am Verhalten erkenne. Beschreibung ist also Entsprechung des Verhaltens der Individuen, das anschauungsgemäß deren Anschauung darstellt, und indem ich ein gewisses Verhalten als menschlich unterscheide und „mich selbst" als menschliches Individuum anschaue, kommt mir selbst die menschliche Anschauung zu, die ich nur indirekt, nämlich als korrespondierend mit dem Verhalten beschreiben kann. Ich beschreibe also nicht meine Anschauung, sondern das Verhalten der Individuen als von mir angeschauten Ausdruck ihrer Anschauung, und hier eben zeigt sich die fiktionelle Natur der Frage „warum?", indem die Frage lediglich eine spezielle Form der Anerkennung der Tatsächlichkeit ist. Meine Ausführungen über die menschliche Anschauung sind also aufzufassen als Beschreibung des Verhaltens der in meinen Denkzellen aktuellen, von mir erlebten Individuen, dieses Verhalten als ihrer Anschauung entsprechend genommen. Und hiernach zerlege ich — unter Hinweis auf die Begrenztheit des Wortschatzes — die Anschauung in Wahrnehmung und Denken, spreche von der Subjekt-Objekt-Beziehung als polarem Gegensatz und von den Verhältnissen der Formbestimmtheiten, der Objektpole als interpolaren Gegensätzen. Zu diesen Individuen gehört auch das Ich-Individuum, die gegensätzliche Zugleichheit des Objekts mit dem Subjekt, dem Ich.

Wir sehen, daß die Denkweise mit der Entwicklung der Denkzellen und ihrer Assoziationen wechselt und streng genommen nicht eine Sekunde oder den kleinsten Bruchteil einer kleinsten Zeiteinheit mit sich selbst identisch bleibt; das an der Denkweise beteiligte Subjekt ist dagegen nicht-veränderlich. „Denkweise" ist aber nicht mit „Anschauung überhaupt" identisch, sondern kennzeichnet lediglich eine gewisse Entwicklungsstufe der Hirnrinde, also „der" Anschauung. Vergleiche hierzu § 103.

Die Aufstellung der fünf Denkweisen ist nicht eine scharfe Abgrenzung, vielmehr sind die Uebergänge „fließend". Die Entwicklung der Denksphären findet synchron statt, insofern z. B. die sensile Sphäre sich auch in der Infantilzeit usw. im gewissen Verhältnis zu den übrigen jeweils entwickelten Denkzellschichten weiterdifferenziert. Demnach ist die infantile Denkweise Name und Begriff für die gesamte Funktion der sensilen, modalen, idealischen Denksphäre nach dem jeweiligen Entwicklungsstande, die juvenile Denkweise ist Name und Begriff für die jeweilige gesamte Funktion der sensilen, modalen und idealischen Denksphäre, ebenso die mature — immer entsprechend dem jeweiligen Entwicklungsgrade. Es sind in jedem Augenblick sämtliche entwickelten sensilen und modalen und idealischen Zellen in Funktion. Natürlich ist immer nur in einer Zelle die Aktualität, das Bewußte, aber diese eine Zelle ist bald eine zur sensilen, bald eine zur modalen, bald eine zur idealischen Sphäre gehörige Zelle, und ferner sind während der Aktualität der einen Zelle alle andern Denkzellen in Funktion, ihre Funktion ist sozusagen der Hintergrund, aus dem sich die jeweilige Aktualität heraushebt, und je nachdem dieser Hintergrund mehr oder weniger zurücktritt, je nachdem also die Zahl der passierenden Eronen kleiner oder größer ist, je nachdem mehr oder weniger Zellen des Assoziationssystems von stärkeren oder schwächeren Eronenströmen passiert werden, ist auch die Aktualität, die ihrerseits als Interferenzerscheinung der diversen „Erregungswellen", d. h. Eronenströme angesehen werden kann, mehr oder minder „hell" (Helligkeit des Bewußtseins, s. § 95).

Indem das Bewußte bald in dieser, bald in jener Denkzelle „liegt" und die Denkzellen aus früherer oder späterer Entwicklungszeit stammen, ist in der jeweiligen Denkweise auch früheres Erleben vorhanden, aber nicht mehr als „das frühere", sondern in genetisch differenzierterer Form, „zeitgemäß". Je gefühliger ein Gegenstand ist, desto näher liegt die entsprechende Zelle der sensilen Sphäre; befindet sich also beim maturen Menschen das Bewußte in einer solchen der sensilen Sphäre dicht benach-

barten Zelle, dann wiegt in der maturen Denkweise oder in der Denkweise des Maturen sozusagen ein Denken vor, das der infantilen Stufe entspricht, allerdings nicht mit ihm identisch ist, sondern eben sozusagen ein ehemals infantiles Denken ist, wie es matur in einem maturen Gehirn stattfindet. Ebenso zeigt die Gegenständigkeit des Begriffes an, in welcher Entfernung von der modalen Sphäre sich die aktuelle Zelle befindet. Es kann also das Infans partiell in dieser analogischen Weise fötal, der Juvenis infantil oder fötal, der Maturus juvenil oder infantil oder fötal denken*), d. h. beziehungsweise: Zellen der ehemals fötalen, infantilen, juvenilen Denksphäre analogisch aktuell haben, diese Zellen eingeordnet in das Gefüge des Ganzen, das die Denkweise als Kennzeichen der jeweiligen Entwicklungsstufe ausmacht. Ist die Aktualität z. B. „reines" Gefühl, so bewegt sich das Denken auch des älteren Menschen zur Zeit in der sensilen Sphäre, wie sie sich jeweils entwickelt hat — mit mehr oder minder großen Anteilen aus der frühinfantilen Zeit. Ein stark gefühliger Gegenstand ist niemals weit entfernt von der frühmodalen Sphäre, von den Urgegenständen, die am gefühligsten sind. Das Liebesobjekt des Juvenis ist die Aktualitätenreihe einer Modalzellgruppe mit überwiegenden Anteilen aus der frühinfantilen Zeit, die normaliter den gleichen Differenzierungsgrad erreicht haben wie die übrigen beteiligten Denkzellen, wie der Organismus überhaupt. Das Liebesobjekt weist immer weitgehendste Aehnlichkeiten mit dem Urgegenstand und seinen nächsten Entfaltungen auf: die Geliebte ist immer der Mutter, der Geliebte dem Vater ähnlich (auch im Sinne des Gegenstücklichen); je nach der Sexualkonstitution des Liebenden zeigt die Geliebte mehr oder minder auffällige „Einschläge" der Mutter des Liebenden, der Geliebte mehr oder minder auffällige „Einschläge" des Vaters der Liebenden, ein Sachverhalt, der Aussehen, Charakter usw. der geliebten Person als Gemisch von Analoga zum Aussehen, Charakter usw. der Mutter oder des Vaters der liebenden Person erscheinen läßt.

Wer also vorwiegend in der „Welt der Gefühle" lebt, denkt dem Kleinkinde analog, je nach dem Grade der Gefühligkeit seiner Objekte analog dem früh- oder spätinfantilen, jedenfalls infantilen Denken, mag er auch ein Greis sein; je nach der Entwicklung der modalen und idealischen Sphäre ist auch die sensile Sphäre und ihre Funktion modifiziert, ist also, wie gesagt, mit der fötalen oder infantilen nicht identisch, aber ihr analog, auch dann, wann sich noch sensile Zellen in späterer Zeit entwickeln, was sicher allgemein der Fall ist; auch diese Zellen sind individualspezifisch, Symbole des Ganzen. Je weniger Gefühl jemand auf die Dinge „legt", desto näher kommt seine Denkweise der Funktion der Begriffssphäre, deren Objekte am wenigsten gefühlig sind. Der Mensch, der vorwiegend „in Begriffen denkt" oder so lange er „in Begriffen denkt", hat mit Gefühlen so wenig wie nur möglich zu tun, und wer extrem die Begriffssphäre entwickelt hat, ist der „kalte Denker", der „kalte Rechner", der „trockene Wissenschaftler" usw. Dieser ist freilich nicht mit dem maturen Menschen identisch: bei jenem liegt eine einseitige Entwicklung einer Denksphäre vor, der mature Mensch ist der harmonische Mensch zwischen vierzig und sechzig Jahren, dessen Denksphären gleichmäßig entwickelt sind, dessen Objekte Gefühle, Gegenstände und Begriffe in einem solchen Verhältnis und dessen Assoziationen so zahlreich sind, daß er ein Verhalten aufweist, wie wir es als weise bezeichnen.

Bei alledem ist also die jeweilige Entwicklungsfront der Weltanschauung einheitlich mit der normalen Variationsbreite. Nur beim Kranken, speziell beim Neurotiker und Psychotiker, sind Ueberreste aus der frühen Kindheit in den reiferen Jahren noch vorhanden, ist also die Entwicklungsfront, die Weltanschauung geschichtet, disharmonisch.

*) Dagegen kann, wie oben dargelegt, der Juvenis niemals infantil im Sinne der Identität denken usw.

Anmerkung.

Der Liebenswürdigkeit des Herrn Geheimrat *Leo Frobenius* verdanke ich die nachträgliche Kenntnis seines gedankenreichen Buches „Paideuma, Umrisse einer Kultur- und Seelenlehre" (München, C. H. Beck). Es ist sozusagen das philosophische Extrakt seiner kulturmorphologischen Forschungen. Frobenius faßt alle kulturellen Erscheinungen als Ausdrucksformen eines selbständigen Organismus auf, der freilich nicht vom Menschen geschaffen werde, sondern „den Menschen durchlebe". Die Kulturkreise, deren Entdeckung eines der Hauptverdienste dieses genialen Forschers ist, (ich möchte sie „Kulturzellen" nennen), haben ein eignes Leben, eine eigene Entwicklung, sie werden und vergehen, und die Menschen, die zu je einem Kreis gehören, werden und vergehen mit ihrer Kultur. An Stelle des abgegriffenen Ausdrucks Kultur setzt Frobenius das Wort Paideuma (eigentlich Gegenstand der Erziehung, des Unterrichts), dem „damit eine erweiterte Bedeutung, ein tieferer Sinn eingeflößt wird". Das Paideuma hat als selbständige Wesenheit sein Eigenleben. Es äußert sich stufenmäßig, und zwar „intuitiv" im Dämonischen der kindlichen Umwelt (Kultur- und Geistesleben des Kindesalters), dann „idealisch" in der idealen Welt (Kultur- und Geistesleben des Jünglingsalters) und endlich „mechanistisch" in der Welt der „Tatsachen" (Kultur- und Geistesleben des Mannesalters). „Das Paideuma ist organisch, geht im Greisenalter aber in den senilen, anorganischen Zustand über." Demnach durchlebt das Paideuma nach Frobenius drei Stufen, die sowohl am Individuum wie am Volk erkennbar sind, und zwar die infantile, die juvenile und die virile, oder die dämonistische, die idealistische und die kausative. — Ich kann an dieser Stelle nicht näher auf das Frobeniussche System eingehen; der Leser wird erkennen, welche Berührungsflächen die Frobeniussche und die hier vorgetragene Auffassung haben und worin sie sich unterscheiden. Die Einteilung des Lebensablaufes, des Einzelnen wie einer Gruppe, eines Stammes, eines Volkes in Kindheit, Jugend und Reife ist so alt wie das Leben selbst. Das Wesentliche ist, daß Frobenius die Kultur oder eben das Paideuma als einen „lebendigen Organismus" erkannte und die verschiedenen Lebensalter an ihm nachwies. Und darum war es mir eine Genugtuung, als ich Mitte des Jahres, nachdem die Grundlagen dieses Buches längst feststanden und die Niederschrift bis über die Hälfte gediehen war, das Frobeniussche Werk zu Gesicht bekam, zu sehen, daß Frobenius seinem Paideuma eine ähnliche Lebensgeschichte schreibt, wie ich sie hier vom Denken gebe, und daß unsere Grundauffassung in weitem Maße übereinstimmt. Die Unterschiede sind freilich erkennbar genug. Das, was Frobenius Paideuma nennt, also Kultur oder Kulturseele *(Spengler)*, gibt es nicht als Beschreibbares, als Phänomen, sondern lediglich als Nicht-Seiendes; es ist sozusagen die Kollektivseele gegenüber der Individualseele, aber eine solche Kennzeichnung wäre sinnwidrig: die Seele ist nicht teilbar. Realiter sind die sogenannten seelisch-geistigen Vorgänge biologische (Nervenfunktionen), aber „Seele" wird ja hier metaphysisch „verstanden". Ich kann also die Auffassung des Paideuma als eines „selbständigen Organismus", dessen Ausdrucksformen erst die Kulturerscheinungen seien, der also ein ebenso selbständiges Leben führen würde, wie es gemeinhin der Seele zugeschrieben wird, nicht teilen. Das Paideuma ist, wie ich es verstehe, nicht ein Organismus, der außer den Kulturerscheinungen existiert und sich in ihnen manifestiert, sondern Paideuma ist Begriff für die Kulturerscheinungen, diese sind das Paideuma selber. Paideuma ist nicht ein Wirkendes, die Kulturerscheinung das Gewirkte, Paideuma nicht Ursache der Kulturerscheinungen, sondern diese selber machen zusammen das Paideuma aus. Ich erinnere an meine Ausführungen zu der *Freud*schen Vorstellung, die sich kurz so formulieren läßt, daß die Sexualität Ursache ihrer Erscheinungen sei; realiter sind die Erscheinungen die Sexualität selber. Die motivische Verknüpfung polarer Gegensätze, des Nicht-Seienden und des Seienden, der Psyche und der Physis kann realiter nicht gelten. Faßt man aber Paideuma als Identität mit Kulturkreis oder, wie ich sagen möchte, Kulturzelle, also als Physisches, als Gegensatz zum Psychischen, und streicht aus der Beziehung der Gegensatzpartner die Kausalität und Konditionalität, dann ist die Einigkeit da. Auf alle Fälle aber ist die Entdeckung des „Lebens" in der Kultur oder der Kultur als einer biologischen Präsentanz, somit die Befreiung der Kulturwissenschaft aus den Fesseln des mechanistischen Historismus ein Fortschritt, für den wir Frobenius Dank und Anerkennung schulden.

2. Kapitel

§ 56. Von der fötalen Denkweise

Das Objekt des Fötus ist das Gefühl, die Objektänderung der Wechsel des Gefühls nach Qualität und Quantität, der sensilen Bestimmtheit nach der Intensität. Das sensile Objekt wird noch nicht „erkannt", sondern als solches erlebt, es ist bewußt, aber (noch)

nicht gewußt. Die Funktion der sensilen Sphäre, die schon früh einsetzt, steigt allmählich an bis zu der der fötalen Stufe entsprechenden Aktualität; das Gefühl erscheint in einer Helligkeit, wie sie sich etwa mit dem Erleben des Gefühls im Traume vergleichen läßt. Die Helligkeit des Bewußten ist in der sensilen Sphäre die Intensität des Gefühls. Das Gefühl ist um so intensiver, je zahlreicher die beteiligten Denkzellen und die beteiligten Eronen sind.

Man kann die fötale Denkweise „intuitiv" nennen: eine Deutung der Aktualität findet noch nicht statt, sie wird einfach angeschaut, das Subjekt steht dem Objekt gegenüber, dem Gefühl, das nicht über die Grenze der fötalen Leiblichkeit hinauslokalisiert wird. Die polare Gegensätzlichkeit ist — analog der in den innersten Begriffszellen liegenden Beziehung, vgl. § 51, S. 155 — sozusagen noch fast „rein", die interpolare Gegensätzlichkeit, die Objektänderung noch wenig „angedeutet", indem die Aenderung des sensilen Objekts in geringen Entfernungsdifferenzen verläuft, also in unmerklichen Intensitätsunterschieden, in kleinwelligen Bewegungsperioden (vgl. § 88, 92). Die Grenze ist die fötale Körperoberfläche. Erst die modale Welt liegt „jenseits". Die Raumzeitlichkeit ist aber auch mit dem sensilen Objekt gegeben, ebenso wie mit dem Endbegriff, nur sind die Bewegungsdifferenzen zunächst äußerst gering und nehmen erst mit der Entwicklung des Fötus zu. Die Sensilität zeigt biologisch weitgehende Analogien zur Idealität; die Modalität ist eine Zwischenstufe, ein Zwischenreich. Ich betrachte die Hirnrinde als ein Organ für sich, als Organ mit spezifischer Bewegungskurve: die beginnt mit den Anfängen der Sensilität, erreicht im Mittelpunkte der Modalität ihre Akme und fällt in der Idealität, korrespondierend mit der aufsteigenden Strecke der Sensilität, bis zu den Endbegriffen hin ab (vgl. auch § 52, p. 157).

Das primäre Gefühl ist Hunger. Mit diesem Gefühl ist das Chaos (§ 86), die Leere als sensiles Objekt, das wir nicht anders wie mit Wörtern, die eigentlich nur für die modale Welt gelten, bezeichnen können, gegeben, die Urform als Symbol der Zeiträumlichkeit, als Symbol aller Formen, die sich aus ihr entwickeln und deren jede wieder Symbol auch der Urform ist. Es beginnt sich zunächst das Angstgefühl, dann das Schmerz-, das Trauer- und das Freude- (Sättigungs-) Gefühl keimhaft zu sondern, doch verbleibt diese „Sonderung" noch im Dunkel-Chaotischen, das also beim Fötus noch reines Gefühlschaos ist. Wir schließen das — eine andere Möglichkeit besteht nicht — aus allerlei Ausdrucksbewegungen des Fötus, die wir taktil oder akustisch beobachten: Kindsbewegungen, Herztöne, das rhythmische (ca. 60mal in der Minute sich wiederholende) oberflächliche Einsaugen und Ausstoßen von Fruchtwasser (das Ahlfeld entdeckt, kymographisch aufgezeichnet und als intrauterine Atembewegungen aufgefaßt hat, während andere Forscher darin Zwerchfellkontraktionen vermuten). Es ist klar, daß wir als Beobachter das fötale Erleben nicht identisch miterleben können, aber auf unserer jeweiligen Differenzierungsstufe „differenzieren" wir doch primitive und differenziertere Vorgänge und schließen daraus auf die Art des Erlebens und Denkens der Beobachteten: so aus der Indifferenz (Ungegliedertheit, Verschwommenheit) der fötalen Bewegungen auf die Indifferenz, also Chaotik der fötalen Denkweise, aus der Impulsivität der Ausdrucksbewegungen auf den überwiegenden Gefühlsanteil (sympathisch-sensorische Gefühlsausdrücke).

Mit dem Hungergefühl ist Zeit und Raum symbolisch gegeben; Zeit und Raum werden aber lediglich sensil (intuitiv in diesem Sinne), noch nicht modal oder idealisch erlebt, noch nicht erkannt. Die menschliche Anschauung besteht also von der ersten sensilen Aktualität an; die Denkweise aber ist sensitiv, das Objekt reines Gefühl. Die Entwicklung der Hirnrinde im Sinne des genetischen Anschlusses frühmodaler Denkzellen an die sensile Sphäre geht schon intrauterin bis zur (traumhaften) Erscheinung

primitiv-modaler Aktualitäten. Am Ende der Intrauterinzeit erreicht die Ausbildung der sensilen Sphäre und ihre Funktion einen relativen Höhepunkt: er fällt mit dem Geburtsvorgang zusammen, der als Ablauf der Gefühlsreihe in höchster Intensität, aber auch schon als modale Reihe — alles noch diffus, in chaotischer Einheitlichkeit — erlebt wird.

Weiteres hierzu findet sich im Abschnitt über die Gefühlssphäre (1. Kapitel des II. Teiles), ferner im IV. Teile (Lokalisation, Intensität, Entfernung, Spezifität usw.).

3. Kapitel

Von der infantilen Denkweise

§ 57. Vom Wunsch

Die infantile Denkweise habe ich nach dem hervorstechenden Gefühl die optative genannt: die Gegenstände sind dem Kinde „Wunschobjekte". Bis etwa ins dritte Lebensjahr ist das Kind noch eins mit seiner Welt, noch nicht ein Ich, noch ungeschieden von der Welt, wie diese noch ungeschieden ist. Die Welt des jungen Kindes ist das Chaos. Aus ihm differenzieren sich zunächst vage gespenstisch „die Wesen": Gefühle, Gegenstände und Begriffe. Mit der Entwicklung der modalen Sphäre nimmt die Zahl der Gegenstände zu, und mit der Differenzierung der einzelnen modalen Zellen gewinnen die Gegenstände an Helligkeit. Die Gegenstände der modalen Zellen, die der sensilen Sphäre dichtbenachbart sind, haben wir als höhergefühlig erkannt denn die von der sensilen Sphäre weiterentfernten Denkzellen. Die Gegenstände des Kindes sind also gefühliger als die des Erwachsenen; sofern die Gegenstände des Erwachsenen stark gefühlig sind, sind sie Aktualitäten einer der sensilen Denksphäre dichtbenachbarten modalen Zellgruppe, die, wann der Gegenstand der gleiche ist, der infantilen Zellgruppe gleich sein kann, aber nicht mit ihr identisch, sondern biologisch verändert ist.

Die Eronenströme, die über die infantilen sensilen und modalen Zellen verlaufen, finden ihren Ausdruck in den Bewegungen und Sekretionen: das Kind blickt, hört, tastet zunächst vage umher, ergreift und verwirft Gegenstände, scheidet Harn, Kot, Schweiß, Tränen, Speichel aus. Mit der Entwicklung der Denkzentren und ihrer Assoziationen werden die Bewegungen „zielsicherer", koordinierter, ordnet sich mehr und mehr der Ablauf der Sekretionen.

Diese Bewegungen und Sekretionen werden Wunschausdrücke genannt. Das Kind „wünscht" also von Beginn der Funktion der modalen Zellen an, und auch der Erwachsene „wünscht", so oft aus der Kindheit erhaltene Hungerreflexsysteme vorwiegend funktionieren. Der Wunsch ist bewußt oder unbewußt, je nachdem die einzelnen Phasen Aktualitäten von Denkzellen sind oder nicht. Das Kind „weiß" zunächst nichts von Wünschen; daß seine Bewegungen und Sekretionen „Wünsche" genannt werden, erfährt das Kind erst dann, wann die akustische Gegenstandszelle „Wunsch" aktuell geworden ist, d. h. wann sie aktuell funktioniert. Alle Ausdrücke, alle Objektänderungen überhaupt sind nun direkt oder über Zwischenstationen mit der Denkzelle „Wunsch" assoziiert, alle optischen, taktilen, akustischen usw. Gegenstände sind „Wunschobjekte". Diese Assoziationen setzen mehr oder minder frühzeitig ein, und ebenso ist der akustische Begriff „Wunsch" bald früher, bald später vorhanden, so daß das Kind nicht mehr des Hörgegenstandes „Wunsch" bedarf als der mit einer optischen usw. assoziierten Aktualität, sondern die Vorstellung „Wunsch" (als Begriff) auch im assoziativen Anschluß an optische usw. Vorstellungen haben kann.

Indem von einer gewissen Entwicklungsstufe an jeder Gegenstand der infantilen

Denksphäre Wunschobjekt, indem ferner jede Bewegung wunschhaft ist, sind alle Wünsche erfüllt. Es ist hierbei gleichgültig, wie die Ausdrucksbewegung oder Sekretion verläuft, ob der Beobachter sie als ablehnen oder zulehnen, als abneigen oder zuneigen, als ergreifen oder verwerfen deutet. Die Bewegung, die Sekretion als solche ist der Wunsch, ihr Ablauf ist Wunsch und Erfüllung zugleich. Der Unterschied „erfüllter" und „unerfüllter Wunsch" existiert noch nicht; es existiert lediglich der Gegenstand als modale Aktualität, die sich im Sinne einer Wunsch genannten Bewegung oder Sekretion verändert. Wir bemerken hierzu, daß die Verbindung von Wunsch und Erfüllung genetisch zu verstehen ist; es wird der Wunsch als eine Höhle aufgefaßt, die erfüllt werden könne, also mit der Höhle identifiziert, die erfüllt wird, indem die Wunschbewegung den Gegenstand heranholt; und ferner wird Wunsch mit Bedürfnis (als Synonym mit Hungergefühl) identifiziert und dieses wiederum mit der Höhle, von der die Hungereronen ausgehen. Im gleichen Sinne spricht man von Befriedigung eines Wunsches. Die Muskelaktion besteht darin, daß Eronen einströmen, wobei sich der Muskel kontrahiert, und abfließen, wobei er erschlafft; analog verhält sich die Drüse.

Wir sagen also, die Wunschäußerung, d. h. die Aeußerung oder der Ausdruck, den man Wunsch nennt, ist Wunsch und Befriedigung zugleich; der Ablauf des Wunsches ist seine Befriedigung. Im frühesten Kindesalter gibt es nur Wünsche, d. h. Ausdrucksbewegungen oder Sekretionen als Enderscheinungen von Reflexen, die über seine Denkzellen verlaufen. Die Unterscheidung von erfüllten und unerfüllten oder von befriedigten und unbefriedigten Wünschen fällt in eine Zeit, in der bereits die primitiven Fiktionen ihr Spiel beginnen. Für das junge Kind ist noch jeder Gegenstand Wunschobjekt, und die Differenz zwischen Wunsch und Erfüllung tritt erst auf, nachdem sich die Hunger- bis Freudestadien jedes Vorganges, wenn auch zunächst noch vage, von einander abgehoben haben, und dann gibt es auch unerfüllte Wünsche. Im Kindesalter überwiegt aber der Hunger alle andern Gefühle und nuanciert sie in dieser Art der Dominanz.

Jeder Gegenstand ist Wunschobjekt, heißt: die Objektänderung geht als Verhältnis eines Gehirnwesens, dessen frühmodale Denksphäre in aktueller Funktion ist, zu andern Individuen vor sich. Die Veränderung besteht in gewissen Bewegungen und Sekretionen, und diese können nur sich selbst sozusagen erschöpfen, nicht vor ihrem Ende aufhören, aber auch nicht über sich selbst hinausgehen, mehr, aber auch nicht weniger Eronen, wie da sind, können nicht abfließen, und eben dieser Ausdruck, dieses Abfließen bis ins Freudestadium ist die Befriedigung des „Wunsches". Ob damit das Wunschobjekt erreicht wird oder nicht, ob es ergriffen oder verworfen wird, ist in diesem Sinne zunächst gleichgültig: der Abfluß der Eronen, die den Wunsch ausmachende Eronenbewegung findet statt, und mit der Eronenbewegung findet auch der Wunsch sein Ende, beide sind ein und dasselbe. Es können sogleich wieder Eronenströme in gleichsinnige Bewegungen oder Sekretionen ausgehen, diese sind dann neue Wünsche oder bilden zusammen eine „einheitliche Handlung", die man kollektivisch als Wunsch bezeichnen mag. Auch dann ist der Wunsch zugleich seine Befriedigung.

Das Ergreifen eines Spielzeuges usw. ist also zunächst genau so gut Wunsch und Wunschbefriedigung, wie das Wegwerfen, das Erlangen genau so gut wie das Verfehlen. Es gibt da schlechterdings keine Möglichkeit, daß ein Wunsch unbefriedigt bliebe, und so fehlt noch der Gegensatz zum „befriedigten" Wunsch, und die Unterscheidung: befriedigte und unbefriedigte Wünsche ist erst bei hinreichender Differenzierung der einzelnen Erlebnisstadien möglich. Ebenso sind die sogenannten Abwehrbewegungen (Aktion der Streckmuskulatur) und das Heranholen (Aktion der Beugemuskulatur), die

Abstoßung und Anziehung, die Ablehnung und die Zuneigung zunächst „Wunsch" und „Wunscherfüllung" zugleich.

Indem der Gegenstand als Wunschobjekt erscheint, ist er gewünscht oder erwünscht, je nach seiner Gefühligkeit mehr oder minder intensiv gewünscht. Die motivische Deutung des Wunsches beginnt sich vorzubereiten, indem das Kind das Erscheinen des Gegenstandes als Wirkung oder Folge seines Wünschens entdeckt. Es findet eine Bewegung statt, die im Tasten oder Ergreifen oder Verwerfen des Gegenstandes endet; der Gegenstand muß also sein Dasein dem Wunsch verdanken, und nun ist das Erscheinen des Gegenstandes, des Individuums die Erfüllung des Wunsches, die vollkommen wird, wann der Gegenstand zur Oeffnung herangeführt, in die Oeffnung und Höhle eingeführt wird, so daß diese erfüllt wird. Hier deckt sich der Begriff Wunsch mit dem des Hungers, des Begehrens, auch mit der Gefühligkeit des Gegenstandes, indem sich seine Bedeutung bis zur Verdunkelung erweitert.

Diese infantile Periode ist bis etwa zum 3. Lebensjahre die Zeit des Chaos, von da an die Zeit des Zaubers, des Märchens — bis etwa ins 8. Jahr. Das Kind wünscht sich etwas, und siehe da, schon ist das Gewünschte zur Stelle, ist herbeigezaubert. Das Kind ist Schöpfer aller (seiner) Dinge; „im Anfang" schuf Gott Himmel und Erde. Das Kind ist Schöpfer, ist Gott. Die Kiste ist ein Haus, ein Palast, ein Kaufmannsladen; Knöpfe sind Gold und Silber, ein Stock ist ein Pferd; seine Spiele sind Machthandlungen von souveränem Ausmaße. Es beherrscht die Eltern, sie fügen sich allen seinen „Wünschen"; Zärtlichkeiten wie Schläge, Weggehen wie Wiederkommen, das gesamte Verhältnis zwischen Eltern und Kind ist magische „Wunscherfüllung". Das Kind ist in seiner Sphäre, die sich nur in Segmenten mit der anderer Individuen und auch da nicht als Identität deckt, absolut, göttlich groß, so groß und größer als Vater und Mutter; der „Wunsch", groß zu sein (vgl. § 66), ist erfüllt, mit seiner Erfüllung identisch. Das junge Kind ist all-ein, mit der Welt identisch, es kann als allmächtig, allwissend, allgegenwärtig usw. ebenso wie als machtlos, nichtswissend, zeit- und raumlos usw. bezeichnet werden: Unterschiede gibt es ja nicht im Chaotischen, All-einen, Absoluten. Die Alleinheit geht etwa im 3. Lebensjahr über in die (primitiv-)individuierte Welt, die Ich- und Du-Welt, d. h. aus dem Allgemeinen hebt sich zunächst in Andeutungen, dann in zunehmender Figuration, aber noch in gespenstischer Beschaffenheit das Ich und das Du heraus, das Du in mannigfacher Verwandlung: Werden und Vergehen (Verschwinden im Allgemeinen), „Sterben" und „Wiedererstehen". Mit dem Aufkommen der interpolaren Gegensätzlichkeit ist die primitiv-dämonistische Auffassung der gespenstisch erlebten Gestalten gegeben: diese „Wesen" sind rein erlebnismäßig metaphysisch hinter einer physischen Fassade, Verdichtungen des Jenseitigen zur Sicht-, Hörbarkeit usw. Und das Metaphysische ist zunächst noch einheitlich-diffus (animistische Denkweise), dann gemäß der zunehmend abgegrenzten physischen Gestalten mehr und mehr zu Zauberkräften, Dämonen, dann Göttern, letztens zu Gott und Teufel mit ihren Scharen von Engeln usw. individuiert: magische, mythische, mystische Denkweisen (§ 55).

Im Uebergange vom animistischen zum magischen Denken ist das Ich (als metaphysisch im Leibe) immer noch allmächtig in dem Sinne, daß „alles" im Zauber des Ichs geschieht. Dann gewinnt die Zaubermacht der Du-Individuen, der „andern" an Selbständigkeit, vor allem die großen-alten Zauberer-Dämonen, zunächst die Mutter-Gestalt, die bei der schmerzlichen Aufhebung der Alleinheit zuerst dem Ich gegenübertritt, dann der Vater u. a. Große, auch „große" Tiere, Pflanzen und Sachen der kindlichen Umwelt, die sich aber auch „klein machen" können wie die Kleinen groß. Die Du's gehorchen dem Ich-Zauber nun nicht mehr immer, sondern zaubern auf eigne

Faust, und so wird das Leben, je mannigfaltiger (Mehrung der Individuen gemäß der zunehmenden Differenzierung der Hirnrinde, Mehrung der Einzelheiten, Erweiterung des Horizontes, Erhöhung des biologischen Niveaus), desto gefährlicher. Jede Aufgabe ein Problem, „hinter" das man kommen muß, eine Prüfung in Haus, Straße, weiterer Umgebung, dann Schule mit zunehmender Schwierigkeit, man muß unablässig lernen, den Großen ihre Geheimnisse absehen, -hören usw., von ihnen empfangen, bis die letzte Einweihung im Pubertätsalter erreicht wird. Urtümlich war die Pubertätsprobe ein kurzer Akt, der Kampf mit dem Weibe, dann mit dem Rivalen, dann mit dem Vater-Herrn auf Leben und Tod, später bei steigender Kultur eine harte, grausame Aushalte-Standhaftigkeitsprobe, die Initiation in das „große Mysterium" der erwachsenen Sitten und Gebräuche, zuletzt der Zeugung, noch später werden daraus mehrfache Prüfungen: die Examina in Haus, Schule, Kirche, Oeffentlichkeit, und sie zogen sich immer mehr in die Länge, bis sich auf hoher Kulturstufe eine mehrjährige Pubertätsperiode herausgebildet hat mit der abschließenden Prüfung auf Meisterschaft in Beruf und Liebe (berufliche Selbständigkeit, Eheschließung).

§ 58. Erwachen des kausalen Denkens. Entdeckung der Zeit

Die Aktualität ist anschauungsgemäß Symbol der Raumzeitlichkeit, und zwar schon die primitive Aktualität, die Urform, das erste Gefühl, das der Fötus erlebt. Die Aktualität erscheint anschauungsgemäß an einem (ihrem) Orte und in einer (ihrer) Zeit, ist raumzeitlich bestimmt, existiert nur als raumzeitliche Bestimmtheit, als Formbestimmtheit. So auch die Gegenstände, die die Aktualitäten der in Uebereinstimmung mit dem Heranwachsen des Kindes sich entwickelnden modalen Denksphäre sind. Die Gegenstände liegen in frühester Kindheit dem Subjekt ganz nahe, erreichbar, greifbar; ihre raumzeitliche Bestimmtheit liegt im Bereich des Getastes, sie ist von großer Beständigkeit: der Orts- und Zeitwechsel findet im Chaotischen sehr langsam, fast unmerklich statt, die sensilen und frühmodalen Denkzellen verändern sich biologisch relativ langsam, sind relativ beständig (wie es später die idealischen im Gegensatz zu den modalen Denkzellen sind). Assoziationsbahnen sind zwischen den sensilen Zellen überhaupt relativ gering an Zahl, zwischen den frühmodalen erst in Entwicklung begriffen. Jede Aktualität erscheint sozusagen für sich, und sie ist der vorigen Aktualität der gleichen Zelle bis fast zur Identität ähnlich; sie liegt auch immer in der gleichen Entfernung, d. h. die Bewegungsdifferenzen sind sehr gering, unmerklich. Der Uebergang geschieht allmählich und bleibt zunächst unbemerkt. Das Kind „hat Zeit", d. h. es erlebt die Gegenstände raumzeitlich, aber die Veränderung des Gegenstandes geht ganz langsam vor sich, so langsam, daß er fast unveränderlich erscheint. Das Kind hat sozusagen die Zeit noch nicht entdeckt.

Die geringe Distanz und die geringe Aenderungsgeschwindigkeit des frühinfantilen Objekts ist Kennzeichen der Periode, in der der Gegensatz „erfüllte" und „unerfüllte Wünsche" auch modal-erlebnismäßig noch nicht existiert; die „Wünsche" als Bewegungen und Sekretionen sind einfach da, die wenigen Objekte sind „zur Hand", zuverlässig, relativ beständig, man braucht nur zuzufassen, den Mund zu öffnen, gleich fliegen die „gebratenen Tauben" hinein, das junge Kind wohnt im Schlaraffenland, im Lande Kanaan, da Milch und Honig fließt (in Fortsetzung des Aufenthaltes im Paradiese = Mutterleibe). Die interpolare Gegensätzlichkeit tritt vor der polaren sozusagen zurück (wie das später ebenso für die Begriffswelt gilt, s. § 51); es gibt Subjekt und Objekt, auch Objekte, aber die wenigen Objekte sind raumzeitlich so stabil, daß ihr Werden und ihr Vergehen noch kaum bemerkt wird: jetzt ist dieser Gegenstand da, jetzt dieser,

dazwischen liegt ein Intervall, liegt Unaktualität, ein „leerer Raum", d. h. das Kind hat dann keine modale Aktualität, sondern eine sensile oder auch diese nicht, es schläft, verbringt sein „Wachsein" als oft unterbrochenen Schlaf oder Schlummer, als Erwachen und Einschlafen nach dem Rhythmus der Funktion der Denkzellen.

Mit der Entwicklung der weiteren modalen Zellen und der Assoziationsfasern tritt die interpolare Gegensätzlichkeit lebhafter hervor, rücken die Gegenstände in größere Distanz, verändern sich rascher, gehen ineinander ohne Intervall über. Das Wachsein gewinnt an Zusammenhang, die Zeit wird kürzer, in der gleichen Zeitspanne, die vorher mit zehn Objekten ausgefüllt war, erscheinen nunmehr zwanzig, dreißig und mehr. Die sich später entwickelnden Modalzellen sind biologisch rascher veränderlich, ihre Bewegungsgeschwindigkeit ist größer als die der frühmodalen Denkzellen. Nun tritt das Werden und Vergehen deutlicher auf. Das Objekt ist nicht bloß mehr eine zeiträumliche Bestimmtheit, sondern es ist erlebnismäßig in der Zeit an den Ort gekommen, die ursprüngliche Eindimensionalität des Objekts ist (kurz und ungenau gesagt) zur erlebten Zweidimensionalität geworden, d. h. in der Erscheinung, deren Veränderung vorher in einem unmerklichen Tempo sich vollzog, tritt jetzt neben der Räumlichkeit die Zeitlichkeit stärker als bisher auf, der Gegenstand wird nicht mehr bloß räumlich — bei unmerklicher Zeitlichkeit —, sondern zeiträumlich erlebt. (Mit jener primitiven Eindimensionalität wird nicht etwa die Anschauung aufgehoben, als deren Wesentliches wir die Zeiträumlichkeit erkannt haben; es ist nur, wie gesagt, die Geschwindigkeit der Veränderung relativ gering, die Zeit relativ „lang", „unbegrenzt", aber da ist sie und da ist die Veränderung.)

Ich unterscheide zwei Dimensionen: den Raum und die Zeit. Die Zeit ist das Werden der Entfernung, die Aenderung der Entfernung, in der der Ort, das Objekt örtlich sich befindet. Diese Veränderung fällt zusammen mit der Veränderung des Objekts, eben mit der Zeiträumlichkeit. Das Objekt ändert sich, heißt: die Zeiträumlichkeit ist gegeben. Und das Objekt ist, heißt: es ist veränderlich, verändert, immer-anders. Mit der Entwicklung der modalen Sphäre wird nun die Entfernung nicht mehr als einfach so und so, als stabile oder ziemlich stabile, unmerklich veränderliche Bestimmtheit erlebt, sondern als erreicht, als geworden. Dieses Werden ist die Bewegung der Eronen zwischen den assoziierten Denkzellen. Die Bewegung geht unbewußt vor sich, nur die Aktualität der Denkzelle ist ja bewußt, das Bewußte. Die Aktualitäten folgen streng genommen auf- oder nacheinander, aber die Intervalle, die „leeren Räume" sind unwahrnehmbar, die Aktualitäten folgen „aus"einander, die gegenwärtige erscheint aus der vorgegenwärtigen entstanden, aus ihr hervorgegangen; das Vorgegenwärtige ist Ur-Sache des epigonischen Gegenwärtigen, Ursache des Gewirkten, das nun selbst wieder Ursache des Künftigen ist; das Vorgegenwärtige ist Grund, auf den das Gegenwärtige folgt, das nun selbst wieder Grund des Folgenden ist. Das kausale Denken erwacht — zunächst im primitiv-dämonistischen Sinne.

Das Erleben der Zeit als der zweiten Dimension heißt also: die interpolaren Gegensätze treten als Tatsachen deutlicher auf. Bisher gab es nur Gegenstände „für sich", sie hatten miteinander noch nichts zu tun oder genauer: das Erleben des Zusammenhanges existierte noch nicht, die modale Sphäre und ihre Assoziationsfasern waren noch nicht so weit entwickelt, daß Einzelheiten überhaupt da waren, nur das Allgemeine war da. Selbstverständlich existierte auch der Raum noch nicht als Name und Begriff, sondern als Tatsächlichkeit; die Gegenstände existierten, ihren Ort usw. nennen wir Raum, das Kind kennt das Wort noch nicht. In jener ersten Frühperiode existiert lediglich Gegenständliches, ohne Zusammenhang, gestreckte und gehöhlte Gegenstände,

solche, die man ergreifen, umfassen kann, und solche, die sich wohl tasten, berühren lassen, in die man die Fingerspitzen und andere Vorragungen einführen, aber nicht umfassen kann, von denen das Vorragende vielmehr selbst umfaßt wird, all das erst in Andeutungen.

Mit der stärkeren Entwicklung der modalen Sphäre und ihrer Assoziationsfasern, der Stufe, auf der sich auch schon viele Begriffszellen bis zur Aktualität differenzieren, also die Zeit auch begrifflich „entdeckt" wird (2./3. Jahr), ist nun auch die Tatsache der Unterscheidung des Erreichbaren von Unerreichbarem gegeben. Glaube und Zweifel setzen ein, Vertrauen und Mißtrauen, Furcht und Hoffnung usw. — noch nicht als Namen und Begriffe, sondern als tatsächliches Verhalten zur Umwelt, als Erleben, das später „bezeichnet" wird. Bis dahin gab es weder Glauben noch Zweifel: die Dinge waren da, standen, einfach existierend, dem Subjekt als polare Gegensätze gegenüber, sie waren weder zu glauben noch zu bezweifeln; das Objekt änderte sich, die Aktualität wechselte, aber es war doch der Distanzunterschied: erreichbare und unerreichbare Individuen noch nicht gegeben, es gab weder erfüllbare noch unerfüllbare Wünsche, kein Ziel, kein Fehlgreifen oder Rechtgreifen: alles Greifen war Wunsch und Erfüllung zugleich, traf etwas, das erst später Ziel wurde, als sich die Dinge zu trennen und zu verbinden begannen.

Der Zauber verliert alsdann an „Kraft", die Harmonie, die das Kind als den Beherrscher mit der beherrschten Umwelt einte, wird fraglich: es gibt also Dinge, die sich dem „Wunsch" entziehen, die man nicht erfassen, begreifen, erlangen kann. Jetzt erlebt das Kind diese Tatsache, die es früher noch nicht bemerkt hatte. Zwar sind immer noch alle Dinge Wunschobjekte, noch „wünscht" das Kind sich „alles", aber diese Wunschobjekte sind Ziele geworden, und sie sind nicht mehr mit dem Wunsche zugleich, als Geschöpfe der allmächtigen Wünsche da, sondern bestehen für sich, erzeugen sich eines das andere, sind eines des andern Ursache, Grund usw. Und wie sie so dastehen, diese eigenmächtigen Dinge, sind sie nicht eine schwere Enttäuschung des blinden Vertrauens, der blinden Hingabe, die ja eigentlich kein Vertrauen war, indem es kein Mißtrauen gab? Jetzt erst wird Vertrauen und Mißtrauen wach, die Frage, der Zweifel, Lüge und Wahrheit treten im tatsächlichen Verhalten der Individuen dem Kinde entgegen.

Die F r a g e lautet nicht mehr nur „W a s?" und „W i e?", sondern auch „W a r u m?" (vom 3./4. Jahre an, von der Zeit an, in der Ich und Du sich sondern). Wie kommt's, daß die Dinge sich zum Teil dem Zugriff entziehen, und warum werden so die eignen Geschöpfe ihrem Schöpfer untreu? Das kausale Deuten, das in seinen Anfängen sich auf die Unterscheidung von Wunsch und Wunschobjekt beschränkte, geht — entsprechend der Entwicklung der modalen und idealischen Sphäre — unablässig weiter und gewinnt Formulierungen wie diese: wenn sich das Objekt, das meinem Wunsch entstammt, meiner Macht entzieht, so entspricht eben diese Tatsache auch meinem Wunsch, ich habe es selbst gewollt, ich bin die (magische) Ursache dafür, daß die Welt so ist, wie sie ist; ich bin schuld daran, daß sich die Welt von mir zurückzieht, mich meidet und dennoch auch wieder sich herandrängt, sich hin- und herbewegt in unablässigem Wechsel des Gebarens und des Aussehens. Aus der U r s a c h e wird die S c h u l d*). Ich bin Ursache, heißt: ich bin Schuld, ich bin schuld — und somit schuldig, ich „mache" (magisch) alles, alles geschieht in und aus mir, auch das, was sich meiner Reichweite, meinem Reich-tum entzieht, ich bin schuld an dieser Aufteilung, diesem Zwiespalt der Welt — oder liegt die Ursache-Schuld auf der andern Seite? So

*) Vgl. accusare, aus ad und causa, anschuldigen, excusare usw. Schuld ist das ethische Synonym für Ursache.

bin ich Schöpfer und dennoch Geschöpf, Herr und dennoch Knecht, allmächtig und dennoch ohnmächtig, unschuldig und dennoch schuldig, gut und dennoch böse?

Wir sehen, wie dieses modale Geschehen der Amphimixis und der Geburt — nur diese zwei Hauptpunkte des bisherigen Erlebens seien angeführt — entspricht: wie das Spermatozoon aus seiner „Welt" in eine neue Sphäre, die Eizelle, eindringt und diese kühne Tat mit der Zerstückelung, dem Tode bezahlen muß, wie das reife Kind aus der intrauterinen Welt in eine neue Sphäre, die Lichtwelt, eindringt und diese kühne Tat mit der Zerstückelung büßen muß, so dringt der Mensch unablässig in neue Welten ein und erlebt fortgesetzt Uebergang und damit Zerstückelung, Sterben und Auferstehen. Fortwährend trennen sich seine Geschöpfe von ihm und splittern sich selbst zu Teilen auf, selbst Ur-Sache von Geschöpfen, die sich von ihr trennen — und das gleiche Schicksal erleben. Wohlverstanden: das Kind weiß, erkennt diese Zusammenhänge noch nicht, sondern es verhält sich so zur Umwelt, wie wir es hier beschreiben; wer dieses Verhalten darstellt, kann dies nur in Worten tun, die einer späteren Sphäre angehören; die Darstellung „entspricht" jenem Verhalten.

Der Trennung geht das Vereintsein voran — und es folgt ihr die Vereinigung, ja jede Trennung vom einen ist Vereinigung mit dem andern Partner. So erfolgt das Wachsen, bis die spezifische Wachstumsgrenze erreicht ist und neuerdings die Teilung eintritt. Und dieses gegensätzlichen Geschehens Ursache glaubt das Kind sich selbst — im fraglichen Widerspiel mit der Dämonie-Ursächlichkeit „der andern"; es erkennt das Geschehen nicht im wortbegrifflichen Sinne, aber es verhält sich, wie hier beschrieben, zu seiner Welt, es erlebt das Geschehen und nimmt an ihm teil als Schöpfer, der gestürzt wird, als König, der entthront wird, als Ganzes, das sich mehrt und mindert, vereint und trennt, wächst und immer wieder geboren, in eine neue Welt ausgesetzt, zerstückelt, getötet und wiederbelebt, wiedergeboren wird. Hier liegt der Anschluß an unsere früheren Ausführungen über die Verwandtschaft von Geburt und Tod: Geburt wie Tod sind Uebergang in eine neue Welt, in die man „ausgesetzt", „verstoßen" wird. Die Aussetzungsmythen sind allesamt „Geburtsberichte", die Durchschneidung der „Achillessehne" bei Oedipus ist die Analogie zur Abnabelung-Beschneidung, das Herausziehen des Moses aus dem Wasser entspricht der Geburt aus dem Fruchtwasser, ihm entspricht auch unser Storchmärchen mit der Phantasie göttlich-königlicher Herkunft („Vom Himmel hoch, da komm' ich her", verwunschener Prinz usw.). Der Mensch erlebt ständig „die Geburt", er geht unablässig aus einer Welt in die andere, das Seiende ist anschauungsgemäß das Veränderliche, das ununterbrochen Sichändernde, das Immer-Andere. Die stetigen Entwicklungsschritte des Kindes münden schließlich in den Pubertätsübergang, eine „Wiedergeburt" größten Ausmaßes, ein „Sterben-Auferstehen", das Verlassen der Kindheit und Eingehen in die Gemeinde der Großen (§ 43). Der Hunger, der Wunsch richtet sich immer auf das Künftige, letztens auf den das Da-sein abschließenden Uebergang, den Tod (im eigentlichen Sinne), den Heimgang in die „Mutter", ins All, aus dem der Mensch erlebnismäßig „hervor-gegangen" ist, und bei vielen Menschen nimmt dieser Hunger die Intensität der Todessehnsucht, der Sehnsucht „nach dem Mutterleibe" an. Aber jeder Uebergang hat auch sein Trauerstadium, in dem der Mensch rückwärts blickt, dem „verlorenen Leben" nachtrauert, Heimweh hat (schmerzhaltige Trauer), sich zurücksehnt in die goldene Vergangenheit, letztens in das Paradies der Alleinheit, das Nirwana im Mutterleibe. Indes beschließt die Freude jedes Erlebnis, auch das Leben: „Es ist vollbracht." Jeder Uebergang ein Untergang und Aufgang, ein Sterben der Gegenwart zur Vergangenheit und ein Werden der neuen Gegenwart, vor der wiederum die Zukunft liegt, ein Ausziehen des alten und Anziehen des neuen Adam. So durchlebt der

Mensch ungezählte Tode und Auferstehungen. Ewiges Leben — ewiger Tod, aber nicht als metaphysische Mächte, sondern als biologische Tatsache.

Auf das Vereintsein mit der Mutter folgt die Geburt, der Untergang der bisherigen Welt, der Uebergang in die „neue Welt", das „Sterben", die Zerstückelung, und wer je in einer Mutter, in einem Weibe war, also jeder Mensch, ist bei der Geburt „gestorben", wie denn auch in der Urzeit der Mann in der Wollust der Vereinigung mit dem Weibe sein Leben ließ, unter-ging, zu Grunde ging, „fiel", „vernichtet", „zunichte" wurde, ins Nichts, ins Weib, ins Mütterliche (mater — materia) überging. Sterben heißt übergehen, die Schwelle überschreiten, geboren werden in eine andere Sphäre, eine „unsichtbare Zelle", in eine Oeffnung, eine Höhle eingehen, ins Nichts übergehen, das man als „Tod" bezeichnet, ohne daß damit aber realiter dieses „Nichts" etwas anderes geworden wäre, als es seither war: das, was von der Oeffnung, Höhle sozusagen umschlossen wird, das Umrandete, das Weibliche, das Leere, der polare Gegensatz des Gegenständlichen, das Nicht-Gegenständliche, das Nicht-Seiende, das Subjekt, die Psyche, das Metaphysische, der ewige Tod und das — ewige Leben. So sind Geborenwerden und Sterben Bezeichnungen für gleichsinnige Vorgänge: für das Ueberschreiten der Schwelle*), die in eine andere Sphäre führt, ins Jenseits, in den Tod, der doch das Leben ist. Das junge Kind — das Volk in seiner frühen Kindheit — weiß nichts von Leben und Tod, existiert fast eindimensional, fast unzeitlich einer Umwelt gegenüber, die es geschaffen, gezaubert, gewünscht hat, die sich verändert, aber weder lebt noch stirbt, weder tot noch lebendig ist. Das, was wir später Geburt nennen, ist ein Ueberschreiten der Schwelle, und nichts anderes ist das Sterben, das Weggehen, das Abreisen, das Abfahren, das Abscheiden oder Verscheiden**). Statt lebendig und tot gibt es nur das immer-andere Objekt, nicht als Begriff, sondern als Tatsache, noch nicht erkannt, sondern „erlebt". Erst mit der Erweiterung der modalen und idealischen Sphäre, mit der Vergrößerung der Entfernung des Objekts vom Subjekt wird die Schwelle zur Trennungslinie des Hier vom Da, des Unerreichbaren vom Erreichbaren, des Unerfüllbaren vom Erfüllbaren, wiederum noch nicht als Begriff, sondern als modale Tatsache. Und wer der Deutung nach die Welt geschaffen, wer sie gewünscht, verursacht, wer sie somit „verschuldet" hat, wer die Schuld am Sein trägt, trägt auch die Schuld am Werden: das Kind wähnt sich selbst schuld, daß die Dinge sich bewegen, ergreifen lassen oder nicht, sich verändern, werden und vergehen, leben und sterben. Das Kind wähnt sich selbst schuld daran, daß es geschaffen wurde, es schuf sich selbst, stammt von sich selber als dem All ab, hat sich so selbst gezeugt†); es selbst ist Ursache, Ursache und Schuld, daß es in jener Höhle im Wasser, im „Blutbade" lag, das „Blut" der Mutter trank, die Mutter so verzehrte und dann mit höchster Angst, mit schwersten Schmerzen ausgestoßen und „von der (bisherigen) Welt" abgeschnitten,

*) Das „Schwellenmotiv" spielt denn auch, wie die Psychoanalyse zuerst erkannt hat, eine große Rolle bei allen Menschen, eine besonders große bei gewissen Neurotikern, die z. B. an „Schwellenangst" leiden. Hierüber an anderer Stelle Ausführliches. Das „Schwellenmotiv" der Psychoanalytiker fasse ich freilich nicht als „Motiv" im Sinne einer Ursache, die gewisse Wirkungen entfalte, etwa wie der Drudenfuß, das Pentagramm einen den Teufel bannenden Zauber enthält usw. (vgl. p. 181 Fußnote), sondern dieses „Motiv" ist die „motivische" Deutung der Tatsache des Ueberschreitens der Grenze, des Ueberganges und der damit verbundenen Gefühle und ihres Ausdrucks. „Die Schwelle" ist Symbol, ihre Ueberschreitung Analogie zu jeder Ueberschreitung.

**) Man beachte die Verwandtschaft von „scheiden", „abscheiden" mit Scheide (vagina). Verscheiden heißt: die „Scheide" passieren, die Schwelle, die scheidet, überschreiten. Vergl. § 34 Anm. Dazu auch κοίτη, κοῖτος Bett, Ehebett und Totenbett, κοίμηα, κοίμησις Schlaf, Beischlaf und Todesschlaf, κοιμητήριον Schlafzimmer und Friedhof und viele andere synonyme Bezeichnungen für den Liebestod, der Analogon zur Geburt („Inzest") ist.

†) Vgl.: Odin zeugte sich aus dem eignen Ei — bis zur causa sui des Spinoza.

verstümmelt wurde, also aus dem paradiesischen Dasein ausschied und in ein „neues" Dasein eintrat, das es mit tiefer Trauer begrüßte (irdisches Jammertal). Das Kind wähnt sich selbst schuld an seinem Ueber- und Untergang, an seinem Uebergang, der zugleich ein Untergang ist.

So muß denn der Aufenthalt bei der Mutter der dämonistischen Deutung nach (die ja hier immer dargestellt wird) eine Schuld, ein Verbrechen, eine Sünde und die Ausstoßung eine Strafe, eine Sühne sein*). Und die Umwelt, die ja das Kind geschaffen hat, die von ihm ausgestoßen wurde oder von der es wie von der Mutter ausgestoßen wurde, in der es Wesen wahrnimmt, die ihm gleichen, hat ebenfalls gesündigt und muß für ihre Schuld büßen: die ganze Welt ist sündig und verworfen, das Dasein eine Kette von Schuld und Sühne. Die Sühne wird zum Opfer: man gibt, was man hat, Harn, Kot, Tränen, Geschenke usw., wie man erst die Nabelschnur, das Vorragende gab, als Sühne für das „Urverbrechen", das man später mit den Begriffen Schande, Blut-Schande, Inzest verbindet. Dieses „Urverbrechen" ist der Aufenthalt des Fötus im Mutterleibe; dies ist ein „Inzest", der von der Gottheit mit der Vertreibung, der Ausstoßung, der Aussetzung, der Verstümmelung, dem „Tode" bestraft wird; aber die Passage der mütterlichen Genitalien ist auch selber wieder Sünde, daher „die unbefleckte Empfängnis und Geburt", nämlich unter Vermeidung der Genitalien und der teuflischen Wollust (§ 46), daher das Dogma von der magisch-mythisch-mystischen „reinen" (lat. castus) Empfängnis und Geburt, von der Sündigkeit der natürlichen „irdischen", „unreinen" (lat. incestus) Zeugung und Geburt — eine Sünde der Eltern, die an den Kindern „heimgesucht", bestraft wird, auch damit, daß die Kinder und Kindeskinder bis in alle Ewigkeit die Sünde immer wieder begehen müssen, die Sünde, die somit nie vergeben wird (z. B. dem Tannhäuser wurde sein Besuch im „Venusberg" nicht vergeben, er mußte sterben). „Mein Da-sein ist die Sünde." Dieser erste Inzest ist die „Erbsünde" — zusammen mit der vom Spiel mit der Nabelschnur sich ableitenden Onanie; und mit dieser wird jenes Urverbrechen immer wieder begangen und immer wieder bestraft. Und der Geschlechtsverkehr ist, infantil betrachtet, die „erwachsene" Form des „Aufenthaltes im Mutterleibe", demnach unrein (inzestisch, § 62), schändlich, strafbar, todeswürdig (wie das denn auch der Mann der Urzeit gewissermaßen demonstrierte, indem er der Wollust erlag und aufgegessen, einverleibt wurde — gleich dem Spermatozoon, das vom Ei „einverleibt" wird). Viele Neurotiker erleben „das Weib" als „das Ewig-Mütterliche" und so den Koitus als die tödliche (inzestuöse) Wiedervereinigung mit dem „ewigen Mutterleibe".

Die Sühne, das Opfer kann nur das Verbrechen „wiederholen", das gesühnt werden soll, genauer: dem Verbrechen gleichen. Ist der Wunsch sündhaft, frevlerisch, so kann die Sühne nur ein Wunsch sein. Die Motilität und Sekretion, die den Wunsch ausdrückt, ist Schuld und Sühne zugleich, Sühne für „vergangene" und zugleich „neue" Schuld, die wiederum gleiche Sühne heischt. Die Abgabe des Harnes, des Kotes, der Haare, des Schweißes, später des Samens und des (Menstrual- usw.) Blutes, des Geldes, des Besitzes usf. ist Teilung, „Verstümmelung" als Sühne für das

*) Vgl.: „O Himmel! deine Hand liegt schwer auf mir!
So laß mich Kunde doch erlangen,
Welch ein Verbrechen ich an dir
Durch die Geburt einst schon begangen;
Denn keines andern bin ich mir bewußt.
Bestrafest du am Menschen nur so hart
Die große Schuld, daß er geboren ward?"

Aus Calderon, Das Leben ein Traum, 1. Akt 2. Szene.

„Urverbrechen" und seine Entfaltungen, und diese Sühne ist, wie deutlich ersichtlich, zugleich neue Straftat, die der gesühnten entspricht. Opfertat ist somit immer Sühn- und Straftat zugleich: Sühne und damit Strafe am Sühnenden, die von ihm selbst oder von andern an ihm vollzogen wird; und alle diese Verhaltungen sind genetisch abgeleitet von dem „Urverbrechen" und seiner „Sühne" *). Auch der Opfertod (des „Märtyrers") hat keine andere (metaphysische) Bedeutung, in welcher Form er auch vollzogen werden mag; jeder, der stirbt, „opfert" sich, sühnt seine oder der Welt Sünde, indem er sie von neuem begeht. Noch immer und überall ragt der „Baum der Erkenntnis", Symbol der Gegengeschlechtlichkeit, und immer und überall essen die Menschen davon: sie befinden sich analogisch-symbolisch im Paradiese, im Mutterleibe, im Kindesalter, werden sündig und nun ausgestoßen in die kalte, rauhe Welt der Arbeit und der Mühsale; „denn welches Tages ihr davon esset, werdet ihr des Todes sterben". Und immer und überall „verführt" den Mann das Weib, d. h. der Mann vereint sich mit dem Weibe und haucht in ihren Armen, das Urverbrechen analogisch begehend und sühnend, sein Leben aus, in frühester Urzeit tatsächlich, in späteren Entwicklungsperioden symbolisch.

§ 59. Männlich oder weiblich?

So ist mit der „Entdeckung" der Zeit (im genannten Sinne) Sünde und Sühne, Schuld und Strafe, Leben und Tod in die Welt gekommen, wie sich überhaupt die interpolaren Gegensätze mehren, indem das Sein als Symbol des Werdens angeschaut wird — noch nicht endbegrifflich, aber primitiv-erkenntnismäßig. Die Aktualität wird als geworden angeschaut, sie ist immer-anders, die gegenwärtige aus der vorgegenwärtigen hervorgegangen, von ihr verursacht oder — später — bedingt oder bezweckt. Das Einfach-Seiende wird zerlegt in zeiträumliche Unterschiede, in Mehreres, das auf einander und durch einander folgt, das von einander abhängig ist, das nicht mehr bloß gestreckt oder

*) Die Zweifeligkeit (Unklarheit, Unsicherheit, Widersprüchlichkeit) (auch) der ethischen dämonistischen Deutungen erhellt ferner aus Folgendem. A mordet B, A begeht eine Schuld-Sünde, aber B hat offenbar schicksalsmäßig den Tod verdient, also eine todeswürdige Schuld-Sünde begangen, sonst würde — Beweis mtt dem Irrealis! — der Mord an ihm nicht haben geschehen können. So ist der Mörder ein „Werkzeug in der Hand Gottes", Vollzieher der höchsten, an kein Gesetz gebundenen, eben göttlichen Gerechtigkeit, sozusagen Privathenker des Herrn. Also ist der Gemordete schuld, nicht der Mörder, der die Sühne an ihm vollzieht. Darf da die irdische Gerechtigkeit den Mörder bestrafen, sich in die Verfügung der Fügung (das Fatum = den Götterspruch) einmischen? Man schaffe also die Justiz ab! Indes der Mörder begeht doch die gleiche Schuld-Sünde, wie sie der begangen hat, an dem sie gesühnt wird; er mordet, er muß dafür nach der von Gott eingesetzten Justiz mit dem Tode bestraft werden, wobei die Justiz aber eben auch — mordet, morden läßt durch den Henker, der seine Rechtstat mit dem moralischen Tode, der gesellschaftlichen Aechtung zu büßen hat. Sonach ist der Mörder auch ein Auserwählter-Verfluchter, ein Sünder-Sühner, ein Schuldlos-Schuldiger. Wiederum schuld am Mord (usw.) ist „die Gesellschaft", die Menschen, die andere zum Morde reizen, „verführen", und eben die Mörder (usw.) dazu hervorbringt, doch sind ihre Sitten von der Vorsehung, der Allmacht, dem Gott oder Teufel bewirkt, also ist die Vorsehung schuld und sühnt sie mit den Strafen („Heimsuchungen"), die immer auch Sünden sind, die eigne Schuld — usw. ad infinitum im Karussell der Deutungen und Deutereien. Vgl. Goethe: „Wer nie sein Brot mit Tränen aß, wer nie die kummervollen Nächte auf seinem Bette weinend saß, der kennt euch nicht, ihr himmlischen (! Verf.) Mächte. Ihr führt ins Leben ihn hinein, ihr laßt den Armen schuldig werden, dann überlaßt ihr ihn der Pein, denn alle Schuld rächt sich auf Erden." Und die Rache ist Sühne und zugleich neue Schuld. — Realiter gehören die Wörter „Schuld", „Strafe" usw. zur ethischen Beschreibung des Verhaltens der Menschen untereinander, des Nehmens — Gebens (griech. νέμειν), also rein biologischer Reflexausdrücke, die mit Metaphysik gar nichts zu tun haben, („schulden" sowie heraus-, weg-, entnehmen und für den entnommenen Wert den Gegenwert zu geben haben, „strafen" sowie ab-streifen, also auch wegnehmen und dem andern geben; zu „Sünde", „Sühne" s. § 59 Anm.) S. weiter § 61.

gehöhlt ist, sondern nun auch männlich und weiblich heißt. Nun wird Lebendiges vom Toten, Unschuldiges vom Sündigen, werden die Schafe von den Böcken getrennt. Die Erscheinung wird aufgeteilt in Ursache und Wirkung, sie wird zur Präsentanz der Tat, der Veränderung und hiermit auch zum Symbol ethischer und ästhetischer Zusammenhänge. Wahl, Wert, Ziel, Absicht, Zweck, Nutzen und Schaden, Not und Hilfe usw stellen sich als Tatsachen und bald auch als Begriffe ein.

Und je mehr sich in Uebereinstimmung mit der allgemeinen Entwicklung die Genitalsphäre ausbildet, desto schärfer nehmen die Wünsche auch genischen Charakter an, desto schärfer stehen sich die Vertreter des Zweifels, der Unsicherheit, die hunger- und angstgefühligen und die trauer- und freudegefühligen Gegenstände gegenüber, und die Fragen reißen ihre nimmersatten Mäuler auf. Sie alle, diese Fragen, sind Variationen des Themas: was bin ich: männlich oder weiblich? Aber diese „Urfrage", die alle Orakel lösen sollten und niemals lösten, ist wie alle Fragen mit der „eigentlichen" Antwort identisch, ist eine spezielle Formulierung der Tatsache der Bisexualität alles Seienden. Die kindliche Frage: „bin ich männlich?" erkennt die Tatsache der Männlichkeit, der Existenz des Gegenständlichen als des Gestreckten, Geraden an, die Frage: „bin ich weiblich?" erkennt die Tatsache der Weiblichkeit, der Existenz des Gegenständlichen als des Gehöhlten, Gerundeten an, und die Frage: „bin ich männlich oder weiblich?" die Tatsache der Bisexualität. Die „eigentliche" Antwort ist da noch in und mit der Frage gegeben, und die sogenannte Antwort, die auf die Frage folgt, ist lediglich eine Aktualitätenreihe, die die gleiche Tatsache oder eine mit ihr assoziierte in anderer Formulierung wiedergibt. Hierüber später mehr. Hier soll nur betont werden, daß Frage und Antwort die gleiche, nämlich motivische Zerlegung des Tatsächlichen ist wie Schuld und Sühne, Tod und Leben, Ursache und Wirkung, Grund und Folge, Wunsch und Erfüllung. Indem das Seiende als geworden, als aus einem vorgegenwärtigen Sein hervorgegangen und in ein nachgegenwärtiges Sein übergehend, also im Uebergange befindlich angeschaut wird, ist die Einheit aufgeteilt und erscheint motivisch als Schuld, auf die die Sühne folgt, als Leben, das vom Tode gefolgt ist, als Wirkung der Ursache, als Folge des Grundes, als Erfüllung des Wunsches, als Antwort auf die Frage, als Erfolg des Willens, als Ergebnis der Wahl usw., als Gegenwärtiges, das auf ein entsprechendes Nicht-mehr-Gegenwärtiges (Sühne folgt auf Schuld, Wirkung auf Ursache, Tod auf Leben usw.) gefolgt, realiter: als Männliches, das aus dem Weiblichen hervorgegangen ist. Das Seiende ist das Lebendige, das Noch-nicht- und das Nicht-mehr-Daseiende ist das Unlebendige, das „Tote", das „wieder" lebendig wird, das aus einer früheren Sphäre in die Gegenwart eintritt und aus dieser in eine andere Sphäre ausscheidet. Daher denn Vater und Mutter und alle andern Personen nur so lange „leben", wie sie „da", d. h. dem Kinde gegenwärtig sind: die Mutter (das Weib) viel länger als der Vater, der sogar während seiner Anwesenheit nur „sein eigner Vertreter" ist, Vertreter des „eigentlichen" Schöpfers, des Verewigten (§ 46). Und auch an diese Anwesenheit des Vaters knüpfen sich Fragen, ob er Leben- oder Todbringer, Gott oder Teufel sei, kurz Fragen um die rätselhafte Dämonie des Alten-Großen.

Die Erscheinung ist Wunschobjekt, geschaffen vom Kinde, und auch ihre Vergänglichkeit, nun schon kausal gefaßt, ist wunschgemäß. Also verdankt der Vater dem Kinde sein Leben — und seinen Tod? Man kann seinen „Geist" beschwören, aber die Nähe des Getöteten ist gefährlich: wer die lösende Formel nicht kennt, ist selbst dem Tode verfallen, der Tötung, die immer der Vater, der Mann (Priester, Opferpriester, Medizinmann usw.) am Kinde vollzieht, mit der er den „Inzest" bestraft, wie er ihn damals, bei der Geburt, bestrafte — als Unbekannter, einer fremden Welt Angehören-

der, der — im Auftrage der Mutter-Frau — das Kind, die ganze Welt zur Verantwortung zieht. Man kann wohl sogleich sterben, wann der hochtabuierte Herr, der Gott-Mensch, der Gott, der große, der heilige Geist, der Teufel einem erscheint. Und er erscheint nur „auf Wunsch", die Wünsche sind das Instrument, mit dem das Kind die Welt beherrscht, sie wandeln sich später in Willen, aber das Kind hat noch allmächtige Wünsche: es kann „alles, was es wünscht", wie der Erwachsene „alles kann, was er will". Freilich hat „die Zeit" (als tatsächliches Erleben der Objektänderung) die Allmacht beschränkt, aber mächtig genug sind die Wünsche doch noch — so mächtig, daß „der Geist" beschworen und entlassen werden kann. So mächtig auch, daß das Kind den Tod des Vaters „verschuldet" (weg-, verwünschen); und nun ist die an ihm einst vollzogene „Tötung", Verstümmelung die Strafe für den „Vatermord", der, ebenfalls immer neu begangen, immer neu gesühnt (und damit wieder begangen) wird. Und jede Sühne ist „Versöhnung", Wiederherstellung des Sohnesverhältnisses zum Vater, ein Verhältnis, das ja den Vatermord in sich begreift (vgl. Abendmahl).

So ist die Tatsache zu verstehen, daß das Kind fingiert, es könne mit Erfolg dem Vater den Tod wünschen (s. auch § 104): der Vater ist als Mann trauer- und freudegefühlig, er wird als tötbar, abreißbar, herunterreißbar, vernichtbar betrachtet wie alles Gestreckte, Männliche, das man ja selbst hat hergeben müssen — Knabe wie Mädchen; das Gestreckte gehört in die Schwelle, die Oeffnung, in die Höhle, ins Nichts, wie ja das Kind sich aus seiner Höhle (dem Mutterleib) durch die Oeffnung-Schwelle in die Höhle des irdischen Lebens begeben hat, und in der Geburt ist das Kind, insofern es die Oeffnung passiert, männlich, gestreckt. Diese Tatsache des „Inzests" lebt weiter als Schuld, die „der Vater", als sein eigner Stellvertreter, als Schöpfer-Geschöpf, beging-bestrafte, sich rächend für die Wünsche, mit denen man ihn wegzauberte und doch beschwor; wie gesagt, ist dieses Wegzaubern und Beschwören frühdämonistische Deutung der Ab- und Anwesenheit des Vaters (auch der Mutter), wie überhaupt der Vergänglichkeit, der Verändertheit des Objekts.

Anmerkung.

1. Sühne (Sühnung, Versöhnung), got. saun Lösegeld, ussaunjan erlösen, ahd. suona, soana, suene; sühnen ahd. suan(n)an, suonnan, mhd. suoenen, süenen, soenen. Verwandt mit lat. sanare, sanus, griech. σάος, σῶος heil, σῶκος kräftig, σῴζω rette, heile, Σωκράτης, σωτήρ Retter, Befreier, „Heiland", Wurzelsilbe SA (sacer, sanctus, zu sanskr. sáhjas kräftig, sáhjam Gesundheit). — 2. Sünde, ahd. sunta, mhd. sünde, lat. son(t)s schuldig, sträflich, dazu griech. (σ)ἑτεός wahr, ἑτάζω prüfe, sanskr. satjas wahr, echt, satjam Wahrheit, zend. haithya wirklich, alts., ags. sôth (= sanths), altn. sannr wahr. Im sanskr. Partizip sat. (für sant = [a]sant, lat. prae-sent) tritt schon die Bedeutung „wahr", „edel" hervor, es heißt zugleich „seiend", „gut"; hierzu satvam Wesen, animal (ἕτυμος), svastis Wohlsein, Praef. su- = εὐ-, ferner ásmi sum, ásti est, asus Lebenshauch, asuras lebendig, ās, āsan Mund, lat. os. Zu ásmi griech. εἰμί (äol. ἔμμι = ἔσμι), εὐεστώ Wohlsein, ἐσθλός tapfer, εὖς gut usw., lat. sum, est, son(t)s, sonticus, got. im, ist, sunjis, altn. sannr wahr, schuldig usw. (s. *Curtius*, Griech. Etymol.). Ursprüngliche Bedeutung der Wurzel SA, SU, AS „hauchen", „atmen", dann „leben", „sein" (hebr. haja oder hawa — Eva): eine Beschreibung der Schöpfung-Geburt, einsetzend mit dem „Wehen" (den Wehen, dem Weh), endend mit dem Sein des Geborenen, des „Sohnes", der als „seiend" einerseits wahr, echt, wirklich, anderseits „schuldig, strafbar, sündig" (sons!) und zugleich der „Sühnende" (sanus!), Gesunde, Heile ist. Der „Seiende" ist der, der „es gewesen ist", und damit zugleich der Sühnende; das Sein ist Sünde und Sühne zugleich, auch der Etymologie nach. — 3. Von der sanskr. Wurzel SU (HU) stammt auch das Wort Sohn: sū (sávāmi, hunami) zeugen, gebären, auspressen, sutas, sunus, zend. hunu, filius, got. sunus, ahd. sunu, mhd. su(o)n. Der Sohn ist der Sünder und Sühner, „Sohn" hier als Kind, das geboren wird (Geburt = „Koitus" größten Stils, „Inzest"). — 4. Ferner gehört zur Wurzel SU die Sonne: sanskr. svar Himmel, suar leuchten, scheinen, suras Sonne, zend. hvare Sonne, garetha Glanz; griech. σείριος (Sirius, Hundsstern) heiß, brennend, σειριάω leuchte, brenne, σείρασις Sonnenbrand, σέλας Glanz, σελήνη Mond; lat. serenus heiter, klar, hell, sol Sonne; got. sauil, altn. sol. Dazu Wurzel US brennen, leuchten

(metathesiertes s) in lat. Auselius, Ausosa = Aurora, griech. ἠλιος Sonne usw. — Hiernach ist der Sohn der Seiende, der Schuldige und der „Wahre", der sons und sanus, der Sünder und Sühner zugleich, die (aufgehende) Sonne, der (Sonnen-)Gott, der Gott schlechthin, der alle Sünden trägt und zugleich sühnt, der größte Sünder und Sühner, also Gott und Teufel zugleich ist (vgl. § 62, ferner die veraltete Bezeichnung des Täuflings als „Gott", „Gote", „Gothe", auch „Gott-Sohn", nämlich „Sohn" des [der] Taufzeugen [zeugen!], des Taufvaters — Pate zu pater, Vater —, der also Gott-Vater ist und auch „Gott" genannt wurde, der den unbekannten „leiblichen" Vater ersetzt, vertritt, der patruus, Onkel, der bei vielen Völkern noch tatsächlich das Vaterrecht und die Vaterpflicht innehat; vgl. § 80 Anm.). „Schuld und Strafe" siehe im § 107.

Sünde und Sühne leiten sich also von e i n e r sprachlichen Wurzel ab, die Geburt und Koitus (den Liebestod) beschreibt und sich späterhin zu Formen entwickelt hat, die den „Uebergang", die Uebergänge überhaupt (§ 94) in motivischer Deutung beschreiben.

§ 60. Familienmitglieder untereinander.

Ich wies schon darauf hin, daß das Verhalten der Familienmitglieder wie überhaupt der Individuen untereinander der individuellen Sexualkonstitution entspricht (vergl. auch §§ 45, 46). Diese prägt sich in Uebereinstimmung mit der E n t w i c k l u n g d e r G e n i t a l i e n schärfer aus. Die Differenz der „Einstellung" des Knaben und des Mädchens zu Vater und Mutter wird allmählich deutlicher. Die „Wünsche", nun schon Dämonen, Kräfte geworden, sind beim Knaben anders wie beim Mädchen insofern, als der Knabe lieber den Vater weg- und die Mutter herbeizaubert, das Mädchen umgekehrt. Der Sexualkonstitution der Beteiligten entsprechen die Wünsche. Die Schuld ist in primitiv-dämonistischer Deutung gleichermaßen der „Inzest" mit der Mutter; Knabe und Mädchen waren im Mutterleibe, beide sind vom Vater dafür bestraft worden, das Mädchen sogar härter als der Knabe, der ja wenigstens einen längeren „Stummel" behalten hat als das Mädchen mit dem „Kirschkern", der „Kaffeebohne", der „Perle" und wie die Synonyma für Klitoris heißen mögen. Aber die „Todeswünsche" sehen bei Knabe und Mädchen verschieden aus: der Knabe „reißt" den Vater herunter, „tötet" ihn, das Mädchen „tötet" ihn auch, aber indem es ihn magisch in sich „aufnimmt" und so entmachtet. Der Knabe nimmt vom Vater „weniger" wahr als die Tochter, dagegen mehr von der Mutter als jene. Das Erscheinen des Vaters ist natürlich auch immer „Wunscherfüllung", aber diese ist beim Sohne weniger intensiv, die Paßformen sind geringer an Zahl zwischen Sohn und Vater als zwischen Tochter und Vater; umgekehrt zwischen Sohn und Mutter und Tochter und Mutter. Das Mädchen ist „befriedigter" beim Anblick des Vaters als der Sohn, dieser „befriedigter" beim Anblick der Mutter als die Tochter. Und den Eltern geht es nicht anders. Alle möglichen Variationen des Verhaltens entsprechen der Variabilität der Sexualkonstitution, die individualspezifisch ist und auch individuell sich ändert.

Die Zeit der Anwesenheit, die immer im rhythmischen Wechsel mit der Abwesenheit stattfindet, ist die Zeit des lebhaftesten Eronenaustausches zwischen den Beteiligten. Je nach der Zahl der Paßformen — eben je nach der Sexualkonstitution — tritt die Sättigung rascher oder langsamer ein, geht die „zärtliche Stimmung" rascher oder langsamer vorüber. Ist das Auge gesättigt, schließt es sich oder das Individuum kehrt sich ab; ist das Ohr gefüllt von dem einen Lautgegenstand, treten andere Lauteronen ein, wofür Paßformen vorhanden; sind die Liebesreflexe erfüllt, entfernen sich die Individuen voneinander, trennen sich, scheiden voneinander, und es kommt ganz auf die relative Entwicklung der Oeffnungen und Höhlen und der sensibel-motorisch-sekretorischen Verbindungen an, wie die Vereinigung und Trennung verläuft. Absolut „leer" sind freilich die Oeffnungen und Höhlen niemals, „freiflottierende" (F r e u d) Affekte

oder Affinitäten gibt es nicht; nur sind die füllenden Eronen verschieden zahlreich und verschieden komplex, und entsprechend sind die nervalen Empfangsstationen, die sensibeln Nervenendigungen, auch die Oberflächenzellen als solche, die direkt Paßformen aufnehmen, beschaffen: alles Seiende ist immer-anders, aber immer Paßform, immer Gegensatzpartner, und zwar in der polaren wie in der interpolaren Gegensätzlichkeit. Es gibt keinen Gegensatzpartner, keine Formbestimmtheit „an und für sich", also „frei", ohne den paßrechten Beziehungs- und Verhältnisteilnehmer, und ebensowenig gibt es einen „leeren Raum", das Nichts innerhalb der Objektität.

Die Bewegungen der Individuen untereinander nennt man „Wahl", versteht aber unter Wahl gemeinhin, d. h. als Infans oder Juvenis einen „bewußten (seelisch-geistigen) Akt", derart, daß man sich entschließen könne, so oder auch anders zu wählen, sich nach freiem Willen oder Ermessen dem einen zu nähern und vom andern zu entfernen. Freud spricht von „Objektwahl" im Sinne der Entscheidung des Kindes für den einen oder andern Elter, Bleuler von „Ambivalenz" im Sinne des Schwankens der „Gefühle" oder „Affekte" zwischen den möglichen Objekten. Man darf dem Kinde keine Motive unterschieben, die Wahl erfolgt realiter keineswegs derart, daß das „Bewußtsein" (hier im bisherigen Sinne, d. h. als psychische Oberinstanz gebraucht) Beschlüsse faßt und diesen entsprechend wählt oder sonst etwas tut oder tun läßt usw., sondern die Wahl ist die Bewegung, die mit dem Werden und Vergehen, mit Wachstum und Teilung identisch ist und niemals anders als zwischen Paßformen verlaufen kann. Diese Tatsache, daß immer nur Paßformen das Aneinander bilden, wird motivisch so gedeutet, als ob eine metaphysisch diktierte wissentliche und willentliche Wahl stattgefunden hätte. Wir haben auch den Wunsch als Bewegung erkannt, als Abgabe und Aufnahme von Eronen, und realiter besteht auch zwischen Wunsch und Wahl kein prinzipieller Unterschied. Wir kommen hierauf noch zurück (§§ 69—71).

Auch nach der Entdeckung der Zeit und damit der Beschränkung seiner Schöpferherrlichkeit hat das Kind zu seinen Wünschen noch ein großes Zutrauen neben den mehr und mehr aufkeimenden Zweifeln an ihrer Allmacht. Der Wunsch ist schon Dämon geworden; „alle Räder stehen still, wenn mein starker Arm es will", d. h. mein Wunsch, mein Wille beherrscht das Weltgetriebe. Die Stärke des Armes wird gewissermaßen personifiziert, der Wunsch wird selbständig, ein Wesen für sich, mit eigner Macht begabt. Und diese Macht kann sich nunmehr — nach der Zerlegung der Aktualität in interpolare Gegensätze — als gut oder böse erweisen, das Kind schuldig, sündhaft und wiederum entsühnt werden, und es wird ihm keineswegs bewußt, daß die Sühne die neuerliche Begehung des „Verbrechens" — auch mit umgekehrtem Vorzeichen — darstellt, das gesühnt werden soll und ja auch gesühnt wird. So wird auch die Bewegung, die man Wahl nennt, dämonisiert und dem Bewußtsein, dem Wunsch und Willen attachiert. Das Bewußtsein, der Wunsch trifft nun eine Wahl, verursacht die Wahl, der gute oder böse Wille kommt in der Wahl zum Ausdruck, die nun ihrerseits die Handlung, den Gedanken bestimmt usw. Auch die Wahl ist sündhaft oder sühnhaft, das gewählte Objekt ist Verkörperung der Sünde oder der Sühne, wobei immer auf das eine das andere Objekt folgt, der Wählende selbst ist ein Sünder und ein Büßer, böse oder gut. Und all das ist geheimnisvoll, rätselhaft und fraglich.

§ 61. Die Geschlechtlichkeit als Sünde und Sühne. Ethik

Das „Urverbrechen" ist der „Inzest", als welcher auch der Aufenthalt im Mutterleibe gedeutet wird, die „Urstrafe" der im „Inzest" erlittene Tod. So ist Schuld und

Sühne unlösbar mit der Geschlechtlichkeit verknüpft, und so wird auch Wunsch und Wahl, die mit zunehmender Entwicklung der Genitalsphäre mehr und mehr auch genischen Charakter gewinnen, zu gut und böse distrahiert. Der Inzest ist Sünde, also verboten; von wem? — nun, natürlich vom Rächer, der die Strafe vollzog und immer von neuem vollzieht (Tadel, Beschämung, Schläge), und dieser Rächer ist ja der Vertreter des eigentlichen „Vaters im Himmel", und indem er so betrachtet wird, ist er erhöht und erniedrigt zugleich, in den Himmel versetzt (getötet) und seiner „eigentlichen" Macht beraubt — als irdischer Mann, als Mensch wie alle, der noch dazu selber mit dem Weibe sündigt, in ihrem Auftrage die Strafe vollzieht, selbst ein Sünder, mit erborgter Macht. Die Sinnlichkeit ist Sünde, die Wahl des Liebesobjekts, das als solches nunmehr erkannt wird, ebenso Sünde wie die Beschäftigung mit den eignen Genitalien, zu denen man doch immer wieder hingezogen wird. Wie der Fötus im Mutterleibe mit der Nabelschnur „spielt", die rhythmisch pulsiert, so spielt das ältere Kind mit Penis und Klitoris — und wieder erscheint der Puls, der Rhythmus, in der Hin- und Herbewegung, im Orgasmus (ohne, dann mit Ejakulation), im „Klopfen" der Klitoris. Die Bewegung der Hand führt zu Vorragungen und Einhöhlungen; die Nabelschnur ist verschwunden, eine tiefe Wunde, ein Stummel an ihre Stelle getreten; ist der Eronenaustausch zwischen Finger oder Hand und den getasteten Stellen zu Ende, trennen sich die Partner und finden sich zu gegebener Zeit, d. h. wann die von den Höhlen ausgehenden Eronenströme in der entsprechenden Motilität ihren Ausdruck finden, immer wieder. Die Onanie ist eine Reflexbewegung, stammt genetisch vom intrauterinen Spiel mit der Nabelschnur und ist die physiologische Vorbereitung zum Geschlechtsverkehr. Niemand kommt zum Weibe oder zum Manne, er hätte denn onaniert. Aber für das dämonistische Deuten des Infans und des Juvenis ist Onanie wie überhaupt die Beschäftigung mit den Genitalien Sünde, das Genitale selbst ein Denkmal des Urverbrechens und seiner Sühne, alles Gestreckte, der Penis, die Klitoris (die oft mehrere Zentimeter lang ist) ist vorwiegend trauer- und freudegefühlig, die Nabelbucht, die Vulva vorwiegend hunger- und angstgefühlig, beides auch schmerzgefühlig. Das Hinfassen, die Berührung, die Betrachtung, ja die Bedenkung ist Sünde, Erbsünde, aber zugleich — Fluch der bösen Tat — Sühne: das Glied wird abgerissen, gerieben, gequetscht, mißhandelt — bis zum Orgasmus, bis zum höchsten Freudegefühl (optimale Füllung der Genitalhöhlen einschließlich der Genitalnervenkörperchen mit Freudeeronen, Bewegung der Eronen über die sensile Sphäre — Freudezellen — in die Motilität und Se- und Exkretion des Orgasmus). Diese „Lust", die wie alle Gefühle in auf- und absteigender Kurve, einer Unlust- und Luststrecke verläuft, deren Anstieg also Unlust, deren Abstieg Lust ist, diese „Wollust", die zu Urzeiten „rein", hundertprozentig und für den Mann im Koitus tödlich war, mit zunehmender Entwicklung der Menschheit aber mit andern Gefühlskurven interferiert und an sich in Uebereinstimmung mit der verhältnismäßig starken Differenzierung der modalen und der idealischen Denksphäre sich gemindert hat, diese Lust, oft nur noch ein Lüstchen, ist nun neue Sünde („böse Lust") — und Buße („sacrale Handlung", „Austreibung des Bösen") zugleich: sie koinzidiert mit der Abgabe, Teilung, wiederum Zerstückelung, Verstümmelung, Eronen strömen ab wie sonst nie, der Penis, die Klitoris schrumpfen zusammen, später vervollständigt die Ejakulation des Spermas, des Uterin- und Scheidensekrets den „Verlust".

Der mit der Entwicklung der Genitalien zunehmende Liebeshunger wird als Versuchung gedeutet, der man periodisch unterliegt, indem der Liebeshunger wie jeder andere Hunger reflektorisch — in den zahlreichen Formen der normalen und abnormalen Onanie — seine Sättigung findet. Hiermit ist das Verbot übertreten, der „Inzest"

neu begangen, die Sühne geleistet: die Hungerkurve steigt wieder an, das Begehren, die Begierde wächst, bis der Höhepunkt erreicht ist, an dem die Sättigung einsetzt, der neue Sündenfall sich vollzieht. Die Zeit unmittelbar nach der Sünde ist die Zeit der guten Vorsätze, der Reue (angsthaltige Trauer), des Gelübdes der Besserung, der Abkehr vom Liebesobjekt, das sich je nach der Sexualkonstitution bestimmt, also abgesehen von der eignen Person für den Knaben zunächst als Einschlag zur platonischen Bindung die Mutter-Frau, die Schwester, für das Mädchen der Vater-Mann, der Bruder, dann fremde Partner sind. Aber das Gelübde, nunmehr wirklich dem Laster zu entsagen, niemals zu heiraten usw., liegt ja schon in der aufsteigenden Hungerkurve, ist ein Unlustgrad, ist Kennzeichen des Hungergrades: je mehr der Hunger ansteigt, desto fester muß man sich „zusammennehmen", desto „energischer" wird das Gelübde, das Ge- oder Verbot. Am stärksten sind die „guten" Vorsätze, wann der Hunger dem höchsten (optimalen) Grade zustrebt. Mehrere Möglichkeiten gibt's nunmehr. Entweder werden noch weiter Hungereronen aufgenommen, Haßreflexe erreichen ihren aktuellen Funktionsgrad, der Haß erscheint, gefolgt von der speziellen Motilität und Sekretion, die je nach der Anordnung der sensibel-motorisch-sekretorischen Verbindungen verschieden sind: die Haßbewegung ist Flucht oder Angriff, und es gibt „Hungrige" genug, die ihr Liebesobjekt nur fliehen oder angreifen, nur hassen können — ein Zeichen für die spezifische Artung ihrer Liebesreflexe und der zugehörigen Organe. Oder die Angstwelle tritt hervor und äußert sich in Meidung. Oder die Hungerkurve wendet sich von der optimalen Höhe abwärts, die guten Vorsätze werden mehr und mehr vergessen, die „Versuchung" verliert ihren abschreckenden Charakter, die Wünsche, die Tatsachen erscheinen nicht mehr als Versucher, als „böse", das „Gewissen", die ethische Bezeichnung für das angstgefühlige begriffliche Denken, Bedenken, die „innere Stimme", gibt nach, der Eronenaustausch mit dem Liebesobjekt, mag dies ein Teil des eignen Körpers oder ein anderes Individuum sein, steigt im Sinne der Zahl und der Größe der Eronenkomplexe an, bis endlich die stärkste Annäherung, die Sättigung, der Sündenfall, die Onanie, der interindividuelle Liebesakt zunächst in Form von Zärtlichkeiten, Küssen, Streicheln, Umarmungen usw., später in Form des Koitus oder der der individuellen Organisation der sensibel-motorisch-sekretorischen Verbindungen entsprechenden Modifikation erfolgt. Der Ablauf der Hunger- und anderen Gefühlskurven wie überhaupt aller Kurven erfolgt nicht in einer einheitlich-geraden Linie, sondern in rhythmischen Oszillationen, in einer Reihenfolge von kleineren Kurven, die dem Schwanken der Gefühle entsprechen — ganz abgesehen davon, daß die Kurven, wie früher dargetan, interferieren. Die motorischen Ausdrücke sind also Zu- und Ablehnungen, die in mehr oder minder ausgeprägter Amplitude aufeinander folgen, Kontraktionen und Erschlaffungen, wobei sich die antagonistischen Muskeln ablösen. Man sieht, Abkehr wie Zukehr sind Phänomene des „Wunsches", der „Wahl"; Zuneigung wie Abneigung, Anziehung wie Abstoßung sind gleichermaßen Kennzeichen für die Existenz der „Bindung", des Verhältnisses zwischen zwei Partnern, für die Tatsache, daß zwischen den Partnern Paßformen ausgetauscht werden, und die Amplitude der Oszillationen läßt die Anzahl dieser Paßformen erkennen. Liebe ist Austausch von genischen Paßformen; und dieser Austausch geht vor sich als Aufnahme und Abgabe, als Annäherung und als Entfernung, als Anziehung und Abstoßung, als Ablauf der Hunger- bis Sättigungskurven. So ist es gleichermaßen Liebeszeichen, ob zwei Individuen einander fliehen oder sich nähern; die Intensität der Abwehr- und der Annäherungsbewegungen entspricht der Anzahl der Paßformen, die zwischen den Partnern ausgetauscht werden, und die explosiven Bewegungen bringen den Haß (als „gestauten" Liebeshunger) und den Ekel (als „stärksten" Grad der Sättigung) zum Ausdruck, die

also beide auch nur zwischen Individuen mit genischen Paßformen, zwischen Liebenden spielen können. So wird uns die „Ambivalenz der Gefühle" verständlich, wie wir sie in jedem Lebensalter, nicht nur in infantiler Zeit beobachten.

Entsprechend der Sexualkonstitution der Beteiligten, zu der die spezielle Organisation der sensibel-motorischen Verbindungen gehört, spielt sich ihr Verhalten ab. Die Möglichkeiten sind unübersehbar. Es ist aber ein groteskes Mißverständnis der biologischen Verhältnisse, das Kind als „multipel-pervers" (Freud) oder als „universell-kriminell" (Stekel) anzusprechen. Multipel-pervers soll heißen, aus der kindlichen Libido könnten sich alle möglichen Formen, auch der Perversionen, entwickeln; diese Libido wäre also ein Homogenes, das erst im Laufe der Entwicklung sich zu allerhand Besonderheiten, auch sexualpathologischer Art aufteilte. Und Stekel, der den Haß für das Urgefühl hielt, meinte, daß der Keim zu jedem Verbrechen im Kinde schlummere, daß es also zu jedem Verbrechen potentiell fähig sei. Nun, das Kind hat „seine" Sexualkonstitution, „seine" Organisation der sensibel-motorisch-sekretorischen Verbindungen und „seine" Verteilung der superfemininen und supermaskulinen Regionen; diese Konstitution macht seine Individualität aus, die im Momente seiner Gründung, im Momente der Amphimixis definitiv gegeben ist. Es kann sich keineswegs eine beliebige Perversion aus der kindlichen Libido entwickeln, etwa unter der „Einwirkung" der Erziehung (die dann als „falsch" beschuldigt wird) oder sonstiger „Außen- oder Innenfaktoren", sondern die sexualspezifische Artung des Individuums, seine Artung überhaupt, eben seine Individualität ist „fertig" im Momente der Amphimixis und kann „durch" keinen äußeren oder inneren „Einfluß" gebessert oder verschlechtert werden. Das Kind wächst, wie es wächst, es ist ein Wesen „für sich", und ebensowenig wie ihm durch die Erziehung oder sonstige „Einwirkungen" ein sechster Finger andiktiert werden kann, können ihm Entfaltungen „anerzogen" werden, die nicht in seiner Organisation gelegen sind, können ihm Dinge beigebracht werden, für die es keine Denkzellen hat. Die Deutung menschlicher Verhältnisse derart, daß das Kind „multipel-pervers" oder „polymorph-pervers" oder „universell-kriminell" sei, ist ein Musterbeispiel für die Verwahrlosung des motivischen Denkens. —

Statt des Stekelschen Hasses setzt Alfred Adler in Anlehnung an Nietzsche den „Willen zur Macht" als „Prinzip". Demnach ist ein oder der Wille vorhanden, der den Menschen antreibt, nach Macht zu streben, sich des andern zu bemächtigen. Ueber den Willen werden wir alsbald sprechen; er ist ein dämonistisches Gebilde, wie auch der Wunsch, motivisch gedeutet. Das Streben nach Macht kann aber nur heißen: die Beziehungen der Menschen werden nach dem Gesichtspunkte des Machtgewinnes geordnet, im Verhalten der Menschen komme zum Ausdruck, daß ihr Ziel Machtgewinn (nach Freud: Lustgewinn) sei. Aber schon die Ambivalenz der Gefühle zeigt, daß es auf die Macht an sich nicht ankommt, sondern viel mehr auf die Art und Weise, wie sie erreicht wird: nicht der Zweck heiligt die Mittel, sondern die Mittel heiligen den Zweck. Und Methode und Ziel sind nicht Wirkungen eines dämonischen, metaphysischen Willens (realiter des Hungerreflexes), sondern Kennzeichen der biologischen Konstitution, der Spezifität der gesunden oder der kranken Persönlichkeit.

Der Eronenaustausch macht das Verhalten der Individuen untereinander aus. Das Verhalten des Individuums, nach der Gefühlsbestimmtheit beschrieben, ist sein Charakter, der motivische Mensch sagt: verrät seinen Charakter, indem er einen „Charakter" als „psychisch" hinter dem Verhalten, als Ursache des Verhaltens fingiert. „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut": dieser Satz ist eine in die Wunsch- oder Befehlsform gekleidete Anerkennung der biologischen Tatsache, daß es individuelle

Differenzen des Verhaltens gibt, sodann aber die Fiktion, daß das Individuum den Charakter bei gutem Willen ändern könne, so daß er andere Formen annehme wie die, die er bei „natürlicher", „unbeeinflußter" Entwicklung gewonnen hätte. Das Kind wird artig oder unartig, gehorsam oder ungehorsam, freundlich oder unfreundlich, liebenswürdig oder gehässig, eigensinnig oder nachgiebig usw. genannt, der Mensch überhaupt gut oder (und) böse. Die gesamte Charakterologie wie die Ethik sind indes spezielle Beschreibweisen der biologischen Beschaffenheit des Menschen, die sich auch in seinem Verhalten präsentiert.

Im Rahmen der dämonistischen Deutung des Verhaltens kann sich nur eine unklare, in sich widerspruchsvolle Charakterkunde und Ethik (auch Aesthetik) ergeben. Eine Kostprobe als Beispiel. „Gut" ist der Mensch niemals „hundertprozentig", er ist immer auch mehr oder weniger böse, je nach dem Füllungszustand seiner Höhlen. Gut ist satt, und böse ist hungrig, und das Verhalten als Ganzes ist die Interferenz des jeweiligen Füllungsgrades seiner Höhlen. An einer einzelnen Höhle schematisch dargestellt, ist also das Individuum gut, wann es satt ist, wann die Höhle gefüllt ist. Der optimale Grad der Sättigung (Freude) fällt mit der höchsten Güte, mit der moralischen Höhe zusammen. Die Aufnahme ist beendet, geht in Abgabe über. Geteilte Freude ist doppelte Freude; geben ist seliger denn nehmen; wohlzutun und mitzuteilen vergesset nicht (wie der obenzitierte Goethesche Satz die fiktionale Konstatierung des Tatsächlichen): diese Güte entspricht Graden der absteigenden Sättigung, so lange diese intensiver ist als der ansteigende Hunger; die Akme der Sättigungskurve ist nämlich Symbol der bösen Tat, Beweis des geschehenen Sündenfalls. Das paßrechte Individuum wird einverleibt, die Tat, moralisch „das Verbrechen" genannt, kulminiert: die höchste Erfüllung ist erreicht, und man büßt diese mit dem Tode (Liebestod, Müdigkeit nach der Mahlzeit usw.), d. h. man sühnt die Sünde, der höchste Grad der Sündhaftigkeit, der Freude ist zugleich die Sühne für das „Verbrechen", ist der (tatsächliche oder symbolische) Tod. Die moralische Höhe fällt so zusammen mit der schwersten Schuld, die höchste Güte mit der höchsten Bösheit, die stolzeste Freude der Erfüllung mit der tiefsten Zerknirschung, der bittersten Reue!

Nun folgt die Abgabe, ihr entsprechen in der moralisch-fiktionalen Deutung die Grade der Güte, die Menge und Strenge der „guten Vorsätze", die Gebote und Verbote des „Gewissens". Und die „moralische Kurve" ist mit der Sättigungskurve oder der umgekehrten Hungerkurve identisch; je höher die Sättigungsakme, desto größer die Güte usw., desto fester die moralische Haltung, desto schärfer die sittlichen Anforderungen *), desto stärker die religiöse usw. Ueberzeugung, desto sicherer das Vertrauen auf sich und die Welt. Aber mit absteigender Sättigung und aufsteigendem Hunger fällt die Güte, die Moral in allen ihren Formen ab, die Strenge der moralischen Anforderungen lockert sich, die „Unerbittlichkeit des Sittengesetzes" in oder außer uns zeigt sich durchaus anpassungsfähig, das Urteil mildert sich, man erweist sich verständnisvoll gegenüber der Bosheit, dem Neid, dem Kummer, der unmoralischen Gesinnung der Schicksalsgenossen (Mitleid — ein Mit-leiden). Die Intensität des „moralischen Empfindens" ist dem Hunger umgekehrt proportional. Der „gute Vorsatz" ist dagegen eine Begriffs- oder Wortreihe, seine „Stärke" ist seine Gefühligkeit, und diese ist im allgemeinen dem Unlustgrade des Hungers proportional. Abgeben, mitteilen, teilen kann einer nur, solange er genug hat („genug" ist eine individuelle Größe), und genau so lange hält auch der gute Vorsatz, die Stimme des Gewissens, die moralische Gesinnung an.

*) Nicht mit den „guten Vorsätzen" zu verwechseln.

Es wird uns gelehrt: Der Menschen Dichten und Trachten ist böse von Jugend auf immerdar, wir sind allzumal Sünder, die größte Sünde ist es, sich sündenfrei zu wähnen, nur unablässige strengste Selbst- oder Fremdzucht (Kasteiung zu castus; §§ 34, 62) kann uns vor dem ewigen Tode, Verderben bewahren, der oder das Böse lauert stets mit seinen Fallstricken — usw. Sündig sind insbesondere, sozusagen in Konzentration die sinnlichen Wünsche, aber auch die Wünsche nach Wissen, Besitz, Wachstum, Großwerden — nach Reife überhaupt sind böse. Gut ist also, wer diese (alle) Wünsche unterdrückt, verdrängt, „sich beherrscht", nicht vorwärts strebt, wer kindlich, unschuldig bleibt: so ihr nicht werdet wie die Kindlein, werdet ihr nicht ins Himmelreich kommen. Böse ist, wer nach oben will, um sich an den Rechten der Alten-Großen, des Gottes-Teufels zu vergreifen, ihre Geheimnisse zu lüften, ihren „unerforschlichen" Ratschluß zu erforschen, ihr „Wesen" zu ergründen, ihre Dämonie zu brechen, selbst Alter-Großer, Vater-Mutter zu werden, vom Baume der Erkenntnis zu essen. Eben diese bösen Wünsche werden von den eifersüchtigen Alten-Großen mit dem (physischen oder psychischen, d. h. ewigen) Tode bestraft. Alles „empor" ist todeswürdige „Empörung". Gut sind die Wünsche, die sich gegen die Wünsche nach Entwicklung, Reife richten. Böse ist jede Freude, jedes erreichte Ziel, also „verleugnet euch, verlaßt die Welt", die ja insgesamt teuflisch ist, obwohl doch Gottes Schöpfung! Man muß büßen, aber ohne jemals von der Sündhaftigkeit befreit zu werden — die doch wohl auch in Gottes Ratschluß vorgesehen ist. Der Mensch ist ewiger Sünder-Sühner, Böser-Guter zugleich! Alles kann gut, alles kann böse sein, alles Glück kann Unglück (Versuchung zur Freude an der teuflischen Welt), alles Unglück kann Glück (von Gott zur Prüfung-Bewährung gesandt) sein — niemand kennt sich da aus, jeder ist aber verantwortlich. Usw.

Dieser (hier nur skizzierten) Verwirrung und Widersprüchlichkeit, die Eigentümlichkeit der dämonistischen (einschl. kausal-motivischen) Charakterkunde und Ethik (sowie Aesthetik, der andern wertenden Beschreibweise), des dämonistischen Denkens aller Schattierungen überhaupt ist, macht die realische Denkweise ein Ende. Wir (d. h. eben die Realisten im Sinne der Psychobiologie) erkennen, daß alle Dämonie lediglich Deutung, Fiktion ist, also entfallen kann, ohne daß sich am Geschehen — abgesehen von der letztmöglichen Ausreifung der Weltanschauung, also des Erlebens und Beschreibens — etwas ändert. Wir erkennen, daß der Mensch weder gut noch böse im dämonistischen Sinne ist, nämlich so, daß „das Gute" und „das Böse" als die beiden einander ewig feindlichen metaphysischen Mächte in und aus dem Menschen und auf ihn wirken, er also — wie „die Welt" überhaupt — das Schlachtfeld der guten und der bösen Dämonen, der Götter und der Teufel, des Gottes und des Teufels sei, wobei die guten Mächte „oben" (superi), die bösen „unten" (infimi) hausen usw. Wir erkennen, daß auch die Ethik biologisch und nur so klar und widerspruchsfrei zu definieren ist. Wir erkennen, daß der gesunde Mensch in allen seinen trophischen und genischen Entwicklungsstadien nicht schlecht oder böse oder (pragmatisch) falsch oder (ästhetisch) häßlich sein kann; der Gesunde denkt und handelt immer richtig, gut und schön — oder man müßte die Norm und ihre einzelnen Beschreibweisen bis zu den Normativurteilen aufheben. Der kranke Mensch dagegen denkt und handelt in allen seinen Entwicklungsstadien falsch, böse und häßlich (in mehr oder minder ausgeprägtem Grade). Es ist eine Eigentümlichkeit des dämonistischen und besonders des kranken Denkens zu wähnen, daß sich „die Sünde", „das Böse", wie man es versteht-mißversteht, mittels Verhaltungen „meiden" ließe, die bei Lichte besehen, selber sündhaft, böse sind! Hierüber in besonderer Darstellung Eingehendes.

Anmerkung.

Es sei gleich hier der Gefühlsablauf beim Koitus beschrieben. Der Koitus der Urzeit verlief folgendermaßen: Anstieg des Liebeshungers mit zunehmender Anfüllung der Genitalien, Erektion des Penis bzw. der Klitoris als Ausdruck einer in das Hungerstadium integrierend eingebauten speziellen Genitalkurve, dazu Annäherung der Liebespartner (Weibchen läßt sich fliehend einholen, Männchen verfolgt). Es folgt das Angststadium: Angsthemmung im ungestümen Verlangen, vorsichtige Bereitstellung zum Liebeskampfe, zum Schmerzstadium, in dem sich das Ringen der Partner miteinander, das schmerzliche Umklammern des mit Zähnen und Krallen sich wehrenden Weibchens, das Drehen und Winden, das Einstoßen des Penis in die verengte Vulva-Scheide abspielt. In das Schmerzstadium ist die spezielle Genitalkurve eingebaut, die sich aus dem hungrig-ängstlich-schmerzlichen Hin- und Herreiben, dem stückweisen (Trauer) und dann völligen Eindringen des Penis mit dem Orgasmus (Wollust und Ejakulation), also dem Freudestadium, zusammensetzt. In diesem Stadium des Koitus verschied das Männchen, fiel in den Todesschlaf: Trauerstadium, tödliche Ermattung (auch wohliges Einschlafen des Weibchens) mit dem abschließenden Freudestadium: Werk vollbracht, Verklärung, letztes Glücksgefühl, „ewige Seligkeit" ohne Erwachen. Das Weib aber erwachte und verzehrte den Ehemann („Leichenschmaus") oder hatte sich schon beim Kampfe mit „Leib und Blut des Herrn" vereint (vgl. analoge Vorgänge im Tierreich, z. B. tödliche Begattung der Spinnen, Bienen, Gottesanbeterin usw., s. auch § 34 Anm. 1). Grundsätzlich verläuft der Koitus auch heute noch so, nur sind die Gefühlsintensitäten weitaus geringer als einst, der Mann stirbt nicht mehr, sondern verfällt bloß in einen tiefen, „todesähnlichen" Schlaf wie auch das Weib von jeher (der Koitus gilt als „bestes Schlafmittel" usw.). Die Ejakulation und die Erschlaffung des Penis symbolisiert den Verlust der Mannheit, den Tod. Die sinnliche „Befriedigung" ist Analogon zum „Frieden" des Todes, den man im Grabe (Graben, Grube, Fossa, weibliches Genitale), in der Mutter Erde findet; und das Grab liegt auf dem Friedhof, dem Gottesacker (Acker = Symbol des weiblichen Genitales, Gott-Vater, also Gottesacker auch Mutter-Erde), siehe auch § 34, Anm. 2. Bei sehr vielen Menschen sind die Angst-, Schmerz- und Trauergefühle noch hochintensiv, wie auch Todesideen in Verbindung mit dem Koitus noch recht deutlich vorhanden, wie die psychobiologische Analyse ergibt. Vielfach ist die Angst vor dem Koitus, vor dem Weibe stärker als der Liebeshunger, und die Erektion bleibt aus oder ist nur schwach oder vergeht im Momente der Immissio (auch die Ejaculatio praecox wie gewisse andere Formen der Impotenz gehören hierher), womit zugleich die Abschneidung symbolisiert oder analogisiert ist (Schmerz) und die Trauer eingeleitet wird, die auch sonst post coitum allgemein, wenn auch nur mehr oder minder angedeutet, eintritt (post coitum omne animal triste). Uebrigens interferieren die Gefühlskurven. Der Koitus verläuft also in Analogie zur Amphimixis, zum Geburtsakt, wie zu allen Uebergängen, auch (bei den Gehirnwesen) hinsichtlich der begleitenden Gefühle.

Uebrigens sei darauf aufmerksam gemacht, daß mit dieser Darstellung nur ein Schema gegeben ist. Die Gesamtkurve des Koitus ist höchstkompliziert, ein „Uebergang erster Ordnung". Es sind nicht nur die Genitalien beteiligt. Wohl aber stehen die genitalen Prozesse im Vordergrunde, sind am auffälligsten. Und auch die „genitale Kurve" ist schon hochkompliziert. So ist das Einströmen des Blutes in die genitalen Hohlräume (Erektion des Penis und der Klitoris) eine „Sättigung" σάττειν anfüllen, vollstopfen), das Ende einer speziellen Hunger-, Angst-, Schmerz-, Trauer-, Freude-Reihe. Eine andere Teilkurve ist die des ansteigenden taktilen Hungers der äußeren Genitalien mit den folgenden Angst-, Schmerz-, Trauer-, Freude-Stadien: die Freude ist das Wollustgefühl; diese Teilkurve fällt, wie oben bemerkt, in das Schmerzstadium der koitalen Gesamtkurve, in dem auch die Ejakulation stattfindet, in ihrem Ablauf eine Analogie zu andern Ausscheidungen (Geburt, Defäkation usw.), worüber im § 94 Näheres. Alle diese Teilkurven interferieren in der mannigfachsten (spezifischen) Weise und bilden die Gesamtkurve, die das Erleben des Koitus ausmacht.

„Schlecht" ist ursprünglich „schlicht", verwandt mit schlichten, gleich richten, richtig stellen, in Ordnung bringen; also schlecht und recht ist eine Tautologie. Ueber Richten siehe § 34, Anm. 3. Richten und schlichten (z. B. Holzscheite schlichten), fügen (mit Fug und Recht — Tautologie) ist ebenso wie sündigen und sühnen und viele andere Zeitwörter das Aneinanderlegen von Paßformen, das „Sich-Finden" des Paßrechten. Irrigerweise stellt man nun „schlecht" zu — „Geschlecht", so daß ein „schlechter" Mensch ein geschlechtlich tätiger ist und es manchem Neurotiker vor oder bei oder nach dem Koitus „schlecht" wird (d. h. er symbolisiert den Liebestod) usw. Tatsächlich hängt „Geschlecht" mit „schlagen" zusammen (schlagen, puffen usw. Bezeichnung für Liebesverkehr, ein guter Familienschlag usw.).

§ 62. Geschlechts- und Zeugungsreife. Inzest. Pubertätsfeier. Gesetze

Die Pubertät ist der Zeitpunkt der ersten genitalen Reife; die Ausscheidung von Eiern und Samenzellen beginnt. Der Geschlechtsverkehr müßte „eigentlich" einsetzen, und bei den sogenannten wilden Völkern treten denn auch Jüngling und Jungfrau in das Gemeinschaftshaus ein, nachdem die Zeremonie der Pubertätsweihe vollzogen worden ist. Daß der Geschlechtsverkehr bei höherkultivierten und bei zivilisierten Völkern erst viel später stattfindet, ist ein Zeichen dafür, daß die Ablösung des Kindes von Vater oder Mutter nicht mehr mit der Produktion der Keimstoffe zusammenfällt, daß Jüngling und Jungfrau noch nicht „flügge" *) sind, daß die „Wahl" des Geschlechtspartners noch nicht möglich ist. Die genitale Reife ist da, Menstruation und Pollution sind untrügliche Zeichen dafür, aber die Geschlechtsorgane und -produkte sind offenbar noch nicht zur Zeugung geeignet. Diese Tatsache wird nicht selten als Degenerationserscheinung mißverstanden, als Kennzeichen einer (pathologischen) Involutionsperiode des Volkes (der Rasse), sie ist in Wahrheit alles andere wie ein Symptom der Vergreisung, sie ist im Gegenteil Eigentümlichkeit höherer und hoher Kulturstufen, auf die die kulturelle Involution erst folgt. Mit dem Begriff „Degeneration" ist üblicherweise die motivisch-kausale Deutung verbunden, daß der Evolutions- oder Involutionsvorgang gewissermaßen von sich selber abweichen könne, indem er durch irgendwelche „Außenfaktoren" oder sonstige Mächte im Sinne einer Abweichung von der „Norm" beeinflußt werden könnte; würden diese himmlischen oder höllischen Mächte nicht einwirken, so würde auch die Degeneration unterbleiben. In dieser Fiktion lebt die Hygiene, sofern sie deutet, mit ihren verschiedenen Disziplinen, der Alkohol, die Tuberkulose, die Säuglingssterblichkeit usw. usw. werden „bekämpft", die Rasse soll durch allerhand Maßnahmen, womit man wähnt, die „Besten des Volkes" (sogar die Impotenten) zur Fortpflanzung und zwar zur Zeugung „bester" Nachkommen bewegen zu können, „rein" erhalten werden usf. Wir verstehen diese Bestrebungen gewiß als „Zeichen der Zeit", als biologische Phänomene einer Entwicklungsstufe, aber ebenso verstehen wir, daß diese Bestrebungen aus dem Boden der motivischen Deutung biologischer Erscheinungen hervorwachsen, daß diese Erscheinungen in Ursache und Wirkung zerlegt und mit einer solchen Zerlegung keineswegs geändert werden können. Alle diese Bestrebungen haben ihre Erfüllung in sich selbst, sie sind Phänomene wie die, die bekämpft werden sollen, und es ist in diesem Sinne sozusagen gleichgültig, wogegen sie sich richten. Es gibt keine Möglichkeit, den Gang der Evolution und Involution aufzuhalten oder abzuändern, und jene Bestrebungen gehören selber zur E- oder Involution und lösen sich denn auch im Gange der Entwicklung ab.

Mit steigender Kultur wird das urtümlich kurze Pubertätsereignis zur Periode von zunehmender Dauer; sie dehnt sich bei uns über 8—10 Jahre hin. Auf die primäre Geschlechtsreife folgt in einigen Jahren die Begattungs-, dann die Befruchtungs- und mit ihr zusammenfallend oder später die Fortpflanzungsreife, die normaliter zur Eheschließung, Ehereife gehört (Hoch-zeit!). Analog vollzieht sich die berufliche Entwicklung: der Schulentlassene wird Lehrling, dieser zum Gesellen und dieser zum Meister, der nun eben heiratet, sich selbständig macht. Die „Verspätung" der Zeugungsreife gehört also zur Norm hoher Kulturstufe, sie kann aber abnormal sein. In pathologischen

*) Flügge von fliegen; flügge ist, wer fliegen kann (aus der Zoologie). Dazu: leichte Fliege für sexuell leicht zugänglichte Person; „reinfliegen" = schwanger werden oder verführt werden; „mein Herz das ist ein Bienenhaus", die Mädchen als Bienen fliegen ein und aus. Flugträume. Der Fötus „fliegt" im Mutterleibe und aus ihm heraus („rausfliegen" für hinausgeworfen werden); die Engel haben Flügel usw. Flügge soviel wie geschlechtsreif.

Fällen ist die Entwicklung bestimmter (der so-spezifischen) Gebiete (Reflexsysteme) derart gestört, daß sie anatomisch (stofflich) oder funktionell im embryonalen-frühinfantilen Entwicklungsniveau verbleiben. In solchen Fällen kann es also zur Verfrühung oder Verspätung oder zum Ausbleiben der Zeugungsreife kommen — wie zu vielen andern Krankheitssymptomen. „Neurose" und „Psychose" z. B. sind Bezeichnungen für die ungleichmäßige funktionelle Entwicklung des Gehirns: einzelne Teile, speziell der Hirnrinde, sind embryonal oder frühinfantil geblieben, haben sich zwar im Laufe der Jahre biologisch verändert, sind auch mit zugehörigen modalen und idealischen Zellen zum System assoziiert, aber ihre Organisationsstufe, ihre Funktionsweise ist im Vergleich zu denen der übrigen Hirnteile ein Anachronismus, Infantilismus. Dazu kommen die Perversionen der sensibel-motorisch-sekretorischen Verbindungen usw. Ist z. B. die den Genitalien zugeordnete sensile Denksphäre z. T. embryonal oder infantil geblieben, so passieren die von diesen Höhlen ausgehenden sensilen Eronen Zellen, deren Aktualität kurz gesagt embryonale oder frühinfantile Gefühle sind, zwar nicht dieselben, aber doch wesentlich nicht verändert, sondern nur dem Lebensalter des Individuums entsprechend nuanciert. Das Liebesgefühl ist dann nicht „erwachsen", nicht „echt"; es widerspricht sozusagen den übrigen Gefühlen, die Aktualitäten erwachsener Denkzellen sind, und ebenso den reiferen modalen oder idealischen Aktualitäten. Die Möglichkeiten der Variationen der individuellen Besonderheiten sind unübersehbar und erfordern eine Darstellung für sich.

Die Art und Weise des Ablaufs der Lebenskurve ist Kennzeichen der kulturellen Entwicklungsstufe, in der sich ein Volk befindet. Und so gehört es zu unserm Zeitalter, daß die Zeugungsreife erst später einsetzt als die Abscheidung der Genitalprodukte und daß die Kinder länger an die Eltern-Erzieher gebunden bleiben als die Kinder der „Naturvölker". Die „Inzestgefahr" ist also bei den Naturvölkern viel geringer als bei kultivierten und zivilisierten Völkern — Inzest hier als verbrecherischer Geschlechtsverkehr zwischen Eltern und ihren Kindern usw. gedacht. Und die Freudsche Deutung der Pubertätsriten mit ihren Martern und Quälereien als Abschreckungsmethoden, die den Inzest verhüten sollen, ist ein Mißverständnis, wie bereits aus andern Ueberlegungen hervorging. Vor dem tatsächlichen Geschlechtsverkehr mit der Mutter brauchte der Sohn nicht abgeschreckt zu werden: er ging ja nun ins Gemeinschaftshaus (ein Haus, in dem sich die Jünglinge und Jungfrauen gemeinsam aufhielten und nach freier Wahl der Liebe huldigten, bis sich die zueinander am besten Passenden gefunden hatten und zusammenblieben). Der mit der Pubertätsfeier unwissentlich gemeinte, genauer: symbolisierte oder analogisierte „Geschlechtsverkehr" („Inzest"), nämlich die Intrauterinzeit und ihre Folge, die Geburt ist ja geschehen, zu verhüten ist nichts. „Die erste Objektwahl der Menschen ist regelmäßig eine inzestuöse, beim Manne auf Mutter und Schwester gerichtete, und es bedarf des schärfsten Verbotes, um diese fortwirkende infantile Neigung von der Wirklichkeit fernzuhalten. Bei den heute noch lebenden Primitiven, den wilden Völkern, sind die Inzestverbote noch viel schärfer als bei uns, und kürzlich hat Th. Reik in einer glänzenden Arbeit gezeigt, daß die Pubertätsriten der Wilden, die eine Wiedergeburt darstellen, den Sinn haben, die inzestuöse Bindung der Knaben an ihre Mutter aufzuheben und ihre Versöhnung mit dem Vater herzustellen" (Freud, Vorlesungen z. Einf. in d. Psychoanalyse, 1922, p. 385). Diese Auffassung ist eine motivische Deutung des Ueberganges, als welcher die Geschlechtsreife aufzufassen ist. „Wiedergeburt" ist die Pubertät nur im Sinne einer Wiederholung der Geburt als ein zu ihr analoger Uebergang, nur im Sinne einer Analogie, wie jeder Uebergang eine Analogie zur Amphimixis, zur Geburt usw. ist. Aus dem incestus wird ein castus, wie bei der Geburt so bei der Pubertät. Indes wurde die

Pubertätsfeier nicht „eingerichtet" derart, daß die Menschen bewußt die Geburt analogisiert hätten, um aus dem incestus einen castus zu machen, sondern die Pubertätsriten sind geworden, „von selbst" entstanden, und es ist nichts weiter als die motivische Deutung eines biologischen Vorganges, daß man den incestus vom castus unterschied, und weiterhin ist es motivische Deutung, daß Freud zu diesem biologischen Vorgang Motive sucht und findet, die nämlich, daß in den Pubertätsriten dieselbe Absicht ausgedrückt sei wie in den Inzestverboten, daß also diese wie jene entsprechend der Absicht, den Inzest zu verhüten, verabredet oder herausgebildet worden seien. Noch heute wissen nur die allerwenigsten, daß die Pubertätsriten (auch die der Kultur- und Zivilisationsvölker) Analogien zur Geburt sind, und die „Wilden" wußten und wissen es noch viel weniger, indem ihre Begriffssphäre weniger entwickelt ist. Ebenso ist es abwegig, das Gesetz (Verbot und Gebot) so zu deuten, daß es „dazu gemacht sei, um . . .", daß es überhaupt „gemacht" sei, daß die Inzestverbote der „Wilden" dazu eingerichtet worden seien, um den Inzest zu verhüten, daß es „der schärfsten Verbote bedürft hätte, um . . ."; dabei ist vorausgesetzt, daß die Inzestgefahr besonders groß gewesen wäre (das Gegenteil trifft zu) und eben durch diese scharfen Verbote hätte beschworen werden können.

Die Pubertätsfeier spielt sich also in Analogie zur Amphimixis und zur Geburt ab. Und indem die biologischen Vorgänge motivisch in Sünde und Sühne zerlegt wurden und werden, wurde und wird dieses „Motiv" auch in der Pubertätserscheinung gesucht und gefunden. Der Liebestod des Urmannes ist obendrein gewissermaßen phylogenetische Erfahrungstatsache. So wie das Spermatozoon sogleich nach dem Eindringen ins Ei zerfällt — wovon die Naturvölker freilich nichts wissen —, so ist jeder Uebergang in eine andere Sphäre mit der (totalen oder partiellen) Zerstückelung des Uebergehenden verbunden, also auch die Geburt, die Geschlechtsreife, der Koitus, der Sterbevorgang. Geschlechtsreife, Koitus und Sterben fielen in der fernsten Urzeit zusammen, und erst mit der weiteren Entwicklung der Denkzellen und ihrer Assoziationen, mit der Vermehrung der Menschenzahl, mit der Entdeckung der Zeit traten diese Ereignisse auseinander, blieben aber eines der andern Symbol und Analogon bis auf den heutigen Tag. Der „Kindermord", d. h. die Tötung des Kindes bei oder kurz nach der Geburt, das Verzehren des Kindes war in urtümlichen Zeiten üblich *), und noch heute gibt es Häuptlinge, die zum Frühstück einen frischgeschlachteten Säugling vorgesetzt kriegen. Der berühmte Kindermord des Herodes ist eine Analogie zu jener alten Sitte. Die Zerstückelung wurde also tatsächlich vollzogen — in Fortsetzung und Ergänzung der mit der Geburt und Abnabelung stattfindenden Zerstückelung; ob Knabe oder Mädchen war sicherlich gleichgültig. Diese Tötung war aber (noch) nicht Ausdruck der Angst vor dem „wiedergekommenen Vater", den der Sohn einst getötet hatte und dessen Rache er nun fürchtete, so viel „seelisch-geistigen Aufwand" war damals ein Menschenleben sozusagen nicht wert; sondern man hatte einfach Hunger und aß — die „Frucht", Haß oder Angst spielten da noch nicht mit, in aller „Naivität" wurde vollendet, was man bei jeder Geburt (und jedem Koitus) erfuhr: die Zerstückelung. Erst in viel späterer Zeit machte man ein größeres „Aufhebens" um den Menschen, um das Kind: es wurde tatsächlich aufgehoben, nämlich dem Familienhaupt vorgelegt, und je nachdem das Oberhaupt das Kind als seines, sein „leibeigenes" „erkannte", anerkannte, aufhob oder nicht (s. § 23, Anm.; § 72, Anm.), blieb es am Leben oder wurde getötet und verzehrt oder weggeworfen. (Noch jetzt hebt z. B. das Oberhaupt den Bittsteller usw., der sich auf die Knie geworfen hat, zum Zeichen der Gnade, der Versöhnung auf, er ist dann „gut aufgehoben" [Doppelsinn, s. p. 94], und wir machen von einer Sache Aufhebens

*) Vergl. §§ 34, 43, 46.

oder nicht, heben sie auf, d. h. verwahren sie oder nicht; die Geburtshelferin heißt Hebamme, das Kind wird aus der Taufe [Fruchtwasser usw.] gehoben usf.). Die Zeit, in der man das Kind aufhob und am Leben ließ, war schon beginnende bis höhere Kultur, und da erst gab es Deutungen für die Tötung oder Erhaltung des Kindes, da war auch die Vorstellung aktuell, daß das Kind der wiedergekommene Vater, also sein eigner Großvater war usw., wie Freud das beschrieben hat (Totem und Tabu). Aber auch da wurde noch total oder partiell zerstückelt, früher oder später, kurz nach der Geburt oder bei der Pubertät.

Es sei übrigens darauf aufmerksam gemacht, daß die Pubertätszerstückelung vor dem Koitus stattfindet, wie auch das Spermatozoon vor der „inneren Befruchtung", vor der Vereinigung von Sperma- und Eikern zerfällt. Die Vereinigung der Genitalien entspricht also der Kopulation von Sperma- und Eikern, ist aber zugleich ein neuerliches Eindringen, das von einer Zerstückelung (Teilung) gefolgt wird. Dieser Verlauf prägt sich in den begleitenden Gefühlen aus (s. p. 208). Hier wie überall biologisches Geschehen; Absicht, Zweck als „Motiv" — kurz, Kausalität ist Deutung, und die Deutung kann das Gedeutete, die Beschreibung das Beschriebene nicht verursachen!

Die Theorie von der prophylaktischen Bedeutung der Pubertätszeremonien läßt also außer Betracht, daß es nichts zu verhüten gibt. Und auch die meist sehr strengen Ehegesetze der australischen, polynesischen, afrikanischen usw. „wilden" Stämme verhüten nicht, haben keinen „Zweck", sind nicht beabsichtigt, sondern sind spezielle Analogien der Geburt, sind Uebergangsmodalitäten, die erst später motivisch gedeutet werden — sowohl von jenen Stämmen selbst als auch von den Ethnologen und Psychologen. Der Koitus mit der „Mutter" oder „Schwester" (d. h. „dem" Weibe), urtümlich selbstverständlich, urtümlich tödlich für den Mann, nun schon Inzest (Verbrechen) geworden, kann gemäß der Abgrenzung der Familie nicht mehr oder nur ausnahmsweise stattfinden; die Entwicklung dieser Menschen ist soweit gediehen, daß andere, fremde Weiber bzw. Männer mehr Paßformen aufweisen als die Blutsverwandten, sobald die Geschlechtsreife eingetreten ist. Die Ehegesetze sind für diese biologische Tatsache lediglich ein Ausdruck , eine juridische Feststellung, nach motivischer Art in Gebot und Verbot formuliert. Aber diese Gesetze können an dem biologischen Tatbestand nichts ändern, können auf die Menschen nicht „einwirken", sie bessern oder in ihren Handlungen bestimmen; sie sind lediglich formulierte Beschreibungen des jeweiligen Verhaltens, der jeweiligen Sitten und Bräuche und wie diese Zeichen einer gewissen Entwicklungsstufe. Wer sich auf dieser Entwicklungsstufe nicht befindet, also — wie wir oben beispielsweise für die Neurose und Psychose kurz ausführten — embryonal-infantile Inseln in seinem Gehirn hat, kann selbstverständlich diesen Gesetzen nicht „gehorchen", versteht sie gar nicht, sie sind seiner Individualität nicht angemessen; diese Leute sind „Verbrecher" trotz der Gesetze, ja nur indem es Gesetze gibt: Formeln, die ihre Tat verbieten und mit Strafe bedrohen.

Die Gesetze sind also Symbole einer allgemeinen Situation eines Stammes, eines Volkes, sind nicht „erdacht, um zu wirken", sondern eine spezielle Ausdrucksform der jeweiligen Entwicklungsstufe. Die Ehegesetze der Clane oder Totemgemeinschaften sollen nicht verhüten und verhüten nicht, sondern sind juridische Angaben darüber, welche Verhältnisse zwischen den Angehörigen bestehen; dieses gilt von allen Gesetzen, auch von den unsern. Der Inzest ist verboten, heißt nicht: er soll verhütet werden, sondern er findet im allgemeinen nicht mehr statt. Der § 173 unseres Strafgesetzbuches hat noch niemals einen Inzest verhütet; wer als Erwachsener in seiner Genik frühinfantile Inseln in seiner Hirnrinde aufweist, ist immer an Mutter-Schwester oder Vater-Bruder fixiert und behält diese als Liebespartner bei, und es ist nur ein

gradueller Unterschied zwischen einer agenitalen und einer genitalen Gemeinschaft. Es handelt sich um sexualkonstitutionelle Besonderheiten, nicht um „bösen Willen", „verbrecherische Gesinnung" usw. als „Ursachen". Diese Besonderheiten, die Sexualkonstitution sind ebenso da wie die Nase oder der Mund usw., und kein Gesetz kann verhüten, daß die Menschen mit Nase oder Mund geboren werden, und man kann sie auch nicht wegstrafen.

Der Sinn der Gesetze ist ein viel tieferer, als die motivische Auffassung erkennt. Gesetze sind biologische Tatsachen und zwar speziell formulierte Beschreibungen biologischer Tatsachen, sie geben je ein allgemeines, in 100% der Einzelfälle zu beobachtendes Geschehen wortlich zusammengefaßt an, sie sind nach diesem Geschehen, mit ihm assoziiert, von ihm abgeleitet da, das Beschriebene ist immer vor seiner Beschreibung da, nicht umgekehrt, erst die Sitte, dann das Gesetz, und die Beschreibung ist nicht Ursache des Geschehens, das sie ja erst beschreibt. Gesetze sind ohne Ausnahme, die Regel kennt Ausnahmen (nulla regula sine exceptione). Es heißt den Gesetzen wenig Ehre erweisen, daß man sie als „menschliche Einrichtungen" im Sinne gewollter, vom Verstand als einem autonomen Dämon erdachter Maßregeln auffaßt, die bestimmt sind, ihrerseits dämonistisch zu wirken, eine außerhalb des biologischen Geschehens liegende, absolute Position einzunehmen und von „dort" aus das Verhalten derer zu regulieren, die doch die Gesetze selber erdacht haben sollen! In welchem Hexenkessel von Unlogik ist der Gedanke gebraut worden, daß ein Gesetz verhüten, bessern, wohl auch antreiben, schlechtern soll! Das Gesetz ist. Daß es etwas soll oder nicht soll, daß jemand entgegen seiner biologischen Beschaffenheit dem Gesetz „gehorcht" oder nicht, ist dämonistische, ist motivische Deutung einer biologischen Erscheinung. Motivisch ist die Meinung, daß jemand „gegen seinen Willen" handeln könne, weil das Gesetz etwa die eigentlich gewollte Handlung mit Strafe bedroht. Kein Mensch kümmert sich praktisch darum, kann sich darum kümmern: er tut, was er tut, und der Täter hat entweder gegen das Gesetz verstoßen oder nicht. Falls aber jemand eine Tat, die er eigentlich „beabsichtigt hat", nicht ausführt, dann ist nichts weiter gezeigt, als daß er — sie nicht ausführt, und falls er dabei z. B. an das Gesetz gedacht hat, so hat er eben, statt die Tat auszuführen, an die Tat und das Gesetz gedacht, hatte in seinen Hirnzellen andere Aktualitäten, dazu andere Ausdrucksweisen, aber einen ursächlichen Zusammenhang zwischen dem Denken an das Gesetz usw. und dem Unterlassen der Tat herzustellen, heißt das Gesetz zum Funktionär urzeitlichen oder mittelalterlichen Dämonenglaubens herabwürdigen.

Die Gesetze gleichen den „guten Vorsätzen": mit sinkendem Hunger flaut ihre Strenge ab. Der motivische Mensch sagt: je schärfer das Gesetz, desto häufiger die Gefahr der Ausführung der verbotenen Tat, der Uebertretung, desto häufiger die Versuchung. Diese Auffassung steht zur biologischen Erfahrung in vollkommenem Widerspruch. Die Schärfe einer gesetzlichen Bestimmung ist immer ein zuverlässiges (sekundäres!) Zeichen dafür, wie selten oder wie oft die verbotene Tat vorkommt: je schärfer das Gesetz, je schwerer die angedrohte Strafe, desto seltener die verbotene Tat. Die schwersten Strafen drohen z. B. dem Mord und dem Meineid; nun, wie wenige solcher Verbrechen kommen zur Verhandlung — im Vergleich mit den übrigen, milder geahndeten! Und wer einwendet, daß zahlreiche Meineide geschworen werden und unentdeckt bleiben, der vergißt, daß vor dem Gesetz ein Eid erst dann zum Meineid wird, wann er als solcher entdeckt und anerkannt ist. Ehe „Mord, Meineid, Inzest" usw. als Namen und Begriffe für je ein bestimmtes Verhalten nicht bekannt waren, konnte ein „Mord" usw. auch nicht stattfinden, weder verboten noch nicht verboten sein. Kommt der Inzest sehr selten vor, so findet diese

Tatsache ihren juridischen Ausdruck in äußerst scharfen Verboten, nicht als ob erst das Verbot formuliert und erlassen und dann, „dadurch" der Inzest zur Seltenheit geworden wäre, sondern beides, die Seltenheit des Inzests und das scharfe Verbot sind eine gleichzeitige biologische Tatsache. Wann das Inzestverbot noch nicht oder nicht mehr besteht, ist der Inzest die gewöhnliche genische Betätigung, d. h. nicht als „Inzest"-Verbrechen angesehen. Wann der Mord nicht verboten ist, ist er die alltägliche Beschäftigung; beides ist zugleich: die Aufhebung des Verbotes und die alltägliche Ausführung der vorher verbotenen Tat. (Aufhebung heißt natürlich nicht: absichtliche, gewollte usw. Beseitigung, sondern kennzeichnet lediglich die biologische Tatsache, daß eine Bestimmung nicht mehr besteht.) Ein Gesetzgeber, der da wähnt, die Kriminalität durch Androhung und Vollzug drakonischer Strafen mindern oder gar abschaffen zu können, ist in einem pathologischen (neurotischen, psychotischen) Irrtum befangen.

Daß also die exogamischen Gesetze der Naturvölker mit großer Strenge gehandhabt werden, daß ihre Uebertretung mit dem Tode bestraft wurde, ist nicht, wie Freud annimmt, ein Beweis dafür, daß die Gefahr des (verbrecherischen) Inzests besonders nahe lag und daß er mit den strengsten Vorschriften verhütet werden sollte, sondern gerade umgekehrt ist diese Strenge das Zeichen dafür, daß der Inzest Mutter-Sohn so gut wie gar nicht mehr vorkam (während der Inzest Vater-Tochter an der Tagesordnung und gar nicht oder nicht streng verboten war, auch heute noch, wie ich aus meiner Erfahrung sagen kann, weitaus häufiger ist als der Inzest Mutter-Sohn, der freilich auch öfter vorkommt, als der Laie es ahnt).

Wie die Geburt so ist auch die Pubertätsfeier ein Uebergangsereignis mit den zugehörigen Schmerzen und der Verstümmelung, nicht „gemacht", „gewollt", „absichtlich eingerichtet", „beraten und beschlossen", sondern geworden, biologisch entstanden, wie auch die Geburt nicht „gewollt" ist, sondern „von selbst" stattfindet. Und auch die Ehegesetze wie überhaupt alle Gesetze sind geworden, nicht gewollt, entstanden, nicht gemacht. Die Auffassung, daß der Jüngling aus dem Stamme Emu ein Mädchen aus dem Stamme Kängeruh heiratet „deshalb", „weil" das exogamische Gesetz diese Verbindung zuläßt, ist ein Mißverständnis; dieses Gesetz besagt nur, daß gewöhnlich die Mitglieder dieser Clane sich gegenseitig freien, indem sie die meisten Paßformen aufweisen, und daß Mitglieder anderer Clane sich nicht freien. Die biologische Tatsache hat sich sozusagen zu einem Gesetz kristallisiert, ist in einem Gesetz Ausdruck geworden. Findet aber doch einmal Geschlechtsverkehr zwischen Clangenossen statt, wird das (komplizierte) Ehegesetz in irgendeiner Weise „übertreten", dann gilt diese Tat als jene Urtat, bei der der Mann „das" Weib, die „Mutter-Schwester" beschlief und in ihren Armen starb, erwürgt oder von den „Söhnen" getötet wurde, und so wird auch jetzt ganz selbstverständlich der (atavistische) Missetäter vernichtet oder mindestens — bei andern Völkern — verbannt, aus der Gemeinschaft verstoßen, wie ein Fremdkörper ausgeschieden, d. h. symbolisch getötet.

Die heutige Pubertätsfeier ist z. B. die Konfirmation, die Firmelung. Zum ersten Male nimmt der junge Mensch am Abendmahl teil, wobei „Leib und Blut des Herrn" verzehrt, also die Sünde begangen und mit ihrer Begehung gesühnt, der Sünder absolviert wird. Sünde und Sühne fallen mit unverkennbarer Deutlichkeit zusammen. Es findet die „Wiedergeburt", die Aufnahme des Konfirmanden in eine andere Lebensgemeinschaft, die „Wiedertaufe", die neuerliche „Abnabelung, Beschneidung, Entmannung, Tötung (Ertötung des Fleisches)" statt, also der „Inzest", als welcher die Geburt gedeutet wird, und die Sühne, als welche Geburtsschmerzen, Tod und Abnabelung gedeutet werden. Des zum Zeichen, daß dieser „Inzest" geschehen, ist der Herr, der

Vater getötet; seine Tötung geht dem „Inzest" voraus, sie fällt zusammen mit dem Koitus, der selber Inzest war und dem, wie in späterer Zeit bekannt, das Kind entsprang, das nun seinerseits den „Inzest", die Geburt „verübte". Die Auffassung, daß die Tötung des Vater-Mannes den Weg zum Weibe freimachte, trifft tatsächlich zu, und sicher verweben sich stets diese Elemente in den Ritus der Pubertätsfeier; aber es ist eine Verkennung der biologischen Zusammenhänge, in den Pubertätsriten einen Zweck, und zwar den der Inzestverhütung zu erblicken. Die Geschlechtsreife besagt allerdings, daß nunmehr der Geschlechtsverkehr aufgenommen wird, und vorher muß der Mann-Vater sterben und verzehrt werden. Diese Tötung und Verzehrung fällt rituell zusammen mit der Tötung und Verzehrung des Sohnes, der nun selber den Koitus ausübt und damit den Liebestod (symbolisch) erleidet; die Zeremonie identifizert also Vater und Sohn, wie das beim Abendmahl klar hervortritt. Zugleich ist die Pubertät Analogie zur Geburt, wie sich überhaupt in den verschiedenen Riten die Uebergangsphänomene nachweisen lassen. Nun folgt tatsächlich die Vereinigung mit dem andern Geschlecht. Es ist eine motivische Erfindung, daß dieser Geschlechtsverkehr — mit dem Weibe, gleich ob „Mutter" oder Fremde — „durch" die Pubertätsriten „verhütet" werden solle oder könne; im Gegenteil, muß man sagen, ist ja die Pubertätsfeier gerade die Bestätigung für die Befähigung und Berechtigung zum Koitus. Die Pubertätsfeier besagt: du bist jetzt geschlechtsreif, Beweis: du hast den Uebergang in die neue Lebenssphäre mit seinen Schmerzen usw. erlebt; jetzt muß also der Vater fallen und verzehrt werden, und dies geschieht denn auch; somit ist der Weg zum Weibe frei. Ob dieses Weib die „Mutter-Schwester" oder eine Fremde ist, fällt um so weniger ins Gewicht, als ja der Geschlechtsverkehr des jungen Mannes auch mit der älteren Frau-Mutter ursprünglich selbstverständlich und der des Vaters-Bruders mit der Tochter-Schwester ursprünglich keineswegs verboten war (vgl. nur das Institut der Bruder-Schwesterehe im alten Aegypten usw.). Daß also mit den Pubertätszeremonien gerade die Mutter-Schwester „geschützt"werden sollte, widerspricht den biologischen Tatsachen. Vielmehr handelte und handelt es sich bei den Pubertätsfeiern um einen der Geburt, diese als Geschlechtshandlung gefaßt, analogen Uebergang, der wie jene als Sünde und Sühne gedeutet wird und verbunden ist mit der symbolischen Darstellung des Liebestodes oder der Ermordung und Verzehrung des Mann-Vaters, als einem Zeichen, daß der geschlechtlichen Betätigung des „Eingeweihten" nun nichts mehr im Wege steht.

Wie ist Inzest sprachbiologisch zu verstehen? Incestus, als Adjektiv aus in und castus (Stamm CAST, griech. ΚΑΘ, wovon καθαρός), heißt unrein, unkeusch, unzüchtig, und incestus als Substantiv heißt Unzucht, erst sekundär ist eine bestimmte Unzucht, nämlich die blutschänderische gemeint und somit die Blutschande als Unzucht par excellence gekennzeichnet (§ 34, § 58). Vom gleichen Stamme leitet sich ab castrare, kastrieren, verschneiden usw., so daß castratus, der Kastrierte der castus, der Reine, Unschuldige, Unbefleckte, Keusche, Züchtige, Fromme, Heilige ist, dann der Büßer, der von den Genitalien keinen Gebrauch macht, der Welt abgeschworen hat, der Säulenheilige, der Mönch (μοναχός einzeln), der einzeln, d. h. in der Einöde, Wüste, dem Chaos, dem Nichts, im Mutterleibe (Mutterkirche), der Klosterzelle (claustrum das Abgeschlossene), der dunklen Kutte Lebende, also noch Unschuldige, noch Ungeborene, der noch nicht das mütterliche (weibliche) Genitale, als welches die Vulva und Vagina gilt, berührt hat, ferner der „Eingeweihte", der μύστης, der in die (sexualen) Geheimnisse, in die Herkunft des Menschen Eingeweihte, der die Weihen empfangen hat und nun „weiß", wie denn die Mysterienfeste immer mit Orgien verbunden waren, usw. Das Gegenteil zum castus ist der incastus, incestus, der Unreine, Unkeusche, Befleckte, der Sünder, der ja aber auch nun „weiß", ein „Eingeweihter" ist — worin sich wieder die Identität von

Sünde und Sühne kundtut. Vgl. hierzu auch die Bezeichnung des μύστης als Täufling, verwandt*) mit Teufel: der Täufling ist der Teufel, der mit der Taufe incestus und castus Werdende, der in der „Weihe" wehvoll, ein χριστός, das Geheimnis der Welt erkannt hat und zugleich dafür in der „Hölle" (Höhle, Schoß-Uterus der Mutter Erde) büßt. In der Frühperiode des Menschengeschlechtes, in der die modalen Zellen und ihre Assoziationen noch wenig entwickelt und die Zeit noch nicht oder eben erst „entdeckt" war, fand der Geschlechtsverkehr zwischen Mann und Weib statt, ohne daß auf Verwandtschaft oder gar Verwandtschaftsgrade Rücksicht genommen wurde: diese waren einfach noch nicht bekannt; in jener Zeit starb der Mann in der Umarmung den Liebestod und wurde verzehrt. In einer späteren Epoche wurde der Mann von andern Männern, die der Herrin Henkersdienste leisteten, getötet oder kastriert, und diese andern Männer waren z. T. Stiefsöhne, ohne daß dieses Verwandtschaftsverhältnis — wenigstens im Geschlechtsverkehr — gewürdigt worden wäre. Diese Würdigung ist Kennzeichen einer späteren Periode, in der es schon viele Weiber gab, in der das Matriarchat schon wankte oder gestürzt war, in der zwischen Mann und fremdem Weib mehr Paßformen spielten als zwischen Sohn und Mutter, in der Begriffe wie Mutter, Vater, Tochter, Sohn, Familie, Verwandtschaft usw. bekannt und mehr oder minder geläufig waren. In diese Zeit fällt die Entstehung von Ehegesetzen, von Pubertätsfeierlichkeiten und andern dramatischen Aufführungen mit symbolischer Darstellung urtümlicher Vorgänge, also der Geburt, des Kindesmordes, des Vatermordes und des Geschlechtsverkehrs, der nun als zwischen Verwandten vollzogen aufgefaßt wird. Die motivische Zerlegung der biologischen Tatsache ist in Uebereinstimmung mit der Entwicklung der modalen und auch schon begrifflichen Denkzellen und ihrer Assoziationen schon weitgediehen, Schuld und Strafe sind schon wohlbekannt, animistische und alsbald dämonistische Vorstellungen in üppiger Blüte. Nun wird der Geschlechtsverkehr Mutter-Sohn zum Inzest-Verbrechen, und die relative Seltenheit seines Vorkommens spiegelt sich in den strengen Verboten. Nun wird aber auch die Geburt zum Inzest, der Schuld und Sühne in sich begreift. Die Geburten verlaufen schon nicht mehr so leicht, vielfach recht schwer, die Priester, die Medizinmänner müssen eingreifen, die Geburtshilfe und Chirurgie erwacht. Die Geburtsnöte werden zur Sühne für die Schuld, die in der Geburt selber liegt: sie wird als Geschlechtsverkehr größten Stiles — das Kind ein

*) „Verwandt" im sprachbiologischen Sinne, als Aktualitäten von genetisch-funktionell nächstbenachbarten akustischen Wortzellen, deren assoziierte Begriffszellen („Bedeutung", „Sinn" des Wortes) sich mehr minder differenziert haben. Gewiß leitet sich Teufel von διάβολος, got. diabaulos, ahd. tiufal, tiuval, mhd. tiuvel ab, und taufen gehört zu tauchen, teufen, „tiefen" (got. diups, ahd. tiuf), heißt also „in die Tiefe, ins Wasser tauchen" (eigentlich tautologisch). Aber die Denkzellen, deren Aktualitäten derart ähnlich sind wie Täufling, Teufel, Tiefe usw. sind auf alle Fälle engverwandt. Die Sinnverwandtschaft wird aber auch bei der etymologischen Rückverfolgung ersichtlich: διάβολος, aus δια zwischen, δι- in Zusammensetzungen = zer- (δίς aus δϝίς, δύω duo, dis, bis, bi-, got. tvai usw., zwei, gemeinsamer Stamm skr. du, dva) und βαλλω werfe und falle, Wurzel βαλ, zu skr. gal (galami) herabträufeln (vigal sich ergießen, galanas träufelnd, rinnend, galam Wasser, ahd. quilla sprudeln, quella Quelle), mit vielfacher Anwendung auf Wasser, z. B. εἰςβάλλειν münden, ἐμβολή Mündung („Embolie" zugleich Verstopfung eines Blutgefäßes, — Gegensinn wie Loch und Block, πόντος und pons usw.), ἐκβάλλειν hervorquellen, συμβάλλειν zusammenfließen usf. Ferner βάλανος, glans, Eichel, Zapfen, Pflock, Kugel, eigentl. das Fallende, Abgefallene. Es besteht also ein enges Verhältnis von βαλ, gal zum Wasser, zum Werfen, Fallen und Tauchen ins Wasser, ferner zu Penis — als dem „Teufel". Und weiterhin führt die Skr.-Wurzel gah sich tauchen, baden (gahas Tiefe und — Inneres) zu βάπτω tauchen, taufen. Die Wurzeln gah und gal sind aber wieder biologisch engverwandt. Der Gleichklang der Wörter — nicht nur dieser — ist sprachbiologisch äußerst aufschlußreich. Also der Teufel steht zur Taufe sprachbiologisch wie auch in jedem andern Sinne in engem Verhältnis. (Vergl. auch „werfen" = gebären, „Wurf", mit Verwandtschaft zum Ballwerfen, Ball [= Tanz], la balle Flintenkugel, Ballon usw.)

„Penis" *) — gedeutet und mit dem Makel des Inzests belegt, auf den die Todesstrafe steht, die ursprünglich tatsächlich, später symbolisch vollzogen wurde. Dieser Auffassung entspricht auch die Deutung der Pubertätsfeiern als der Begehung und zugleich Sühnung des „Inzests".

Mit dem „Inzest" hat also die Pubertätsfeier nur insofern zu tun, als in einer gewissen Entwicklungsstufe der Menschheit Intrauterinzeit und Geburt als geschlechtliche Gemeinschaft des Kindes mit der Mutter aufgefaßt wurde und wird, und als ferner der eigentliche Geschlechtsverkehr nunmehr aufgenommen wird, der urtümlich immer „inzestuös" war und auch später, sofern er „illegitim" stattfand, inzestuös blieb. So fiel der Begriff inzestuös mit unkeusch überhaupt zusammen; und der Makel, der auch heute noch dem illegitimen Geschlechtsverkehr, ja sogar der Geschlechtlichkeit überhaupt anhaftet, ist ein Abkömmling jener Frühzeit, in der jeder Geschlechtsverkehr nur ein Inzest als „Vereinigung" „des" Mannes mit der Mater-materia, „dem" Weibe sein konnte.

Je später die Zeugungsreife auf die erste genitale Reife folgt, desto stärker ist die Bindung des Kindes an die eigne Familie, desto näher liegt die Möglichkeit einer inzestuösen Vereinigung. Die Zeugungsreife kann überhaupt ausbleiben; es besteht dann ein auch im übrigen Verhalten deutlich ausgeprägter Infantilismus. Die Muttersöhnchen, die Töchter, die beim Vater bleiben, die Junggesellen, die Don Juans männlichen und weiblichen Geschlechts, alle Impotenten aller Grade, alle Neurotiker sind an die Familie fixiert so stark, daß für fremde Individuen nur wenige Paßformen vorhanden sind. Es ist auch ein Zeichen der Zeit, daß sich die Erziehung gerade der „Besten des Volkes" (wie die rassehygienische Bezeichnung der fast oder ganz zeugungsunfähigen Zeitgenossen lautet) bis zum Ende des zweiten Jahrzehnts, ja bis zur Mitte des dritten ausdehnt; bis dahin sind sie unselbständig, auf die Familie „angewiesen", eheunfähig, zum großen Teil koitusunfähig. Derartige Bindungen sind durchaus inzestuös; in diesem Sinne hat sich der Begriff „Inzest" erweitert: in unserer Zeit ist Inzest nicht mehr bloß blutschänderischer Sexualverkehr, sondern die abnormale Fixation des Kindes an die Familie überhaupt, wie wir sie bei allen Neurotikern im Trophischen oder-und im Genischen beobachten. Während in der Urzeit der „Inzest" eine genitale (und orale) Angelegenheit war, ist er in der zivilisierten Zeit, die Gegenpol zur Urzeit ist, eine vorwiegend agenitale Bindung der Familienmitglieder aneinander, die eine kürzere oder längere Lebensdauer hat, jedenfalls die Pubertät überdauert; doch findet oft genug auch der inzestuöse Genitalverkehr statt. Und es ist ein Kennzeichen der infantilistischen Denkweise, daß die Wunschobjekte, unter denen beim Heranreifen des Organismus die Liebesobjekte (die Individuen, denen die Muskel- und Drüsenaktionen gelten, die von den Genitalhöhlen ausgehende Eronen ausdrücken) an die erste Stelle rücken, im engsten Umkreise, im „Bannkreise" der Familie gesucht und gefunden werden.

4. Kapitel

Von der juvenilen Denkweise

§ 63. Begriffsbestimmung

Die infantile Denkweise ist die optative: die Gegenstände gewinnen an Zahl und an Präzision, und sie sind Wunschobjekte. Das motivische Denken, das nun speziell für die juvenile oder voluntative Denkweise charakteristisch ist,

*) „Kind" vielfach Bezeichnung für Genitale.

macht sich also schon in der infantilen Zeit in zunehmendem Maße bemerkbar — entsprechend der Entwicklung der modalen und begrifflichen Zellen und ihrer Assoziationen. Bis zum Ende der Pubertätsperiode hat die modale Sphäre ihre hauptsächliche Ausbildung erfahren, wächst aber auch in den folgenden Perioden weiter; die begriffliche Sphäre erweitert sich am stärksten in der juvenilen Epoche, die sensile ergänzt sich bis etwa zum 30. Jahre. Zahlreiche Variationen kommen vor, so zahlreiche, wie es Menschen oder Gehirnwesen überhaupt gibt.

Die motivische Denkweise zerlegt die biologische Tatsache in Ursache und Wirkung oder in Grund (Bedingung, Reiz) und Folge, Absicht und Zweck, ist also das Denken in psychischer und physischer (physikalischer) Kausalität, Konditionalität und Teleologik. Die realische (mature) Denkweise, die wir in den folgenden Ausführungen der motivischen gegenüberstellen, erkennt die Tatsache als solche, erkennt die Aktualität, ihre individualen Reihen, die Welt der Gefühle, Gegenstände und Begriffe in den neun Sinnesgebieten als rein physisch-biologisch, als Funktionseigentümlichkeit der Denkzellen, so daß die psycho-physische Zerlegung entfällt, sie erkennt, daß die kausale (einschl. der konditionalen und teleologischen) Denkweise als letzter „Verdünnungsgrad" des dämonistischen Denkens, des Denkens in Problemen, die allesamt Einzelfälle des Leib-Seele-Problems sind, einer Entwicklungsperiode der Hirnrinde, also der Anschauung eigentümlich ist und dann eben gemäß der letztmöglichen Differenzierung des Denkorgans über das Interferenzdenken in die höchste Stufe der Anschauung übergeht. „Voluntativ" nenne ich die juvenile Denkweise nach dem biologischen Niveau der Hungerreflexe als Repräsentanten des Entwicklungsniveaus des Gesamtorganismus: aus dem infantilen Wünschen ist das juvenile Wollen geworden; auch das Wünschen der Erwachsenen (z. B. ich wünsche, daß du das tust) unterscheidet sich vom kindlichen Wünschen (z. B. ich wünsche mir ein Schloß), es hat doch eben einen mehr willensmäßigen Charakter, steht aber gewiß dem kindlichen Wünschen nahe. Beides, Wunsch und Wille werden noch nicht als Hungerreflexe erkannt, sondern als metaphysische Mächte, derart als Motive, Ursachen des physischen Geschehens gedeutet, die nun aber wieder nicht frei wirken, sondern vom Oberdämon „Ich" mit seinem Willen beherrscht, gelenkt und geleitet, gemäßigt oder gestärkt werden sollen — abgesehen von den Einwirkungen fremden Willens und überdies von denen des göttlichen oder teuflischen Willens, des Willens der Vorsehung, des Willens des Weltwillens. Wollen wir die Denkweisen mit Stichworten kennzeichnen, so gilt im infantilen Denken zunächst das „Was?" und „Wie?", sodann das „Warum?" und „Weil" und „Wenn" (Ursache, Grund, Bedingung), das in reiferer (verdünnt dämonistischer) Deutung auch im juvenilen Denken noch gilt, während im realischen Denken das „Daß" (die Tatsache) vorherrscht. Gemäß der fortschreitenden Differenzierung der Begriffssphäre mehrt sich das Wissen, also die Zahl der Einzelbegriffe und ihrer Assoziationen wie — besonders im juvenilen Alter — die Zahl der Sammelbegriffe erster und dann auch zweiter Ordnung, also der Verstand und die Vernunft, Wille und Wissen (in motivischer Deutung) kennzeichnen das juvenile, Erkenntnis und Weisheit das mature Alter.

§ 64. Die motivische Zerlegung des Objekts

Die Entdeckung der interpolaren Gegensätze ist der Ansatz zum Beginn des motivischen Denkens. Das Objekt wird raumzeitlich zerlegt und die jeweilige Aktualität als aus der vorigen hervorgegangen angeschaut; von hier ist nur ein kleiner Schritt zu der Auffassung, daß die jeweilige Aktualität von der vorigen „verursacht" oder „bedingt" oder „bezweckt" sei. Der Wechsel der Aktualität ist die Veränderung

der interindividuellen Verhältnisse, die demnach auch nach Ursache und Wirkung usw. geordnet sind. Die Entwicklung führt zu der Deutung, daß das Ich Ursache des Du, das Subjekt Ursache des Objekts oder auch umgekehrt sei; diese Deutung geht in die kausale Zerlegung des Objekts über. Weiterhin wird die Ursache, auf die ja die Wirkung folgt, die also dann unsichtbar ist, zur Kraft, Energie, die sowohl zwischen Subjekt und Objekt als auch zwischen den Individuen spielt.

Diese unsichtbare Ursache liegt somit im Individuum verborgen. Der Wunsch, der realiter nichts weiter wie der Hungerreflex (die Funktion des Hungerreflexsystems) einschließlich seines Ausdrucks als Muskel- und Drüsenaktion ist*), wird nun, als Ursache abgetrennt von der Wirkung, zu einem geheimnisvollen Metaphysischen, das irgendwo im Körper seinen Sitz hat und von da aus wirkt. Auch in den andern Individuen, allenthalben wirkt diese Kraft, dieser Wunsch, dieser Zauber, gleichgültig ob das Individuum ein Mensch, ein Tier, eine Pflanze, ein Stein ist (Animismus). Und gewisse biologische Veränderheiten wie Schlaf, Zustand des Gestorbenseins usw. sind Wirkungen oder Folgen jener Kraft, die den Körper verlassen hat und, wie man am Erwachen bemerkte, auch wieder zurückkehren kann, in der Abwesenheit aber sich irgendwo in der Luft, im Totemtier, im Baum, der Quelle usw. aufhält und von da aus wirkt (Dämonismus). Das Leben, der Atem, der Hauch, die Psyche, die Anima entweicht und kehrt zurück, wo nicht sogleich und in denselben Körper, so zu späterer Zeit in einen andern Leib (Metempsychose, Seelenwanderung).

Was ist das für ein merkwürdiges Ding, das da unter gewissen Umständen entflieht und wiederkehrt? Es geht offenbar aus den Oeffnungen heraus und in sie hinein; aber in den Oeffnungen ist ja nichts, sie sind „leer", sie sind nur Umrandungen — wie auch jene Pforte des Lebens und des Todes, die Schuld und Sühne verkörpert. Dieses heimlich-unheimlich-geheimnisvolle, dabei allmächtig-allmachtliche Wesenlose, das die Oeffnung verläßt, der Hauch, die Seele, ist zunächst nur „unsichtbar", es kann auch sichtbar werden, es kann sich materialisieren, körperlich werden oder in einen Leib eingehen, ihn beleben. Alles, was weg ist, noch nicht oder nicht mehr da, vor Augen, Ohren usw. ist, all das ist das Unsichtbare, Unhörbare, das früher oder später wieder sichtbar, hörbar usw. sein wird.

Der Vater, die Mutter, die das Zimmer, das Haus verläßt, „stirbt", d. h. geht ins Unsichtbare, ins Jenseits, und ihre Wiederkehr ist die Auferstehung. Man zaubert die Dinge weg und herbei und ist selbst solchem Zauber ausgesetzt; die „Wünsche" gehen zunächst alle in Erfüllung, erst später wird die Allmacht fragwürdig, umzweifelt, die eigne wie die der andern Wünsche, Kräfte, Dämonen. Und auch des Hauptdämons, erst der Mutter, dann des Vaters der Familie, der Horde, des Stammes, des Landes, der Menschen überhaupt: man betet zu ihm, d. h. man lenkt seine Kraft nach eignen Wünschen, man redet ihm ins Zeug, man will ihn bestechen mit Versprechungen, Gelübden, Eiden.

Hier liegt der Uebergang vom Wunsch zum Willen. Das Kind wünscht, der Juvenis will. So wie die Wünsche im Streite lagen, so kämpft jetzt Wille gegen Wille, sowohl interindividuell, wie im Verhältnis des Menschen zum „höheren Willen". Es ist noch nicht erkannt, daß Wunsch und Wille nichts weiter wie Nerv-Muskelfunktionen sind, die unaktuell oder aktuell verlaufen und an die sich andere Reflexe, nämlich Angst-, Schmerz-, Trauer- und Freudereflexe in assoziativ-zeiträumlicher Reihe anschließen. Wunsch und Wille sind und bleiben im motivischen Denken Ursachen, Gründe,

*) Hierzu gehören auch die Wortreihen, die optativ formuliert sind; über Wunsch (und Wille) als Begriffsreihe s. § 66, als Begehren § 68; als Objektänderung s. § 69.

Kräfte, Energien, Triebe, mag man sie im Diesseits oder im Jenseits suchen und „finden". Freilich ergibt die Tatsache der Existenz der polaren und interpolaren Gegensätze nicht geringe Schwierigkeiten: das Ich will, aber auch das Du will, und sogar der Wille selbst, der in mir und in dir und im Jenseits sitzt, will. Was, wer, wo ist der Wille? Ist es dasjenige, das die Veränderungen der Individuen ausmacht oder bewirkt, ist es das Bewußtsein, jenes Unerklärliche, das einen besonderen Zustand kennzeichnet, den Wachzustand, und das verschwinden und wiederkommen kann? Oder ist gerade das Unbewußte (Unbewußtsein) der Wille, jenes nicht weniger Unerklärliche, das vielleicht ein Wesen ist, ebenbürtig dem Bewußtsein, mit dem es im steten Kampfe liegt? Ist der Wille die Seele, die im Leibe wie in einem Hause wohnt, und ist die Seele das Bewußtsein oder das Unbewußtsein oder beides oder keines von beiden, sondern ein Drittes, das gen Himmel fährt und mit andern Seelen umherschweift, das auf Erden im Körper und dann aus dem Jenseits wirkt usw.?

Wir sind hier bei den sogenannten „Letzten Fragen" angelangt, werden aber sehen, daß diese Fragen — wie alle Fragen — die Antwort in sich selber tragen und spezielle Formulierungen der Objektänderung, spezielle Abläufe von Aktualitätenreihen sind, die nun auch wieder motivisch als Ursache oder Grund oder Bedingung einer andern Aktualitätenreihe, die man Antwort heißt, angesehen werden. Wir werden sehen, daß die sog. „Letzten Fragen" ins Gebiet des motivischen Denkens gehören und Darstellungen der Kausalität und Konditionalität und Teleologik sind, die der realische Mensch zwar als existierend, nämlich als die für eine gewisse Entwicklungsstufe der Hirnrinde charakteristische Denkweise anerkennt, die er aber für ein grandioses Mißverständnis der biologischen Tatsächlichkeit erachtet.

§ 65. Wunsch und Wille als Dämonen

Wunsch und Wille sind spezielle motivische Bezeichnungen für Objektänderung. Die Muskelaktion, mit der das Kind etwas ergreift oder ablehnt, zu sich führt oder wegwirft, nennen wir Wunsch- und beim Erwachsenen Willensäußerung, doch kann — als Ausdruck der über erhaltene infantile Reflexsysteme verlaufenden Eronenströme — auch der Erwachsene wünschen, und anderseits kann das Kind in gewissem Maße, das wiederum dem Entwicklungsgrade der modalen Sphäre oder gewisser modaler Zellgruppen entspricht, wollen. Der mature Mensch kann wünschen und wollen, aber vor allem „weiß" er, die Funktion der Begriffssphäre, die beim maturen hoch-, beim realischen Menschen höchstentwickelt ist, ist das Wissen (§ 74 ff.).

Die Aktualität und ihre Aenderung (Aktualitätenreihe) wird nun vom motivischen Menschen als Wirkung einer Ursache aufgefaßt, die wiederum der Wunsch oder der Wille ist. Und zwar wird diesem Wunsch oder Willen ein „Sitz" irgendwo im Menschen (oder Individuum überhaupt) oder auch außerhalb, im Diesseits oder im Jenseits zugewiesen, aber über die Oertlichkeit dieses Sitzes gibt es im motivischen Denken nur Fiktionen, wie eben die ganze Zerlegung des Wunsches oder Willens in Wirkung und Ursache, die wiederum Wunsch oder Wille sein soll, fiktionell ist. Diese Zerlegung bedeutet ja nichts anderes wie: der Wunsch, der Wille ist seine eigne Ursache, also auch seine eigne Wirkung*). Und dieser Gedanke, daß der Wunsch sich selber wirke, stammt aus jener frühinfantilen Zeit, in der das Kind die ganze Welt und sich selber schuf und in der seine Wünsche allmächtig waren. So wird denn auch der „ewige Wille", die Gottheit des öfteren als ein „sich selbst wirken-

*) Vergl. § 12 Anm.

der Wille", der also seine Ursache in sich selber habe, definiert. Die Entstehung der Gottesidee wird hier erkennbar: das Kind ist „sich" Gott, nicht namentlich, nicht begrifflich, sondern sensil-modal, es schafft und beherrscht tatsächlich die Welt, seine Welt; mit der Entdeckung der zweiten Dimension, der Zeit, keimt die motivische Assoziation, daß die Objektänderung eine Schaffung des einen Individuums durch das andere sei, daß also das Ich-Individuum auch geschaffen sei und selber schaffe; nun erst tritt der Vater als Schöpfer in das Spiel ein, und die häufige Abwesenheit und Wiederkehr wird als Sterben und Auferstehen gedeutet, d. h. der Auferstandene ist der Vater als Schöpfer, somit auch das Kind, das ja ebenfalls Schöpfer ist; beide sind Götter, beide sind Gott. Nun schließt sich die motivische Zerlegung des Objekts in Sünder und Büßer, die Deutung der (begrifflich noch unbekannten) Ursache und Wirkung, der Schöpfung, Erschaffung, Geburt als Schuld und Sühne an usw., wie oben dargelegt. Das Individuum wird zum Gott und Teufel (vergl. p. 216, Fußnote) und ferner — als Einheit beider — zu einem Zwitterwesen, dessen „Bestimmung" es sei, sich vom Teufel zum Gott, vom Bösen zum Guten zu entwickeln, wie ja auch das irdische „Jammertal" eine Etappe zwischen Himmel und Hölle sei (Lucifer, Prometheus, Loki usw. — „gefallene Engel"). Jeder Uebergang, jede Ueberschreitung einer Schwelle ist Schöpfung, schöpferische Tat, und so — analog der Geburt — das Sterben, und der Sterbende ist wiederum sein eigner Schöpfer, geht zu Gott ein, wird zum Gott.

Es ist klar, daß sich Ursache und Wirkung im Sinne der metaphysischen Deutung aufheben. Eine Ursache, die ihre eigne Wirkung ist, eine Wirkung, die ihre eigne Ursache ist, ein Wunsch, der sich selber wünscht, ein Wille, der sich selber will, verursacht, bedingt, ein Wissen, das sich selber weiß, kann nur eine Einheit sein, die als Zweiheit gedeutet wird, deren Auffassung als Zweiheit vom realischen Standpunkte aus ein Mißverständnis der Einheit ist. Diese Zweiheit Ursache und Wirkung, Grund und Folge, wie sie das motivische Denken erfüllt, kann realiter nicht gelten. Die Anschauung des Objekts als Veränderlheit, als immer-anders ist menschlich, und Veränderung, Werden und Vergehen. Bewegung ist das menschliche Denken, das mit der Wahrnehmung die menschliche Anschauung ausmacht. Dieses Werden und Vergehen, dieses Denken ist die Zeiträumlichkeit. Das Objekt wird also als Symbol der zeiträumlichen Unterschiede angeschaut, aber die Deutung dieser zeiträumlichen Unterschiede als Ursache und Wirkung, Grund und Folge, die motivische Zerlegung des Objekts ist vom realischen Standpunkte ein, das Mißverständnis, d. h. eine Auffassung, die noch nicht Verständnis, die noch Unverständnis ist.

Der motivische Mensch meint, die Muskel- oder Drüsenaktion sei die Wirkung des Wunsches oder Willens, der von der Aktion selbst, die ja realiter „Aeußerung", d. h. Ende von Reflexen ist, abgetrennt wird. Wir fassen die Muskel- und Drüsenaktion als Ausdruck von Eronenströmen auf, aber es ist ihr nicht ohne weiteres anzusehen, über welche Nervenzentren diese Eronenströme verlaufen sind. Dieser Tatsache entspricht die motivische Auffassung, daß Wunsch und Wille, als (vermeintliche) Ursache ihres eignen Ausdrucks, nicht oder nicht sicher lokalisiert werden kann. Die Meinungen sind geteilt. Man verlegt Wunsch und Willen entweder in den Menschen überhaupt, ins „Innere" oder nennt als „Sitz" das Gehirn. Man identifiziert Wunsch und Wille mit Psyche oder mit Bewußtsein oder mit beiden, indem man Psyche mit Bewußtsein identifiziert. Oder man setzt Wunsch und Willen gleich Trieb, der nun wiederum entweder mit Psyche identifiziert oder von ihr als ein Besonderes abgetrennt wird, das in der Psyche oder durch sie tätig sei oder auf sie wirke usw. In diesem

allgemeinen Sinne ist jede Ausdrucksbewegung oder Sekretion Wirkung eines Wunsches, und es gibt so viele Wünsche „im Innern", wie es Ausdrücke gibt.

Wir wissen, daß jeder Ausdruck Enderscheinung eines Reflexes ist. Wird Wunsch oder Wille mit der allgemeinen Ursache der Ausdrücke identifiziert, so ist es in diesem Sinne gleichgültig, ob der Reflex über das Rückenmark oder Verlängerte Mark oder das Gehirn, und zwar hier wieder ob über die subkortikalen oder kortikalen Zentren verläuft; auf alle Fälle steckt ein Wunsch oder Wille dahinter, mag er nun vom Gehirn oder irgendeiner andern Stelle des Organismus wirken. Wunsch und Wille haben somit den Charakter eines D ä m o n s , der im Menschen sein Wesen oder Unwesen treibe, der mit eigner Kraft oder Energie begabt sei und von sich aus das Geschehen so oder so gestalten könne. Noch verworrener wird die Auffassung, indem der Wunsch in einzelne Wünsche zerfällt, indem jeder Ausdruck ein Wunsch für sich wird, der von dem triebhaften oder wie immer gearteten Wunsch im Innern verursacht wird. Der eine Wunsch gerät dann in Konflikt mit andern Wünschen alias Dämonen, die zugleich im Menschen drinsitzen und wirken, die ihn „besitzen" im Sinne von „besessen halten". Und weiterhin wird nun der Wille als besondere Instanz angesprochen, diese mit dem Bewußtsein, dem Ich identifiziert und mit der besonderen Macht ausgestattet, die Wünsche im Zaume zu halten, zu beherrschen, zu kontrollieren, zuzulassen oder zu verwerfen, womit denn den autokratischen Wünschen ein ebenfalls autokratisches „Wesen", ein „höheres Wesen" gegenübertritt.

Nach dieser Auffassung ist der W u n s c h g l e i c h T r i e b , der mit dem Willen oder dem Bewußtsein im Streite liegt; die Wünsche sind „Triebkomponenten", „Triebregungen", wohl auch „Affekte" genannt, die „ins Unbewußte" verlegt werden und je nach ihrer Beschaffenheit „bewußtseinsfähig" sind oder nicht, wobei nach F r e u d der Zutritt zum Bewußtsein von einer „Zensur" kontrolliert wird, und zwar von einer doppelten: einer, die das „Vorbewußte", und einer, die das Bewußtsein vor ungeeigneten Eindringlingen schützt. Sind diese einlaßbegehrenden Wünsche oder „Triebkomponenten" unstatthaft, so werden sie zurückgewiesen, „verdrängt". Es ist klar, daß hier dem Bewußtsein die Rolle des über anderes „Psychische" Urteilenden zugeschrieben wird, die Rolle eines Richters, der ja natürlich den „Angeklagten" erst wahrnehmen muß, ehe er „Nam' und Art" erkennen und beurteilen kann; das heißt aber, die Wünsche oder Triebkomponenten müssen erst vor dem Zensor erscheinen, erst vor das Bewußtsein (dieses motivisch gefaßt) treten, und es ergibt sich die auch motivisch unmögliche Situation, daß ein Unbewußtes von dem Bewußtsein kritisiert werden soll, ohne bewußt zu sein! So lange dieses Unbewußte unbewußt ist, kann es doch vom Bewußtsein nicht wahrgenommen werden; und wann es vom Bewußtsein wahrgenommen wird, kann es doch nur bewußt sein — was soll man denn sonst unter „bewußt" verstehen? Es kann ein Wunsch nur „verdrängt" werden, wann er bewußt ist; ist er unbewußt, braucht er ja nicht „verdrängt" zu werden, er ist ja dann außerhalb des Bewußtseins, und „Verdrängung" kann doch nur bedeuten, daß ein Bewußtes aus dem Bewußtsein hinausgeworfen, damit also unbewußt wird. Diese Auffassung ist eben dämonistisch, also unklar, in sich widersprüchlich. Das Bewußtsein ist der Oberdämon, eine „psychische Instanz" erster Klasse, die Triebkomponenten (Wünsche) sind die Teufelchen, die sich mit ihrem Oberhaupt schlecht und recht vertragen, aber immer auf dem qui vive! sind, wie sie dem Oberhaupt eins auswischen können. Zwar so lange der Oberdämon wach ist, nützt ihnen die Alarmbereitschaft nicht eben viel; aber wann er sich zur Ruhe begeben hat, dann rumoren die Nachtmahren und Nachtfahren und Luren und Walridersken in dem irdischen Gebäude, genannt Mensch, umher, und der

ganze Spuk heißt dann Traum. Und dieser Traum ist dann — nach Freud Wunscherfüllung (bis auf die Träume der Kriegsneurotiker — ausgerechnet)!

Das Unverständnis liegt darin, daß das Bewußtsein als „ein Psychisches" aufgefaßt und daß „dem Psychischen" eine Macht eingeräumt wird, die sich auf das Physische, aber auch auf sich selbst (insofern eine psychische Instanz alias Dämon auf die andere wirke) erstreckt. Sonach ist auch der Wunsch ein Selbständiges, ein eigenlebiges Wesen, das eine Kraft oder Energie ausübt, mit andern Wünschen oder dem Bewußtsein kämpft, sich durchsetzt oder verdrängt wird, der Mensch soll imstande sein, die Wünsche, die in rätselhafter Weise in ihm drinsitzen, zu beherrschen oder ihnen zu unterliegen, mit einer (besonderen?) Energie, mit festem Willen usw. auf die Erfüllung seiner Wünsche zu verzichten — und wie sonst die motivische Phraseologie lauten mag. Dieses Maß von Energie oder „Selbstbeherrschung" soll dem Kinde „durch" die Erziehung beigebracht werden, und die Tatsache, daß das Kind von drei Jahren sich anders verhält als das Kind von fünf oder acht Jahren und der Mensch von zwanzig Jahren, wird als „Erfolg" oder „Mißerfolg" der erzieherischen Maßnahmen gedeutet, wobei die Erziehung *) als Ursache, das (sich ändernde) Verhalten des Kindes als Wirkung gilt.

§ 66. Wunsch und Wille als Begriffsreihen

Wunsch bezeichnet ein Verhalten, das so gedeutet wird, als ob es Wirkung einer Ursache, eben des Wunsches, sei, der als bewußte oder unbewußte Triebregung in der Psyche sitze. Indes ist dieses Verhalten realiter lediglich Tatsachenreihe und nichts weiter, Ausdruck von Eronenströmen, die die sensibel-motorische Bahn durchlaufen und dabei die Nervenzentren in Rückenmark und Gehirn passieren; die „Regulierung" dieser Eronenströme ist nicht das „Werk" einer psychischen Instanz oder dergleichen, sondern es ist lediglich Tatsache, daß diese Ströme so und nicht anders verlaufen, und diese Tatsache verstehen wir als Ausdruck der Spezifität der Reflexstruktur. Es wird nicht reguliert, geregelt und gemaßregelt (normalisiert im motivischen Sinne), wir kennen keinen Regulator oder Regulus oder Rex, der dämonischerweise den Betrieb des Organismus beherrscht und innerhalb oder außerhalb dieses Organismus seinen Sitz hat; sondern es geschieht — nichts weiter, es geschieht.

Es kann realiter keine Rede sein, daß die Ausdrucksbewegung oder Sekretion, die wir Wunsch- oder Willensäußerung nennen, Wirkung einer Ursache sei, die ebenfalls Wunsch oder Wille heiße und als ein mystisches Wesen irgendwo im Innern des Menschen oder auch außerhalb existiere. Indes ist ja der Wunsch oder der Wille nicht bloß eine sensile und modale Aktualitätenreihe, sondern auch eine idealische — und vielleicht ist diese die gesuchte „psychische Instanz", deren Kraft sich in der physischen Veränderung, in der physischen Bewegung oder Sekretion auswirkt?

An sich wäre es ja gleichgültig, ob der kausal oder konditional gedachte Wunsch oder Wille bewußt oder unbewußt sei, d. h. ob er eine Aktualitätenreihe ist oder Funktion von Denkzellen, die momentan noch nicht oder nicht mehr aktuell sind. Wer aber sagt, die Tatsache, daß ich einen Wunsch oder einen Willen begrifflich bewußt habe, bevor er ausgeführt werde, daß ich also wisse, was ich wünsche oder wolle, meinen Wunsch oder Willen vor seiner „Erfüllung" oder „Nichterfüllung" kenne, sei ein Beweis dafür, daß der Wunsch- oder Willensausdruck — eben gewünscht oder gewollt, von jenem bewußten Wunsch oder Willen bewirkt sei, hebt gerade die Existenz der idealischen Aktualität als ausschlag- oder maßgebend hervor, und es ist nur noch hinzuzu-

*) Damit soll über Erziehung als biologisches Phänomen nichts gesagt sein, sondern nur etwas über ihre motivische „Bewertung" (siehe § 72).

fügen, daß erst recht die wörtliche Aeußerung eines Wunsches oder Willens, der nachher ausgeführt werde oder nicht, Beweis für das Dasein einer wenn auch mysteriösen Kraft, genannt Wunsch oder Wille, sei — dann ist die Verwirrung vollständig.

Wir haben uns schon darüber verständigt, daß die Aktualität der Denkzelle, daß das Bewußte oder das Bewußtsein ein in den (zugehörigen) Reflex eingeordnetes Phänomen ist. Der Eronenstrom passiert die Denkzelle, und die Passage des jeweils stärksten Eronenstromes geht mit dem Erscheinen der Aktualität, die man Objekt nennt, einher. Der Eronenstrom fließt dann in die zugehörige Motilität und Sekretion ab. Eine solche sensibel-motorisch-sekretorische Verbindung ist eben die Reflexbahn. Ob dabei Bewußtsein eingeschaltet ist oder nicht, ob der Reflex über Rückenmark oder Gehirn verläuft, ist in diesem Sinne gleichgültig. Ebenso ist es gleichgültig, ob die Aktualitätenreihe zu einem Wunsch oder einer Frage oder einem Befehl usw. formuliert ist. Keinesfalls ist die in den Reflex eingeschaltete Aktualität eine „K r a f t", die den vorhergehenden oder folgenden Ablauf des Reflexes sowie die Enderscheinungen verursacht oder bedingt oder irgendwie sonst beeinflußt. Die Aktualität ist überhaupt keine „Kraft", sondern eine Erscheinung, ein Bewußtes, das Bewußte, das immer-anders ist. Wer die Aktualität als „Kraft" auffaßt, zertrennt sie nach motivischer Weise in die Kraft und ihre Erscheinung oder sieht in ihr die Kraft als solche, also ohne „S t o f f", und verliert sich so in die Welt der unbegrenzten Möglichkeiten. Die Aktualität ist ja das Bewußte, das Objekt, das Physische; dieses ist anschauungsgemäß Veränderheit, Symbol der Vor- und Nachobjekte, des Noch-nicht- und des Nicht-mehr-Seienden und ferner Gegensatzpartner zum Nicht-Seienden, zum Psychischen, womit ja eben die Individuation gegeben ist, kann also realiter nicht als „reine" Kraft, als Kraft an und für sich gelten, ebensowenig wie es als „reiner" Stoff, als Stoff an und für sich gelten kann, ebensowenig wie es nur physisch oder nur psychisch sein kann. (Mit dieser Parallelisierung soll aber keineswegs Psyche mit Kraft und Physis mit Stoff identifiziert werden; was realiter unter Kraft und Stoff, Masse zu verstehen ist, bedarf einer besonderen Darstellung.)

Das Bewußte kann das U n b e w u ß t e nicht verursachen oder bedingen, es ist und zwar immer-anders. Man darf und kann sich das Unbewußte nicht als Objekt, als — Bewußtes „denken" (auch das Wort „Unbewußtes" ist bewußt, nicht unbewußt), sondern als Vor- und Nachobjekt, das auf das gegenwärtige Objekt in dem Sinne folgt, daß dieses Objekt sich verändert oder immer-anders ist. Das Bewußte ist ja Symbol des Unbewußten, das Unbewußte nicht eine Anzahl von Objekten, von Aktualitäten, also eine Mehrheit von „Bewußten", sondern das Unbewußte ist — eben unbewußt, in dem Bewußten symbolisch vertreten. Das Werden und Vergehen, die zeiträumlichen Unterschiede im Symbol sind als solche weder wahrnehmbar noch nicht wahrnehmbar, sie sind unwahrnehmbar.

Vom Unbewußten erfahren wir nur „am" Bewußten, indem dieses das Symbol des Unbewußten ist, d. h. indem das Bewußte als immer-anders angeschaut wird (§ 44 Anm.). Die Vorstellung, daß dieses Unbewußte eine Ansammlung von Gegenständen oder Individuen sei, die nun auf das Bewußte einwirken oder vom Bewußten zugelassen oder verdrängt werden könnten, ist motivisches Unverständnis der biologischen Tatsächlichkeit, die in und mit der menschlichen Anschauung gegeben ist. Das Bewußte müßte in diesem Falle nicht Symbol des Unbewußten sein, sondern ein Objekt, das sich von andern Objekten nur durch das „Moment" der Bewußtheit unterscheidet; diese andern Objekte existieren also auch, genau so wie das Bewußte, nur eben unbewußt, und können nun das bewußte Objekt aus seiner Bewußtheit herausdrängen oder werden von ihm verdrängt, wobei „ökonomische" oder quantitative Größen eine Rolle spielen

und eben jene Kampfhandlungen stattfinden, von denen u. a. die Freudsche Psychologie berichtet. Dieses Verhältnis zwischen Bewußtem und Unbewußtem ist darin kausal oder konditional und final insofern, als der Kampf des Bewußten mit dem Unbewußten Ursache oder Grund oder Bedingung dafür ist, daß jetzt dieses und nicht ein anderes bewußt oder unbewußt ist, wie ja überhaupt die Existenz des Bewußten Ursache oder Bedingung für die (vermeintliche) Existenz des Unbewußten ist und umgekehrt, so daß wir wieder auf die (unbemerkte) Identität von Ursache und Wirkung oder Grund und Folge stoßen — auf die Logik des Münchhausen, der sich an seinem eignen Zopf aus dem Sumpfe zog. Kein Wunder, daß man mit der „Bewußtheit" nichts Rechtes anzufangen weiß; es fehlt nicht viel, so macht man diese rätselhafte Bewußtheit wieder zu einem Dämon, der im Objekt drinsitzt und dieses je nach den Umständen — Lustprinzip, Realitätsprinzip (Freud) usw. — verlassen und in ein bis dato Unbewußtes übersiedeln kann usw.

Das Unbewußte existiert noch nicht oder nicht mehr, es ist „unexistent", es ist nicht mit dem Nicht-Existenten identisch, womit es andauernd verwechselt wird. Das Nicht-Existente, das Nicht-Seiende, das Nichts ist die Psyche, das Ich, das Subjekt. „Das Unbewußte" ist aber Bezeichnung für die Vor- und Nach-Objekte, diese als Gegensatzpartner zu „ihrem" Nicht-Seienden genommen, also genau: Bezeichnung für die Vor- und Nachbeziehungen. Es ist ein prinzipieller, ein anschauungsgemäßer Unterschied zwischen Nicht-Seiendem und Noch-nicht- oder Nicht-mehr-Seiendem, Unseiendem. Der Unterschied ist bei der Beschränktheit des Wortschatzes schwer verständlich zu machen; die Wörter gehören alle in die Objektität und entsprechen der Welt des Noch-nicht und Nicht-mehr (Beschreibung s. § 97), und ihre Uebernahme in die Beschreibung der Subjekt-Objekt-Beziehung, des Nicht-Seins: Seins in die Welt der polaren Gegensätze bedeutet etwa das gleiche, wie wenn jemand mit dem Liter die Landstraße messen wollte; es bleibt aber nichts weiter übrig, als — die Landstraße mit dem Liter zu messen und an das verstehliche Gefühl zu appellieren, was bereits wiederholt geschehen.

Das Unbewußte ist das Unseiende, Unbeschreibbare, Unerkennbare usw., das Unerforschliche. Erforschlich ist nur das Bewußte, das Seiende, das Objekt. Das Vor- und das Nach-Bewußte ist jetzt unerforschlich, es war, als es bewußt war, erforschlich und wird es sein, sobald es (wieder) bewußt geworden sein wird. Die Forschung kann sich überhaupt nur auf das Bewußte, Seiende erstrecken und verläuft selber als Bewußtes, „im" Bewußtsein, „im" Seienden; eine „unbewußte Forschung" gibt es nicht, die Wortverbindung ist eine leere Formel. Das Unbewußte ist unerforschlich, es kann aber erforschlich werden, eben in Form des Bewußten. Ich kann eine mir bewußte Handlung des X beschreiben, die für X unbewußt ist; damit beschreibe ich aber mein Bewußtes, aus meinem bewußten Erleben, nicht das Unbewußte des X. Ebenso geschieht die Beschreibung der Nervenfunktion nur als die meines Bewußten, d. h. so, wie sie mir aus meinen Studien und Erfahrungen erinnerungsmäßig (begrifflich) bewußt ist; sie wird nur eben als unbewußt gekennzeichnet; wie sie als unbewußt verläuft, ist unerforschlich. Das Nicht-Bewußte (Nicht-Seiende, Nichts, die Psyche, das Metaphysische, Dämonische, der jenseitige Gott und Teufel usw.) ist natürlich nichtbeschreibbar, nicht-erforschlich.

Das Unbewußte ist im Bewußtsein symbolisch vertreten, kann sich also nicht feindlich oder freundlich zum Bewußten stellen, das ja eben Symbol des Unbewußten, nicht ein Objekt neben andern Objekten ist, die lediglich durch das „Moment" der Bewußtheit verschieden sind. Das Unbewußte ist gewiß gegensätzlich zum Bewußten, aber im Sinne der interpolaren Gegensätzlichkeit, d. h. die interpolaren Gegensatzpartner können

sich ineinander verwandeln, aus dem einen Partner kann der andere werden, das Unbewußte kann bewußt werden; es liegt in der interpolaren Gegensätzlichkeit keine eigentliche, keine „echte" Gegensätzlichkeit vor, keine polare, sondern eben eine interpolare. Die Umwandlung des einen in den andern Gegensatzpartner, das Hervorgehen des einen aus dem andern ist die Objektänderung, die Ablösung der Aktualität durch die andere, die anschauungsgemäß vorher Komponente dieser Aktualität war und alsdann wieder Komponente der nächsten Aktualität sein wird. Die Komponenten, die das Unbewußte umgreift und deren symbolische Gesamtheit das Bewußte ausmacht, sind lediglich in der Beschreibung als interpolare Gegensatzpartner vertreten, auch als interpolar gegensätzlich zum Bewußtsein als ihrem Symbol, aber irgendeine kausale oder konditionale oder teleologische Verknüpfung zu ihrem Symbol oder untereinander besteht realiter nicht, die Auffassung, daß sie bestünde, ist motivisch, d. h. fiktionell, dämonistisch, ein Mißverständnis, ein Unverständnis.

Realiter kann keine Rede davon sein, daß die eine Aktualität die andere verursache oder bedinge. Man wird einwenden, daß es ja ganz klar sei, die eine Aktualität könne nur bestehen, „wenn" die andere bestehe, das Bewußte sei nur da, „wenn" das Unbewußte da sei und umgekehrt, die Existenz des Bewußten sei also bedingt durch die Existenz (oder Noch-nicht- oder Nicht-mehr-Existenz) des Unbewußten und umgekehrt. Gäbe es kein Unbewußtes, so auch kein Bewußtes, und umgekehrt. Die motivische Logik kann selbstverständlich auf derartige Formulierungen nicht verzichten, ohne sich selber aufzuheben; sie besteht ja gerade in solchen Formulierungen. Die motivische Logik sieht in der Erscheinung die Wirkung der Ursache und die Folge des Grundes usw.; folgt also eine Aktualität auf die andere, so kann sie nur verursacht oder bedingt sein und ebenso die Tatsache, daß eine auf die andere folgt. Auf das „wenn" komme ich noch zu sprechen; hier soll zum Konditionalismus nur bemerkt werden, daß die motivische Auffassung der Objektänderung, nämlich derart, als ob das Unbewußte eine Ansammlung von Objekten sei, die sich mit dem „bewußten Objekt" um die Bewußtheit streiten, vom realischen Standpunkte aus unverständig ist; das Unbewußte ist, wie gesagt, im Bewußten als Symbol gegeben, nicht außerhalb des Bewußten existent, so daß man etwa sagen könnte: dieses Objekt ist unbewußt und dieses ist bewußt, beide unterscheiden sich nur durch das „Moment" der Bewußtheit usw. Die anschauungsgemäße Tatsache, daß das Bewußte existiert oder daß das Existente bewußt ist, schließt zugleich die Tatsache in sich ein, daß dieses Bewußte Symbol ist. Man kann also beides, das Bewußte und das in ihm symbolisch vertretene Unbewußte, nicht voneinander in dem Sinne trennen, daß das eine das andere bedinge; beide sind zugleich gegeben, nicht erst das eine und dann das andere, also kann auch keine bedingliche Verbindung zwischen beiden bestehen; diese würde voraussetzen, daß erst das eine und dann — auf Grund dieser Existenz, als Folge, Ergebnis oder was immer — das andere entstehe. Und ebensowenig wie die interpolaren können die polaren Gegensatzpartner ursächlich oder bedinglich miteinander verbunden sein im Sinne der Phrase: die äußere Welt verursacht, bedingt die innere usw. Das Subjekt ist nicht da, wenn oder weil das Objekt da ist, und umgekehrt: das Objekt wird nicht vom Subjekt geschaffen, verursacht, bedingt (dies ist, wie wir gesehen haben, die infantile Auffassung), sondern das Subjekt ist zugleich mit dem Objekt da. Also auch wer das Unbewußte (irrigerweise) als polaren Gegensatz zum Bewußten annimmt, hat damit nicht eine Möglichkeit gewonnen, die Kausalität oder Konditionalität oder den Teleologismus (Finalismus) zu erweisen.

Das Bewußte ist realiter Symbol der zeiträumlichen Unterschiede, die man als Unbewußtes zusammenfassen mag. Auf das Bewußte folgt ein anderes Bewußtes, das

Bewußte verändert sich, ist immer anders, d. h. Unbewußtes ist nun bewußt. Die Deutung der Zeiträumlichkeit als Kausalität und Konditionalität oder Finalität ist die motivische Denkweise; sie erkennt zwar Zeit und Raum an, aber nicht als Begriffe für die in und mit dem Objekt gegebene Tatsächlichkeit, sondern als Begriffe für ein mystisches Spiel von Kräften und Stoffen, das man mit Kausalität und Konditionalität und Finalität bezeichnet, wobei der eine Partner immer Ursache oder Wirkung, Grund oder Folge, Bedingung oder Ergebnis des andern ist, d. h. als ein autokratisches, mit eigner Macht ausgestattetes, also absolutes Wesen angesehen wird, das von sich aus irgendeine Wirkung auf ein anderes Wesen psychischer oder physischer Natur ausübe. Realiter bestehen die zeiträumlichen Unterschiede als Komponenten des Symbols, das ihre Homogenität darstellt, haben die einzelnen Aktualitäten, die einzelnen aufeinander folgenden Symbole keinerlei andere als die raumzeitliche Verknüpfung miteinander, auch dann nicht, wann die Aktualität jetzt in der optischen, jetzt in der akustischen usw. Sphäre liegt. Eine zu einem Wunsch oder Befehl oder einer Frage usw. formulierte Aktualitätenreihe der idealischen Sphäre kann von einer modalen Aktualitätenreihe gefolgt sein; diese kann gleichsinnig oder ungleichsinnig formuliert sein, kann sogar im Wortlaut jener entsprechen; und umgekehrt kann auf die modale eine idealische Aktualitätenreihe, die jener entspricht oder nicht usw., folgen. Aber weder ist die idealische Aktualität Ursache oder Grund oder Bedingung der modalen noch diese Ursache usw. jener, noch ist die eine die Wirkung der andern, sondern beide folgen lediglich zeiträumlich aufeinander und brauchen nicht einmal demselben sensibel-motorischen System anzugehören.

Wer also begrifflich einen Wunsch „hat", in wem z. B. die idealische Aktualitätenreihe „ich wünsche mir ein Haus" oder „wenn ich doch ein Haus besäße!" abläuft, braucht keineswegs diesen Wunsch „in Worte zu kleiden", in die gleichen oder auch in andere Worte, er braucht überhaupt nicht zu sprechen, sondern die Eronenströme, in die jene Aktualitäten eingeschaltet sind, können in ganz andere motorische oder in sekretorische Enderscheinungen ausgehen. Diese idealische Aktualitätenreihe besagt auch nicht, daß abgesehen von ihr selber ein „Wunsch" bestünde, der die Aktualitätenreihe verursacht oder bedingt habe, daß also ein Wunsch da sei, der die „Wunschvorstellung" bewirke und gar auch noch den „Wunschausdruck", eine Art Instanzenzug, deren eine Stelle immer die andere (ihr Verhalten) bedinge oder verursache oder kontrolliere — da haben wir ja die himmlische oder höllische oder irdische Hierarchie der Engel oder Teufel oder Triebe oder Wünsche —, sondern die Aktualitätenreihe ist da, einfach da, sie ist das in den jeweils stärksten Eronenstrom eingeschaltete Objekt und damit immer-anders. Die Eronenströme gehen in eine (die zugehörige) Motilität und Sekretion aus, diese kann aber Symbolkomponente, also unbewußt sein, in einer modalen Aktualität als Symbol vertreten sein, die mit jenem idealischen Wunsch und andern Vor- und Nachobjekten ein Homogenes bildet, aus dem erst die Analyse vielleicht jenen idealischen Wunsch herauslöst.

Nicht anders verhält es sich, wann die idealische oder modale Aktualitätenreihe einen Willen darstellt, d. h. voluntativ formuliert ist. Die Existenz der idealischen Reihe „ich will meine Arbeit vollenden" bietet keinerlei Gewähr dafür, daß ich tatsächlich die Arbeit vollende, oder daß ich die Worte ausspreche: „Ich will meine Arbeit vollenden." Keinesfalls besteht eine kausale oder konditionale Verbindung zwischen der idealischen und der modalen Aktualität, sondern lediglich eine zeiträumliche, eine tatsächliche, eine realische. Es kann sehr wohl sein, daß ich die Arbeit vollende, aber nicht etwa „deshalb, weil" ich es „gewollt" habe, sondern weil . . . ja gar nicht „weil", — ich vollende die Arbeit, die Motilität, in die zahlreiche Eronenströme ausgehen, ist eben derart, daß

die Arbeit vollendet wird; welche Eronen damit ihren Ausdruck finden und über welche Zentren sie geflossen sind, läßt sich mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit analytisch ermitteln, aber wie immer diese Ermittelungen ausfallen mögen, keinesfalls ist irgendeine Macht ausfindig zu machen, die den Ablauf der Eronenströme über diese und nicht über andere Zentren geleitet hat, die mich bestimmt hat, die Arbeit zu vollenden, die also Ursache oder Grund oder Bedingung dieser idealischen oder modalen Aktualitätenreihen war, deren Ablauf die Vollendung meiner Arbeit ausmacht. Ebensogut kann auf die Aktualitätenreihe „ich will meine Arbeit vollenden" eine ganz andere Motilität oder Sekretion folgen, z. B. kann ich mich vom Schreibtisch erheben und kurzerhand spazierengehen oder irgend etwas tun oder denken, nur nicht die Arbeit vollenden, wie ich es „gewollt" habe. Die idealische Aktualitätenreihe, die zu einem „Willen" formuliert ist, hat eben keinerlei kausalen oder konditionalen oder finalen Zusammenhang mit der folgenden (oder vorhergehenden) idealischen oder modalen Aktualitätenreihe, und selbst die Wahrscheinlichkeit, daß auf einen Willen als idealische Reihe ein Wille als modale Reihe oder umgekehrt folgt und daß diese beiden Willen gleichsinnig seien, ist je nach der Individualität größer oder kleiner und — wie alle Wahrscheinlichkeitsrechnung — ein „Beweis", daß Beziehungen und Verhältnisse an sich unberechenbar, d. h. daß alle Regeln und Gesetze statistischer Art sind.

§ 67. Zweifel. Lüge *)

„Gewöhnlich glaubt der Mensch, wenn er nur Worte hört, es müsse sich dabei doch auch was denken lassen." (Das „wenn" muß natürlich „wann" heißen.) Das Kleinkind erlebt Gegenstand und Wort als chaotisch, dann magisch identisch, der frühmotivische (naive) Mensch „glaubt" an das Wort in dem Sinne, daß das Wort einen „psychischen" Sachverhalt des Redenden vollkommen analogisch, also mit unbezweifelbarer Zuverlässigkeit wiedergäbe. Die Erfahrung, die das Kind macht, daß das Wort, die Be-

*) Interessant ist die Herkunft des Wortes „Lüge" und „lügen"; es stammt vom gotischen liugan, das eben so wie das lateinische „nubere" verhüllen, dann heiraten bedeutet (wobei nämlich die Braut „verhüllt" wurde — vgl. den Schleier der altindischen Maja, der „Mutter Natur", den Schleier des Bildes zu Sais, dessen Lüftung — die „Erkennung" des Weibes — dem Manne den Tod bringt — § 34. — Das „Schleiern" der Novizinnen, die damit Bräute Gottes oder Christi werden; „mit dem Gürtel, mit dem Schleier reißt der schöne Wahn entzwei", unsere Bräute tragen den Brautschleier — und er muß zerreißen, sonst gibt's eine schlechte Ehe — Schleier Symbol des Hymens, des Jungfernhäutchens; es muß auch in den Brautkranz „regnen": Kranz Symbol der Vulva, Regen Symbol des befruchtenden Regens, der Ejakulation usw.). Das Verschleiern der Braut ist zugleich Geburtssymbol: Schleier für Eihäute, die bei der Geburt zerrissen werden, also wieder Analogie des „Ueberganges", der Pubertätsfeier, die ja ursprünglich mit dem Koitus zusammenfiel. Zu „lügen" gehört auch der „Lügengott": der obere Gott, der unnahbar im Jenseits wohnt, sich unkenntlich, unerkennbar macht, sich verschleiert, den Menschen die Wahrheit verhüllt, in zweideutigen Orakeln zu ihnen durch den Mund der Priester spricht, also „lügt", — aber auch sein Widerpart, der Gott der Tiefe, der nicht anders verfährt wie der Gott der Höhe, den Menschen irdisch-höllische Freuden, in Sonderheit die Liebesfreuden vorgaukelt und sie so ins ewige Verderben lockt, der aber doch der Licht- und Feuerbringer und so der Wohltäter der Menschheit ist, ein zweideutiges Wesen: ein guter oder gefallener, böser Gott: Loki (Lohengrin), Lucifer, Vulcanus, Hephaistos, Prometheus, Pramantha, Christus, Asdes, Attis, Adonis, Eros, Hermes, Dionysos usw. Der Teufel verführt die Menschen zur Geschlechtsliebe (Adam und Eva), zur Erkenntnis des Geheimnisses des Vater-Gottes, der somit entthront wird, er „verhüllt" das Weib und reizt den Mann, es zu „enthüllen", den Schleier zu zerreißen, die Wahrheit hinter der Lüge zu erschauen — und dabei-dadurch zu erblinden (blinder Seher), d. h. zu sterben. Die Hoch-zeit, die Lebenshöhe eint sich mit dem Tode, Sünde mit Sühne, Schuld mit Strafe. Die Hölle ist der Schoß der Mutter Erde, dort brennt das tödliche-schöpferische Feuer, das Venusfeuer — wie in der Höhle des Weibes, einer „Filiale" der Höhle-Hülle-Hölle, der Natur (natura zu nasci,, gnasci, Wurzelsilbe gen zeugen, § 19 Anm. 2).

zeichnung mit dem Gegenstande analogisch übereinstimmt, daß mit dem Worte immer ein Gegenstand, ein Gegenwärtiges „gemeint" ist, daß die akustische mit der optischen Aktualität assoziiert ist, und zwar so, daß auf eine akustische immer die entsprechende optische Aktualität folgt oder umgekehrt, die Erfahrung, die ursprünglich lediglich sensil-modal, noch nicht erkenntnismäßig, begrifflich ist, trifft zusammen mit der Bereitwilligkeit, dem Worte zu t r a u e n, das Wort für einen „wahrhaftigen" Ausdruck der menschlichen Psyche, „Meinung", des Charakters usw. zu halten. Das Wort ist für den Naiven zunächst unantastbar, das eigne Wort, das Wort des Vaters, das Wort Gottes, mag es gesprochen oder geschrieben (die „Heilige Schrift" usw.) oder — der Gipfelpunkt der Zuverlässigkeit! — gedruckt sein.

Freilich beginnt der Z w e i f e l (vgl. § 78) schon frühzeitig zu keimen: die Erfahrung, daß es zwar Wörter gibt, daß aber die entsprechenden Gegenstände auch nicht mehr oder noch nicht oder überhaupt nicht da zu sein brauchen, ist dieser Keim, der nach und nach sich entfaltet. Hier ist die Entdeckung des I r r t u m s, der U n w a h r h e i t und der L ü g e geschehen: Objekte, die das Kind wahrnimmt, entziehen sich dem Zugriff, und Wörter, die es hört, bezeichnen Gegenstände, die nicht da sind, z. B. wird anders gesprochen wie optisch wahrgenommen, die Worte stimmen mit den Tatsachen nicht überein. Später erscheint das geschriebene und gedruckte Wort, aber dieses Wort ist doch nicht der Gegenstand, den es meint; da steht das Wort „Baum", aber wo ist der Baum? Da ist in der Fibel ein Bild, das den Baum darstellt, aber das ist doch kein „wirklicher" Baum?

Die Tatsache, daß das Kind lügt, braucht nicht so kunstvoll „erklärt" zu werden, wie es die F r e u d schule tut: das Kind „lernt" lügen, weil die Eltern seine Sexualneugierde nicht befriedigen, sondern mit dem Storchmärchen abfertigen; vorher konnte also das Kind nicht lügen; erst „durch" die Geheimniskrämerei und „Unwahrhaftigkeit" der Eltern „lernt" es lügen! Ei wo! Was schiebt man dem Kinde für Motive unter! Kein Wunder, daß es gar als „universell-kriminell" oder „multipel-pervers" abgestempelt wird! Das Kind kann ja gar nicht anders als auch „lügen", d. h. Wörter aussagen, die den Gegenständen ungenau entsprechen, und Tatsachen mit solchen Wörtern berichten, die andern Tatsachen entsprechen; es kommt ja bei der Organisation der kindlichen Welt das Wort nicht immer auf den korrespondierenden Gegenstand und umgekehrt. Und die Mannigfaltigkeit der sensibel-motorischen Verbindungen läßt uns obendrein verstehen, daß ein Wort, ein Satz gesagt, und etwas ganz anderes gemeint wird, als was die andern Menschen — und der Sprecher selbst sich zum Hören dieser Wörter vorstellen; d. h. die optische Aktualität ist mit einer akustischen assoziiert und diese wiederum mit einer andern optischen Aktualität, die in einer andern Denkzelle liegt wie jene, so daß der Sprecher selbst über die Ungereimtheit seiner Erzählung erstaunt sein kann, aber natürlich nicht zu sein braucht. Die „echte" Lüge ist eine pathologische Fehlassoziation und als solche von den normalen genetischen Wandlungen der Assoziationen bis zu ihrer korrekten Ausdifferenzierung zu unterscheiden. Uebrigens ist das M ä r c h e n (z. B. das Storchmärchen) nicht Lüge, sondern kindgemäße Wahrheit.

Die M e h r d e u t i g k e i t des Wortes prägt sich aus in der Betonung der ursprünglichen E i n d e u t i g k e i t. „Das Wort, sie sollen lassen stahn", heißt es nunmehr; man soll am Worte nicht drehen und deuteln, sein Wort soll man halten, man macht das Wort zum Ehrenwort, das angeblich unverbrüchlich ist — wie das Gelübde, wie der Eid, die Vorsätze usw., so lange nämlich, wie die guten Leute satt (im allgemeinen Sinne) sind. Ein anderer Ausläufer ist die Betonung der p r i n z i p i e l l e n U n g l a u b w ü r d i g k e i t des Wortes. Ob T a l l e y r a n d oder F o u c h é oder V o l-

taire oder Young oder Dionysius Cato oder Plutarch oder wer immer den Gedanken geäußert hat, daß die Sprache dem Menschen gegeben sei, um seine Gedanken zu verbergen, — auf alle Fälle zeigt sich in derartigen Aussprüchen das tiefe Mißtrauen gegen das Wort bei denjenigen Individuen, die von früher Jugend auf selber das Wort mit der „Tatsache" nicht recht in Einklang brachten und später leicht — Wahrheitsfanatiker werden.

Nun, ich glaube nicht, daß es einem Menschen gelingen könnte, seine Gedanken geheimzuhalten, es sei denn, er habe keine. Die Eronenströme verlaufen über die sensibel-motorische Bahn, und es ist niemand da, der sie so oder anders lenken könnte. Selbst beim „besten Willen" ist niemand imstande, die Eronenbewegung auch nur im geringsten zu beeinflussen, zu bestimmen, zu kontrollieren; wer das auch nur im allergeringsten vermöchte, wäre „jenseits" der menschlichen Anschauung, wäre aus dem Gefüge des „natürlichen Geschehens" hinausgetreten, ein Absolutes, der dämonische Gott. Die kausalen und konditionalen und teleologischen Leute sind zwar um diese absoluten Wesen nicht verlegen: die ganze Welt wimmelt von ihnen, alle — voran der Mensch — sind eigenmächtige Existenzen, die aus sich heraus verursachen und bedingen, sich und andere und gar „die Natur" beherrschen, mit Wunsch oder Willen, mit ihrem Bewußtsein die Welt nach Belieben umgestalten und so auch in der Lage sind, ihre „Innerlichkeit" „mit Energie und Selbstbeherrschung" umzuformen, auch hinterlistig etwas zu denken und etwas anderes auszusprechen, also ihre Gedanken hinter ihren Worten zu verbergen. Der kategorische Imperativ, das Sittengesetz in uns — eine Metapher für angehende Poeten.

Das Wort ist echt und zuverlässig und wahr, man muß es nur verstehen. Es ist unverständig, das Wort zur Wirkung einer im Menschen verborgenen Ursache, zum Ausdruck eines Dämons zu machen, der hämisch grinsend die Worte eigenmächtig so oder anders formt, auf der Sprechmuskulatur wie auf einem Klaviere spielt und die Menschen nach Belieben zu Narren hält oder nicht. Und ebenso unverständig ist die Deutung des Wortes selbst als eines Dämons. Das Wort ist eine Ausdrucksbewegung, eine akustische oder, geschrieben, eine optische modale Aktualitätenreihe, die ohne die geringste Möglichkeit einer geringsten Schwankung gemäß der spezifischen Reflexstruktur und Funktionsperiodik, gemäß den assoziativen Zusammenhängen also abläuft, nicht nach einem metaphysischen „Gesetz", das den Reflexablauf nach eigenem Ermessen verursachte, regulierte, kontrollierte. Die verschiedenen assoziativen Zusammenhänge zwischen Beschriebenem und Beschreibung liegen als biologische Tatsachen vor, so Wahrheit, auch Irrtum, Unwahrheit als unwissentlich oder (Lüge) wissentlich falsche, fehlassoziierte Aussagen. Paßformen strömen über gewisse Zentren in die Sprechmotilität und -sekretion aus, und kein dämonischer Wunsch oder Wille kann diese Strömung lenken; und überdies ist ja auch keiner da. Das Wort ist stets ein gewisses, durchaus zuverlässiges Kennzeichen der Individualität; sage mir ein Wort, und ich will dir sagen, wer du bist. Es ist unmöglich, zu lügen in dem motivischen Sinne, daß man nämlich „die Wahrheit (psychisch) bewußt fälsche", daß man ein Wort, das wahr sei, „bewußt", „willentlich" zurückhalten und dafür ein anderes „unwahres" sprechen könne. Das Wort, das man vermeintlich zurückhält, ist eine begriffliche Aktualität, eingeschaltet in einen Eronenstrom, der eben nicht in die Motilität der Sprechmuskulatur ausgeht, sondern in irgendeine andere; das Wort, das statt jenes ausgesprochen wird, ist Ausdruck eines Eronenstromes, der über solche Zentren oder Zellen geflossen ist, die während der Aktualität jener andern Zellgruppe zwar funktionierten, aber eben unaktuell, indem jener Eronenstrom stärker war. Die Auffassung, daß das „Bewußtsein" ein Wort oder einen andern Ausdruck zurückhalten

könne, macht das Bewußtsein eben zu einem Dämon, der im Menschen sitzen soll, und doppelt verworren ist die weitere motivische Auslegung, daß „der Mensch", sein „Ich" nun wieder diesen Dämon beherrschen könne oder solle.

Das Wort ist wie jeder andere Ausdruck wahr und echt und niemals zu verfälschen; nur verstehen die Menschen das Wesen ihrer eignen Sprache nicht; sie nehmen die Worte wie das junge Kind entweder für bare Münze und entrüsten sich, wann ihre akustischen Aktualitäten nicht mit ihren optischen übereinstimmen — dann, meinen sie, hätte der andere die Unwahrheit gesagt und wäre ein schlechter Kerl; oder sie mißtrauen in ebenfalls infantiler Weise dem Worte „grundsätzlich" und wundern sich, daß ihre akustischen Aktualitäten doch oft genug mit den optischen usw. übereinstimmen — dann hat man mal einen anständigen Kerl, einen „wahrhaftigen Menschen" gefunden. Beide sind unverständig: sie wissen noch nicht, daß es dem Menschen nicht gegeben ist, zu lügen — derart, daß er entgegen seiner Reflexstruktur durch Wirkung seelisch-geistiger Instanzen seine Aussagen so oder anders gestalten könne. Alle Ausdrücke erstatten realiter „naturgetreue" Berichte über die Persönlichkeit. Wer lügt, kann nicht (nach Belieben) nicht lügen. Der Schuldige ist an seiner Schuld nicht schuld, er muß sie aber büßen.

Auch die eigne Sprache muß man so verstehen. Wir hören unsere Worte genau so wie die anderer Leute, und nur der Muskelsinn gibt uns Kunde davon, daß wir selbst Sprecher sind. Und erst das Hören unserer Worte ist das Wahrnehmen dessen, was wir sprechen; bevor die Worte gehört sind, wissen wir nichts von ihnen. Wir haben darüber uns im § 54 unterhalten und gehen hier nicht weiter darauf ein. Nur das sei hervorgehoben, daß sich niemand selbst belügen kann, daß „hinter" den Worten keine Instanz steckt, die sie so oder anders gestaltet, die sie verursacht oder bedingt, die unsere Rede kennt, bevor sie gehalten ist, und ihren Wortlaut so oder so umstellen kann. Auch wer eine Rede auswendig gelernt hat, sagt sie fast ohne Bewußtsein her, d. h. nur einzelne Wörter sind während des Vortrages aktuell, die meisten Erregungsströme laufen über zwar funktionierende, aber unaktuelle Zellen und strömen unbewußt in die Motilität und Sekretion aus. „Lüge" kann realiter lediglich Name und Begriff für die Tatsache sein, daß Aktualitätenreihen nicht in der gewöhnlichen, in der üblichen („normalen") Weise korrespondieren, daß sie in einer der spezifischen Organisation des Individuums entsprechenden zeiträumlichen Fehlfolge ablaufen. Objektive und subjektive Lüge bilden hierin keinen Unterschied. Lüge ist, assoziativ gesehen, das gleiche wie Irrtum, nur ist die Lüge mit dem begrifflichen Wissen verbunden, daß die Aussage falsch ist, und dieses Wissen ist der „dolus", ein assoziativer, nicht aber psychischer Sachverhalt. Die Vorstellung, daß jemand „bewußt" seine Aussagen usw. dirigieren, nach Gutdünken so oder auch anders gestalten könne, ist motivische (fiktionale) Deutung der biologischen Verhältnisse. Der Mensch kann nicht die Wahrheit oder Unwahrheit nach „freiem Entschlusse" aussagen, sondern er sagt aus, und diese Aktualitätenreihe wird gedeutet, vom Subjekt- wie vom Objekt-Individuum; es sieht so aus (mutet so an), als ob in dem Menschen eine Macht wohne, die den Ablauf der Aktualitätenreihen, den Ablauf des Denkens und Tuns dieses Menschen nach Gutdünken regulieren könne. In Wahrheit ist die Aussage Ausdruck von gewissen Erregungsströmen, die gewisse Nervenzentren passiert haben und in deren Reflexbahn auch Aktualitäten eingeschaltet gewesen sein können; daß aber ein „Wesen" im Menschen die Erregungsbewegung nach freiem Ermessen lenken könne, ist Fiktion, ist Dämonismus.

Anmerkung.

Über die Entwicklung der motivischen Deutung des Wortes als wahr oder unwahr sei noch folgendes angemerkt: Das Sprachzentrum des Kindes beginnt sich frühzeitig zu

entfalten, das Kind plappert eifrig, fragt unablässig. Alsbald schließen sich an diese akustischen Reihen solche, die als „Gebot" oder „Verbot" formuliert und die als von andern Personen ausgehend lokalisiert sind; die entsprechende Begriffsreihe lautet: der Vater, die Mutter gebietet Schweigen, verbietet das Fragen (Schweigegebot, Frageverbot — vergl. zahlreiche Sagen, Mythen, Märchen). Das Sprechen findet aber reflektorisch immer wieder statt — Deutung: das Verbot wird übertreten. Und ferner: das Verbotene ist Sünde, das Verbot (auch als Schläge — taktile Aktualitäten) ist die Strafe, die Sühne. Nun sprechen aber die Eltern selber — Zweifel: ist das Sprechen Sünde oder Sühne? Das Verbot, die Strafe ist ja selbst eine Wortreihe! Ferner: das Sprechen ist Sünde, aber zugleich Sühne, indem die mit dem Sprechen begangene Sünde doch eben mit diesem Sprechen bekannt, offenbart und so gesühnt, gebüßt wird? Später: ist das Sprechen überhaupt oder nur manchmal Sünde oder Sühne? Während das Kind allein ist, darf es sprechen; im Beisein den Eltern oder Fremder nicht — oder nicht immer oder nicht alles. Deutung: Das Sprechen ist etwas Geheimes, das Gesprochene ein Geheimnis — oder gerade die Offenbarung eines Geheimnisses? („offenes Geheimnis"); wenn es also eine Sünde ist, so ist die Sünde etwas Geheimes, ein geheimes Laster usw., aber wenn es Sühne ist, so wäre ja auch diese geheim, im „stillen Kämmerlein" zu verrichten usw. Weiter: ein Geheimnis muß „bewahrt" werden, das ist ja der Sinn des Verbotes. Was man wahrgenommen hat und bei sich bewahrt, was man weiß, ohne es zu sagen, ist das Geheimnis — und ist das Wahre, die Wahrheit. Zunächst ist das Sprechen überhaupt verboten, also: jedes Wort ein Geheimnis, eine Wahrheit — oder Lüge? Später ist nur manches verboten zu sagen, zu fragen, also: dieses Verbotene gerade ist die Wahrheit, die darf man nicht sagen, nicht fragen. Aber wie? — man soll ja gerade die Wahrheit sagen! Also ist am Ende gerade die Wahrheit die Unwahrheit und umgekehrt? Ist das „Unbewahrte" (enfant terrible), die Offenbarung, das Wort überhaupt (Wort Gottes) das Unwahre oder das Wahre — oder das „Bewahrte", das Geheimnis, was zu sagen verboten ist, das Wahre oder das Unwahre? Und gilt das Verbot nur für das Kind, nicht für die Eltern? Diese sprechen doch, diese haben Geheimnisse, auch wann sie sprechen. Wer ist Sünder, wer Büßer? Und wann? Und warum ist das Sprechen einmal Sünde, Unwahrheit — und einmal Strafe, Wahrheit? („jemandem die Wahrheit sagen"). Wo ist Wahrheit und was ist Wahrheit? Dieser Zweifel zieht sich durch das ganze motivische Zeitalter. Er ist die kausalische, konditionelle, finalische Deutung des Objekts, das als das Wahrgenommene realiter das „einzig Wahre", das Wahre schlechthin ist (Wahrnehmung = Wahrheit), die Erlebniswahrheit ist und dessen normal assoziierte Beschreibung die Beschreibniswahrheit ist.

§ 68. Wunsch und Willen als Begehren.

Wir besprechen noch kurz die Tatsache, daß Wunsch und Wille mit Begehren, Bedürfnis, Sehnsucht, Verlangen usw. identifiziert wird, mit „Triebkomponenten" oder „Triebregungen", die wir als Hungergefühl und seine Nuancen erkannt haben. „Trieb" ist in der motivischen Denkweise zum (metaphysischen) Prinzip geworden, und indem Prinzip motivisch nicht als Ur-Sache, sondern als Ursache genommen wird, ist es klar, daß auch den Triebkomponenten kausale oder konditionale oder finale Bedeutung zugesprochen wird. Danach ist das Bedürfnis usw. Ursache seiner Aeußerung und Befriedigung, die als Wirkungen aufgefaßt werden, und zwar so, daß die Aeußerung Ursache oder Grund der Befriedigung ist usw., Ursache auch der folgenden Gefühle und ihrer Gegenstände und Begriffe.

Bedürfnis, Sehnsucht, Verlangen usw. sind Bezeichnungen für Hungergrade, wobei es sich um Nahrungs-, Liebes-, Hör-, Sehhunger usw. handeln kann. Wir wissen, daß der extrauterine Mensch das reine Gefühl nicht mehr erlebt, wie es der Fötus erlebt; es funktionieren die gesamten jeweils entwickelten Denksphären, und selbst wann das Bewußte in der sensilen Sphäre liegt, ist dieses Bewußte genetisch ein anderes als das fötale. Man kann die Begriffe Wunsch und Willen erweitern, indem man die embryonalen und fötalen Bewegungen und Sekretionen einbezieht; das geschieht aber gemeinhin nicht, sondern Wunsch gilt für das Kindesalter, Wille für das erwachsene Alter. Wer also das Hungergefühl (Verlangen usw.) als Wunsch bezeichnet, meint damit nicht die fötalen Gefühle, sondern das infantile, und entsprechend mit Wille das juvenile Gefühl. Wunsch und Wille erstrecken sich immer auf einen Gegenstand, dieser muß also da sein, bevor man von Wunsch und Willen sprechen kann, d. h. die modale

Sphäre muß bis zur Aktualität funktionieren. Auch wer das Gefühl als solches mit Wunsch oder Willen identifiziert, kann — der gültigen Begriffsbestimmung nach — nur infantile oder juvenile Gefühle meinen. Vor der aktuellen Funktion der modalen Sphäre gibt es keine Wünsche; erst mit dem Erscheinen des Gegenstandes ist der Wunsch „geboren". Ohne Gegenstand kein Wunsch — und kein Wille. Das Erscheinen des Gegenstandes ist ja ursprünglich das Wunschobjekt: alle Wünsche sind erfüllt, d. h. der Gegensatz erfüllt—unerfüllt existiert in jener Frühzeit noch nicht; sofern überhaupt ein Gegenstand erscheint, ist er „gewünscht". Indem nun ein Gegenstand nach dem andern erscheint, ist auch diese Veränderung wunschgemäß, also auch die optische Aktualitätenreihe, die die (entsprechende) Muskelaktion (hinlangen = verlangen, greifen, wegwerfen usw.) ausmacht; diese Muskelaktion kann dem Akteur unbewußt sein, dieser Wunsch ist ihm dann unbewußt, eine andere Aktualitätenreihe ist zugleich bewußter Wunsch usw., wie früher dargetan (vgl. auch § 101). Mit der Entwicklung der Begriffssphäre kann der Wunsch auch eine idealische Aktualitätenreihe sein. Man nennt eben das Verhältnis des Kindes zu seinen Objekten im allgemeinen Wunsch, das des Erwachsenen zu seinen Objekten im allgemeinen Willen; wünscht der Erwachsene, so liegt der Gegenstand in der frühmodalen Sphäre.

Wir haben hier deutlich genug den Hinweis auf die Gefühligkeit der Gegenstände. Je näher die modale Zelle genetisch der sensilen Sphäre liegt, desto gefühliger ist der Gegenstand als Aktualität dieser Zelle. Je weiter genetisch entfernt die modale Zelle von der sensilen Sphäre liegt, desto geringer ist die Gefühligkeit des entsprechenden Gegenstandes. Man ist geneigt, Gefühligkeit mit Wunsch zu identifizieren. Je gefühliger der Gegenstand, desto lebhafter ist der Wunsch, der sich auf ihn erstreckt, aber damit ist schon gesagt, daß der Wunsch als Gefühlsreflex von der Gefühligkeit verschieden ist; er richtet sich auf den Gegenstand, die Gefühligkeit aber ist mit und in dem Gegenstand (homogen) gegeben. Wir haben früher erörtert, daß die modale Sphäre sich genetisch an die sensile anschließt, daß in diesem Sinne die Gegenständlichkeit aus dem Gefühl hervorgeht, eine genetische Umwandlung des Gefühls ist, die gradweise fortschreitet, je weiter sich die modalen Zellen von den sensilen genetisch entfernen. Diesen „Gefühlsgrad" haben wir ja eben als Gefühligkeit bezeichnet und damit ausgedrückt, daß nicht der Gegenstand und dabei oder daneben das dazugehörige Gefühl da ist, das man also vom Gegenstande wegnehmen oder hinzulegen könnte, so daß der Gegenstand für sich, auch ohne dieses Gefühl erscheinen könnte oder beides, Gegenstand und „sein Gefühl", zwei Objekte wären, die zu gleicher Zeit bewußt wären. Vielmehr ist der Gegenstand mit „seinem Gefühl" homogen, ein Einziges oder Einiges, und der Wechsel der Gefühligkeit ist immer der Wechsel des Gegenstandes überhaupt. Hierbei ist es gleichgültig, ob der fremde Eronenkomplex, der mit dem einheimischen das Aneinander bildet, über die sensile Zelle oder direkt aus der sensibeln Bahn in die modale Zelle zuwandert. Der Gegenstand ist, jetzt aktuell, jetzt so und nicht anders gefühlig, und wann die gleiche Zelle wieder aktuell ist, ist der Gegenstand ein analoger und damit auch seine Gefühligkeit. Diese Aktualitäten der gleichen Zelle können so rasch nacheinander erfolgen, daß sie als eine einzige Aktualität von relativ langer Dauer erscheinen; dann fällt auch der Wechsel der Gefühligkeit nicht auf. Es kann aber die Aktualität der gleichen Zelle erst nach kürzerer oder längerer Zeit, d. h. nach vielfacher Veränderung des Objekts wiederkehren, dann ist der Wechsel des Gegenstandes, identisch mit dem Wechsel der Gefühligkeit, mehr oder minder offenkundig, und zwar je nachdem die assoziierte Begriffszelle, deren Aktualität die Erinnerung ist, sich minder oder mehr verändert hat, also die jetzige modale Aktualität mit der idealischen mehr oder minder übereinstimmt. Kurzum, wie schon früher besprochen, die Gefühligkeit ist

vom Gegenstand nicht zu trennen, und nur dann könnte man den Wunsch oder Willen mit der Gefühligkeit identifizieren, wann man den Gegenstand selber als Wunsch oder Willen bezeichnete.

Nach dämonistischer Auffassung ist Wunsch, Wille, Hunger, Begehren usw. nicht mehr und nicht weniger als die Ursache der Welt; der Hunger ist die metaphysische Macht, die die Objekte (also Gefühle, Gegenstände und Begriffe aller Sinnesgebiete) und ihre Veränderungen schafft, sich in ihnen „objektiviert" usw. Realiter bezeichnen Wunsch, Wille usw. den Hungerreflex, also die Funktion der Hungerreflexsysteme, die unaktuell oder aktuell verlaufen kann. Die Intensität der Hungerreflexe, also des Wunsches, Willens, Begehrens zeigt sich in der Intensität (Helligkeit) des Hungergefühls als der Aktualität der Hungergefühlszellen der Hirnrinde, auch in der Intensität der Ausdrucksbewegungen an, wobei auch der Gefühligkeitsgrad des gewünschten-gewollten-begehrten Objekts (Gegenstands oder Begriffs) in spezifischen Grenzen schwankt. Realiter bewirkt der Wunsch usw. weder die übrigen Reflexspezies oder ihre Funktion, also auch nicht die übrigen Gefühle, nicht die gewünschten Gegenstände und Begriffe, sondern der Hunger ist lediglich das erste Stadium jedes Ablaufes, der Anfang jedes Erlebnisses, und ohne Anfang ist freilich kein Ablauf, kein Erlebnis denkbar, der Anfang bewirkt aber weder Fortgang noch Ende, sondern es folgen lediglich in zeiträumlicher Reihe auf das Hungerstadium die Angst-, Schmerz-, Trauer- und Freudestadien.

Man kann also die Kausalität oder die Konditionalität und den Teleologismus nicht stützen, indem man Wunsch und Willen mit Hungergefühl und seinen Nuancen oder Graden identifiziert. Das Hungergefühl ist auch nicht Ursache oder Grund oder Bedingung etwa der Sättigung, sondern eine Aktualität, auf die andere Aktualitäten folgen, nicht gewirkt oder bedingt, sondern lediglich tatsächlich. Man sagt: der Hunger ist die Ursache oder der Grund der Nahrungsaufnahme, der Liebeshunger ist Ursache oder Grund geschlechtlicher „Beziehungen" usw.; ich esse, weil mich hungert, und weiß, warum ich esse usw. Wir erinnern uns aber, wie Kausalität und Konditionalität und Teleologik entstanden sind: die mit der kindlichen „Entdeckung" der Zeiträumlichkeit, des Werdens der Entfernung (entsprechend der Entwicklung und „Ausschleifung" der modalen Assoziationsbahnen) erlebte Veränderlichkeit des Objekts wird in der schöpferischen infantilen Periode zum magischen Hervorgehen der einen Aktualität aus der andern; die gegenwärtige Aktualität wird dann Wirkung der vorhergehenden und Ursache der folgenden, ihre Einheitlichkeit in die Zweiheit von Ursache und Wirkung (Grund und Folge) aufgeteilt, und diese Aufteilung nimmt später auch die Formen von Schuld (schuld an etwas sein, das nun da ist, dann Schuld im Sinne von schuldig sein, einem Menschen oder Gott gegenüber, also Schuld gleich Sünde) und Sühne, Verbrechen und Strafe an, wie schließlich alles Schaffen, alles Tun der Menschen „sündig ist von Anbeginn" und zugleich die Sühne involviert. Die motivische Denkweise besteht in dieser Zerlegung des Objekts, die nicht etwa dasselbe ist wie die Anschauung des Objekts als Symbol; vielmehr wird die Reihenfolge, die Veränderung (auch die aufeinanderfolgenden Aktualitäten selber!) als ein „Wirken", demnach die Aktualität als gewirkt und wirkend gedeutet und so mit einer schöpferischen Kraft ausgestattet, die diese Aktualitäten und damit die Individuen zu autokratischen, ja absoluten Wesen macht. Realiter „wirken" die Aktualitäten, die Individuen ebensowenig aufeinander wie das Subjekt auf das Objekt oder umgekehrt, sondern die Aktualitäten folgen zeiträumlich aufeinander in dem Sinne, daß das Objekt Symbol und immer-anders ist, — nicht als ob die Zeiträumlichkeit, abgesehen von der Aktualität oder den Aktualitäten oder den Individuen da wäre, so daß diese sich im Raume und in der Zeit befänden, sondern sie ist in und mit der Aktualität

anschauungsgemäß gegeben. Und der Ursächlichkeit und Bedinglichkeit und Zwecklichkeit kann realiter keine andere Bedeutung zugesprochen werden als die einen gewissen Entwicklungszustand des Gehirns kennzeichnende dämonistische Deutung der Veränderung überhaupt.

Realiter esse ich nicht, weil mich hungert, — es sei denn, daß man „weil" als Zeitbegriff, gleich weilend, während gebraucht; ich esse, während mich hungert, während das Hungergefühl andauert. Mit der Nahrungsaufnahme schwindet das Hungergefühl, während der Abgabe (Entleerung) steigt es an, füllt sich die Höhle mit Hungereronen, die in der bekannten Weise über die sensibel-motorische Bahn, je nach der Situation unter Aktualität der Hungerzellen, in Muskel- und Drüsenaktionen ausgehen. Diese Ausdrücke folgen zeiträumlich auf die Aktualität oder Unaktualität (Funktion) der zugehörigen Denkzellen, aber sind weder durch jene verursacht, gewirkt, bedingt usw. noch selber Ursache oder Bedingung der sich ihnen anschließenden weiteren aktuellen oder unaktuellen Funktionen.

§ 69. Wunsch und Wille als Objektänderung. Wahl. Vergleich

Nach motivischer Deutung ist die Objektänderung die Wirkung-Offenbarung des metaphysischen (dämonischen, göttlichen-teuflischen, seelisch-geistigen) Wunsches-Willens. Diese Macht bewirkt nicht nur die Welt, sondern sie wirkt auch in der Welt. Die Aktualität ist somit von der vorhergehenden oder wohl auch folgenden gewünscht, gewollt, ihr Werden vollzieht sich „durch" Willen, ja ist wohl das Wollen selbst; ebenso ist das Vergehen der Aktualität gewollt, ja wohl selbst ein Wünschen oder Wollen (vgl. die sog. Lebens- und Todestriebe). Realiter bezeichnen Wunsch und Wille objektische Vorgänge, nämlich gewisse physische, biologische Funktionen, die Hungerreflexe. Das Subjekt (die Psyche, das Nichts) kann das Objekt (die Physis, das Etwas) weder wünschen noch wollen — und umgekehrt, die Subjekt-Objekt-Beziehung ist frei von wünschen und wollen (und wissen). Und das Werden und Vergehen „liegt" rein biologisch vor und nach dem Gegenwärtigen. Werden und Vergehen ist unwahrnehmbar. Die Aktualität wird aber als Symbol der Vor- und Nachaktualitäten angeschaut, das Seiende als Symbol des Noch-nicht- und des Nicht-mehr-Seienden, des Werdenden und Vergehenden, das Sein als Symbol des Werdens und Vergehens. Somit ist die Aktualität der Uebergangspunkt vom Werden zum Vergehen, der Gipfelpunkt einer Kurve, deren ansteigender Ast als Werden, deren absteigender Ast als Vergehen bezeichnet wird. Die Aktualität aber „ist", sie ist der biologische Punkt, sie ist immeranders, aber eben so „ist" sie. Vom Werden und Vergehen der Aktualität als solcher kann man streng genommen nicht sprechen, sie ist das biologische Symbol des Werdens und Vergehens. Die Kategorien gelten nicht für das Sein, sondern für das Seiende.

Ich betonte schon, daß man nicht annehmen darf, daß das Unbewußte ein Reservoir von Existenzen sei, die sich in Raum und Zeit aufhielten und die sich zur Aktualität drängen, sondern daß die Vor- und Nachaktualitäten lediglich Symbolkomponenten sind, als deren biologische Verdichtung das Objekt angeschaut wird. Raum und Zeit sind nicht ein von den Dingen Separates, die also abgesehen von Raum und Zeit existierten oder noch nicht oder nicht mehr existierten, sondern die Raumzeitlichkeit ist eo ipso mit dem „Da-sein" des Objekts „da", mithin in der Wahrnehmung nicht vom Objekt und seinen in und mit ihm gegebenen Komponenten zu trennen und zu unterscheiden. Es ist nicht die Aktualität da und außerdem Raum und Zeit, in denen sich die Aktualität und die Vor- und Nach-Aktualitäten befänden, von einem deus ex machina nach unerforschlichem Ratschluß oder einem andern Apriori hineingesetzt, son-

dern die Aktualität ist rein anschauungsgemäß zeiträumlich im Sinne der essentiellen Lokalisation wie der koordinativen (lage- und richtungsmäßigen) Einfügung in die Reihe.

Die Reihenfolge der Aktualitäten ist also die Objektänderung, die beim jungen Kinde offenbar mit Intervallen, die denen des fötalen Denkens entsprechen, einhergeht, alsbald aber entsprechend der Entwicklung der Assoziationsfasern derart verläuft, daß die eine Aktualität aus der andern unmittelbar hervorgeht. Indem nun das Kind die Welt und ihr Werden und Vergehen (in jenen Intervallen, aber auch im Schlafen und Erwachen, Fortsein und Dasein ausgeprägt) schafft, dann wünscht, dann will und auch schon in gewissem Grade weiß, ist die Fiktion der Wahl (§ 60) und damit des Wertes (§ 73) gegeben. Wer Schöpfer ist, wessen Wunsch oder Wille das Gewünschte oder Gewollte herbeizaubert, hat unter allen Möglichkeiten die Wahl, es liegt in seiner Macht, diesen oder einen andern Gegenstand zu schaffen, herbeizuschaffen, und das jeweils gegenwärtige Objekt ist eben gewählt, die Wahl ist auf dieses Objekt gefallen, hätte aber ebensogut auf ein anderes fallen können. Daß unter allen möglichen Gegenständen, deren Zahl mit der Zahl der aktuell funktionierenden modalen Denkzellen zunimmt, gerade dieser, der da ist, gewählt worden ist, hat seinen Grund, seine Ursache in der Machtvollkommenheit des Individuums, sich so oder auch anders, aber nun eben gerade so zu entscheiden, eine Eigenmächtigkeit, die zu dem Begriffe des „freien Willens" und zu seiner Erhöhung zum Prinzip (z. B. Schopenhauers allmächtiger Wille — analog der infantilen Allmacht des Wunsches) geworden ist. Der Anspruch auf Eigenmächtigkeit stammt aus der — volklichen wie individuellen — infantilen Frühzeit und ragt bis weit in das juvenile Zeitalter hinein, nämlich bis an die Grenzzone zum realischen Denken; dieses Gelöstsein aus dem Gefüge des Geschehens, diese Absolutheit, die bedeutet, daß sich das Individuum außerhalb der Welt befinde und von diesem Jenseits aus auf die Welt einwirke, ist ja dasselbe wie Ursache, Grund, schuld sein, füllt also Kausalität, Konditionalität, Teleologik in allen ihren Erscheinungsformen. So wie das Kind die Welt schafft, ist auch der Juvenis Ursache, Grund, Schuld (schuld) an etwas oder für etwas, entweder den Sterblichen oder den (dem) Unsterblichen gegenüber (Schulden — Sünden). Und indem alle andern Individuen ebenfalls solche Ursachen, solche Absolute, Eigenmächtige sind, setzt sich die juvenile Welt aus Ursachen und Wirkungen, Gründen und Folgen, Schulden und Strafen, Sünden und Bußen zusammen, und die Eigenmächtigkeit jedes Individuums, die es zu einem Gotte macht, legt ihm auch alle — und keine Verantwortung für sein Tun auf, auch in engerem oder weiterem Sinne für das Tun der andern, die ja immer noch so etwas wie seine Geschöpfe sind.

Nach motivischer Auffassung ist der Mensch imstande, sich eigenwillig und eigenmächtig zu entscheiden, ob er den schmalen Weg, der zum Himmel führt, oder den breiten Weg, der zur Hölle führt, gehen wolle. Also ist dieser im Menschen wohnende Wille oder was immer Ursache des Verhaltens eben dieses Menschen, also auch der von ihm jeweils getroffenen Wahl. Die Verba reflexiva gelten als wortliche Darstellungen dieser Auffassung (§ 13): der Mensch könne sich beherrschen, sich bessern, sich Gott oder dem Teufel in die Arme werfen usw. Der Widerspruch, der darin liegt, daß einmal im Menschen ein absoluter Wille sitze, der den Menschen antreibe, so oder so zu handeln oder zu denken, der die Ursache des menschlichen Verhaltens, ein vom Menschen Getrenntes, Selbständiges sei usw., daß sodann aber dieser selbe Mensch „sich" beherrschen usw. könne, also doch wohl auch den in ihm wohnenden absoluten Willen oder Trieb oder dergleichen, ferner daß der Mensch zwar einen absoluten („freien") Willen beherberge, der ihn lenke, (— oder vielleicht doch an den göttlichen Willen gebunden sei?) und dennoch verantwortlich für sein Tun und Denken sei, endlich daß der Mensch ein absolutes Wesen, mit Eigenwillen und Eigenmacht begabt,

selbst Ursache und Wirkung usw. und dennoch ein Knecht Gottes sei, ohne Spur von Selbständigkeit, Eigenwillen oder Eigenmacht (außer etwa der, daß er, ganz sinnlos, denken dürfe — wohlverstanden: dürfe! —, während Gott lenke) sich in den „höheren Willen" ergeben müsse usw. usw., dieser Widerspruch, der leicht in hunderttausend Formen dargestellt und nachgewiesen werden kann, dieser Widerspruch, der das Fiktive der ganzen Denkweise so deutlich wie nur möglich offenbart, ist für das kausale, konditionale und teleologische Denken charakteristisch, und soweit dieser Widerspruch überhaupt in der juvenilen Epoche bemerkt wird, tut man ihn mit dem Hinweis auf das „Unerforschliche" ab, indem man dieses Unerforschliche mit dem Göttlichen identifiziert und gerade das Widerspruchsvolle, das „für den menschlichen Verstand Unfaßbare" als zur „Wesenheit" eines Ueberirdischen usw. gehörig, dieses Ueberirdische mit ausmachend, hinstellt; hiermit betont man ausdrücklich die Fortdauer dämonistischen Denkens in der juvenilen Periode.

Das Ungereimte und Hilflose der motivischen Denkweise kommt nun auch in der Fiktion, der Mensch könne wählen oder wähle, zum Vorschein. Es läge hiernach in seiner Macht, die „Objektwahl" so oder anders zu treffen; einmal ist der „freie Wille", der in ihm wohnt, Ursache oder Grund dafür, daß die Wahl so oder so ausfällt, sodann ist der Mensch selber (vielleicht als Ganzes oder als Irdisches, abgesehen von dem absoluten Willen, der immanent oder transzendent sei) der Wählende, Ursache oder Grund der Wahl, indem diese als die Veränderung des interindividuellen Verhältnisses, als der Vorgang, an dem das Individuum kausativ oder konditionell oder teleologisch teilnimmt, aufgefaßt wird. Der Wille wird auch hier als Bewußtsein, Verstand, Vernunft und dergleichen und diese „Instanzen" als „Psychisches", das auf anderes Psychisches oder auf das Physische wirke, gedeutet oder als Unbewußtes, das als Psychisches neben oder gegenüber dem Bewußtsein existiere und ebenfalls auf Psychisches oder Physisches wirke und anderseits von diesem kausal oder konditional oder teleologisch beeinflußt werde usw., endlich als Unbewußtes, das transzendental sei und aus dem Jenseits wirke usw., hingestellt und die kausative und konditionelle und teleologistische Rolle des Wählenden, sei dieser der immanente oder transzendente Wille oder der Mensch als Individuum, gesteigert und präzisiert, indem der Wählende nicht nur verursacht oder bedingt oder bezweckt, sondern auch noch die Wirkung oder die Folge oder den Zweck vorausberechnen und seine (vermeintliche) Wirksamkeit danach einrichten könne.

Wir haben uns über die psychobiologische Entwicklung, die zum Wahlbegriff führt, orientiert (§ 60) und wissen, daß in einem gewissen Sinne j e d e r G e g e n s t a n d „g e w ä h l t" ist. Die anschauungsgemäße Tatsache, daß die Vielheit-Allheit in der Einheit, der Aktualität symbolisch vertreten ist, wird in der motivischen Denkweise so verstanden, als ob diese Vielheit eine Anzahl von Einheiten sei, deren jede für sich in Raum und Zeit existiere und auf die anderen einwirke, das Gegenwärtige ist hiernach auch nur eine solche Einheit, von den andern durch das „Moment" der Bewußtheit unterschieden. Das anschauende Individuum wäre nun fähig, aus all diesen Einheiten die eine oder die andere auszusuchen, zu wählen oder nicht zu wählen, zu verwerfen. Nun ist es aber klar, daß ich nur etwas „wählen" kann, was mir gegenwärtig ist; etwas, was mir unbewußt ist, kann ich nicht wählen, genauer ist unwählbar; ferner: ich muß — wählen hier immer im motivischen Sinne gebraucht — erst etwas kennengelernt haben und dann mehreres andere, womit ich jenes vergleichen kann, ehe ich die Wahl vornehmen kann, und dieses Gewählte kann nur ein Gegenwärtiges sein. Gut, das Gewählte sei ein Gegenwärtiges, das Ungegenwärtige sei das Ungewählte, aber — sagt der Motiviker — das Wählen selbst erstreckt sich auf verschiedene Dinge, ich kann

eine Wahl nur treffen, „wenn" eine Anzahl von Dingen da ist, und zwar zu gleicher Zeit, nur so ist mir der Vergleich, der die Voraussetzung der Wahl ist, möglich; der Wahl geht eine kritische Prüfung der „in Betracht kommenden" Dinge voraus, und erst „auf Grund" dieser Prüfung entscheide ich mich für den einen Gegenstand, der nun als gewählt gegenwärtig ist. Soviel Worte, soviel Ungereimtheiten. Ich kann nicht mehrere Dinge zugleich betrachten, d. h. es können nicht mehrere Gegenstände zugleich bewußt sein. Das Bewußte ist vielmehr immer eines, und die Vielheit der Dinge ist darin gegeben, daß dieses Eine als Symbol angeschaut wird. Man kann sich auch nicht auf die Tatsache des peripheren Sehens berufen als einen Beweis, daß man mehrere Dinge gleichzeitig sehen könne. Ich komme noch auf das periphere Sehen (§ 95) zu sprechen, hier nur der Hinweis, daß sich die „Wahl" sinngemäß nicht als eine Abschätzung des Bewußten gegenüber dem zu gleicher Zeit peripher Gesehenen abspielt, sondern daß die „Wahl" auf alle Fälle in der Art vonstatten geht, daß ich hintereinander eine Reihe von Gegenständen bewußt habe, d. h. daß eine Reihe von modalen Aktualitäten (oder auch sensilen oder begrifflichen Aktualitäten) abläuft. Das Unbewußte kommt bei der Wahl nur insoweit in Betracht, als das jetzt Bewußte als geworden, als Symbol angeschaut wird. Das Unbewußte als solches kann natürlich (noch) nicht betrachtet werden, es ist unwahrnehmbar, unsichtbar usw., eben unbewußt. Nur Bewußtes kann „zur Wahl stehen", und das Bewußte ist jeweils immer nur eines. Die „Wahl" ist also zunächst eine Reihenfolge von Aktualitäten. Diese sollen nun einer gegenseitigen Abschätzung nach irgendwelchen Gesichtspunkten unterzogen werden. Die Abschätzung ist ein Vergleich. Der Vergleich besteht nicht darin, daß zwei oder mehrere Gegenstände zugleich betrachtet werden; sie müßten dann ja zu gleicher Zeit gegenwärtig, bewußt sein, was unmöglich ist. Sondern der Vergleich ist selbst eine Aktualitätenreihe: erst muß der eine Gegenstand bewußt sein, dann der andere, d. h. der Gegenstand muß jetzt ein anderer sein wie der, mit dem er verglichen werden soll, das Objekt muß sich geändert haben, wie das anschauungsgemäß der Fall ist: alle Objektänderung ist schon Vergleich, die Anschauung des Objekts als immer-anders ist schon Vergleich, das Objekt wird als anders angeschaut, heißt eben, es wird verglichen, und zwar mit einem Vor- oder Nachobjekt, mit einem Noch-nicht- oder Nicht-mehr-Bewußten, dessen Erinnerung das Bewußte ist. Somit ist anschauen dasselbe wie vergleichen schlechthin; indes wird Vergleich und Erinnerung gewöhnlich in einem engeren Sinne gebraucht, worüber in §§ 90, 105 die Rede sein wird.

Von der Erinnerung wird in einem besonderen Kapitel (§ 90) gesprochen werden; hier mag im Zusammenhange erwähnt sein, daß die zum Vergleich im engeren Sinne gehörige Erinnerung die Aktualität der Begriffszelle ist, die zum assoziativen System der modalen Zelle gehört. Auf die Aktualität einer modalen Zelle kann die Aktualität der assoziierten Begriffszelle folgen, auf den Gegenstand also der zugehörige Begriff. Die Zellen ändern sich fortwährend in ihrer biologischen Beschaffenheit, und zwar in individuell verschiedener Weise. Die Aktualität der modalen Zelle kann also auch in dem Sinne von der Aktualität der Begriffszelle verschieden sein, daß die auf die neuerliche modale Aktualität folgende idealische Aktualität einer vor kürzerer oder längerer Zeit stattgehabten ähnlicher ist als die modale Aktualität der entsprechend vorangegangenen. Der Gegenstand A erscheint jetzt, in zwei Tagen erscheint der gleiche (nicht derselbe) Gegenstand, jetzt A^1; auf A folgte der Begriff B, nun kann aber auf A^1 ein Begriff folgen, der von B weniger verschieden ist wie A^1 von A, indem sich die modale Zelle in anderer Weise, nämlich rascher biologisch verändert hat als die zugehörige Begriffszelle. Es folgt dann auf den Gegenstand ein Begriff, der diesem Gegenstand

nicht in dem Sinne entspricht, wie dem Gegenstande A der Begriff B entsprach. So erscheint — abgesehen davon, daß das Objekt anschauungsgemäß immer-anders ist — der Gegenstand von „sich selbst", d. h. von dem ihm entsprechenden Vor-Gegenstande und natürlich erst recht von ihm ähnlichen Vor-Gegenständen verschieden. Die assoziierte Begriffszelle braucht übrigens nicht bis zur Aktualität in Funktion zu kommen, die Funktion kann unbewußt verlaufen und tut es zumeist, so lange wir uns mit der „Außenwelt" beschäftigen, so lange wir uns nicht in das „Innenleben" zurückziehen, erinnern, begrifflich denken. Aber auch diese unbewußte Funktion der Begriffszelle, „dieses" Unbewußte gehört zu dem Unbewußten überhaupt, das in der modalen Aktualität symbolisch vertreten ist, diese Aktualität zum Symbol zusammensetzt und ihre Besonderheit mit ausmacht. Gewußt, „erkannt" ist aber der Unterschied der Aktualität von der Vor- oder Nach-Aktualität erst, wann die assoziierte Begriffszelle aktuell ist, was übrigens, je nach der Situation, vor oder nach der Aktualität der modalen Zelle der Fall sein kann.

Das „kritische Prüfen", das „Abschätzen" ist also einmal das Erleben der modalen Aktualität im Schmerzstadium, sodann der assoziierten idealischen Aktualität, die zeiträumliche Folge der idealischen auf die modale (oder sensile) Aktualität. Es sitzt nicht etwa im Menschen ein metaphysischer Kritiker drin, der prüft, abschätzt, wählt; er wäre ja nur als Wesen für sich zu denken, eben als Dämon, der den Menschen besessen hält, ihn als Instrument benutzt und sein Verhalten dirigiert. Das Subjekt steht dem Objekt gegenüber (das Subjekt „steht" selbstverständlich nicht, ich habe bloß keinen andern Ausdruck zur Beschreibung), das Subjekt ist das Nicht-Seiende, das Nichts, das Objekt das Seiende, das Etwas. Alle Veränderung ist objektiv. Die Fiktion, daß das Ich oder ein Ich im Ich schaffe, wirke, bedinge usw., ist zuständig für eine Entwicklungsstufe, auf der das Ich mit dem Ich-Individuum verwechselt, die Subjekt-Objekt-Beziehung mit dem interindividuellen Verhältnis identifiziert wird, kurz für das Zeitalter des Dämonenglaubens, in dem noch immer die weitaus größte Zahl der Zeitgenossen sich befindet.

Das, was man schaffen, wirken, bedingen, prüfen, wählen, wünschen, wollen, wissen usw. nennt, ist Objektänderung, Aktualitätenfolge, und diese ist anschauungsgemäß. Das Subjekt hat damit „nichts zu tun", als daß es das Objekt, wie man sagen muß, anschaut, mit dem Objekt in Beziehung steht, das Objekt als immer-anders anschaut. „Gewählt" ist immer das Gegenwärtige, das Wählen ist eine spezielle Bezeichnung für Werden und Vergehen. Ich lasse von einem Gegenwärtigen ab und „wähle" ein anderes, heißt: eben dieses ist nun gegenwärtig. Eine „Freiheit der Wahl", eine Wahl im eigentlichen Sinne, die ja die Freiheit des Entschlusses voraussetzt, wäre nur möglich, wenn ich zwei oder mehrere Gegenstände zugleich bewußt haben und obendrein den einen als bewußt behalten, die andern aus dem Bewußtsein hinausweisen könnte. Diese Freiheit würde, bestünde sie, der menschlichen Anschauung sozusagen den Garaus machen. Die Begriffe Wunsch, Wille, Wahl usw. geben, so aufgefaßt, lediglich motivische Deutungen eines entsprechenden biologischen Geschehens wieder.

§ 70. Liebeswahl

Der motivische Mensch glaubt auch, daß das Liebesobjekt „auf Grund" von Bewußtseinsakten, diese als psychisch „gedacht", gewählt werde, daß man sich auf Grund von geistigen Erwägungen und Ueberlegungen entschließen könne, von dem einen Liebesobjekt abzulassen und ein anderes zu wählen. Freud hat das große Verdienst, auf die unbewußten „Motive" der „Objektwahl" hingewiesen zu haben, er

ist aber aus dem Bannkreise der Motive nicht hinausgekommen. Die Motive sind „Triebkomponenten" und spielen in der Freudschen Psychologie die Rolle von geringeren oder mächtigeren Dämonen, die, wie dargetan, sich gegenseitig befehden oder vertragen usw.

Das, was man wählen nennt, spielt sich nicht zwischen Subjekt und Objekt ab, sondern in der Objektität. Die Anschauung des Objekts als Zugleichheit mit „seinem" Subjekt und ferner als Symbol der Vor- und Nachobjekte ist die Individuation und die „Aufteilung" der Einheit in die Vielheit.

Und mit dieser „Aufteilung" ist die Veränderung des Objekts identisch, d. h. das interpolare Verhältnis — Verhältnis im Unterschied von der Subjekt-Objekt-Beziehung als der polaren Beziehung, der Beziehung schlechthin. Indem die Veränderung objektisch ist, liegt auch das Wählen in der Objektität, ist also eine spezielle Bezeichnung für ein gewisses Verhalten der Individuen, und zwar, im engeren Sinne, der hirnbegabten Individuen. Wir haben auch dieses Verhalten als Kennzeichen der Konstitution erkannt und diese weiterhin als art- und individualspezifisch. Alle Menschen z. B. nehmen gewisse Eronen und Eronenkomplexe auf, haben also Paßformen für diese; jeder einzelne Mensch aber ist wieder spezifisch konstituiert, nimmt also nur bestimmte Eronenkomplexe auf, die nur für diesen und nicht für einen andern Menschen Paßformen sind. Die Paßformen, die in die Hirnrinde gelangen, sind symbolisch verdichtet zum Objekt, das sich anschauungsgemäß dem Subjekt gegenüber immer verändert. Diese Paßformen also sind „die unbewußte Welt", und die jeweilige Aktualität ist ihre symbolische Darstellung. „Meine Welt" ist die jeweilige Aktualität, die ich als Symbol aller Aktualitäten, als Symbol des Makrokosmos anschaue.

Sexualkonstitution oder Konstitution schlechthin ist sinngleich mit Individualität, ist Wort oder Begriff für die besondere „Zusammensetzung" des Individuums aus kleineren Individuen bis zu den einfachsten Eronenkomplexen. Die Sexualkonstitution ist „angeboren", richtiger: angezeugt, ist im Momente der Amphimixis, der Gründung des neuen Individuums, eben mit diesem Individuum gegeben und prägt sich in allen folgenden Entfaltungen, in allen Phasen der Evolution und Involution aus. An die ursprünglich relativ kleine Zahl von Eronenkomplexen schließen sich immer mehr Paßformen an, Zellteilungen, Differenzierungen erfolgen, und zwar immer art- und individualspezifisch, bis die spezifische Wachstumsgrenze erreicht ist und der Zerfall, die Abgabe einsetzt, die in den Uebergang ins Anorganische einmündet.

Die motivische Vorstellung, die sich etwa in die Worte „es ist der Geist, der sich den Körper baut" zusammenfassen läßt, kann realiter (außer eben als motivische Fiktion) nicht gelten. Der Mensch „verfügt" nicht über seine Sexualkonstitution, über seine Individualität, die ja lediglich Begriff oder Name für das spezifisch-spezielle Sein und Werden dieses Menschen, für diesen Menschen selber ist. Er hat nicht eine Individualität und außerdem ein Etwas, das die Individualität so oder anders gestaltet, verändert, aus- oder abbaut; er ist mit seiner Individualität identisch, diese als Begriff seines „Wesens", der spezifisch-speziellen Besonderheiten, die ihn ausmachen, genommen. Es sitzt nicht in ihm ein Wille oder Wunsch oder Trieb oder eine Psyche oder die Libido oder was immer als oder wie der Herr in einem Hause und ist Ursache oder Grund der individuellen Veränderung, des individuellen Verhaltens, dessen Besonderheit wir eben als Zeichen der individuellen Konstitution auffassen, indem wir hiermit die Gesamtheit seiner Struktur und seines Verhaltens bezeichnen. Sondern dieses Verhalten ist, wie wir gesehen haben, Ausdruck der Reflexe, also Enderscheinung der Funktion der Reflexsysteme, die zusammen die biologische Einheit „Organismus" bilden.

Der Mensch kann auf sich selber nicht eine Wirkung ausüben, weder in dem Sinne, daß eine „psychische Instanz" oder „psychische Instanzen" auf andere „psychische" oder auf „physische Instanzen" wirken, noch in dem Sinne, daß „der Mensch" als Ganzes „sich" als Ganzes oder Teil irgend verändern, bessern oder schlechtern könne. Der Mensch kann in keinem Sinne seine Individualität, seine Konstitution verändern, sondern sie verändert sich im Rahmen der Spezifität, d. h. sie ist immer-anders und mit ihr, die ja lediglich Name oder Begriff für den Menschen als Ganzes ist, ist auch der Mensch immer-anders. Die Veränderungen haben oder sind weder Ursache noch Wirkung, sondern jede Erscheinung, jede Aktualität ist Ursache und Wirkung zugleich (sofern wir diese motivischen Begriffe anwenden wollen) und ist lediglich geworden, Symbol des Werdens und des Vergehens.

Mithin gibt es keine „Objektwahl", wie es überhaupt keine Wahl im motivischen Sinne gibt. Es gibt ein Geschehen, es gibt das Geschehen, das man auch im speziellen Sinne als Wahl bezeichnen mag, aber der realische Mensch läßt die motivische Deutung nicht gelten (außer als historisch), wonach die Wahl das Ergebnis einer „innern" selbständigen Ueberlegung als einer außer-über dem Geschehen stehenden, es kontrollierenden und bestimmenden Instanz sei, also die Folge eines Grundes, die Wirkung einer Ursache, die sich in Machtvollkommenheit so entschieden hat, aber auch anders hätte entscheiden können. Das Selbstbestimmungsrecht in diesem Sinne ist eine Fiktion; es gibt keine Möglichkeit, sich selbst oder über sich selbst in irgendeinem Sinne zu bestimmen; auch „bestimmen" ist motivische Deutung des biologischen Geschehens, indem ein Bestimmendes und ein Bestimmtes gesetzt wird und beiden „Faktoren" eine außerweltliche Existenz, eine autogene Macht oder Kraft zugesprochen wird, auf Grund deren ja überhaupt das Bestimmen und Bestimmtwerden erst möglich ist. (Wir sprechen freilich auch von Formbestimmtheit, ein Ausdruck, der uns brauchbar erscheint; wir meinen damit dasselbe wie mit Aktualität, Objekt, das ja immer-anders, in der Gegenwart also so ist, wie es ist, „bestimmt" ist, gewiß, sicher, präzis ist, sagen damit aber nicht, daß ein aus eigner Kraft Bestimmendes dieses Seiende bestimmt, bedingt, verursacht habe.)

Die Individuen verhalten sich (beschreibungsgemäß) entsprechend ihrer Konstitution. „Gewählt" ist das Objekt-Individuum, zu dem das Subjekt-Individuum die jeweils zahlreichsten Paßformen ausweist. Die Individuen befinden sich in fortwährender Veränderung, die wir als Aufnahme und Abgabe von Eronen auffassen. Je nach der Situation nehmen die Individuen auf: nähern sich einander, oder sie geben ab: entfernen sich voneinander. Aufgenommen (wahrgenommen) werden nur Paßformen, abgegeben solche Eronenkomplexe, die zu andern Eronenkomplexen mehr Paßformen aufweisen als zu dem, zu dem bisher das Verhältnis bestand. Dabei sind aber diese Bestimmtheiten nicht etwa „frei", wie man in der Chemie fiktiverweise von freien Valenzen spricht, sondern sie sind noch-nicht- oder nicht-mehr-gegenwärtig, sind „latent", sind (sofern es sich um Gehirnwesen handelt) unbewußt. Beziehung wie Verhältnis bestehen zwischen Gegensatzpartnern, diese sind in der Beziehung immer zugleich (Subjekt-Objekt) „da", im Verhältnis schließen sie sich aneinander an, und das Aneinander der interpolaren Gegensätze als Homogenität ist das biologische Symbol.

Das „gewählte" Individuum ist das gegenwärtige, das Objekt-Individuum. (Daher z. B. das Wort: In der Liebe hat immer der Gegenwärtige recht.) Zum gegenwärtigen Individuum bestehen die meisten Paßformen, so zahlreiche, wie in der gegenwärtigen Situation überhaupt möglich sind. Das Bewußte (Gegenwärtige) „liegt" immer in der Denkzelle, die vom stärksten Eronenstrom passiert wird. Es brauchen nicht sehr viele

zu sein, es sind aber immer die jetzt zahlreichsten der im Verhältnis stehenden Individuen. Ein andermal können die Paßformen der gleichen Individuen im Verhältnis zueinander oder zu andern Individuen zahlreicher sein, auch weniger zahlreich: gegenwärtig ist (beschreibungsgemäß) immer das Objekt-Individuum, das zum Subjekt-Individuum die jetzt zahlreichsten Paßformen hat.

Wer diesen Sachverhalt „Wahl" nennen mag, soll dabei eben beachten, daß dieser Begriff hier keine motivische Bedeutung hat, sondern nur eine spezielle Bezeichnung für Geschehen ist. Das Kind wählt nicht sein Liebesobjekt, es wählt nicht zwischen Vater und Mutter usw. derart, daß es in seiner Absicht, seinem „freien Willen" liegt, sich für den einen oder andern Partner zu entscheiden; und nicht anders geht's dem Erwachsenen bei seiner „Liebeswahl". Man nennt nur die Tatsache, daß das eine Individuum gerade zu diesem und nicht zu einem andern Individuum, mag dies supermaskulin oder superfeminin sein, im Verhältnis steht, das Ergebnis einer Wahl, und die motivische Deutung legt diese Wahl als einen selbständigen, überlegten, vom Bewußtsein oder sonst einer autokratisch gedachten Instanz veranlaßten Akt aus, während es sich realiter lediglich um das Spiel der Paßformen handelt, die sich in einer je nach der Situation wechselnden Anzahl zwischen den Individuen bewegen und deren Austausch (Aufnahme und Abgabe) das Verhalten der Individuen ausmacht.

Die Liebe als Gesamtheit der Liebesgefühle umfaßt die Aktualitäten der sinnlichen Gefühlsreflexe, also Liebeshunger, -angst, -schmerz, -trauer, -freude usw. Diese genischen Eronen gehen in der Hauptsache von den Genitalhöhlen aus, und ihre Zahl steigt an mit der Entwicklung der Genitalien. Aber auch von anderen Höhlen, z. B. von den Hautporen, werden Paßformen aufgenommen, die über die sensilen Liebeszellen, das sind die den einzelnen Zentren der Hirnrinde zugehörigen sensilen Denkzellen, die von den Endbäumchen der speziell vom Genitale ausgehenden sensiblen Nervenfasern umfaßt werden, wandern und je nach ihrer Zahl in mehr oder minder stürmische Bewegungen und Sekretionen ausgehen können. Auf die möglichen Perversionen der sensibel-motorisch-sekretorischen Verbindungen habe ich schon hingewiesen.

Je nach der Entwicklungsstufe der Genitalien und des zugehörigen nervalen Systems ist im allgemeinen das Liebesgefühl stärker oder geringer, beim Kinde also im allgemeinen geringer als beim Erwachsenen, doch können entsprechend der Besonderheit der sensibel-motorischen Verbindungen andere Höhlen für das Genitale eintreten, demnach die Haut „Liebesorgan" sein, oder der Mund, der immer auch als ein Liebesorgan fungiert, kann das Genitale sozusagen ersetzen. Keinesfalls kann der Mensch zu seinem Liebesgebaren etwas dazutun oder von ihm wegnehmen, indem er „sich beherrscht", seine „freie Willensbestimmung" in Gang setzt, seine „Triebe" unterwirft, bezwingt und was sonst für dummes Zeug dahergeredet wird. Wer von einer Neigung „auf Grund vernünftiger Ueberlegung" Abstand nimmt oder sich „abreden" oder „abraten" läßt, zeigt damit nichts anderes, als daß es mit dieser Neigung nicht weit her war, daß sie — bei aller gegenteiligen Beteuerung — so schwach ist oder war, daß die „Meinung" *) des Gegenwärtigen überwiegt; oder die Liebe mag auch damals stark gewesen sein, aber die Sexualkonstitution der Individuen hat sich geändert, die Liebe zwischen den beiden Individuen hat nachgelassen, eine andere Bindung, nämlich die an das gegenwärtige Individuum ist stärker, momentan oder längere Zeit oder überhaupt usw. (genetischer Umbau der Gefühls→Gegenstands-Assoziation). Aber keineswegs hat ein „Entschluß" diese Aenderung „bewirkt". Die Aenderung kann vielmehr schon eingetreten sein, wann in Form des Entschlusses oder der Frage oder des Wunsches oder

*) „Meinung" von meinen, minnen (Minne) = lieben.

sonstwie die entsprechende begriffliche Aktualitätenreihe auftaucht, wann die Aenderung, wie man sagt, bewußt wird oder ist, wobei aber nicht die Aenderung als solche bewußt ist, sondern die einzelnen Phasen (= Phänomene von φαίνεσθαι erscheinen), deren Werden und Vergehen wir Aenderung nennen und die wir als Veränderheiten anschauen, begrifflich erkennen. Die Aenderung kann auch der idealischen Reihe folgen, aber lediglich in zeiträumlichem, nicht motivischem Zusammenhange.

Die Bindung erlischt oft nicht mit einem Male, sondern allmählich, und ganz erlischt sie überhaupt nie, immer bestehen zwischen Individuen, die sich einmal geliebt haben, zahlreiche Paßformen (mindestens idealische: Andenken, vgl. Andacht). Die Aenderung der Sexualkonstitution geht unbewußt vor sich, das, was bewußt wird, sind Etappen, Aktualitäten, deren jede als Veränderheit angeschaut wird, wobei das Subjekt, das „anschaut", nicht-veränderlich und nicht-verändert ist. Und die Aktualitäten können ganz andere sein wie die das (bisher) geliebte Individuum darstellenden, ihr Zusammenhang mit diesen kann unkenntlich sein, der Mensch braucht überhaupt nicht zu bemerken, daß sich eine Veränderung dieser Art vollzieht; erst die zu einer Zeit gegenwärtige Aktualität ist „anders", also auch anders-gefühlig wie vordem. Umgekehrt kann ein Verhalten so gedeutet werden, als ob eine solche Veränderung eingetreten wäre, wie sie „erfahrungsgemäß" als Wechsel des Liebesverhältnisses eintritt; es kann z. B. eine Bewegung als optische modale Aktualitätenreihe sich abspielen, die mit dem Begriff oder Wort „Abwehrbewegung" oder „Flucht" oder „Tötung" usw. bezeichnet wird (d. h. die zur idealischen Wortzellgruppe „Abwehr" oder „Flucht" oder „Tötung" usw. assoziiert ist oder der die Sprechmotilität „Abwehr" oder „Flucht" oder „Tötung" usw., d. h. die bezügliche akustische modale Reihe „Flucht" usw. entspricht). Wann ein Individuum das andere meidet, flieht, schlägt, verfolgt usw., so wird dies gemeinhin als Zeichen des Hasses und dieser selbst als „Gegenteil der Liebe" aufgefaßt. Viele Ausdrücke gelten für Liebe wie für Haß zugleich, wie z. B. „verfolgen", wobei das verfolgte Individuum, das dem Verfolger die Rückseite zukehrt, sich weiblich benimmt, quasi schon „entmannt" ist, der Verfolger dagegen, der dem Verfolgten die Vorderseite zukehrt, sich männlich benimmt, dem Verfolgten quasi schon überlegen ist (vgl. coitus more ferarum); ferner „stoßen" als abstoßen usw. und andererseits als „pousser", koitieren; „durchbohren" — mit den Blicken, mit der Lanze, mit dem Penis usw. Man ist sich nicht klar darüber, daß Haß ein besonderer (genau: ein gestauter, §§ 36, 37) Liebeshunger ist, und meint obendrein, daß der Haß oder die Liebe Motiv, Ursache oder Grund eines Verhaltens sei. Realiter gibt es Aufnahme und Abgabe, entsprechend der Formspezifität. Eine Bewegung, die die Entfernung zwischen zwei Individuen vergrößert, gehört zur Abgabe; eine Bewegung, die die Entfernung verkleinert, gehört zur Aufnahme. Beide Bewegungen können als Flucht oder Abwehr oder dergleichen erscheinen: es flieht die Spröde den heimlich Geliebten, der sie verfolgt, einholt, umschlingt, an sich preßt; es flieht der ertappte Einbrecher und entkommt (Abgabe) oder wird erwischt (Aufnahme). Die Bewegung ist Ausdruck von Eronenströmen, die auch über das Zentralnervensystem verlaufen — mit oder ohne Bewußtsein; je lebhafter die Bewegung, desto zahlreicher die beteiligten Eronen, also desto intensiver Aufnahme und Abgabe. Ueber welche Zentren die Eronenströme verlaufen, ist erst auf analytischem Wege mit Wahrscheinlichkeit zu ermitteln. Die Bezeichnungen, die den Bewegungen entsprechen, kennzeichnen sie entweder einfach als solche oder als ein Wirken, Bedingen usw., wobei je nach der Entwicklungsstufe der Hirnrinde die Ursache und die Wirkung usw. mehr oder weniger weit voneinander entfernt sind, d. h. es kommt auf die Art des assoziativen Systems an, welche Ursache, welcher Grund angegeben wird, welche Aktualität als Ursache, welche als Wirkung gilt usw. Die psychobiologische

Erkenntnis der Zusammenhänge ist bisher nur ganz wenigen Menschen aufgegangen und in diesem Buche überhaupt zum ersten Male (kursorisch) dargestellt.

Es kann also ein Verhalten als Abkehr vom bisherigen Liebespartner aufgefaßt werden, ohne daß diese Abkehr im Sinne der Veränderung der Sexualkonstitution tatsächlich stattgefunden zu haben braucht. Der (bisher) Liebende braucht selber nicht zu wissen, ob er diesen Partner noch liebt oder nicht; er kann z. B. Haß empfinden und deutet motivisch dieses Gefühl als Abkehr vom bisherigen Liebespartner, oder er kann Angst oder Trauer oder Ekel usw. empfinden und dies im gleichen Sinne deuten. Der Eronenaustausch verläuft unbewußt bis auf denjenigen Anteil, der die Hirnrinde passiert und dessen Bewegung durch die Denkzellen mit Aktualität einhergeht. Die anschauungsgemäße Veränderlichkeit des Objekts schließt die Veränderlichkeit seiner Komponenten in sich ein, die „unbewußte" Bewegung der Individuen untereinander. Die Aktualität ist Symbol der sich bewegenden Vor- und Nachobjekte und ihrer Gegensatzpartner, aber diese Bewegung ist unbewußt, und nur gewisse Phasen werden bewußt, d. h. die Aktualität erscheint als Glied einer Aktualitätenreihe, deren Ablauf wir Bewegung nennen, wobei wir aber nicht die Bewegung als solche wahrnehmen, sondern lediglich das Objekt als immer-anders.

Das jeweilige Verhalten der Partner wird entsprechend der jeweils vorhandenen Anzahl aktuell funktionierender „Wortzellen" im optischen und im akustischen Zentrum auf die mannigfachste Weise bezeichnet. Das junge Kind hat zunächst nur Hauptwörter als Namen der Gegenstände; erst nach der begrifflichen Entdeckung der Zeit, mit dem Einsetzen der motivischen Denkweise kommen die „Zeitwörter" hinzu, die der im Objekt symbolisch dargestellten Veränderung, Bewegung gelten, also allesamt grundsätzlich dieselbe Bedeutung haben, nämlich die in der jeweiligen Formbestimmtheit symbolisch vertretenen Komponenten und ihre speziellen Verhältnisse, also auch ihre Bewegung kennzeichnen. Die Zeitwörter gehören zu ihren Hauptwörtern, die verba zu ihren nomina. Der motivische Mensch hält nun aber, wie er „alle" Objekte für verschiedene Existenzen hält, auch die Nomina und Verba usw. für wesentliche Differenzen, in infantiler Zeit sogar für selbständige Individuen, für Identitäten mit den bezeichneten Individuen (Zauber mit Wörtern, Beschwörungen, Verbot, Gottes Namen auszusprechen, „in den Mund zu nehmen", Erkennung und Festmachung des Alps, Lurs, der Hexe, in moderner Zeit polizeiliche Anmeldung als ein „Festmachen", „Bannen", im Verkehr bei der „Vorstellung" Nennung und zugleich Verheimlichung — unverständliches Murmeln — seines Namens oder Uebertragung der „Verantwortung" für die Vorstellung auf den Dritten, Hoch- und Heilighaltung des „guten Namens", Tabu und Mana der Unterschrift usw. usw. — vgl. auch § 34). Erst der realische Mensch erkennt, daß die Wörter nicht absolute Wesen, sondern „Schall und Rauch" (Ausdrucksbewegung und Sekretion) sind, Aktualitäten der optischen oder akustischen Denksphäre, und zwar Bezeichnungen des Seins und des Werdens, des Seienden als Symbol des Werdenden, des Objekts als Symbol der raumzeitlichen Unterschiede. Alle Zeitwörter bezeichnen die Bewegung, auch diejenigen, die dem Zuständlichen gelten; selbst das Zeitwort „sein" („verbum substantivum"), entsprechend dem lateinischen esse und dem griechischen εἶναι, Stamm E S, weist Bewegungselemente auf, wie schon die Nebenbedeutung „leben", im Griechischen „entstehen" zeigt. Die Zeitwörter geben zunächst nur eine oberflächliche, eine ungefähre Auskunft über das Verhältnis der sich bewegenden Individuen, wie ich bei einigen Wörtern (fliehen, stoßen, durchbohren, eine Reihe, die sich leicht fortsetzen läßt) nachwies; erst die Psychobiologie der Wörter, die psychobiologische Etymologie, ist die Wissenschaft von der Entwicklung und dem weiteren Umfange des Wortsinnes.

Weder die optische noch die akustische (oder eine andere) Aktualität offenbart ihre Komponenten und deren Bewegung, sondern ist lediglich Symbol des Unbewußten, Symbol des Makrokosmos, diesen als Begriff aller möglichen Aktualitäten gefaßt. Und sind die Komponenten bei ihrer stetigen Veränderung selber Aktualitäten geworden, so sind sie wiederum Symbol. Erfahrung ist die Tatsache, daß gewisse Denkzellen miteinander reicher assoziiert sind als andere oder mit andern, daß also die Aktualitäten dieser lebhafter assoziierten Zellen öfter aufeinander folgen als in andern Fällen. Das Objekt sei z. B. akustisch-modal, sagen wir: es klingelt; assoziiert mit der betreffenden modalen Zellgruppe ist eine begriffliche Zellgruppe, deren Aktualität heißt: jemand ist an der Tür, es wird geöffnet werden usw., nun folgen neuerdings akustische Aktualitäten: es wird geöffnet, der Jemand spricht, tritt herein usw. Die Assoziationsbahnen zwischen jenen modalen und begrifflichen Zellen sind oft von Eronenströmen durchflossen worden, sind „ausgefahren", „ausgeschliffen", entwickelter als andere Assoziationsfasern; so oft die akustische Modalzelle aktuell ist, ist unmittelbar darauf die begriffliche Zelle aktuell, das Objekt ist jetzt Gegenstand, jetzt Begriff. Dieses „Ausgefahrensein" gewisser assoziativer Verbindungsbahnen nennt man Erfahrung (von fahren). Die Häufigkeit, mit der auf modale Aktualitäten begriffliche und auf diese die entsprechenden modalen usw. folgen, ist die Größe der Erfahrung, der Grad der Wahrscheinlichkeit, mit der ein Ereignis eintreten wird, d. h. Aktualitäten aufeinander folgen werden.

Ich sagte oben, das Individuum braucht nicht zu wissen, ob es an seiner Liebeswahl festgehalten hat und noch festhält oder nicht. Die Aktualität gibt als solche keinen Aufschluß; sie ist immer-anders, sie ist immer „gewählt", liegt immer in der Denkzelle, die vom jetzt stärksten Eronenstrom passiert wird. Die Erfahrung kann gering sein. Erst der Ablauf der weiteren Objektänderung weist entweder jenes „Liebesobjekt" wieder auf oder nicht; und die neuerliche Aktualität, die jenes Liebesobjekt darstellt, ist zwar im Moment „gewählt" oder wiedergewählt oder nochgewählt, aber kann mehr oder minder gefühlig, auch anders gefühlig sein als vordem. Es kommt darauf an, wie zahlreich die Paßformen jetzt sind im Verhältnis zu früher, und diese Zahl ist zwar im Moment der Begegnung die jetzt größtmögliche, kann aber geringer oder größer sein als vordem oder im nächsten Moment abgelöst werden von einer weitaus größeren Zahl, die von einem andern Individuum ausgeht. Die Liebe ist insofern unberechenbar, erst in letzter Ausreifung dauerhaft.

Es kann ein Mensch einem andern treu bleiben, auch wann eine weite Entfernung zwischen beiden liegt. Treue ist Name und Begriff für eine relative Stabilität der Sexualkonstitution. Je größer die relativ stabilen Regionen, desto fester ist das Verhältnis zwischen zwei Individuen. Ist die Stabilität nur eine begriffliche, d. h. sind nur diese Begriffszellen biologisch weniger veränderlich als die modale oder sensile Sphäre und das zugehörige Organsystem, dann ist die Treue eine idealische: ein solcher Mensch trennt sich von dem (bisherigen) Liebespartner vorübergehend oder dauernd, „gedenkt" aber auch in der Ferne dieses Individuums und „trifft seine Liebeswahl" sozusagen angesichts dieses fernen Idols, indem er nur solche Partner „wählt", die jenem Idol gleichen. Diese Art Treue hindert also anderweite Bindungen nicht.

Die Sexualkonstitution, die mit der Individualität zusammenfällt, begreift die Treue grundsätzlich in sich: wir alle bleiben Vater und Mutter treu, und es gibt keine Möglichkeit, diese Treue zu brechen. Das Verhältnis der Eltern zu den Kindern haben wir in großen Zügen besprochen. Das Kind ist aus Vater und Mutter zusammengesetzt, ist Präsentant der beiderseitigen Wesenheit. Das

Mädchen „hängt" immer dem Vater „an", der Knabe der Mutter. Eine „Objektwahl" findet da gar nicht statt, sondern das „Liebesobjekt" ist mit der Gründung des Individuums endgültig gegeben. Nach der individuellen Verteilung der femininen und maskulinen Regionen, die in den zugehörigen Nervenzentren ihre naturgetreue Vertretung haben, gestaltet sich das Verhältnis der Familienmitglieder untereinander und zur weiteren Umwelt. Eine zur Mutter überzärtliche Tochter ist besonders hochgradig maskulin, dann ist die Mutter entsprechend hochgradig feminin, — oder die zärtliche Tochter ist hochgradig feminin, dann ist die Mutter entsprechend hochgradig maskulin. Vice versa gilt dies für Vater und Sohn. Daß das weibliche Wesen im Ganzen superfeminin, das männliche supermaskulin ist, habe ich schon angegeben. Zwischen Mann und Weib bestehen grundsätzlich mehr genische Paßformen als zwischen den gleichen Geschlechtern; wir dürfen uns nicht auf die motivische Deutung der Bewegungen und Sekretionen verlassen, die das Verhalten der Individuen ausmachen. Individuen, die sich wahrnehmen, haben Paßformen. Individuen, die sich nicht wahrnehmen, haben keine Paßformen, existieren nicht füreinander. Je mehr Paßformen, desto inniger das Verhältnis. Auch zwischen Mutter und Tochter, zwischen Schwestern bestehen mehr Paßformen als zwischen fremden weiblichen Wesen, desgleichen zwischen Vater und Sohn, zwischen Brüdern. Die nächsten Verwandten, die Verwandten überhaupt sind einander stärker gefühlig als fremde Personen; sie „stehen sich näher", lieben, hassen, ekeln, betrauern, freuen usw. einander stärker als Fremde. Je höher sich ein Volk differenziert, also die Kultur steigt, desto fester schmiedet sich der Bannring der Familie — im Unterschied von der Urzeit, in der es „Familie" noch nicht gab. Man darf nicht glauben, daß die „feindlichen Brüder" Fremde seien, sie „sich nichts angehen", daß die Tochter, die die Mutter haßt, sie nicht liebe, der Sohn, der sich gegen den Vater empört, ihn wohl gar tötet, keine Bindung an ihn habe. Nur ist die Bindung Mutter-Sohn, Vater-Tochter stärker als die der gleichen Geschlechter, die Zahl der Paßformen ist größer, die Aufnahme und die Abgabe verläuft in längeren Perioden, die „Ambivalenz" ist weniger scharf ausgeprägt. „Herrscht" in einer Familie Zank und Streit, so sind sich die Mitglieder — unentbehrliche Zank- und Streitpartner gemäß der familiären Konstitution, und lassen sich die Eltern scheiden und heiraten wieder, so heiraten sie wieder einen Zankpartner (eben ihren Typ), und die Kinder tun desgleichen, die Liebe ist da eine schmerzliche, sado-masochistische. Usw.

So betrachtet das Kind die Welt sozusagen mit den Augen des Vaters und der Mutter (und deren Vorfahren) und kann nur entsprechend-gegensätzliche Partner haben; alle Gegenstände sind nach Vater und Mutter gebaut, und es ist Sache der Konstitution, welcher Anteil vorwiegt. Insbesondere sind die Liebespartner vor wie nach der Pubertät solche Individuen, deren Konstitution der der Eltern, als sie so alt waren wie jetzt die Liebespartner, entspricht. Die biologische Veränderung der Konstitution bei Eltern und Kindern vollzieht sich mit steigender Entwicklung derart, daß die Linien divergieren; somit werden Individuen „angenommen", die mit den Eltern zusammen den „Eronenbedarf" sättigen, die Eltern insoweit vertreten oder ersetzen, als die Zahl der elterlichen Paßformen im Laufe der Evolution und der Involution geringer wird. So tritt allmählich an Stelle der Eltern das fremde Weib, der fremde Mann, der Liebespartner der Reife, der aber nur insoweit Liebespartner ist, als er die elterlichen Paßformen ergänzt. Er ist also, soweit er Liebespartner ist, nicht fremd, sondern Ersatz für Vater und Mutter, mit gleichen Paßformen, wie sie diese mit dem Kinde tauschen würden, falls sie in dem gleichen Alter wären wie der Liebespartner. Fremd ist streng genommen der oder die „Erwählte" nur, insoweit keine spezifischen Paßformen da sind, und insoweit „gehen sich" in der Tat die Liebesleute auch nichts „an", sie sind für-

einander nur insoweit da, als Paßformen nach dem elterlichen Schema da sind. Je nachdem diese Paßformen zahlreich oder gering an Zahl sind, spielt sich das Schicksal des Liebesbundes ab. Ist die Zahl der Paßformen relativ gering, so ist die Sehnsucht nach der Familie, die Anhänglichkeit an Vater und Mutter und Geschwister um so größer, das eheliche Band ist dünn, aber zur Ergänzung des Eronenbedarfs für beide Teile unentbehrlich, dieser Eronenbedarf kann eben von der Familie allein nicht mehr gesättigt werden. Ist die Zahl der Paßformen zwischen den Liebesleuten groß, so ist die Zahl der Paßformen zur Familie entsprechend klein, das eheliche Band ist stark und fest, und die Familie tritt in den Hintergrund. Alle ehelichen Verhältnisse sind hiernach zu verstehen. Mit steigender Kultur häufen sich die pathologischen Fälle, die einen Ersatz für die Familie überhaupt nicht annehmen: der Sohn, die Tochter bleibt „ledig", d. h. an die Familie „fixiert", in der Familie verankert, besonders das „einzige Kind", das an der Ehe der Eltern teilnimmt; die genitale Entwicklung reicht da nur bis zur Onanie, in besonderen, nicht allzu seltenen Fällen auch bis zum genitalen Inzest. Aber auch wo das Kind die Familie verläßt, ist der Liebespartner immer Ersatz-Nachfolger für Vater und Mutter, nur paßrecht und somit nur annehmbar, soweit Aehnlichkeit in der Art der Uebereinstimmung oder des Gegenstücks besteht.

Diese allgemeinen Linien variieren aufs mannigfachste je nach der Organisation der sensibel-motorisch-sekretorischen Verbindungen, in Uebereinstimmung mit dem verschiedenen Entwicklungsrhythmus der Organe und der zugehörigen Nervenapparate. Alle pathologisch (übermäßig) an die Familie fixierten Menschen sind impotent, ob sie nun Ritter Toggenburgs oder Don Juans, Heilige oder Dirnen sind (mit „Impotenz" ist hier nicht bloß die impotentia coeundi, sondern die Liebesunfähigkeit überhaupt in allen Abschattierungen gemeint). Die Ehelosigkeit (auch der Zölibat der katholischen Geistlichen) ist nicht „Verdienst" („Abtötung des sündigen Fleisches", lies: Verübung unreifer Geschlechtlichkeit), sondern Krankheit. Das muß mit aller Deutlichkeit bekannt und erkannt werden. Die Organe funktionieren gesund — und alle Gesunden heiraten zur rechten Zeit den rechten Partner — oder krank — und alle kranken Funktionen sind genetisch auf frühkindlicher Entwicklungsstufe verblieben und gewuchert, der Kranke ist Säugling im Großformat. Für alle Besonderheiten der Sexualkonstitution gelten Sprichwörter wie: Jeder Topf hat seinen Deckel, jede Oese ihren Haken, jedes Schloß seinen Schlüssel, jede Glocke ihren Klöppel, jeder Stiefel seinen Absatz, Leisten, Fuß usw. usw. Die zahlreichen Variationen können im einzelnen nur in besonderer Darstellung besprochen werden.

Keinesfalls gestalten sich die menschlichen Verhältnisse „auf Grund einer Wahl", die Kausalität und Konditionalität und Finalität ist lediglich eine Deutung des biologischen Geschehens. Insbesondere hat das Bewußtsein (im motivischen Sinne) oder andere sogenannte psychische Instanzen nichts mit der sogenannten Liebeswahl oder irgendeiner andern Wahl zu tun, wie denn auch schon Goethe es andeutungsweise ausspricht: „Wenn man nicht unbedingt lieben darf, sieht es mit der Liebe schon mißlich aus" (Wahrheit und Dichtung II, 10).

§ 71. Berufswahl

So ist auch die Berufswahl nicht ein „willkürlicher", unter Mitwirkung oder alleiniger Wirkung des (unverstandenen) Bewußtseins stattfindender Akt. Man kann seinen Beruf, seine Tätigkeit, nicht einmal die leiseste Bewegung des Fingers oder irgend etwas anderes wählen, d. h. etwas tun auf Grund eines „seelisch-geistigen" Entschlusses, einer Ich-Entscheidung über zwei oder mehrere Möglichkeiten. Im Moment

der Amphimixis ist auch der Beruf des damit gegründeten Individuums gegeben. Man kann sagen: der Mensch wird, was er ist. Das Verhalten eines Individuums entspricht stets seiner Konstitution, seiner Spezifität, eben seiner Individualität; der Mensch kann sein Verhalten weder im Großen noch im Kleinen und Kleinsten bestimmen und darüber befinden, ob er so oder anders handeln solle. Er tut immer, was er „muß". „Dies ist der Weisheit letzter Schluß: ich muß" lautet ein Vers aus einem meiner Jugendgedichte. Natürlich nicht motivisch „müssen", so daß ein Etwas in mir steckt, das mich antreibt, so oder so zu handeln, ein Dämon, ein Wille, ein Wunsch, eine Ursache, ein Grund, eine oder mehrere psychische Instanzen oder gar das (unverstandene) Bewußtsein, das ja objektisch ist. Sondern ich muß, heißt nichts weiter als: ein anderes Handeln als dieses ist für mich unmöglich.

Die Reflexe verlaufen entsprechend den sensibel-motorisch-sekretorischen Verbindungen, und der Eronenaustausch entspricht der Konstitution, der Individualität, die auch den Entwicklungsrhythmus der verschiedenen Organe in sich begreift. Das gesamte Verhalten der Individuen setzt sich zusammen aus Aufnahme und Abgabe von Eronen. Auch die Betätigung des Individuums, mag es eine einmalige oder häufig oder ständig ausgeübte Aktion sein, ist eine Reihe von Enderscheinungen von Reflexen, in deren Ablauf das Bewußte eingeschaltet sein kann wie die elektrische Lampe in den Strom. Der Mensch ist — wie alle Hirnwesen — ein Reflexautomat*). Die Eronenbewegung erfolgt entsprechend der Spezifität, die eine artliche und eine individuale ist. Alle Wesen sind beschreibungsgemäß aus Eronen und Eronenkomplexen zusammengesetzt; die Zahl und Anordnung (Struktur) der Eronen machen die Spezifität aus, die man auch mit Konstitution bezeichnen kann. Eine Gruppe von Individuen sind die Gehirnwesen; verlaufen die Reflexe (Eronenströme) über die Hirnrinde, so ist in jeder Gegenwart eine Zelle vom stärksten Eronenstrom durchflossen: in ihr „liegt" das Bewußte, die Aktualität. Mit der Entwicklung der Assoziationsfasern zwischen den einzelnen Denkzellen bildet sich, wie beschrieben, die Auffassung heraus, daß eine Aktualität magisch usw. aus der andern hervorgehe, und stellt sich der Ursach- und Grundbegriff mit seinen Abzweigungen Bedingung, Reiz usw. ein; diese Abzweigungen bilden den Uebergang in die realische Anschauung des Objekts als Symbol der zeiträumlichen Unterschiede, der Vor- und Nachobjekte.

Die realische Anschauung zerlegt also das Objekt nicht in Ursache und Wirkung oder Grund und Folge; das Verhalten der Individuen ist lediglich zeiträumlich. Und die Zeiträumlichkeit liegt in der Objektität. Die Subjektität ist nicht-zeitlich und nichträumlich. Zwischen Subjekt und Objekt besteht weder ein kausales noch konditionales noch teleologisches noch zeiträumliches Verhältnis, sondern es besteht die Beziehung, womit einfach die polare Gegensätzlichkeit gemeint ist. Weder kann das Subjekt auf das Objekt noch das Objekt auf das Subjekt einwirken, weder ist das Subjekt Grund oder Bedingung oder Reiz für das Objekt noch umgekehrt; und ebensowenig kann zwischen Subjekt und Objekt Zeit und Raum sein (ohne daß aber Subjekt und Objekt zusammenfallen): die Zeiträumlichkeit ist mit Objektänderung, mit der Bewegung der Eronenkomplexe, mit dem Wechsel der Verhältnisse identisch, und die Beziehung wechselt nicht, das Subjekt kann sich vom Objekt, das Objekt vom Subjekt nicht trennen und eine andere Beziehung eingehen. Das Subjekt ist das Nicht-Zeitliche und Nicht-Räumliche, das dem Zeiträumlichen gegenübersteht.

Die realische Denkweise findet weder in der Subjekt-Objekt-Beziehung noch in den interindividuellen Verhältnissen Ursache und Wirkung, Grund und Folge usw., sondern

*) Zum Unterschied von den Reflexwesen nenne ich die hirn-nervenlosen (pflanzlichen und anorganischen) Individuen Reaktionswesen.

kennt lediglich Sein und Werden und sieht in der Kausalität und Konditionalität Deutungen des Geschehens, die eine spezielle Denkweise — entsprechend einer gewissen Hirnentwicklung — ausmachen, ebenso wie die realische Denkweise einer gewissen (der höchsten) Hirnentwicklung entspricht. Wer diese Hirnentwicklung noch nicht oder nicht mehr besitzt, kann noch nicht oder nicht mehr matur, realisch denken. Indem aber in jedem erwachsenen Gehirn sämtliche Denksphären — individuell verschieden — entwickelt sind, denkt auch jeder Erwachsene in einem gewissen Sinne realisch, und obendrein wachsen Hirnzellen und Assoziationen bis ins fünfte und sechste Jahrzehnt, womit die Möglichkeit gegeben ist, daß die Denkweise sich immer mehr der realischen nähert. Der senile Mensch denkt involutiv, in einer der frühkindlichen anahomologen, nicht aber mit ihr identischen Weise.

Der realische Mensch kann also auch für die Berufswahl die motivische Auffassung nicht anerkennen (außer als existent). Jedem ist sein Beruf angeboren, genauer angezeugt, und er kann ihm keinesfalls untreu werden. Und wer zehnmal den Beruf wechselt und — besonders in der Pubertätszeit — lange schwankt und „gewissenhaft prüft", „sich genau überlegt", was er werden will, sich bei Vater und Mutter und ihren Ersatzpersonen, Verwandten, Lehrern, Aerzten Rat holt, kurz alles das tut, was man eben „Berufswahl" nennt, der zeigt damit doch nur seine Konstitution an: die hier pathologische Unreife, die infantil gebliebene Indifferenz, in der mit Arbeitsgeräten wie, genauer als mit Spielzeug rasch gewechselt wird, bestimmte Ausrichtungen in der Struktur und Funktion der Arbeits-Reflexsysteme noch nicht vorkommen, Arbeit nur gespielt wird; dieses Leerläufige behält der Infantilist auch bei, falls er nach häufigem Hin und Her in eine gewisse Tätigkeit einmündet und darin überfleißig (in der Art also eines Pseudofleißes) ist.

Seinen „eigentlichen" Beruf kann niemand vermeiden; er hat ihn in sich, er ist selbst Präsentant seines Berufes. Man kann jedem Menschen seinen Beruf ansehen; nicht etwa hat der Beruf den Menschen geformt, sondern die mit den Jahren zunehmende Differenzierung der Struktur, der sichtbaren Enderscheinungen der Reflexe, ist Verdeutlichung der Individualspezifität, zu der die berufliche Tätigkeit gehört. Der Beruf ist die Fortsetzung des Spieles und dieses Fortsetzung der embryonalen Bewegungen. Ein im Mutterleibe unruhiges Kind ist mit einer erheblichen Motilität ausgestattet und auch extrauterin ein lebhafter, beweglicher Mensch; je nach der Entwicklung der einzelnen Organsysteme zeigt sich die motorische Begabung in verschiedener Weise. Der „Muskelmensch" ist vom „Denker" ohne weiteres zu unterscheiden. Die Entwicklung der Muskulatur ist wiederum regional verschieden (gleichmäßige Entwicklung beim gesunden Turner, Boxer, Athleten, vorwiegende Entwicklung der Beinmuskulatur bei allen Menschen, die einen „laufenden" Beruf haben, usw.). Ferner kann die Muskulatur erheblich entwickelt und doch träge sein: bei Menschen mit normal oder abnormal überwiegenden Trauerreflexsystemen, in denen die Eronenströme nur langsam fließen, diese „Trauerklöße" sind „untersetzt", pomadig bis phlegmatisch, fett, und nur wann etwa Angstreflexsysteme in übermäßige Erregung geraten, in denen der Eronenstrom rasch fließt, dann wird der sonst so ruhige Mensch „nervös". Einen „sitzenden" Beruf haben alle Menschen mit schwach ausgebildeter Motilität der Beinmuskulatur, ob sie nun schlank oder fett sind.

Menschen mit relativ stark entwickelter sensiler Sphäre der Hirnrinde sind „Gefühlsmenschen". Aufs Gegenständliche „eingestellt" ist der Mensch mit relativ stark entwickelter modaler Denksphäre. Der „Denker" ist mit einer relativ stark entwickelten Begriffssphäre ausgestattet. Bei allen Menschen sind aber auch die andern Sphären mehr oder minder entwickelt; es gibt keinen Menschen, der nur Gefühls- oder nur

Gegenstands- oder nur Begriffsmensch wäre, diese Bezeichnungen geben nur ein Vorwiegend an. Das Verhältnis der jeweiligen Entwicklungsgrade der einzelnen Denksphären, ja auch der einzelnen Zellen jeder Denksphäre ist individualspezifisch, und ebenso die Veränderung, die jede Zelle, jede Denksphäre unaufhörlich erlebt. Das Ensemble aller Denkzellen, zu denen übrigens auch die Fortsätze (Dendriten und Neuriten) organisch gehören, mit den übrigen zerebrospinalen und sympathischen Nervenzellen und -fasern, die sich ebenfalls fortwährend biologisch verändern, ist durchaus (art- und) individualspezifisch, und kein Individuum gleicht dem andern über die Artspezifität hinaus, ja es ist mit sich selber immer nur in der Gegenwart identisch. Dazu kommt die Individualspezifität der übrigen Zellen und Zellaggregate und ihre — wiederum individualspezifische — Veränderung. Demnach ist auch die Betätigung eines Menschen individualspezifisch, und jeder übt seinen Beruf auf seine Weise aus.

Der „Gefühlsmensch" lebt vorwiegend in der Welt der Gefühle; er nimmt vorwiegend sensile Eronen auf, und zwar je nach seiner Konstitution vorwiegend (inner- oder außerhalb der normalen Variationsbreite) Hunger- oder Angst- oder Schmerz- oder Trauer- oder Freudeeronen (als Grundgefühle). Er hat entweder mehr Hunger- oder Angst- oder Schmerz- usw. Zellen in seiner sensilen Sphäre. Sie können aber auch relativ gleichmäßig entwickelt sein. Die modale, die idealische Sphäre können mehr oder minder entwickelt sein, sind aber geringer entwickelt als die sensile. Die Gegenstände sind gemäß der Organisation der sensilen Sphäre und der Assoziationen zur modalen und idealischen Sphäre verschieden gefühlig und verschieden stark gefühlig. Entsprechend ist der Beruf und die individuelle Art, den Beruf auszuüben. Vorwiegend in der Gefühlswelt lebt also der „gefühlvolle" Mensch jedes Berufes, mit (positiven oder negativen) Gefühlsurteilen, wobei die „Sache" hinter dem Gefühl zurücktritt. Gefühlsmenschen sind eine Spezies der Künstler, nämlich die Gefühlskünstler im Unterschied von den Begriffskünstlern, die aus der Erinnerung (Phantasie) schaffen, ferner viele Pfarrer („Seelsorger"), Aerzte, Lehrer, Erzieher, Fürsorger usw., Menschen, die in der „Einfühlung" die „seelische" Grundlage ihres Berufes, ihrer Berufung sehen, nicht sehr „objektiv" sind und auch nur geringen Lohn erhalten („Die Kunst geht nach Brot"). Pathologisch in der Art der Hypertrophie von Gefühlsreflexen sind die Fanatiker, Streber, Unersättlichen (Hungerneurotiker), die Arbeits- und Berufsscheuen, Weltflüchtigen, Weltverächter (Angstneurotiker), die Ueberfleißigen, Pedanten, Mitleider, Weltschmerzler (Schmerzneurotiker), die Faulenzer, Pechvögel, Jammertaler (Trauerneurotiker), die Glückspilze, Hochstapler, Ueberoptimisten (Freudeneurotiker) usw. Ueben sie überhaupt einen Beruf aus, so in infantilistischer Weise, als „Mission", die sie über das Irdisch-Menschliche erhebt. Ihnen stehen beruflich nahe die Bettler, Vagabunden, auch Diebe, Ein- und andere Verbrecher, deren „Beruf" auch nur von Gefühlsmenschen verübt werden kann (zu den kranken Gefühlen gehören auch Roheit, Grausamkeit, Blutdurst, Rachsucht usw.). Wir haben also normale und abnormale Berufe und ihre Ausübung zu unterscheiden. Die Gefühlsmenschen sind noch alle Dämonisten, Motiviker.

Der „Gegenstandsmensch" lebt vorwiegend in der Welt der Gegenstände, die modale Sphäre ist am breitesten entwickelt im Verhältnis zur sensilen und idealischen Sphäre, der Eronenaustausch findet vorwiegend im sensorischen Gebiete statt. Der Gegenstandsmensch ist der sachliche Mensch, der Tatsachenmensch. Er schaut die Welt nüchtern an und ist aller „Gefühlsduselei" abhold, die Gefühle kümmern ihn im Beruf überhaupt wenig, und ebenso ist er kein Freund der Theorie, die er gern als blutleer, grau und tot bezeichnet („des Gedankens Blässe", „Grau, teurer Freund, ist alle Theorie und grün des Lebens goldener Baum" usw.), so ist er auch geneigt, die

Wissenschaft als eine Art Luxus zu betrachten und mit der Verwissenschaftlichung, also der hypertrophierten Wissenschaft zu verwechseln. Er ist der handfeste Praktiker; unsentimental, wie er ist, steht er mit beiden Beinen „im Leben", er verdient gut, Handwerk hat goldenen Boden. So der durchschnittliche Handwerker, Händler, Kaufmann, Beamte, Arzt (Internist, Chirurg), Schriftsteller, Techniker-Ingenieur, Stratege, Politiker usw. Je nach dem Entwicklungsgrade der Begriffssphäre ist der Gegenstandsmensch ein unselbständiger oder selbständiger Handwerker oder ein kleiner oder größerer Unternehmer oder ein kleiner oder mittlerer oder höherer Beamter usw. Der Kaufmann hat recht viele aktuell funktionierende Begriffszellen, er ist „nicht schwer von Begriff", intelligent, gewandt, weiß mit Menschen und Sachen umzugehen. Am stärksten ist die modale Sphäre entwickelt; welcher Teil, ist wiederum an der Spezialität des Kaufmanns zu erkennen: die Tatsache, daß gewisse Muskelaktionen am häufigsten unter allen Aktionen des Individuums vorkommen, ist das Zeichen dafür, daß die zu dieser Motilität gehörigen sensibelmotorischen Nervenbahnen (einschließlich Nervenzellen) am meisten von Eronenströmen durchflossen werden, also am weitesten entwickelt sind; die zugehörigen modalen Zellen sind am häufigsten aktuell, und auch während der Unaktualität sind sie in lebhafterer Funktion als andere Hirnzellen; die „Welt" setzt sich vorwiegend aus den Aktualitäten jener besonders entwickelten Denkzellen zusammen, diese Aktualitäten sind die Gegenstände, mit denen sich dieser Mensch am meisten „beschäftigt", die sein „Geschäft", sein „Schaffen" (nach infantilem Muster) ausmachen. Je mehr modale Zellen entwickelt sind, desto größer ist, wie man sagt, der „Wirkungskreis" in der Welt der Gegenstände; je mehr sensile und begriffliche Zellen zugleich entwickelt sind, desto weiter reicht der „Wirkungskreis" in die Welt der Gefühle und der Begriffe hinein, d. h. desto zahlreicher sind eben die möglichen Aktualitäten. — Abnorm ist der besonders gefühls- und begriffsarme Mensch mit Zwangshandlungen der verschiedenen Art, die das Charakteristische des Krampfigen, also des Infantilismus aufweisen und in ihrer Ueber-Untertriebenheit und starren Methodik leerläufig sind, von echter (produktiver) Arbeit wohl zu unterscheiden.

Die Gegenstandsmenschen sind noch Motiviker, denken in Ursache und Wirkung, Grund und Folge, sind sich autokratische Kraftzentren, absolute Wesen, die von der kausalen, konditionalen, finalen Rolle ihres (metaphysischen) Willens, ihrer „Energie" usw. völlig überzeugt sind und um so weniger über die Welt der Gegenstände hinaussehen können, je mehr die modale Sphäre überwiegt. Sie haben nur so viel Verständnis für Gefühle und Begriffe, wie sie sensile und idealische Hirnzellen haben. Sie nennen sich gern Realisten und sind es auch in einem Sinne dieses Wortes: res = Sache, und „sachlich" sind sie eingestellt. Indes in der Weltanschauungslehre (als Teil der Philosophie) hat Realismus einen etwas anderen Sinn angenommen: Realismus ist die höchstdifferenzierte Denkweise, die „realische" (psychobiologische) Denkweise, in der die dämonistische, motivische Deutung der Welt nicht mehr gilt, sondern die Erkenntnis von der einheitlichen, rein physisch-biologischen Beschaffenheit der Welt. Und in diesem Sinne ist der motivische Mensch, auch der Gegenstandsmensch, gar nicht Realist, sondern Fiktionalist: er „glaubt", wie das Kind glaubt, nur heißt sein Gott Causa oder Conditio oder Finis (Zweck), und je nach der Entfernung der Hirnentwicklung von der infantilen Stufe wird dieser Gott als transzendent oder immanent oder beides aufgefaßt. Der Gegenstandsmensch ist von der „Wirklichkeit" völlig überzeugt, und die Wahrheit ist höchstens ein Problem — von dem er nicht eben viel, so wenig wie möglich wissen „will", d. h. — mangels idealischer Denkzellen — wissen kann. Der

Gegenstandsmensch erhebt aber den Anspruch, Realist zu sein, „weil" er nur Gegenstände zum Objekt hat, „weil" er mit dem „Stoff", der „Materie" sich abgibt, mit Handwerkszeug irgendwelcher Art, und sei es auch die Feder oder das Wort, auf das Gegenständliche „einwirkt". Der Schuster ist kein Realist, indem er den Stiefel besohlt; der Offizier ist kein Realist, indem er den Säbel umschnallt; der Richter ist kein Realist, indem er Beweis erhebt und urteilt; der Politiker ist kein Realist, indem er Reden hält, aber allesamt sind sie Gegenstandsmenschen, motivische Menschen, die vorwiegend modale Aktualitäten haben und diese in Ursache und Wirkung, Grund und Folge zerlegen. Der Realist ist der realische, der mature Mensch, der die Kausalität und Konditionalität als Deutung erkennt, als die Denkweise des vorrealischen Menschen, für sich aber das Objekt als Symbol der zeiträumlichen Unterschiede anschaut.

Der „Begriffsmensch" lebt vorwiegend in der Welt der Begriffe (Erinnerungen, Ideen), im begrifflichen Denken. Er ist beruflich klug, intelligent, verständig, vernünftig, bedachtsam, überlegend, der Denker, Wissenschaftler, der Wisser, der — bei reicher Entwicklung der Assoziationen — Weise, der Mensch mit Ueberblick. Je mehr modale Denkzellen differenziert sind, desto mehr neigt der Begriffsmensch zur „Anwendung", die Praxis liegt ihm als angewandte Theorie; demgemäß ist der Lohn seiner Arbeit, der „reine Theoretiker", der „reine Wissenschafter", der „Idealist" hat nur ein geringes Einkommen, er legt, als weltfremd und oft weltentrückt, auch keinen Wert auf Geld und Gut. Abnorm ist der Begriffshypertrophiker, der „kalte Denker", der „kalte Rechner", der Grübler, der Nur-Idealist oder -Ideologe, der Spintisierer usw. — Man kann den Begriffsmenschen als Idealisten bezeichnen; der Realist (im psychobiologischen Sinne) ist immer auch ein Wisser, also Idealist, seine Denksphären sind gleichmäßig höchstentwickelt, er ist also auch nicht gefühlsarm, doch eignet die realische Denkweise nur dem Maturen letzter Differenzierungsstufe, auf der die Gefühle quoad Intensität zurücktreten. Dieser Realist erkennt auch die Deutungen der Begrifflichkeit als „geistig" im metaphysischen Sinne (vgl. „Gott ist ein Geist", „Heiliger Geist" usw.), als die Gegenständlichkeit schaffend, bewirkend oder doch auf sie wirksam (vgl. „Es ist der Geist, der sich den Körper baut") usw. nicht mehr an, er erkennt das Denken als Hirnfunktion.

Die Denksphären sind, wie gesagt, bei jedem Menschen verschieden entwickelt. So gibt es Künstler, die eine hochentwickelte sensile Sphäre haben, aber weder eine entsprechend entwickelte modale noch begriffliche Sphäre. Das sind eruptive, unbändige Naturen, Bummler, Bohèmiens; ihr Schaffen ist meist gering, aber urtümlich stark, wohl abseitig, aber zyklopisch, roh, oft ein Greuel für alle „anständigen" und „moralisch gefestigten" — Spießbürger. Manche solcher Bummler sind freilich — nur Bummler. Andere haben dabei ein leidliches „Tatsachenbewußtsein": die haben eine richtige Wohnung, keine ausgefransten Hosen, werden eingeladen und gehen sogar hin, und alle (auch die Bummler) lieben sie ihresgleichen, die Halbdamen, Grisetten, Dirnen. Wieder andere haben eine stattliche Modalsphäre neben der stärkeren Gefühlssphäre: das sind die Praktiker unter den Künstlern, verheiratet, mehrere Kinder, Wohnung mit allem Komfort, Telephon, Frau aus gutem Hause, Schriftsteller von Rang, gepflegt — nein: soigniert, kultiviert. Noch andere sind mit einer reichentwickelten Begriffssphäre neben der stärkeren Gefühlssphäre begabt: die Idealisten unter den Künstlern, Denker und Dichter zugleich, versponnene Gesichter, salopp gekleidet, arm, ohne Ehrgeiz, überlegen, lieben bürgerliche Frauen, in ihren Werken oft mehr „Esprit" als „Kraft". Und so gibt es noch viele Nuancen.

In dieser Weise sind die Menschen nach ihren Berufen zu rubrizieren, die Männer wie die Frauen, die im allgemeinen eine stärker entwickelte Gefühlssphäre haben als

die Männer, dafür aber eine geringer entwickelte Begriffssphäre. Der Beruf, den einer betreibt und wie er ihn betreibt, ist Kennzeichen seiner Individualität; eine „Berufswahl" gibt es ebensowenig wie eine Liebeswahl, und es ist unsinnig, nach „Motiven" zu forschen, „warum" der eine den, der andere jenen Beruf gewählt habe. Man kann eine Analyse anstellen, die gewisse biologische Eigentümlichkeiten der Persönlichkeit aufzeigt, aber diese sind nicht Ursache oder Grund oder Bedingung seiner „Berufswahl", sondern — ja eben Eigentümlichkeiten, die auch in der beruflichen oder sonstigen Tätigkeit eines Menschen zum Ausdruck kommen; diese Eigentümlichkeiten waren nicht erst da, und dann hat der Mensch einen Beruf gewählt, sondern die Besonderheiten gehören zur Individualität, und als das Spiel des Menschen zur beruflichen Tätigkeit wurde, entsprach selbstverständlich dieser Beruf diesen Eigentümlichkeiten. Und falls einer den Beruf wechselt, so ist es seine Eigentümlichkeit, diesen Beruf aufzugeben und diesen andern zu „wählen", d. h. innerhalb seiner Spezifität vollzieht sich eine entsprechende organisatorische Aenderung, womit sich auch eine von der früheren abweichende Motilität einstellt, er kann „nichts dafür", und es ist (überhaupt) unverständig, Vorwürfe zu machen („du hättest dir das vorher überlegen sollen; wir haben dir guten Rat gegeben, aber du hast ihn in den Wind geschlagen" usw.).

Der Mensch kann sich immer nur entsprechend seiner jeweiligen Konstitution verhalten; verändert sich diese, so ändert sich sein Verhalten. Die Aktualitäten seiner Denkzellen sind seine Welt.

Es ist dem Menschen oder sonst einem Individuum nicht gegeben, (im dämonistisch-metaphysischen Sinne) Herr zu sein über sich oder irgend etwas anderes; dies anzunehmen, ist eitel Fiktion; und diese Fiktion gehört zum motivischen Denken.

§ 72. Erziehung

Der Mensch ist, wie er ist. Er kann nicht anders sein, wie er ist. Es gibt keine Möglichkeit, sich selber oder einen andern anders zu machen, sich oder einen andern in einem solchen Sinne zu beeinflussen, daß andere Bestimmtheiten (Eigenschaften und Funktionen) erscheinen wie die biologisch zur Individualität und ihrer individuellen Veränderung gehörigen. Zur Individualität kann eine Bestimmtheit weder hinzugetan noch weggenommen werden. Im Momente der Amphimixis ist der Mensch „fertig"; alle Bestimmtheiten, deren Ablauf (als Aktualitätenreihe) jeweils das Individuum abgrenzt, gehören zur Spezifität der Keimzelle und ihrer Teile; alle Möglichkeiten der Entfaltung, der Evolution und der Involution liegen in der Spezifität der Keimzelle, des biologischen Symbols des Individuums, das sich aus ihr (im Wege der Zellteilung) entwickelt. Nur Paßformen werden aufgenommen: Eronenkomplexe werden abgegeben, heißt: sie haben zu andern Partnern mehr Paßformen als zu den bisherigen Partnern. Die Spezifität der Keimzelle und ihrer Teile bleibt also immer, in allen Stadien der E- und Involution gewahrt.

Erworbene Eigenschaften und Funktionen gibt es also nicht. Auch wer z. B. „durch" einen Unfall einen Arm verliert, also in der Einarmigkeit anscheinend eine erworbene Eigenschaft aufweist, offenbart im Gange der psychobiologischen Analyse immer, daß dieser Unfall in dieser Art und Weise und mit dem spezifischen Ausgange, hier also dem Verlust des Armes, zu seiner Spezifität gehört. Es gibt keine Möglichkeit, einem Ereignis auszuweichen, dessen Erleben in der Spezifität liegt, etwa „mit bewußter Absicht" sein Leben auch nur in einem geringen oder geringsten Maße so oder anders zu gestalten; man kann nicht ein Ereignis herbeiführen, weder für sich noch für andere, dessen Erleben nicht in der Spezifität liegt. Niemand kann

seiner Länge eine Elle, nicht einmal einen Millimeter zusetzen, ob er gleich darum sorge. Das gesamte Verhalten eines Individuums entspricht seiner Spezifität, seiner Individualität. Es ist motivische Deutung des biologischen Geschehens, zu sagen, es könne jemand sein Verhalten „auf Grund bewußter Ueberlegung" einrichten; diese „bewußte Ueberlegung", dieser „Wille" usw. läge dann außerhalb der Individualität, innerhalb oder außerhalb des Individuums, dieses selbst wäre ein Etwas, auf das jene Ueberlegung einwirken müßte, während doch diese Ueberlegung nun wieder als zum Individuum gehörig betrachtet wird. Das Individuum ist die Zugleichheit von Subjekt und Objekt, aber so, daß das Subjekt und das Objekt zusammen das Individuum ausmachen, und daß nicht etwa ein ursächliches oder bedingliches Verhältnis zwischen Subjekt und Objekt besteht — man müßte denn die menschliche Anschauung aufheben, was unmöglich.

Das „Schicksal" *) des Individuums ist also mit seiner Gründung gegeben oder bestimmt (wobei aber „bestimmen" nicht als das Wirken einer Ursache, eines Fatums aufgefaßt wird, sondern lediglich Bezeichnung für die Tatsache der Spezifität und ihrer spezifischen Veränderung ist), und auch die Gründung des Individuums ist in dem genannten Sinne „bestimmt". Das Schicksal verläuft, wie es verläuft, es ist eine biologische Tatsache und gar nichts weiter, es thront nicht über den Wolken und verfügt das Geschehen, sondern es ist das Geschehen selber. Wann jemand überlegt, ob er so oder so handeln solle oder wolle, so ist es sein Schicksal, so zu überlegen; wie er nachher handelt, steht auf einem andern Brett und ist wiederum sein Schicksal. „Außenfaktoren" oder „Innenfaktoren" sind lediglich die Individuen als Verhältnispartner, haben nicht etwa auf die Gestaltung der Spezifität einen ursächlichen oder bedinglichen Einfluß. Schicksal ist es, daß dieses und nicht ein anderes Verhältnis, dieser und nicht ein anderer Eronenkomplex besteht, und daß dieser und nicht ein anderer Wechsel des Verhältnisses eintritt; und dieses Schicksal heißt Spezifität. Man lasse die motivische Deutung des biologischen Geschehens beiseite — und alles ist verständlich.

So kann auch die Erziehung den Menschen nicht kausalisch oder konditionell oder teleologisch ändern, ihm nichts wegnehmen, was zu seiner Spezifität gehört, und zu ihm nichts hinzutun, was nicht zu seiner Spezifität gehört. Die Erziehung und ihre wechselnden Methoden sind wie die Gesetze usw. biologische Phänomene und damit Kennzeichen der jeweiligen Entwicklungsstufe einer Gemeinschaft. Es wäre unverständig, nämlich motivisch, gegen die Erziehung und ihre Methoden anzugehen, und es ist unverständig, sie kausal oder konditionell oder teleologisch zu deuten, sozusagen ihnen mehr zuzuschreiben und mehr von ihnen zu verlangen, als in ihrer biologischen Existenz gegeben ist. Die Erziehung ist keineswegs Ursache oder Bedingung des Verhaltens der Zöglinge und seiner Veränderung; die Erziehung vermag die Spezifität der Zöglinge nicht etwa von sich aus als von einer autokratischen, absoluten, eigenwilligen oder eigenkräftigen Instanz in irgendeinem Sinne zu bestimmen. Erziehung ist Name und Begriff für das Verhältnis zwischen Individuen, deren eines Erzieher, deren anderes

*) „Schicksal", auch „Geschick", von „schicken", „schehen" in „geschehen" („geschicht" altertümlich für „geschieht"), also dasselbe wie die „Schickung", das „Geschehen", sinngleich mit „Bewegung". Es gehört schon fast oder ganz in den Bereich des Aberglaubens, „das Schicksal" (usw.), als „überirdische", also dämonische Macht-Allmacht für eine Rettung, für ein Unglück, für ein Glück usw., kurz für alles, was geschieht, haftbar zu machen. Wenn doch alles vom Schicksal verfügt wird, kann man es da nicht weglassen?! — weglassen, ohne daß sich am Geschehen das Geringste ändert?! Die weltanschauliche Deutung = Zerlegung des Einheitlichen, Einfachen in ein Zwie, das in sich kausal verbunden sei, hat nicht den geringsten Erkenntniswert, ja ist geradezu eine Groteske des menschlichen Denkens. „Warum denn einfach, wenn's kompliziert auch geht?", sagt der Berliner.

Zögling heißt. Und das Verhältnis und seine Aenderung entspricht der Spezifität der Beteiligten. Je nach der Zahl der Paßformen vertragen sich Erzieher und Zögling „gut" oder „schlecht" oder gar nicht*). Und je nach der Spezifität des Zöglings vollzieht sich (auch) seine schulische Entwicklung, lernt er das Pensum leicht oder schwer oder nur teilweise usw. Erziehung ist Entwicklung. Und Goethe: „Ein jeder lernt nur, was er lernen kann."

Nun fehlt es freilich zwischen Menschen, die sich überhaupt treffen, niemals an Paßformen. Die Tatsache, daß sie sich treffen, ist das Zeichen, daß Paßformen da sind. Es fragt sich bloß, wie viele und was für Sorten. Der Lehrer ist immer Vater- und oft auch Mutterersatz, der Schüler Sohn- und oft auch Tochterersatz. Je nach der Konstitution der Beteiligten gestaltet sich das Verhältnis zwischen den Individuen überhaupt wie zwischen Lehrer und Schüler. Sind in der Norm die Paßformen zahlreich, findet also zwischen Lehrer und Schüler ein lebhafter Eronenaustausch statt, dann hat die Erziehung „Erfolg"; der „Erfolg" ist um so größer, je mehr Paßformen zwischen Lehrer und Schüler vorhanden sind. Das gleiche gilt für das Verhältnis zwischen Lehrer und Schülerin, zwischen Lehrerin und Schülerin oder Schüler. Der motivische Mensch deutet diesen Erfolg oder Mißerfolg als Tüchtigkeit oder Untüchtigkeit des Lehrers oder Schülers und ist mit Kritik, mit Lob und Tadel rasch und selbstverständlich zur Hand: der Lehrer, die Lehrerin versteht nichts, der Schüler, die Schülerin hätte besser auf„passen" (Paßform!), sich mehr Mühe geben müssen usw. Aber realiter kommt es lediglich auf die Zahl der Paßformen an, ob und wie „das Ziel" erreicht wird. Die Tatsache der „Bindung" zwischen Erzieher und Zögling, obwohl sie vor aller Augen liegt, wird in der motivischen Welt streng negiert. Freilich darf man nun aber auch nicht die Tatsache der Bindung mit motivischen Augen betrachten: daß Paßformen da sind, ist nicht Ursache oder Bedingung des Erfolges der Erziehung, sondern läßt uns lediglich verstehen, daß die Erziehung, das Verhältnis zwischen Erzieher und Zögling überhaupt möglich und tatsächlich ist, und in welchem Maße dieses Verhältnis fester und lockerer ist.

Auch wo zwischen Lehrer und Schüler noch so viele Paßformen bestehen, „wirkt" die Erziehung nicht im Sinne einer „erstrebten" Veränderung der Persönlichkeit. Die Persönlichkeit, die Individualität ändert sich biologisch, sozusagen nach ihrem Belieben und läßt sich nicht das Geringste dreinreden. Und diese Aenderung besteht auch in der Entwicklung und Differenzierung von Denkzellen. Die Erziehung schafft keine Denkzellen. Wo keine Denkzellen sind, ist Erziehung unmöglich, oder Erziehung ist nur möglich, soweit Denkzellen da sind. Das ist selbstverständlich, und doch ist der Durchschnittserzieher, der immer ein ausgeprägt motivischer Mensch ist, der Meinung, er könne dem Zögling etwas beibringen, wofür er keine Paßformen hat, wofür die Denkzellen fehlen; er müsse sich nur „Mühe geben" und der Schüler natürlich auch. Aber er appelliert an eine Stelle, die den Appell zwar vielleicht

* „Vertragen" ist also hier nicht einseitig im Sinne des „guten Verhältnisses" aufgefaßt, sondern entsprechend den Darlegungen im § 70 im Sinne der Intensität des Eronenaustausches überhaupt. Es können — je nach der Spezifität der Beteiligten — auch in hohem Maße oder vorwiegend Angst- oder Schmerz- oder Trauer- oder Haß- usw. Eronen ausgetauscht werden und die verschiedensten Besonderheiten (auch Perversionen) der Reflexabläufe vorkommen. Im psychobiologischen Sinne vertragen sich z. B. Lehrer und Schüler, die sich gegenseitig quälen, „besser" (haben mehr Paßformen) also solche, die „gut (neutral) miteinander auskommen", dabei aber nur „wenige Berührungspunkte haben", „sich innerlich nicht nahestehen" usw. Das Verhältnis ist stets Gegenseitigkeit: der Lehrer hat „seine" Schüler und der Schüler „seine" Lehrer, oder: der Lehrer hat stets die Schüler, die er „braucht" („verdient") und umgekehrt. Zeige mir einen deiner Schüler, und ich werde dir sagen, wer du bist. Auch für die Pädagogik gelten meine Ausführungen über die interindividuellen Verhältnisse.

hört (die entsprechenden akustischen Modalzellen sind dann aktuell) oder auch nicht hört (die akustischen Zellen sind unaktuell), aber nicht „versteht", d. h. keine Begriffszellen für das Gehörte besitzt. Der Schüler „begreift" schwer oder leicht; er hat weniger oder mehr Begriffszellen mit den modalen Zellen assoziiert, und diese Assoziationen sind schwerer oder leichter passierbar, die Begriffszellen in verschiedenem Grade differenziert, also minder oder mehr „aufnahmefähig". Und auch die Assoziationsbahnen zwischen den Begriffszellen wie überhaupt die Organisation der Hirnrinde und des ganzen Individuums ist ja eben spezifisch.

Je nach dem Entwicklungsstande der einzelnen Hirnzentren und der einzelnen Denkzellengruppen ist die „Begabung" verschieden, quantitativ wie qualitativ. Nur der motivische Mensch „drillt" und „paukt" in der Annahme, er könne auf diese Weise dem Schüler auch solchen Stoff beibringen, der ihm „nicht liegt", d. h. für den er keine oder wenige Paßformen hat. Das Pauken und Drillen ist kein Dünger für die Denkzellen: sie wachsen „dadurch" nicht. Wofür die Denkzellen Paßformen haben, das lernt der Schüler „spielend"; und was er nicht spielend lernt, „lernt" er überhaupt nicht — oder jedenfalls erst dann, wann sich die Denkzellen entsprechend entwickelt haben. Sich Mühe geben, ist eine motivische Deutung der biologischen Tatsache, daß sich Denkzellen und Assoziationfasern allmählich entwickeln. Kein Mensch gibt sich Mühe — in dem motivischen Sinne, daß er irgend etwas, wofür er keine Paßformen hat, „mit Willensanspannung" in sich aufnehmen könne. Die Denkzellen und ihre Assoziationen wachsen hier langsamer, da schneller; im ersteren Falle gibt sich der Schüler Mühe, im letzteren nicht (sagt man). „Sich Mühe geben" bezeichnet realiter das Schwellen-Schmerzstadium jedes „Fort-schrittes", also das Ringen mit dem Lernstoff mit dem Ergebnis des Kennens-Könnens, also ein Stadium eines rein biologischen Entwicklungsvorganges. „Sich" „Mühe" „geben" — motivisch verstanden — ja wie soll das der Mensch bloß machen?!

Auch die Art und Weise, wie ein Erzieher unterrichtet und wie sich die Schüler unterrichten lassen, gehört zu den in der Spezifität der Beteiligten liegenden Besonderheiten des interindividuellen Verhältnisses. Mancher Lehrer kann nur zwingen und erzwingen, und manche Schüler können sich nur zwingen lassen; in diesem Falle sind beiderseits z. B. Angst- oder Schmerz- oder Trauerzellen schärfer entwickelt als die andern Gefühlszellen, und die Gegenstände sind entsprechend gefühlig. Die mannigfachsten Variationen sind möglich — alle diejenigen, die auch sonst im Verhalten der Individuen bemerkbar werden. Man spricht von der „Eigenart" des Lehrers und des Schülers.

Die Aufnahme von Eronen ist also nur möglich, wo Paßformen, paßrechte Reflexsysteme da sind. Nicht sind erst die Eronen da und dann die Paßformen, so daß die aufgenommenen Eronen die einheimischen Eronenkomplexe umbauten, Ursache oder Bedingung einer Veränderung wären, sondern die Eronen werden eben nur aufgenommen, wo die Paßformen da sind: die Partner stehen im Verhältnis. Ebensowenig wie der Mensch sich von Kieselsteinen ernähren kann, indem die Paßformen fehlen, ebensowenig kann irgendein anderer Eronenkomplex aufgenommen werden, für den die Paßform nicht da ist. Gewiß verändert sich der vom sensiblen Endapparat aufgenommene Eronenstrom auf dem Wege zur Denkzelle, aber der Empfangsapparat nimmt nur solche Eronen auf, die sich derart ändern, daß sie in der Denkzelle, indem sie diese erreichen, Paßformen sind und haben. Das „Lernen" ist Aufnahme von Eronen, nichts weiter; weisen die vorhandenen Denkzellen keine Paßformen für einen gewissen Lehrstoff auf, so kann ihn der Schüler „beim besten Willen" nicht aufnehmen; er hat dafür keine „Auffassungsgabe". Je mehr Paßformen, desto größer die Auffassungsgabe. Die Tat-

sache aber, daß der eine mehr Paßformen für diesen, der andere für jenen Lehrstoff hat, ist biologisch, nicht etwa abhängig vom guten Willen des Schülers oder von der erzieherischen Qualität des Lehrers. Keiner verdient Lob, keiner Tadel dafür, daß er so ist, wie er ist, daß er sich wie jedes Individuum in allen Lebenslagen so verhält, wie es seiner Spezifität entspricht. „Lob" ist realiter nur die Anerkennung der erwarteten Entwicklung, „Tadel" die Feststellung des Ausbleibens dieser Entwicklung.

Mit diesen wenigen Worten begnügen wir uns hier. Die Psychobiologie der Erziehung ist nur in einem besonderen Werke darzustellen. Diese kurzen Ausführungen haben, wie ich glaube, gezeigt, daß die Pädagogik mit Kausalität und Konditionalität und Finalität nichts zu tun hat. Erziehung ist nicht Ursache oder Grund oder Bedingung eines gewissen Verhaltens, sondern Name und Begriff für das biologische Verhältnis zwischen den Beteiligten. Der Lehrer „wirkt" nicht im motivischen Sinne auf den Schüler noch der Schüler auf den Lehrer, sondern beide stehen im Eronenaustausch, der entsprechend der beiderseitigen Individualität mehr oder minder lebhaft verläuft. Die Welt des Individuums besteht aus einer gewissen Anzahl von Individuen, dargestellt als Aktualitäten seiner Hirnrindenzellen; so arm oder so reich an Individuen ist die Welt des Gehirnwesens, wie wenige oder wie viele Denkzellen es hat. Die Individuen der Welt eines jeden Gehirnwesens sind die Eronenkomplexe als Paßformen der Denkzellen, sind die Aktualitäten der Denkzellen, deren (der Aktualitäten) jede Symbol aller ist. Alle Individuen, deren Summe den Makrokosmos eines Gehirnwesens ausmacht, sind Paßformen. (Negativ ausgedrückt: Individuen ohne Paßformen existieren nicht; hierin liegt eine Ungenauigkeit: Individuen ohne Paßformen sind überhaupt keine Individuen; Individuum sein, heißt Paßform sein.) Die Tatsache, daß Erziehung stattfindet, daß Lehrer und Schüler beieinander sind, fällt zusammen mit der Tatsache, daß zwischen ihnen Paßformen bestehen. Irrealiter ausgedrückt: dieser Lehrer und dieser Schüler würden sich nicht treffen oder getroffen haben, wenn nicht Paßformen bestünden; die Bewegung beider zueinander würde dann nicht möglich sein oder gewesen sein. Daß sie sich zusammenfinden, zeigt an, daß sie zueinander passen (§ 70) — gut oder schlecht, aber passen („schlecht passen" ist nur eine Art des Passens).

Die Quantität und Qualität der Paßformen ist individuell verschieden, so auch das Verhalten der Individuen zueinander, auch das des Lehrers zum Schüler und umgekehrt. Es prägt sich darin aus die Konstitution, die besondere Organisation der sensibelmotorischen Verbindungen, der Organisation der Denkzellen im einzelnen wie im Gefüge der Hirnrinde. Ein dem einen Lehrer gegenüber trotziger Schüler kann dem andern gegenüber äußerst gefügig sein; im ersteren Falle werden relativ viele, oft zu viele Angsteronen aufgenommen, ihre Abgabe ist Verengung, Stockung bis Verschluß: der Schüler ist zurückhaltend, kann sich kaum (stotternd usw.) ausdrücken, um so weniger, je mehr der Lehrer drängt, er macht einen trotzigen, verstockten „Eindruck" usw.; im letzteren Falle ist der Angstanteil geringer, Hunger- oder Freudereflexe dominieren, die Abgabe geht leicht vonstatten: der Schüler erscheint willig oder für dieses Fach besonders begabt usw. In Wahrheit aber kann zwischen dem ersten Lehrer und dem Schüler eine viel stärkere Bindung (die Zahl der Paßformen ist größer) als zwischen dem zweiten und dem Schüler bestehen. Die Menschen mit relativ stark entwickelten Trauerreflexen sind langsam ausdrucksfähig, die mit relativ stark entwickelten Hunger- oder Freudereflexen weisen eine lebhaftere Motilität auf; je nachdem mehr Trauer- oder Hunger- oder Freude- usw. Eronen aufgenommen werden, verläuft die Ausdrucksweise. Die möglichen Variationen sind unübersehbar, immerhin aber klassifizierbar.

Und ebenso sind die Gegenstands- und die Begriffszellen individualspezifisch organi-

siert und veränderlich. Die Gefühligkeit der Gegenstände und Begriffe ist verschieden, nicht bloß interindividuell, sondern auch innerindividuell. Was mir heute, jetzt leicht eingeht, ist mir vielleicht morgen, nachher unfaßbar (fassen — auffassen — aufnehmen — wahrnehmen — eingehen — einfließen usw.). Wer jetzt einen starken „Einfluß" auf mich hat, kann — entsprechend der Aenderung der Konstitution — in kürzerer oder längerer Zeit jenen Einfluß verlieren. Wer in der unteren Klasse die Zahlen kaum versteht, kann in späteren Schul- oder Lebensjahren ein guter Mathematiker sein. Die Erziehung schafft aber die Denkzellen nicht und bildet sie auch nicht aus, ist nicht Ursache eines Erfolges oder Mißerfolges, bessert den Menschen nicht und schlechtert ihn nicht, sondern ist lediglich spezieller Name und Begriff für das biologische Verhältnis zwischen Erzieher und Zögling, für die Entwicklung des Zöglings im Rahmen dieses Verhältnisses.

Anmerkung.

Erziehen von ziehen, soviel wie aufziehen, eigentlich im Sinne von großziehen, ernähren („Ziehkind"), wachsen lassen, nutrire, alere, τρέφειν, φυτύειν, φύειν, dann educare, παιδεύειν („Zögling"). Ferner ziehen gleich wandern, seines Weges ziehen, nomadisieren: ziehende Herde oder Horde, ziehender Volksstamm, modern „zieht" die Familie, d. h. sie wechselt die Wohnung, den Ort; Umzug, Auszug, Einzug; Zug Soldaten, Vogelzug, ziehende Wolken, Zug für eine Reihe von Wagen, Eisenbahnwagen usw. Ein Zug ist also ursprünglich das, was „zieht", ein Ganzes, das sich bewegt, das einem Oberhaupt, Häuptling, φύτωρ, Vater, Zeuger, Erzeuger gehört, eine Zucht. (Ziehen biologisch sprachverwandt und sinnverwandt mit zeugen im genitalen wie im übertragenen Sinne: zeugen gleich erkennen, anerkennen, beeiden, indem man früher die Hand an Penis und Hoden legte, bei seinem Genitale, d. h. bei seinem Leben, seiner Macht — Gemächte — usw. schwor, jetzt indem man drei die Zeugungsfähigkeit symbolisierende Finger hoch hebt; Zeuge und Hode lateinisch testis). Der Erzeuger, der Züchtiger ist der Erzieher (z. B. wen Gott der Vater lieb hat, den züchtigt er), d. h. der Vater kann nur lieben, wen er gezüchtigt, gezeugt hat, also nur seinen Sohn; es ist also nur gesagt, daß Gott seinen Sohn liebt, d. h. daß er den, den er liebt, als seinen Sohn erkennt oder anerkennt, wobei erkennen wieder nur soviel wie zeugen heißt; hier der Anschluß an das „Aufheben" des Neugeborenen zum Zeichen, daß der Vater ihn als Sohn anerkennt und leben läßt, siehe § 23 Anm., p. 211. Der Erzieher ist Vater-Ersatz, ursprünglich ein und dieselbe Person. Hierher gehört auch „Zucht" im Sinne von Menschen- oder Vieh- oder Pflanzenzucht und im Sinne von Sittlichkeit. „Züchtig" also: mannbar, weibbar, zuchtfähig, geschlechtsfähig; züchtig heißt heute soviel wie keusch, züchtig ist der Zeugungsfähige, der doch nicht zeugt, wobei die Fiktion spielt, daß jemand zeugungsfähig sein könne und sich willentlich der Zeugung, des Sexualverkehrs enthalte, während realiter jemand seine Zeugungsfähigkeit eben nur, indem er zeugt, erweist und jemand, der nicht zeugt, bestimmt zeugungsunfähig ist: „züchtig" heißt also jetzt: zeugungsfähig und -unfähig zugleich, schuldig und unschuldig zugleich, wie alle motivischen Gegensätze Fiktion. — Züchtigen ist Intensivform von ziehen. — Mit Zucht gleichsinnig ist Tracht, von trahere, ziehen, tractus Zug, engl. draw, frz. traite, die in einem Zuge zurückgelegte Strecke, Retraite, Rückzug, plattdeutsch trecken, dazu: tragen, trächtig (analog „züchtig"), Betrachtung (= Beziehung) usw. Tracht ist das, was man trägt: was der Acker trägt („Getreide" = das Getragene), was die Bienen tragen, was der unfolgsame Zögling „trägt" und erträgt, die Tracht Prügel, was die schwangere Kuh usw. trägt, was die Dame — nach der Mode — trägt, was für eine spezielle Kleidung die einzelnen Volksstämme tragen usw. Traktieren heißt behandeln, einen Menschen gut oder schlecht („malträtieren"), ihn bewirten oder peinigen, auch einen Lehrstoff behandeln; Traktement ist Verpflegung oder Predigt, Belehrung. Wir sehen: ziehen ist nächstverwandt mit zeugen, erziehen mit erzeugen.

§ 73. Wert

Wir haben von Wunsch und Willen und Wahl gesprochen und gedenken jetzt noch kurz des Wertbegriffes, bevor wir zum Wissen als Kennwort des realischen Denkens übergehen.

Der Wert eines Gegenstandes ist seine Gefühligkeit. Die Gegenstände sind „wertvoller" als die Begriffe. Die Tätigkeit eines „geistigen Arbeiters"

steht niedriger im Kurs als die des Gegenstandsmenschen. Erst die Anwendung der Theorie macht diese sozusagen wertvoll, um so „wertvoller", je gefühliger die Gegenstände sind, zu denen die Begriffe assoziiert sind.

Der Wert, den wir auf etwas „legen", die Wertigkeit, ist ebensowenig wie die Gefühligkeit von diesem Etwas zu trennen, ist nicht ein neben dem Gegenstand oder Begriff Existierendes, das also beliebig vermehrt oder vermindert werden könnte, wobei der Gegenstand derselbe bliebe. Mit dem Werte ändert sich vielmehr der Gegenstand oder Begriff. Die modale und die idealische Denkzelle ändert sich fortgesetzt biologisch — wie jede andere Zelle. Die die modale Zelle zusammensetzenden Eronenkomplexe sind derart differenziert, daß die in ihr „liegende" Aktualität (Paßform) sozusagen zwischen Gefühl und Begriff liegt, nicht mehr Gefühl und noch nicht Begriff ist. Die Eronen fließen der modalen Zelle entweder direkt aus den sensibeln Sinnesnerven oder über die sensile Zelle zu; und zwar wird die sensile Zelle von Eronenströmen gespeist, die entweder direkt aus dem sympathischen Nerven, mit denen die sensile Zelle assoziiert ist, einfließen oder aus Kollateralen modaler oder idealischer Neuriten, also als postmodale oder postidealische „resympathisierte" Eronen, die sich spezifitätgemäß wieder zu modalen Paßformen entwickeln können. Die sensilen Eronenkomplexe, deren Aktualität also das spezifische Gefühl der sensilen Denkzelle ist, strömen nun der modalen Zelle zu, und ihre Bewegung ist eine fortgesetzte Veränderung der Zahl und Struktur der beteiligten Eronen im Sinne der Apposition bis zur spezifischen Wachstumsgrenze und der darauf folgenden Teilung, also im Sinne der Aufnahme und Abgabe. Diese Bewegung ist eine Aenderung des sensilen Charakters des Eronenkomplexes, die Sensilität geht allmählich über in die Modalität (und später in die Idealität). Aus dem sensilen Eronenkomplex wird eben ein modaler, eine Paßform für die modale Zelle. Der sensile Eronenkomplex kann natürlich auch sogleich in die Motilität ausgehen, braucht also die modale Zelle nicht zu passieren: er ist dann entsprechend organisiert, kann nicht zur Paßform für die modale (oder die idealische) Zelle werden. Strömen die Eronen direkt in die modale Zelle ein, so sind sie ebenfalls Paßformen, also so organisiert wie die Eronenkomplexe, die — als sympathogene Eronen — aus der assoziierten sensilen Zelle zufließen, im Momente ihrer Aufnahme in die modale Zelle. In diesem Sinne ist es gleichgültig, ob der Eronenkomplex direkt oder indirekt in die modale Zelle gelangt: daß er überhaupt hineingelangt, zeigt, daß er Paßform ist. Der Eronenkomplex wandert entsprechend seiner Spezifität aus der sensilen Faser direkt in die modale Zelle oder erst über die sensile Zelle; ist er aber in der modalen Zelle angekommen, so ist er Paßform und gelangt zur Aktualität oder bleibt unaktuell, wie später noch zu erörtern. Auf alle Fälle sind die modalen Eronenkomplexe gefühlig. Je näher die modalen Zellen genetisch der sensilen Sphäre liegen, desto mehr sind sie biologisch den sensilen Zellen verwandt, desto ähnlicher ist die Organisation ihrer Eronenkomplexe der der sensilen Eronenkomplexe, desto gefühliger sind die Aktualitäten der modalen Zellen.

Die ersten modalen Denkzellen, die — noch in fötaler Zeit — sich entwickeln, sind also den sensilen Zellen am nächsten verwandt, und ihre Aktualität ist am stärksten gefühlig. Die primitiven Gegenstände sind olfaktorisch (die Riechsphäre ist in früher Embryonalzeit besonders entwickelt, bildet sich allerdings später zurück), gustatorisch (Fruchtwasser wird getrunken, auch feste Partikel, Schwimmstoffe werden geschluckt), taktil (Tasten der Uteruswand, genauer der ihr anliegenden Eihüllen, Tasten und Ergreifen der Nabelschnur, Tasten des Pulses der Nabelschnur) oder akustisch (Puls der Nabelschnur, der Mutter, andere Geräusche) oder optisch (purpurnes Dunkel). Der Fötus erlebt freilich diese Aktualitäten nicht als solche, sondern in chaotisch-einheit-

licher Entsprechung (§§ 47 ff., § 56). Wie beschrieben, schließen sich extrauterin an die primitiven modalen Zellen andere modale Zellen genetisch und assoziativ an, die optische Sphäre tritt neben der akustischen beim Menschen den Primat an, die optischen Gegenstände ordnen sich nach gewölbt und vorragend, die Gefühligkeit wird geringer, je weiter die betreffenden modalen Zellen von der sensilen Sphäre entfernt (S. 117 Fußnote) liegen.

In einer gewissen Zeit ist auch die Begrifflichkeit zu aktueller Funktion entwickelt, sie differenziert sich weiter. Der Uebergang der Eronen in die idealische Zelle verläuft analog dem Uebergange der sensilen Eronen in die modale Sphäre. Die Begriffszellen erhalten ihre Eronen über die kleinen und großen Pyramidenzellen. Die Eronen verändern sich, indem sie sich weiterbewegen, wie beschrieben: entweder gehen sie in die Motilität und Sekretion aus, oder sie bewegen sich in diese oder in jene, nämlich immer in die Begriffszelle mit Paßformen, indem sie ihre Modalität (Gegenständigkeit) mehr und mehr verlieren und an Idealität (Begriffigkeit) gewinnen; hiermit eben verlieren die entsprechenden Aktualitäten an Gefühligkeit.

Die Welt des Individuums setzt sich zusammen aus den Aktualitäten seiner Denkzellen, ist also je nach der Besonderheit der Entwicklung der Hirnrinde und ihrer Teile verschieden. Demnach ist auch die Gefühligkeit der Gegenstände und Begriffe verschieden, interindividuell wie innerindividuell, und somit auch der Wert, den die einzelnen Gegenstände präsentieren. Es gehen beschreibungsgemäß (§ 44) von dem einen Gegenstand häufiger zahlreichste Paßformen zum Partner aus, der Gegenstand ist dem Partner also öfter bewußt als andere, die Ausdrucksbewegungen und Sekretionen sind intensiver, indem die Eronenströme zahlreicher sind, über mehr sensibel-motorisch-sekretorische Verbindungen verlaufen. Der gleiche Gegenstand liegt bei dem einen Individuum in einer der sensilen Sphäre genetisch näher benachbarten Modalzelle als beim andern, ist also bei dem einen gefühliger als beim andern. Die motivische Deutung dieser Variationen heißt: der eine legt auf diesen Gegenstand mehr Wert als der andere. Indem das Kind den Wertbegriff akzeptiert, beginnt es, die Objekte (das immer-andere Objekt) nach „ihrem" Werte zu unterscheiden und den W e r t mit W u n s c h und W a h l in Zusammenhang zu bringen. Die Wunschbewegungen sind intensiver nach gewissen Gegenständen als nach andern, intensiver nämlich nach solchen mit mehr Paßformen, die gierig aufgenommen werden, die sensibel-motorische Verbindung rasch absolvieren und in lebhaften Bewegungen ausgedrückt werden; die Intensität der Motilität und Sekretion ist, wie mehrfach hervorgehoben, je nach der Art und Funktionsintensität der Reflexbahnen und ihrer Teilstrecken verschieden, so daß der Reflexablauf bei dem einen lebhaft, beim andern „bedächtig" erfolgt usw. Nach der Intensität der Bewegungen und Sekretionen, die Wunschäußerungen genannt werden, ermißt man den Wert, den der Gegenstand für dieses Individuum hat, und indem man weiterhin diese Ausdrücke als Wirkungen einer „psychischen" Ursache, die ebenfalls Wunsch genannt wird, auffaßt, meint man, das Individuum werte erst den Gegenstand und strebe dann, ihn zu erreichen, nachdem es seinen Wert erkannt habe. Man zaubert damit wieder eine psychische Instanz in das Individuum hinein, die kritisiert, abschätzt, sozusagen an Hand einer Preistafel die Dinge ordnet und je nach dem Werte des zufälligerweise vorkommenden Gegenstandes eben dieses Individuum, in dem sie drinsitzt, veranlaßt, sich zu diesem Gegenstande so oder so zu verhalten. Diese Instanz (Bewußtsein, Psyche, Wunsch, Wille, Vernunft usw.) ist somit Ursache oder Grund des Verhaltens, das Wirkung oder (konditionale) Folge oder Zweck ist.

Realiter ist nicht der Gegenstand da und außerdem der Wert, der ihm anhaftet, sondern d e r G e g e n s t a n d i s t s e l b s t e i n (s e i n) W e r t. Das Individuum

„wertet" ebensowenig, wie es wählt (Wert und Wahl motivisch gefaßt). Das Subjekt wertet nicht das Objekt oder umgekehrt, und die im Objekt symbolisch vertretenen Komponenten, die wir dann als Individuen erleben, werten sich ebenfalls nicht gegenseitig, sondern stehen im Verhältnis zueinander, das ihrer Spezifität entspricht. Das Werten als psychischer Akt ist motivische Deutung der Tatsache, daß die Gegenstände und Begriffe verschieden gefühlig sind, d. h. eben verschieden „wertig". Wert ist Gefühligkeit. Das Objekt ist immer „gewählt", aber das gegenwärtige Objekt ist nicht immer das überhaupt, sondern das jetzt gefühligste, das jetzt höchstwertige. Die aufgenommenen Paßformen für modale Zellen, die dicht an der sensilen Sphäre liegen, bilden in „ihrer" modalen Zelle einen Eronenkomplex, dessen Aktualität hochgefühlig ist; ob und wann dieser Gegenstand erscheint, läßt sich erst aus der Analyse der Aktualität mit einem Grade von Wahrscheinlichkeit ermessen. Wir können eben über die zeiträumlichen Verhältnisse des Unbewußten aus dem Bewußtsein nichts weiter aussagen, als daß sie — zeiträumlich sind, und zwar anschauungsgemäß, d. h. indem das Objekt als Symbol der zeiträumlichen Verhältnisse angeschaut wird. Die Frage, „warum" jetzt diese und jetzt jene Aktualität da ist, hat über die in ihr selbst liegende Antwort hinaus keine Antwort zu erwarten; es ist nichts weiter zu sagen als: die betr. Reflexsysteme und ihre Denkzellen funktionieren gemäß ihrer spezifischen Funktionsperiodik jetzt aktuell, eine wirkende Ursächlichkeit findet sich nicht vor. Die motivische Auffassung, daß der Wert entscheide, ob die eine oder andere Aktualität erscheint, ist ebenso wie die, daß Wunsch oder Wille oder was sonst die Aktualitätenreihe bestimme, eine fiktionelle Deutung der Zeiträumlichkeit. Niemand kann sagen, „warum" er so handelt, spricht, denkt (im Sinne von begrifflichem Denken), „warum" er auf diesen Gegenstand diesen Wert legt und auf einen andern einen andern. Wir können dafür keinerlei „Erklärung" abgeben, sondern höchstens verstehen, daß sich hierbei — wie überall sonst — ein biologisches Geschehen abspielt, das wir je nach der Entwicklungsstufe der Hirnrinde verschieden deuten; und dieses Verstehen ist die realische Denkweise.

Ein Gegenstand, ein Begriff stellt für mich einen gewissen Wert dar, d. h. ein gewisses „immanentes Gefühl", das ich als Homogenität mit dem Gegenstand, dem Begriff erlebe und keineswegs von dem Gegenstande oder Begriffe trennen kann. Ich sehe, höre usw. nicht den Gegenstand, d. h. es ist nicht die optische, akustische usw. Aktualität da, und außerdem zugleich die sensile Aktualität, sondern, wie gesagt, die Aktualität ist gefühlig, ist mit dem „Gefühlsrest" homogen. Gewiß sind im Wachzustande sämtliche Denkzellen in hoher Funktion, eine „allgemeine Gefühlserregung", d. h. eine besonders lebhafte Funktion der sensilen Sphäre, ist an den Ausdrucksbewegungen und Sekretionen bemerkbar, auch kann die Aktualität in einer sensilen Zelle liegen: es kann hierbei die modale Aktualität, wie ich mich früher bildlich ausdrückte, der Spitze einer höchsten Woge im sturmbewegten Meere gleichen. Aber immer ist die Aktualität in der gen. Art „zugleich Gefühl", es sind nicht zwei Aktualitäten, eine modale und eine sensile, zugleich da, zwei „Bewußte" zugleich bewußt. Der Vergleich der jetzigen z. B. stark gefühligen Aktualität mit einer andern weniger gefühligen ist nur in der im § 95 beschriebenen Weise möglich: indem die biologische Veränderung der modalen Zelle anders verläuft wie die der assoziierten Begriffszelle, so daß sich Gegenstand und Begriff sozusagen nicht decken.

Im Sinne dieses Vergleiches unterscheide ich erkenntnismäßig die Gegenstände nach ihrem Werte; die Begriffe selbst werden nach ihrem Werte nur in ganz geringem Maße unterschieden, indem sich der Begriff, der in einer der modalen Sphäre dicht benachbarten Begriffszelle aktuell war, mit einem Begriff der zweiten Zone (s. §§ 50, 51) in

dem oben angegebenen Sinne nicht deckt. Die Gegenstände selbst werden natürlich an sich schon als Aktualitäten unterschieden, das Objekt ist eben immer-anders, aber die Unterscheidung der Objekte „nach Begriffen", so daß ich „weiß", daß dieses Objekt anders ist als das frühere, ist Funktion der idealischen Sphäre. In der modalen und sensilen Sphäre „erlebe" ich modal den Wechsel der Aktualitäten, den Wechsel der Gefühligkeit, des Wertes usw., aber ich weiß davon nichts; das Wissen davon ist die idealische Erinnerung.

Man könnte sagen, der Wert sei doch vom Gegenstande ablösbar, indem ich den Wert eines Gegenstandes für sich darstellen kann, z. B. in Form einer Münze oder eines Zahlungsversprechens und dergleichen. Es ist leicht einzusehen, daß diese Auffassung unzutreffend ist. Der Gegenstand wird ja z. B. beim Kauf nicht entwertet; ich gebe vielmehr einen gleichwertigen Gegenstand für den andern, ja in dem Preis einer Ware ist sogar schon der höhere Wert diskontiert, den die Ware für den Käufer hat; indem er nämlich die Ware gegen Geld einhandelt, ist ihm die Ware mehr wert als die Münze. Eben dieser höhere Wert ist der Verdienst des Verkäufers. Der Käufer überzahlt in diesem Sinne jede Ware; die Differenz zwischen „eigentlichem" Wert (den die Ware hätte, wenn sie nicht gekauft würde, dem „Gestehungspreis") und Kaufwert ist der Gewinn. Abgesehen davon aber präsentiert oder symbolisiert die Münze, die ich für eine Ware erlege, den gleichen Wert, den diese Ware hat und auch beim Kauf natürlich behält. Manch einer „schwankt" und „überlegt sich", ob er sich diese Ware kaufen oder lieber das Geld behalten solle. Er schwankt, d. h. jetzt ist das Geld aktuell, jetzt die Ware, jetzt wieder das Geld; dieser rasch aufeinander folgende Aktualitätenwechsel ist auch der Wechsel der Gefühligkeit, des Wertes, den das Geld und die Ware darstellt. Das Schwanken verläuft übrigens meistens unbewußt. Man steht im Geschäft, sieht sich dies und das an, der Verkäufer erzählt allerhand interessante Dinge — und währenddem „reift" der „Entschluß"; man nimmt die Ware oder behält das Geld — man hat es sich „nochmals überlegt".

Wir haben früher eingesehen, daß sich die Gegenstände von „Urgegenständen" ableiten, indem die modalen Zellen sich genetisch und assoziativ aneinander anschließen. Die optischen und taktilen Gegenstände leiten sich in diesem Sinne her von gestreckt und gehöhlt, also von den zwei Arten der Anordnung, die späterhin als männlich und weiblich erkannt werden. Auch die Aktualitäten der andern Zentren sind nach männlich und weiblich rubriziert. Und ferner haben wir gesehen, daß die männlichen und weiblichen Gegenstände verschiedenartig gefühlig sind, nicht nur an und für sich, sondern die Gefühligkeit ist individualspezifisch. So sind alle vorragenden Gegenstände vorwiegend trauer- und freudegefühlig, alle gewölbten vorwiegend hunger- und angstgefühlig — vorwiegend nur, nicht etwa ausschließlich.

Das Vorragende, dessen primitivster Präsentant die Nabelschnur ist, wird ergriffen, bei der Geburt zerbissen, zerrissen, zertrennt, durchschnitten, womit ein Verlust entsteht, die (spätere) „Buße" für den begangenen „Inzest"; der Verlust wird betrauert, heißt: das verlorene Paradies, die Abnabelung, die Trennung vom Bisherigen wird dem Kinde unmittelbar nach der Ueberschreitung der Schwelle in Form langanhaltenden Trauergefühls bewußt. Man könnte sagen, der vorragende Gegenstand wird betrachtet, als ob er schon abgeschnitten, verloren wäre; er ist das Abschneidbare und Abzuschneidende, das, was zu Verlust gehen kann und wird. Die Trauergefühligkeit ist nicht zu dem vorragenden Gegenstand hinzugefügt, als sensile Aktualität, die zugleich mit der modalen bestünde, sondern ist mit dem vorragenden Gegenstand homogen, sofern er eben als stückhaft, zerstückelbar erlebt wird.

Insofern freilich das Vorragende, das abzuschneiden ist, langgestreckt ist, die Höhle füllt, ist es freudegefühlig, „dient zur" Sättigung, erscheint, als ob es aufgenommen wäre, ist Aktualität, die sich aus sensilen Freude-Eronenkomplexen in dem beschriebenen Umwandlungsprozeß entwickelt hat. Je nach der Individualität ist das Vorragende mehr trauer- oder mehr freudegefühlig. Es kann sich einrollen und ist dann hunger- oder angstgefühlig: die Nabelschnur gleicht einer Schlange, die sich in mannigfacher Weise um die Glieder, den Leib ringelt, auf der man reiten kann, die eine Schlinge bildet und die wie ein Seil fesselt (die Schlinge, in die der „Lebensmüde" oder der Delinquent den Kopf steckt, die Schlinge, aus der man nach dem Sprichwort den Kopf zieht*), die Kette, mit der der Gefangene an die Kerkerwand geschmiedet ist, das Seil, das ihn bindet, das bei sadomasochistischen Akten verwendet wird usw. usw. sind Abkömmlinge der Nabelschnur); hier bildet das eben noch Vorragende eine Höhlung-Oeffnung. Schmerzgefühlig ist das Vorragende als das, was abgeschnitten wird, als gedreht, gewunden.

Das Gewölbte dagegen ist nicht abzuschneiden, es ist zu betasten, nicht zu ergreifen; es ist die Schwelle-Oeffnung, durch die man in die Höhle hineinkriecht, die eng ist und deren Passage mit Schmerzen verbunden ist, die man nicht einverleiben kann, sondern die selber einverleibt. Aus fötalen Zeiten her ist das Gewölbte, Gehöhlte also hunger-, angst- und schmerzgefühlig.

Nun bildet sich im Gange der Entwicklung des motivischen Denkens die Auffassung, daß gerade das Verlierbare-Verlorene das Wertvolle sei. Der vermeintliche Inzest, die vermeintliche Ursünde wird gebüßt — außer mit Schmerz- und Trauergefühlen — mit dem Verlust des Gliedes, mit dem gesündigt worden ist (Talion), und diese Sünde und Sühne ist die Menschwerdung, das wichtigste Ereignis, das die Frage „sein oder nicht sein?" in sich begreift. (Erst die realische Erkenntnis vereint wieder Sünde und Sühne zu einem biologischen Akt, indem der Uebergang Sünde und Sühne zugleich ist und auch die Abnabelung und Beschneidung einen neuerlichen Uebergang, einen biologischen Akt darstellt, der ebenso Sünde wie Sühne ist: Sühne, indem für die „Geschlechtsgemeinschaft" mit der Mutter gebüßt wird, Sünde zugleich, indem diese Buße eine Beraubung von unerhörter Tragweite ist.) Mit dem Geburtsereignis (und dem vorhergehenden Aufenthalt im Mutterleibe) ist die denkbar schwerste Sünde begangen, die man mit der denkbar schwersten Buße „gutmachen" muß, also ist das Verlorene, das Abgeschnittene das Wertvollste, das der Mensch besitzt. So avanciert das Vorragende, das Greifbare, das Männliche, der Phallos und seine Abformen, das Verlorene, das betrauert wird, zum eigentlichen Wertträger, vor dem das Gehöhlte, das Weibliche zurücktritt.

Das frühmotivische Denken, zu dem diese Auffassung gehört, erkennt noch nicht, daß Mann und Weib lediglich Bezeichnungen für die gegensätzliche Anordnung des Gegenständlichen sind. Der Gegenstand ist, wie im I. Teil dargelegt, das, was „dagegen steht", das „Objekt" schlechthin, die „Substanz", das „Gegenwärtige", „Existente". Von einer gewissen Entwicklungsstufe der modalen Denksphäre an erkennt der Mensch (phylisch wie ontisch) die Geschlechtsunterschiede, d. h. das Vorragende als männlich, das Gehöhlte als abweichend vom Männlichen, als weiblich; beide aber, Mann wie Weib, sind Menschen, d. h. Männische. Hierin liegt der Hinweis, daß das Gegenständliche, das Objekt schlechthin ursprünglich MANTH oder MAN hieß und die Bezeichnung Weib einem „Männlichen" gegeben wurde, das anders angeordnet war wie beim

*) Diese Schlinge (Schlange) ist aber auch die Vulva, die sich um den geborenen Kopf schließt; vgl. angor und anguis usw., auch das Weib als Sphinx = Umschlingerin, Umgarnerin usw.

Phallosträger. Das Weib brauchte sozusagen in jenen Urzeiten keine Bezeichnung: es war souverän, namenlos, das einzige Subjekt, dem das Objekt MAN gegenüberstand als d e r Gegenstand. Das Weib war „selbstverständlich", der Gegenstand wurde benannt, hieß MAN. Damals erlitt jeder MAN den Liebestod, wurde verspeist, vernichtet, ins Nichts, ins namenlose Subjekt aufgenommen, das Anfang und Ende, unsterblich war (§ 34). Der Anfang das Vereintsein, das Ende das Vereintsein; von (der Mutter) Erde bist du, und zu Erde sollst du werden. Wiederum: „am Anfang" schieden sich Mann und Weib, Himmel und Erde; die „Schöpfung" begann da, aus einem „Wasserbewohner" (Fruchtwasser) wurde der Mensch zum „Erdenkloß", der der Atemluft (des lebendigen Odems) bedurfte, der „beseelt" wurde (Psyche = Leben, Atem, Hauch; vergl. auch die noch heute vielverbreitete Ansicht, daß das Kind erst mit der Geburt eine Seele bekomme, ferner die kirchlich-juristische Streitfrage, von welchem Zeitpunkt an die Frucht als lebendig zu betrachten sei, usw. usw.). Der Mensch wuchs auf, er „erkannte" das Weib (Paradiessage), wurde sündig. Er erkannte das Weib, heißt: er sah, daß dieses Wesen anders war wie er, nannte es nun nach sich, begattete es; er nannte es Männin, Auch-Mensch. Die hohe Position des Namenlosen, Unfaßlichen war „erschüttert": es verlor an Wert, als es als Mensch, als Männin, als Weib erkannt wurde, der Mann gewann, was die Frau verlor. Mit der Entwicklung des motivischen Denkens setzte sich die Schicksalswandlung fort: der Mann erstand, wie die Sonne aufging, er sah das namenlose Chaos vor sich als verwandtes Fleisch von seinem Fleisch, Bein von seinem Bein, als gleichblütiges Wesen, das „weniger" hatte und war als er, das so sein Geschöpf war (Adams Rippe) und doch auch Schöpferin, Ur-Sache. Zwar hauchte er beim Koitus noch immer sein Leben aus; wurde dann getötet, später kastriert, und all das geschah mit dämonistischer Deutung (Matriarchat). Aber er war im Aufstieg zur Macht begriffen und gewann über die Etappe der Rivalität zwischen beiden Geschlechtern den Vorrang (Patriarchat). Das Weib, einst urgewaltiges Nichts, wurde zur Personifikation der Oeffnung, der Höhle, des Weiblich-Mütterlichen, dem eine besondere Wesenheit zugesprochen wurde, dessen Differenz vom Männlichen Z e n t r a l p r o b l e m d e r m o t i v i s c h e n D e n k p e r i o d e n war und ist: d a s P r o b l e m d e r H e r k u n f t , d e r K a u s a l i t ä t , genauer das Problem, das als Kausalität auftritt, das Problem überhaupt.

Jede Phase des ontischen Geschehens entspricht einer Phase der Phylogenese. Das Individuum kommt aus dem „Nichts" zur Lichtwelt, zur Erde und erreicht in einigen Jahren eine Hirnentwicklungsstufe, auf der die Geschlechtsunterschiede bewußt werden, „das Weib" erkannt wird und an Rätselhaftigkeit verliert, wenn auch die „furchtbare Mutter" (Ungeheuer, Verschlingerin, Sphinx, Lamia, Empousa, Gorgo, Gello, Mormo, Hekate, Ceres, Venus, Hel, Hexe, Vampyr usw. der Antike) in zweifeliger Identität mit der „guten Mutter", der bona dea, die Töterin-Verzehrerin-Schöpferin, die Tod- und Lebenspenderin usw. auch fernerhin im Reigen der Deutungen (auch legendär und kultisch) vorkommt und besonders in der Neurose eine große Rolle spielt (Weib als Göttin oder Teufelin, Mann als Gott oder Teufel usw.). So büßt das Weib an Bedeutung, an Macht und damit an W e r t ein, während der Mann daran gewinnt. Hinzu kommt die Deutung des Geschehens nach Ursache und Wirkung, Schuld und Sühne: das Weib ist die Verführerin, also „die Sünde", nichtswürdig, nichtswertig, es begehrt den offenbar wertvollen Mann, und indem es ihn einst total, dann teilweise (lebendigen Samen) in sich aufnimmt, zu allen Zeiten genisch und trophisch von ihm „lebt", wird es erst „wertvoll". Das zentrale Merkmal des Mannes ist der Phallos, er präsentiert den Wert des Mannes, ohne ihn ist er wertlos, den Wert los, als P h a l l o s t r ä g e r ist er dem Weibe „ ü b e r l e g e n ", das W e i b , das „da" nichts hat, ist weniger oder

nichts wert, ist „unterlegen", der Mann, der (einst im Männerkampfe tatsächlich, dann symbolisch, vgl. Beschneidung, Haare lassen u. a. die Entmannung ersetzende Pubertätsverluste oder -opfer) den Penis, die Mannheit verlor, wurde damit zum wertlosen Weibe. Anderseits ist das Weib als Leben-Todspenderin, die Natur, die Allmutter, aus der alles wird und in die alles vergeht, nicht ungleich wertvoller als der Mann, der nach getaner Schuldigkeit verschwinden kann und verschwindet? Muß sich also das Mädchen, das eines Tages „den Schnitt" bei sich und „das Glied" beim Knaben entdeckt, als unterlegen vorkommen? Welcher Dämon mag ihm wohl den Penis abgeschnitten, die unsterbliche, unheilbare Wunde gesetzt haben, die, wie man hört, immer wieder blutet (vgl. die Wunde des Amfortas, das „Seitenhöhlchen Christi" der Herrnhuter usw.)? Oder ist „das Glied" sündig, und ist nicht wertvoller, wer das Teufelsglied — zur Strafe? — verloren hat? Zudem hat das Weib zwei Brüste, die ähnlich dem Penis mit Hodensack vorragen und „Milch", also „Lebensstoff" *) abgeben. Und in dem Schnitt ist ein „Penisrest" (die Klitoris) zu spüren, der wohl bei der Verstümmelung zurückgeblieben ist? Dazu sind die Knaben „dumme Jungen", die Knaben aber „verachten die albernen Gänse" — und trotzdem schätzen sie sich gegenseitig in merkwürdiger Weise hoch — wie es auch die Erwachsenen tun. Diese u. a. Zweifel mehren sich beim neurotischen Menschen zu üppig wuchernden Hirngespinsten, zu unlösbaren Rätseleien um Mehr- oder Minderwertigkeit, auch gegenüber den Großen-Alten, zu primitivistischen Deutungen, aus denen das gesunde Kind nach und nach herauswächst.

Realiter kann die motivische Auffassung, das Weib sei minder wertig als der Mann, nicht gelten. Die Anordnung des Gegenständlichen macht den Wert nicht aus, sondern der Wert ist die in und mit dem Gegenstande gegebene Gefühligkeit. Diese eigentliche Bedeutung des Wertbegriffes wird verkannt, indem man Mann und Weib gegeneinander wertet, indem man die biologische Tatsache, daß Mann und Weib unterschieden werden, mit dem Wertbegriff verbindet. Die Oeffnung, die Höhle ist freilich Kennzeichen des Weibes, ist weiblich, das Vorragende Kennzeichen des Mannes, männlich. Aber die Oeffnung, die Höhle ist nur da als Gegenständliches, als „Männliches", nicht als das

*) In der chaotischen Denkweise des Kleinkindes ist „alles" noch ungeschieden, heben sich dann erst aus dem „All" beginnend Gestaltungen ab, und auch im animistisch-magischen Denken sind die Gestalten, unklar konturiert, Gespenster, verschiedene Erscheinungsformen, als solche Verwandlungen des Einheitlich-Dämonischen, der Allmacht-Zaubermacht, die als das „Wesentliche" hinter und in den „Wesen" wirkt, also meta-physisch ist (§§ 57, 86). In dieser Art sind auch alle Teile der Individuen, alle Glieder, alle Anordnungen, Höhlen-Oeffnungen und Vorragungen, alles Aufzunehmende und Abgegebene usw. „im Wesen", also metaphysisch identisch, so auch z. B. alles Flüssige, das „ich" aufnehme und abgebe, ob Getränk irgend welcher Art oder Tränen, Speichel, Schweiß, Harn, Blut, Milch usw. — und all das ist wieder magisch identisch mit allen andern Erscheinungsformen, die aus dem All sich gestalten und ins All verschwinden, d. h. deren Werden und Vergehen vom All bewirkt wird. Die Differenzierung vollzieht sich erst allmählich. Soweit sie — wie beim Neurotiker — unterbleibt, ist die chaotisch-magische Identität der „wesenlosen Wesen" auch beim Erwachsenen noch erhalten und nachzuweisen, sie sind eben nur zauberische Verwandlungen, alles kann sich in alles verwandeln; so „ist" Mann = Weib, Mensch = Tier = Pflanze = Stein, die Brüste sind zwei Phallen, der Mann hatte ursprünglich auch zwei Phallen, einer (die Nabelschnur) ist abgeschnitten (Sünde-Sühne) worden, daher die Nabelbucht, beim Weibe ist auch das zweite abgezaubert und sind beide oben hin gezaubert worden, Harn, Samen, Blut, Schweiß usw., Kind und Kot usw. sind „ein und dasselbe" usf. Vgl. hierzu zahllose Analoga in den primitiven Kulturzeitaltern (Folklore, Völkerkunde): auch da kann sich durch Wirken der Allmacht-Zaubermacht alles in alles verwandeln, und diese metaphysische Allmacht, später auch Schicksal, Vorsehung usw. geheißen, wirkt im Ich, als Ich, und der allergeringste Verlust ist der Verlust des „Ganzen", der Allmacht-Absolutheit. Zum Beispiel im Text vgl. μοιχός Ehebrecher, Buhle, von ὀμίχειν, lat. mingere harnlassen („Wasser" lassen), got. haran harnlassen und Hure Ehebrecherin, Buhlin usf.

„Nichts", das sozusagen von der Umrandung umgeben wird, das den polaren Gegensatz zum Etwas, eben zum Umrandenden, bildet, das Nicht-Seiende, Nicht-Wahrnehmbare, die Seele, die Psyche. Die Oeffnung, die Höhle ist Vorbild der Null, aber die Null ist erst als Zahl eine „Größe", ein „Wert". Das Nichts ist „wertlos" im Sinne von Nicht-Wert; der Wert existiert für das Nichts lediglich als polarer Gegensatz, Wert ist objektisch, ist eben die Gefühligkeit des Objekts. Die Null ist nicht gleich Nichts; sie ist Umrandung, ist ein Etwas, ist gegenständlich, also „männlich", aber diese Anordnung des Gegenständlichen nennt man eben „weiblich" *). Der Wert des Gegenständlichen ist seine Gefühligkeit, und es ist in diesem Sinne gleichgültig, ob dieses Gegenständliche so oder so angeordnet ist. Die Null, das Weibliche kann als Aktualität einer der sensilen Sphäre genetisch näherliegenden modalen Zelle oder Zellgruppe einen sehr viel größeren Wert darstellen als ein Männliches, das Aktualität einer von der sensilen Sphäre weiter entfernten Modalzelle ist. In den Verhältnissen der Individuen kann das Weib einen viel höheren Wert präsentieren als der Mann und umgekehrt. „Mein Schatz" ist Geliebter wie Geliebte, und die Mutter wie der Vater stehen („über Kreuz") in der Wertschätzung des Kindes (auch des hassenden) sehr viel höher als irgendeine andere Person, die doch nur Ersatz ist. Die infantile und frühjuvenile (fiktionale!) Geringschätzung des Weiblichen findet ihren — oft überschwenglichen — Ausgleich in der Zeit der vollen Geschlechtsreife, wobei sich die In- und Extensität der genitalen Reflexe, der Liebesbindungen erhöhen. Der Wert ist eben die Gefühligkeit eines Objekts, und mit diesem wechselt Gefühligkeit und Wert. Das gleiche Weib, für das der Mann im Ansturme der Liebesgefühle Besitz und Ehre und sich selber hingibt, kann ihm über kurz oder lang als so minderwertig erscheinen, daß „er es selber nicht versteht", wie er „so vernarrt" sein konnte; dieses Weib ist nunmehr für ihn ein anderes geworden, die modale Zelle oder Zellgruppe hat sich biologisch verändert, nur wenige genitale Hungereronen sind jetzt an dem modalen Individuum beteiligt, oder die Art des Gefühls hat sich geändert, andere sensile Eronen sind in jene modale Zellgruppe gewandert und stellen nun ein Weib dar, das zwar jenem früheren gleicht, aber anders gefühlig, anders wertig ist. Das Weib ist ein Individuum, und der Mann ist ein Individuum, und der Wert, den das eine oder das andere präsentiert, fällt zusammen mit der Gefühligkeit, die in und mit dem Individuum gegeben ist. So wird der Wert erlebt.

In der frühmotivischen Auffassung (aus der sehr viele Menschen niemals hinauskommen), daß der Mann, der Phallos, das Aufnehm- und Abscheidbare der Wert schlechthin sei, ist die gefüllte Höhle „wertvoll" (voll Wert), die „leere" Höhle wertlos (den Wert los, des Wertes ledig), ebenso wie der Kastrat den Wert los ist, wie die Höhle überhaupt keinen Wert hat; anderseits ist aber der abgegebene Wert selber „wertlos". Der Phallus, der Mann selber, getötet, wird aufgenommen; die Nabelschnur, der Phallos, die Exkremente usw. werden abgegeben. Und hier zeigt sich wieder die motivische Ratlosigkeit, der Zweifel, das Schwanken: das Abzugebende ist ja eben das Männliche, das Gestreckte, das aus der Oeffnung heraustritt, das Hochwertige; der Phallos wird abgeschnitten, der Kot, der Harn, das abgeschorene Haar, die „beschnittenen" Fingernägel usw. sind gestreckte Gegenstände: wertvoll und doch wertlos? Die Exkremente sind allenthalben im Folklore als wichtige Zauber- und Liebesmittel bekannt, man hält sie überall geheim, vergräbt sie oder trocknet sie zu Poudrette, die als Amulett hoch

*) Damit ist nicht die interpolare Gegensätzlichkeit Mann : Weib aufgehoben; Mann kann nie Weib, männlich nie weiblich werden oder umgekehrt, wohl aber kann der Mann oder das Weib „männlicher" oder „weiblicher" werden, als sie vorher waren, vgl. § 20.

im Werte steht (der Kot des Dalai-Lama). Das junge Kind hält sie in Ehren, es sind die intrauterinen Nahrungsmittel, und erst nach längerer Zeit wird die modale Welt so reich, daß sich das Kind — „von selbst", nicht etwa „durch" die Erziehung! — von seinen Exkrementen ein wenig abwendet, aber nur ein wenig: alle Menschen beschäftigen sich recht eifrig mit ihren Exkrementen, und die schönsten Witze sind mit Skatol parfümiert. Nicht zu vergessen, daß der „abgelöste Wert", das Geld angeblich vom Kote abstammt. Do, ut des; das „stabilisierte Tauschmittel" wird gegeben und genommen, es wird ebenso sehr geschätzt wie verachtet, es ist ja auch nicht — oder braucht nicht zu sein — ein an sich wertvoller Gegenstand, sondern ein Symbol für „wirkliche Werte", die eben höher oder niedriger im Preise stehen, je nachdem sie mehr oder minder begehrt, mehr oder minder gefühlig sind.

So hat sich allmählich der Wert selbständig gemacht: er ist Begriff geworden, und die motivische Denkweise sieht nun in diesem Begriff die Instanz, die ihrerseits die Gegenstände ordnet*), während realiter die Gegenstände sich verändernd, wie beschrieben, in die Begriffe übergehen. Nicht war erst der Wertbegriff da und dann die Gegenstände und ihre „Wertung", sondern umgekehrt: die Gegenstände waren da, und mit ihnen wechselte die Gefühligkeit, und der Vergleich der modalen Aktualität mit der nicht gleichmäßig veränderten idealischen Aktualität zeigt den Wechsel der Gefühligkeit und damit des Wertes an. Der Wertbegriff ist also nichts Feststehendes, nichts Absolutes, Außerweltliches, das die Dinge rubriziert, ihnen einen höheren oder minderen Wert „verleiht", sondern ist sozusagen abhängig von den Gegenständen und ihrem Wechsel, der zugleich Wechsel der Gefühligkeit ist. Der Wertbegriff ist Symbol der Veränderungen der Gefühligkeit. Man könnte sagen: ohne die Veränderung der Gefühligkeit gäbe es keinen Wertbegriff. Die Gegenstände werden „erlebt", sind modale Aktualitäten; ist die Aktualität vorüber, so auch die Gefühligkeit; eine andere Aktualität eine andere Gefühligkeit. In der modalen Aktualität ist die idealische (gewußte) Erinnerung an die vorhergehende nicht gegeben, also auch nicht an die vorhergehende Gefühligkeit. Diese Erinnerung ist idealisch, und erst mit Einsetzen dieser Erinnerung wird der Wechsel der Gefühligkeit, der Wert als Begriff bewußt. Nun ist die sensile Sphäre in der Fötalzeit stärker (fast ausschließlich) in Funktion als

*) Wert wird in diesem Falle als sinnidentisch mit Norm gebraucht. Norm gilt motivisch als transzendent und als immanent: als das Gesetz über uns, das Außerweltliche, das Waltende, das das Geschehen lenkt und leitet und den Individuen die (sittliche) Pflicht auferlegt, sich der Norm möglichst zu nähern und dem Nächsten dazu verhelfen. Die Norm „wirkt" so die Welt, in die Welt und auch in der Welt, im letzteren Sinne als „Trieb zur Norm", als Streben des von der Norm Abweichenden, zur Norm zurückzukehren — und wie die motivische Phraseologie lauten mag. Diese dämonistische Bedeutung wird der Norm überall beigelegt, wo man sie als ein Aktives auffaßt, das das Verhalten der Individuen ordnet, beeinflußt, bedingt usw., oder doch — in verdünnter Kausalität — als ein abgesehen vom Normalen oder Abnormalen Existierendes, eine Auffassung, die auch in der Wissenschaft noch reichlich vertreten ist, z. B. in der Medizin, die Krankes normalisieren, durch Anwendung von „Mitteln" der fingierten Norm angleichen will, in der Rechtsprechung, die strafend und damit erzieherisch im Sinne einer gewollten (erzwungenen) Anpassung an das gültige Verhalten zu wirken beansprucht, in der Theologie, die die verlorenen Schäflein retten, d. h. an die sittlich-religiöse Norm zurückzubringen wähnt, in der Pädagogik, die im „Pensum" eine Norm für alle, d. h. für keinen aufstellt, wobei denn überall die Norm die Bedeutung eines Absoluten oder doch eines Dogmas von einer selbstverständlichen, selbstwirkenden Kraft erhält. — Es gibt keinen normalen Menschen in diesem Sinne der Norm. Die Norm bildet sich aus den Einzelfällen heraus, nicht umgekehrt. Norm ist Begriff für das „Allgemeingültige", für Aktualitätenreihen, die erfahrungsgemäß häufiger als andere vorkommen, für analog verlaufende Bewegungsperioden von relativ geringer Veränderung, kurz für das unter Analogem Häufigste. Vgl. über Erfahrung § 70, § 77, über Bewegungsperioden und ihre Veränderung §§ 88 ff.

in der Infantilzeit, und die infantilen Gegenstände sind stärker gefühlig als die juvenilen und die maturen, und im allgemeinen tritt die sensile Sphäre mit steigender Entwicklung der modalen und idealischen Sphäre zurück. So ist es zu verstehen, daß wir von der „guten alten Zeit" sprechen und die Vergangenheit uns gefühlvoller, also auch wertvoller erscheint als die Gegenwart. „Die schönen Tage von Aranjuez sind nun zu Ende." Die Jugendzeit sehnt sich der motivische Mensch zurück — und gar am herrlichsten war, von heute gesehen, die Kindheit und die Zeit vor dem ersten Sündenfall, die Zeit des Lebens im Garten Eden (Eden heißt Wollust!), im Paradiese (Paradies heißt Tiergarten), im Mutterleibe. Damit ist allerdings nicht „die Tendenz zur Regression" gegeben, so daß, wie die Freud-Schule sagt, z. B. der Koitus die Tendenz zur Rückkehr in den Mutterleib darstelle; der Koitus hat mit dem Mutterleibe nur insofern zu tun, als das Weib Mutterersatz, der Mann Vaterersatz ist; er ist eine Analogie zum Geburtsakt wie zu jedem Uebergange, aber daß der Mann mit dem Kopf — Peniskopf — voran in den Mutterleib zurückkehren wolle, ist eine motivische Fiktion, die bei mir wenigstens den Musculus risorius in Bewegung setzt.

Die Vergangenheit kommt nicht wieder, es gibt keine Regression, sondern Evolution und dann Involution; es geht vorwärts, aufwärts und abwärts, aber nicht rückwärts. Gewisse Hirnteile und gewisse andere Organteile oder Organe mögen abnormaliter ihre fötale oder infantile Organisation beibehalten haben; es ist dann die damalige Funktionsweise noch erhalten und kann gelegentlich (spezifisch-periodisch) stärker hervortreten, aber ein Zurück, ein Wieder gibt es nicht, sondern nur ein Noch, eine Fortdauer gewisser Entwicklungsstufen, einen zell- und organspezifischen Entwicklungsrhythmus.

Und nun ist in der Vergangenheit am stärksten gefühlig der vermeintliche erste Sündenfall, die Geburt, die Abnabelung, der vermeintliche Verlust der Männlichkeit. Das Einmalige, das Seltene — und wiederum das allen Gemeinsame — ist am gefühligsten. Hier haben wir den Anschluß des Wertbegriffes an die Differenziertheit der Geschlechter; das Erleben des Kindes wird als Erinnerung begrifflich aktuell, und die begriffliche Aktualität oder Aktualitätenreihe ist von der entsprechenden (assoziierten) modalen Aktualität oder Aktualitätenreihe derart verschieden, daß jener Verlust, jenes Verlorene als das Wertvollste (Gefühligste) erscheint, das der Mensch überhaupt besitzt oder vielmehr besessen hat. So wird das Männliche, der Phallos, das vorwiegend Trauer- und Freudegefühlige, zum Inbegriff des Wertvollen, das Aphallische, das Weib zum Inbegriff des Wertlosen, das „den Wert los ist", das vom Werte los, des Wertes ledig ist. Der Mann, der Mächtige, der „das Gemächte" (populäre Bezeichnung für das männliche Genitale) besitzt, gegenüber dem Ohnmächtigen, dem Weibe, das ohne Gemächte ist, in dieser Art keine Macht, Potentia, Potenz aufweist. Und anderseits ist auch die Mutter in der Geburtsstunde und der vorhergehenden und folgenden Zeitspanne — die letztere ist von verschieden langer Dauer — für das Kind stark gefühlig, stärker gefühlig als der Vater, dessen „Wert" erst allmählich beim Heranwachsen des Kindes zunimmt und (im Zeitalter des Patriarchats) in der Pubertätszeit den Primat erreicht. Wohlverstanden: der mature Mensch erkennt diese Zusammenhänge nur, soweit er realisch denkt, und die realische Erkenntnis ist noch relativ gering entwickelt; im allgemeinen lebt der motivische Mensch so, wie wir es hier erkenntnismäßig darstellen, d. h. sein Erleben entspricht unserer Erkenntnis.

So ist das Hunger-, Angst-, Schmerzgefühlige an sich ebenso viel oder wenig wert wie das Trauer- und Freudegefühlige; die alltägliche Beobachtung, analytisch vertieft, zeigt uns immer wieder, daß, je nach der Individualität, das Hunger-, Angst-, Schmerz-

gefühlige ebenso sehr begehrt werden kann wie das Trauer- und Freudegefühlige, daß auf jenes vielfach ein höherer Wert „gelegt" wird als auf dieses. Die Gefühligkeit des Gegenstandes entspricht der Konstitution; der jeweils gegenwärtige Gegenstand ist der in dieser Gegenwart höchstgefühlige, die Aktualität liegt immer in der vom stärksten Eronenstrom passierten Denkzelle. Demnach ist der gegenwärtige Gegenstand, der Gegenstand im Gegensatz zum Vor- und Nachgegenstand, der eben in dieser Gegenwart wertvollste, höchstwertige. Die spätere Aktualität ist natürlich höher- oder niedrigerwertig, wie sie stärker- oder schwächergefühlig ist; gegenwärtig ist aber immer der Gegenstand, der unter allen möglichen Aktualitäten den jetzt höchsten Wert darstellt. Es ist, wie gesagt, gleichgültig im Sinne des Wertes, ob dieser Gegenstand männlich oder weiblich ist, genetisch also zum Vorragenden oder Gehöhlten gehört. Lediglich im motivischen Denken geistert die Minderwertigkeit des Weibes und die Mehrwertigkeit des Mannes.

Nichts, nein, Null, negativ sind also Namen und Begriffe der „weiblichen Linie", geben an sich keinen Wert an, sondern entsprechen der Anordnung des Gegenständlichen, die wir im Gegensatz zum Männlichen weiblich nennen. Ebensowenig geben die Namen und Begriffe der „männlichen Linie" etwas, ja, positiv an sich einen Wert an. Ihr Wert ist die eigne Gefühligkeit, die mit und in der Aktualität homogen gegeben ist, mag die Aktualität modal oder idealisch sein. Auch die Zahl ist — abgesehen von der ihr als Aktualität innewohnenden Gefühligkeit — kein Wert, sondern ein Zeichen, das für die entsprechende Reihe von Gegenständen steht, das Symbol der Quantität. Die Gefühligkeit, der Wert der Gegenstände spielt beim Zählen keine Rolle. Die Zahl ist nahezu „gefühllos", mathematischer Begriff; es ist unverständig, von Zahlenwerten zu sprechen, statt von Zahlen oder „Größen". Ein Sprichwort heißt: „Man soll die Stimmen wägen und nicht zählen"; damit ist der Gegensatz zwischen dem „Gewicht" einer Stimme und ihrer bloßen Existenz als Einheit deutlich herausgestellt; die Gewichtigkeit einer Stimme ist aber ihre Gefühligkeit, ihr Wert. Welchen Wert die Gegenstände als Summanden der Zahl haben, ist in der Zahl nicht ausgedrückt. Wohl aber kann die Gefühligkeit zahlenmäßig ausgedrückt werden; die Zahl gibt dann den Grad der Gefühligkeit an, also den Gefühlswert, der überhaupt mit Wert identisch ist. Ich erinnere an das Beispiel vom Käufer, der schwankt, ob er die Ware erstehen oder das Geld, den „Gegenwert", behalten solle. So kann man eine Wertskala der Gegenstände aufstellen, indem die Gefühligkeit jedes Gegenstandes in einer Zahl ausgedrückt wird (§ 41); diese Skala ist der zahlenmäßige Vergleich des Wertes der Gegenstände, sie könnte ebensogut in einer Skala von Buchstaben bestehen, deren jeder die Gefühligkeit des Gegenstandes darstellen könnte, wie z. B. in manchen Geschäften die Waren nicht mit Zahlen, sondern „Chiffren", Ziffern, Buchstaben usw. ausgezeichnet sind. Die Skala ändert sich fortgesetzt; einen „absoluten Wert" gibt es nicht. Der Wert läßt sich auch nicht „willkürlich" bestimmen, sondern ist mit dem Gegenstand gegeben und ändert sich mit dem Gegenstand; der Vergleich einer größeren Anzahl von Gegenständen als Wertträgern, genauer Wertpräsentanten, Wertigkeiten, Gefühligkeiten, besteht in der Bewegung einer Reihe von modalen Eronenkomplexen in die mit allen diesen Modalzellen direkt oder indirekt assoziierte Begriffszelle, deren Aktualität den Durchschnittswert darstellt; diese Begriffszelle liegt in der zweiten idealischen Zone (vergl. §§ 50, 51). Dieser Durchschnitts- oder gemeinsame („gemeine") Wert kommt allen diesen Gegenständen zu — und keinem; jeder Gegenstand ist eben verschieden gefühlig. Die Genese dieses Durchschnittswertes zeigt aber deutlich, daß erst die Gegenstände da waren und dann erst auf dem Wege symbolischer Verdichtung der allgemeine Wert dieser Gegen-

stände, nicht umgekehrt; es wird also nicht vom Durchschnittswert aus den einzelnen Gegenständen, deren Gefühligkeit, begrifflich (z. B. zahlenmäßig) ausgedrückt, am Durchschnittswerte symbol-genetisch beteiligt ist, ein (der) Wert beigelegt, sondern die Gegenstände liefern sozusagen den Durchschnittswert, und dieser ändert sich mit der Gefühligkeit, dem Werte der Gegenstände, die an der Symbolbildung beteiligt sind.

Die Zahl k a n n also einen Wert ausdrücken, für einen Wert, für die Gefühligkeit eines Gegenstandes stehen; sie bleibt aber auch dann quantitativ und stellt nicht an sich einen Wert dar, sondern steht für einen Wert, der sich gewissermaßen aus W e r t - e i n h e i t e n zusammensetzt. Die Werteinheit gehört zu den Symbolen der jeweiligen biologischen Epoche und ist ein Begriff der dritten idealischen Zone, Aktualität einer Begriffszelle, in die Eronenkomplexe aus Gruppen solcher Begriffszellen der zweiten Zone einmünden, deren Aktualitäten Durchschnittswerte darstellen. Man rechnet also nach Tieren (pecunia von pecus, das Vieh) oder Menschen (Sklaven) oder Aeckern oder Muscheln oder Münzen irgendwelcher Art und „Prägung" usw. Die Werteinheit ist die Differenz der Gefühligkeit des meist- und mindestgefühligen Gegenstandes, geteilt durch die Zahl der überhaupt (jeweils) vorhandenen Gegenstände. Sie wird aber nicht „willkürlich" errechnet, sondern ist biologisches Phänomen; die Währung gehört zu den Sitten und Gebräuchen einer Zeit, die alle nicht etwa „willkürlich", d. h. von einer sozusagen über dieser Zeit stehenden Instanz festgesetzt werden, nicht Wirkung einer (immanenten oder transzendenten) Ursache usw. sind, sondern Erscheinungen der Zeitverhältnisse, die geworden, nicht „gemacht", gewachsen, nicht „gewollt" sind (Wille hier in kausalem Sinne). Die Kaurimuschel ist ein Gegenstand; die Werteinheit „Kaurimuschel" (uraltes Zahlungsmittel bei vielen Völkern, besonders Afrikas) ist begriffliche Aktualität, Präsentanz (Symbol) der durchschnittlichen Gefühligkeit sämtlicher Gegenstände; die Gefühligkeit des einzelnen Gegenstandes wird nun ausgedrückt in der Zahl der Kaurimuscheln, die dafür gegeben wird, die den Gegenwert darstellt. Aber auch die Werteinheit ist nicht stabil, wenn auch stabiler als der Wert der Gegenstände. Die Inflationszeit war ein klassisches Beispiel für die Labilität der Währung, die also nur solange „währt", wie sie — währt.

Die Gefühligkeit eines Gegenstandes kann z. B. mit 5, die eines andern mit 3 ausgedrückt werden; die Differenz ist 5 minus 3. Die Zahl selbst ist aber lediglich quantitatives Rechenmittel; sie ändert ihren Charakter nicht, mag sie Gefühle oder Gegenstände oder Begriffe betreffen. Die Formel „fünf Gegenstände" enthält keinerlei Angabe über den Wert der Gegenstände; der Gegenstand selber ist „wertig", d. h. gefühlig. Indem aber auf dem Wege des Vergleiches die Gefühligkeit begrifflich erkannt und nach Graden unterschieden wird, kann sie auch zahlenmäßig ausgedrückt werden. Erst dann wird das einfache quantitative Zeichen zum Wertzeichen, wobei aber der Charakter der Zahl als quantitatives Rechenmittel erhalten bleibt, es werden eben Werteinheiten gezählt, das Wertzeichen gibt die Anzahl der Werteinheiten an, die ein Gegenstand präsentiert, die mit dem Gegenstand homogen sind. Lediglich in diesem Sinne ist ein Gegenstand mehr oder weniger wert: ein Gegenstand mit der größeren Anzahl dieser Werteinheiten ist eben mehr wert als einer mit der geringeren Anzahl, und zwar sind die Werteinheiten Symbole der durchschnittlichen Gefühligkeit aller vorhandenen Gegenstände. Somit ist mit der Bewertung eines Gegenstandes mit 5 und eines andern mit 3 nichts weiter gesagt, als daß beider Gefühligkeit in der angegebenen Weise verschieden ist. Es ist hierbei gleichgültig, ob diese Zahl das Vorzeichen „plus" oder „minus" trägt, ob die „Größen" positiv oder negativ sind. Die negativen Größen sind genau so viel wert wie die entsprechenden positiven; die negativen geben die Anzahl der Werteinheiten der Gegenstände weiblicher Linie, die positiven die der Gegenstände

männlicher Linie an. Die spezifische Anordnung des Gegenständlichen als Oeffnung oder Höhle nennen wir weiblich; ein Begriff „höherer Ordnung" hierfür ist die Null; der zum Inhalt der Oeffnung, der Höhle genetisch-assoziativ zugeordnete Endbegriff ist „Nichts". Negativ ist allgemeiner Begriff für weiblich, positiv für männlich. „Männlich" und „weiblich" sind modale und den modalen dichtbenachbarte idealische Aktualitäten, „positiv" und „negativ" sind dagegen Aktualitäten von Begriffszellen, die schon weiter von der modalen Sphäre entfernt liegen. Es ist klar, daß positiv und negativ keine Werte ausdrücken. In der Welt der Zahlen wird positiv mit dem sogenannten Pluszeichen (+), negativ mit dem sogenannten Minuszeichen (—) symbolisiert, obwohl plus und minus Komparative, positiv und negativ Positive sind. Sofern mit diesen Zeichen, mit plus und minus lediglich die Zugehörigkeit der Größe zu den positiven und den negativen, zu den oberhalb und den unterhalb der Abszisse befindlichen Größen angegeben wird, enthält auch plus und minus keine Wertangabe. +10 und —10 sind durchaus gleichwertig; dagegen ist die Größe +5 von der Größe +3 um 2 verschieden, d. h. um 2 Werteinheiten, sofern die Zahl Werteinheiten angibt. Ein Gegenstand mit der Wertbezeichnung +5 ist gleichwertig (gleichgefühlig) mit einem andern Gegenstand —5, dagegen höherwertig als ein Gegenstand +3 oder —3. In der Formel (+5) — (+3) ist also das „minus" Komparativ, ein „minder", und sofern die Zahl Werteinheiten angibt, ein Zeichen für den Vergleich eines größeren mit einem kleineren Wert; umgekehrt ist das Pluszeichen in der Formel (+5) + (+3) ein Zeichen für den Vergleich eines kleineren mit einem größeren (dem addierten) Wert. Im ersteren Falle ist die Zahl +2 Symbol der Wertigkeit (Gefühligkeit) des gegenüber der 5 und 3 Minder-wertigen, im letzteren Falle ist die Zahl 8 Symbol der Wertigkeit des gegenüber der 5 und 3 Mehrwertigen. Die Psychobiologie der Zahl bedarf einer gesonderten Darstellung.

Ein Gegenstand von einer bestimmten Gefühligkeit ist also mit einem andern von der gleichen Gefühligkeit gleichwertig, wobei es nicht darauf ankommt, ob der Gegenstand zur männlichen oder zur weiblichen Linie gehört. Welche Gefühligkeit, welchen Wert ein Gegenstand präsentiert, ist „Sache" der Art- und Individualspezifität, der Konstitution. Jeder Gegenstand ist bei jedem Gehirnwesen Aktualität einer andern modalen Zelle, die bei jedem Individuum verschieden weit von der sensilen Sphäre entfernt ist und jeweils von verschieden starken und verschiedenartigen Eronenströmen passiert wird usw. Die Wertsetzungen sind rein biologische Tatsachen, nämlich die im Ablaufe der Genese sich herausbildenden Entfernungen der einzelnen Gegenstände und Begriffe von der Gefühlsbeschaffenheit, so daß jeder Gegenstand und Begriff einen spezifischen „Gefühlswert" homogen mit seiner Gegenständigkeit bzw. Begriffigkeit darstellt: den Gefühligkeitsgrad, den Wertgrad (die Wertgröße). Die Gefühligkeitsgrade der einzelnen Gegenstände der einzelnen Individuen werden verglichen, und aus diesen Vergleichen der „persönlichen" Wertsetzungen ergeben sich die „gemeinen Werte" (Gruppen- und Artwerte), die den Gegenständen nun abgesehen vom persönlichen Werte eignen und nach denen gerechnet (ge- und verkauft) wird. Die Wertsetzungen werden in der Ethik und der Aesthetik, den wertenden Beschreibweisen angegeben; die Wertrechnung aber ist reine Pragmatik.

Die motivische Auffassung, daß der Wert ein Besonderes, abgesehen vom Gegenstand Vorhandenes sei, das dem Gegenstand „willkürlich" oder „unwillkürlich" beigelegt oder weggenommen, das im „Seelisch-Geistigen" oder mit Hilfe des Bewußtseins usw. erwogen, gemindert oder erhöht werden könne, kann realiter nicht gelten (außer als existent). Der Wert ist die Gefühligkeit, und alle Werte sind „Gefühlswerte", Identitäten und Symbole der auf dem Vergleichswege erkannten

Gefühligkeitsgrade der Gegenstände und der Begriffe. Die Gefühle selbst sind keine Werte, ihre möglichen Intensitäten (Erregungen) aber entsprechen den Wertschwankungen der Gegenstände und Begriffe, die sich innerhalb der Spezifität und da wieder inner- oder außerhalb der normalen Variationsbreite vollziehen.

5. Kapitel

Von der maturen Denkweise

§ 74. Erkenntnis: Wissen und Weisheit. Maturitätsgrade. Phantasie. Logik

Wissen und Weisheit sind die Kennworte für das mature, bes. das realische Denken. Der mature Mensch ist der Erkennende. Erkenntnis ist Wissen und Weisheit. Die drei Denksphären, voran die idealische, haben ihre höchstmögliche Entwicklungsstufe erreicht, ihre spezifische Wachstumsgrenze, die art- und individualspezifisch ist. Sie sind während des Wachzustandes sämtlich in hoher Funktion, vielmehr ihre hohe Gesamtfunktion macht den Wachzustand aus; in einer Denkzelle der einen oder andern Sphäre liegt jeweils das Bewußte. Die individuelle Anzahl der Denkzellen ist gleich der Zahl der für dieses Individuum möglichen Aktualitäten, und diese sind alle in der jeweiligen Aktualität symbolisch vertreten, derart, daß es anschauungsgemäß nur ein Objekt gibt, das immer-anders ist. Die Zahl der Objekte, deren Gesamtheit die „Welt" des Individuums ausmacht, ist also individuell verschieden, ist art- und individual-spezifisch. Nicht jeder Mature besitzt also die gleiche Anzahl Denkzellen, und ihre Zahl ist auch beim Individuum selbst nicht konstant, sondern wächst oder vermindert sich, indem neue Zellen sich differenzieren oder alte in die Involution übergehen und in abnehmendem Grade funktionieren, aus der Aktualität ausscheiden. Und ebenso ist die Zahl und der funktionelle Entwicklungsgrad der Assoziationsbahnen zwischen den einzelnen Denkzellen inter- wie innerindividuell verschieden. Aber die Denkweise ist ziemlich unabhängig von diesen Differenzen; sind die drei Denksphären, voran die idealische, höchstentwickelt, dann ist die Maturität erreicht, und die inter- und innerindividuellen Unterschiede in der Organisation der Denksphären fallen zusammen mit den Besonderheiten innerhalb der Maturität, mit den Maturitätsgraden.

Die Grenzen der Maturitätsgrade liegen freilich weit auseinander. An der untersten Grenze befinden sich die Menschen mit der relativ geringsten Zahl der Denkzellen und der Assoziationen bei relativ geringstentwickelter idealischer Sphäre, die aber immer noch höher entwickelt ist als die beiden andern Denksphären. Diese Grenze haben noch nicht erreicht die Menschen, deren Modalsphäre unter den drei Denksphären am stärksten entwickelt ist; dies eben sind die juvenilen Menschen; die Infantes sind die Menschen, deren sensile Sphäre aus der Embryonalzeit her noch überwiegt, deren modale und idealische Sphäre sich nach und nach differenziert, bis die modale den Primat erreicht. Das Ueberwiegen der idealischen Sphäre ist der Eintritt in das mature Alter, in dem also auch die beiden andern Denksphären ihre größtmögliche Entfaltung aufweisen. Die höchste Zahl von Denkzellen überhaupt und von Begriffszellen im besonderen sowie die Höchstzahl und Höchstfunktion der Assoziationsbahnen kennzeichnen den höchsten Grad der Maturität.

Es gibt viele Menschen, die die Maturität, wie ich sie hier verstehe, niemals erreichen. Die spezifische Wachstumsgrenze ihrer Hirnrinde liegt in einem Stadium, das in der überwiegenden Entwicklung der sensilen oder der modalen Sphäre besteht,

wobei in der Zahl der Denkzellen und ihrer Assoziationen die mannigfachsten Variationen vorkommen, auch hinsichtlich des Entwicklungsrhythmus der einzelnen Zentren. Solche Menschen bleiben also infantil (immer abnorm) oder juvenil (normal oder abnormal), ihre Begriffssphäre tritt mehr oder minder weit zurück, auch im späteren Alter; die Infantilen (genauer: Infantilisten) verbinden die Dinge nur in geringem Ausmaße (wenig Assoziationsbahnen) und in abnormer Art und deuten ihre Welt primitivdämonistisch, die Juvenes bleiben in der Kausalität und Konditionalität und Finalität, die wir als Entwicklungsformen des rohen Dämonismus erkannt haben. Die Infantes wünschen, die Juvenes wollen, und beide wissen nur in dem Maße, wie die idealische Denksphäre entwickelt ist, worin nun auch wieder innerhalb dieser Klassen die mannigfachsten Variationen und Kombinationen vorkommen.

Matur ist der Mensch, dessen Denksphären am höchsten entwickelt sind und dessen Begriffssphäre die beiden andern überwiegt. Es sind bei ihm also auch die sensile und die modale Sphäre relativ höchstentfaltet, so hoch, wie sie bei diesem Individuum überhaupt entfaltet sein können. Dabei haben sich beide Sphären natürlich im Gange des Daseins biologisch verändert, wie bereits früher dargetan. Die sensile Sphäre des Vierzigers ist nicht dieselbe wie die des Fötus oder Infans usw., sie ist auch reicher an Zellen und Assoziationen, diese Anreicherung gehört auch zur biologischen Veränderung. Der Primat (= das Ueberwiegen) der sensilen Sphäre in der Fötal- und der früheren Infantilzeit fällt mit der damaligen Höchstentwicklung zusammen; die modale Sphäre war damals in ihren Primärstadien. Das „Gefühlsleben" des Infans ist also durchaus verschieden von dem des Juvenis oder Maturus, zumal in der frühen Infantilzeit die sensile Sphäre überwog. Auch wann der Juvenis oder der Mature „von Gefühlen bewegt wird", wann sein Denken und sein Bewußtes in der sensilen Sphäre liegt, ist diese sensile Aktualität oder Aktualitätenreihe ganz anders wie beim Infans; auch dann, wann — bei gewissen Zuständen — die modale und die idealische Sphäre ausgeschaltet oder in ihrer Funktion gemindert ist.

Das Ueberwiegen der idealischen Denksphäre bei höchstmöglicher Entwicklung der Hirnrinde ist das Kennzeichen des maturen, besonders des realischen Menschen. Viele Zeitgenossen befinden sich im Interferenzdenken, d. i. im Uebergang vom motivisch-kausalen zum realischen Denken. Erst wenige haben das realische Denken (im psychobiologischen Sinne) erreicht. Und hiermit ist die Charakterisierung des maturen Zeitalters als das des Wissens und der Weisheit, der Erkenntnis gegeben. Der Reichtum an Wissen ist der Reichtum an Denkzellen überhaupt und an begrifflichen Denkzellen im besonderen; die Zahl der Denkzellen überhaupt und der Denkzellen der einzelnen Sphäre stehen in einem gewissen (art- und individualspezifischen, wechselnden) Verhältnis, das der Genese der einzelnen Denksphären und ihrer Teile entspricht. Der Reichtum an Weisheit ist der Reichtum an Assoziationsbahnen zwischen den Denkzellen; auch dieser Reichtum ist selbstverständlich ein biologisches Phänomen und kann auf motivischem Wege weder gemindert noch gemehrt werden: die Assoziationsbahnen wachsen oder wachsen nicht, wie die Denkzellen und alle andern Zellen (die Assoziationsfasern sind ja lediglich Fortsätze der Rindenzellen, nicht etwa selbständige Gebilde), eine „Einwirkung" im motivischen Sinne ist ausgeschlossen. Und jemand, der auf seine Weisheit stolz wäre, ist, insoweit er stolz ist, kein Weiser. Niemand „kann dafür", daß er so und nicht anders organisiert ist, und Lob und Tadel dafür sind motivische Phrasen (S. 257).

Die Fülle der Assoziationsbahnen entspricht der Fähigkeit, Einzelheiten unter gemeinsame „Gesichtspunkte" zu bringen. Man kann die Aktualität der Denkzelle mit

dem Aufleuchten einer elektrischen Birne vergleichen: je mehr Birnen an ein Stromnetz angeschlossen sind, desto mehr leuchten natürlich auf. Das „Aufleuchten" der Denkzellen geschieht allerdings nicht gleichzeitig, sondern nacheinander, aber die Aktualitätenreihe, die sich an eine „umfassende", d. h. höherbegriffliche Aktualität anschließt, ist das, was man Ueberblick nennt, und je mehr Assoziationsfasern von einer Denkzelle zu andern Denkzellen führen, desto reichhaltiger ist der Ueberblick, desto zahlreicher sind die am Symbol nächstbeteiligten Komponenten, desto deutlicher tritt an den Erscheinungen die „allgemeine Linie" hervor, desto schärfer ist das philosophische Denken. Der Wisser, der Wissenschafter ist der Mensch mit vielen Begriffszellen, der Weise der Mensch mit vielen Assoziationsbahnen. Die Zahl der Denkzellen und die der Assoziationsbahnen steht im allgemeinen in einem genetisch zu verstehenden Verhältnis, der Weise ist also auch im allgemeinen ein Wisser, aber er braucht es nicht zu sein, ein Mensch mit relativ wenigen Begriffen kann doch ein gutentwickeltes Assoziationsnetz haben und weiser sein als ein Mensch mit vielen Begriffszellen und relativ wenigen Assoziationen, ja es gibt viele Wissenschafter, die nichts sind als Wisser, die Subsumptionsfähigkeit des Weisen nicht verstehen, die Verbindung der Einzelheiten zu einem einheitlichen Bilde als „Phantasie" verwerfen. Darin haben sie recht: Phantasie ist idealische Assoziationsfähigkeit; eine einzelne modale Aktualität ist Ausgangspunkt einer mehr oder minder großen Reihe von Begriffen, um die idealische Erscheinung spinnt sich sozusagen ein ganzes Netz von Begriffen, die alle mit der modalen Aktualität assoziiert sind; aber die Phantasie verwerfen, heißt das idealische Denken verwerfen. Freilich ist bei manchen Menschen der Assoziationskreis um eine Erscheinung ungewöhnlich groß, sie kommen „vom Hundertsten ins Tausendste", verbinden Aktualitäten, die nach allgemeiner Hirnorganisation nicht verbunden sind, sind Dichter oder Phantasten, Neurotiker oder Psychotiker (Ernst Bleulers autistisches oder dereïerendes Denken), aber diese individuellen Differenzen sind systematologische, sind Komponenten des Normbegriffes, biologisch zu betrachten; es ist zu untersuchen, ob die Phantasiegebilde innerhalb der wissenschaftlichen Logik noch Platz haben oder nicht, aber die Phantasie aus der Wissenschaft überhaupt ausschalten wollen, ist unverständig. Hier sei gleich angemerkt, daß Logik Name und Begriff für das durchschnittliche idealische Denken ist, für den „üblichen" Assoziationsverlauf zwischen den einzelnen Begriffszellen und ihren Gruppen (Logik der Buchstaben und der Wörter). Auch die Logik ist also eine Art, eine nahe Verwandte der Phantasie, von ihr einmal graduell unterschieden: der Phantasiemensch verfügt über zahlreichere idealische Assoziationsbahnen als der Logiker, sodann der Organisation der Assoziationsfasern nach: beim Phantasiemenschen sind (auch) andere Denkzellen assoziiert wie beim Logiker. Oft genug hat sich der Phantasiemensch als der bessere Logiker erwiesen.

§ 75. Begriffsbestimmung von „wissen". Tempora. Wissen und Bewußtsein. Kosmische Situation. Bewußtsein und Sein

Ueber die eigentliche Bedeutung des Wortes „wissen" haben wir uns im § 22 geäußert. „Ich weiß" ist Perfektum und heißt soviel wie „ich habe gesehen". „Ich sehe" entspricht also der modalen Aktualität, dem optischen Wahrnehmen des Gegenstandes. „Ich habe gesehen" entspricht der idealischen Aktualität, d. h. „ich sehe" ist — abgesehen davon, daß die Formel als gesprochen akustische oder als geschrieben oder gedruckt optische modale Aktualitätenreihe ist — optische Begriffsreihe der ersten Zone (die der modalen benachbart ist), „ich habe gesehen" optische Begriffsreihe der zweiten Zone, deren Zellen der ersten Zone benachbart sind. Also die optische modale

Aktualität ist der optische Gegenstand; Name und Begriff für den Denkvorgang, in den diese optische Aktualität oder Aktualitätenreihe eingeschaltet ist, ist „sehen"; Name und Begriff für den optischen Begriff oder die optische Begriffsreihe ist „gesehen haben", ist „wissen". Der Gegenstand sei z. B. „Baum"; Baum ist eigentlich kein Gegenstand als eine Aktualität, als biologischer Punkt, sondern eine gegenständliche Aktualitätenreihe, aber wir fassen hier kurzerhand, obwohl ungenau, Baum als Gegenstand. Der optische Vorgang, in den die modale Aktualität „Baum" eingeschaltet ist, wird als „sehen" bezeichnet, diese Bezeichnung ist Name und Begriff für diesen optischen Vorgang, ferner auch, als gesprochen, akustische und, als geschrieben, optische modale Aktualität. Nun ist an diese modale Aktualität „Baum" der Begriff „Baum" assoziiert; den optischen Denkvorgang, in den die idealische Aktualität „Baum" eingeschaltet ist, nennt man „gesehen haben" (und „sehen werden"), dieses „gesehen haben" oder „wissen" ist „höherer" Begriff für „sehen", ist Aktualität der zweiten idealischen Zone, während „sehen" Aktualität der ersten (der modalen Zone benachbarten) idealischen Zone ist; ferner ist „gesehen haben", als gesprochen, akustische und, als geschrieben, optische modale Wortreihe. Das „Präsens" ist also Name und Begriff für die Denkvorgänge in der modalen Sphäre, das Imperfektum, Perfektum und das erste Futurum Name und Begriff für die Denkvorgänge in der ersten idealischen Zone, das Plusquamperfektum und das zweite Futurum ist Name und Begriff für die Denkvorgänge in der zweiten idealischen Zone. Die Tempora liegen in den drei Etagen (Zonen) der Begriffssphäre; diese sind natürlich nicht streng voneinander geschieden, so daß z. B. „wissen", das in der mittleren idealischen Sphäre liegt, ebenfalls noch zu einer „höheren" Begriffszelle (die also in der Hirnrinde weiter nach innen liegt), „wissen werden" oder „gewußt haben" und ferner zu Begriffszellen „ich hatte gewußt" und „ich werde gewußt haben" assoziiert ist; wir geben hier nur das Schema.

„Wissen" bezeichnet sonach eigentlich optische Vorgänge, hat aber bei den Menschen als „Augentieren" eine erweiterte Bedeutung gewonnen und steht nicht nur für „gesehen haben", sondern auch für „gehört, geschmeckt, gerochen, getastet haben", für alle Denkvorgänge der ersten idealischen Zone, ja für alle Vorgänge in der idealischen Denksphäre überhaupt. Aber damit nicht genug. Man kann die Denkvorgänge in den einzelnen Sphären so unterscheiden: die Denkvorgänge in der sensilen Sphäre als fühlen, von denen in der modalen Sphäre als wahrnehmen (im engeren Sinne) und von denen der idealischen Sphäre als wissen oder denken (im engeren Sinne). Der Primat des Auges unter den Sinnesorganen kommt nun auch zur Evidenz, indem „wissen" Kennwort für die realische Denkweise überhaupt ist, worin also die Denkvorgänge der drei Denksphären einbegriffen sind, somit das Analogon zu wollen — als Kennwort der juvenilen Denkweise — und wünschen — als Kennwort der infantilen Denkweise — ist; ferner aber auch, indem „wissen" Stammwort für das „Bewußte" ist, womit das Objekt schlechthin, mag dies Gefühl, Gegenstand oder Begriff sein, bezeichnet wird. Mit diesem Bedeutungswandel von „wissen" ist eine Verwirrung entstanden, die um so größer ist, als „wissen" in der Objektität liegt und aus den interindividuellen Verhältnissen in die Subjekt-Objekt-Beziehung übernommen worden ist, die wir ja anders wie mit „objektiven" Bezeichnungen nicht beschreiben können. Indes ist dieser Bedeutungswandel und die damit entstandene Verwirrung ein biologisches Geschehen, seine Phasen geworden, nicht „beabsichtigt" oder „gemacht", und die Analyse zeigt uns den Hergang.

Wir haben das Bewußte als Aktualität, als Objekt schlechthin erkannt. Nach bisheriger Auffassung ist mit Bewußtsein das, was Oswald Spengler „Wachsein"

nennt, bezeichnet, nämlich die Funktion des Gehirns, insbesondere der Hirnrinde, wobei allerdings diese Funktion, motivisch gedeutet, zu einer „psychischen Instanz" von autokratischer Macht, von eignem Willen usw., die ihrerseits Funktionen ausübt, verabsolutiert wird. Um so mehr tritt die begriffliche Expansion des Wortes „Wissen" hervor; das Wissen ist selber so ein kleiner oder großer Gott, der das Weltall „beherrscht", sich die „Erde untertan macht", dessen Einflußsphäre auf Unendlich abgestellt ist, der mit dem Gegengotte „Ignoramus ignorabimus" du Bois-Reymonds im steten Kampfe liegt. Die vorliegende Untersuchung hat nun aber dargetan, daß das Bewußtsein und das Bewußte zur Psyche im polaren Gegensatz steht, daß Bewußtsein und Bewußtes nicht psychisch, sondern physisch ist. Das Bewußte ist das Objekt, das Nicht-Bewußte das Subjekt, sofern die Subjekt-Objekt-Beziehung in den Denkzellen liegt. Eben für deren Funktion gilt das Wort „wissen" und seine Ableitungen. Die Beziehungen, die als unbewußte außerhalb der Denkzellen liegen, nennen wir auch Subjekt-Objekt-Beziehungen, aber sie haben mit dem Wissen nur insofern zu tun, als das Bewußte interpolarer Gegensatz zum Unbewußten und dieses Unbewußte Begriff aller Vor- und Nachaktualitäten ist, aller Vor- und Nachobjekte, diese als polare Gegensatzpartner zu „ihren" Subjekten genommen, die man auch als Vor- und Nachsubjekte bezeichnen kann, nur darf man nicht außeracht lassen, daß das Subjekt schlechthin mit Nichts identisch, also nicht-teilbar, nicht-lokalisierbar, nicht-existent ist. Also die außerhalb der Denkzellen liegenden Beziehungen sind, wie die innerhalb der Denkzellen liegenden auch, die Polarität nicht-seiend : seiend, sie sind aber nicht ins „Wissen" einbegriffen, sind nicht etwa als nicht-bewußt : bewußt zu bezeichnen, sondern als nicht-seiend : unbewußt, wobei das Nicht-Seiende das Subjekt, die Psyche, das Nicht-Veränderliche, das Nicht-Sichtbare, das Nichts usw. als Gegensatzpartner zum Unbewußten, nämlich den Vor- und Nachobjekten ist (vgl. § 100). Indem wir die Vor- und Nachobjekte als unbewußt bezeichnen, also in (interpolaren) Gegensatz zum Bewußten bringen, bestätigt sich wiederum die Präponderanz des Wissens; das Gegenwärtige ist das Bewußte, das Ungegenwärtige das Unbewußte; das Nicht-Gegenwärtige, das Nichts usw. heißt auch Nicht-bewußt, sofern die Beziehung und die Vor- und Nach-Beziehungen in den Denkzellen liegen, es heißt nicht-seiend schlechthin als polarer Gegensatzpartner des Seienden schlechthin. Das Gegenwärtige und Ungegenwärtige macht die Objektität aus, das Nicht-Gegenwärtige die Subjektität.

Bewußtsein ist nun Begriff (höherer Ordnung) für „alles" Bewußte. Das Objekt ist bewußt, heißt: es existiert die Bestimmtheit; diese und ihr Bewußt-Sein sind nicht etwa getrennt, so daß eines ohne das andere oder beides nebeneinander bestünde, sondern Existenz oder Bewußt-Sein und Bestimmtheit fällt in eine Homogenität zusammen, das Objekt ist das Bewußte. Hier ist also bewußt und Bestimmtheit oder Objekt identisch. Bewußt ist aber auch Begriff für alles möglicherweise Bewußte, für alle möglichen Objekte, für alles, was zur gegenwärtigen Objektität gehören mag. Indem das Objekt als Symbol angeschaut wird, zerlegen wir beschreibend das Ganze in „Stücke", in Teile, die Einheit in Vielheit und unterscheiden nun auch Gehirnwesen von andern Individuen. Den Gehirnwesen sprechen wir das Wissen und damit die Gegensätzlichkeit nicht-bewußt : bewußt zu, jedes von ihnen hat „seine Welt", steht (als Subjekt, als Ich) dem Objekt im Sinne des Bewußten gegenüber, hat zu gleicher Zeit mit „mir", dem „eigentlichen Ich" Bewußtes vor sich, das übrigens für die andern „Ichs" ebenso wie für „mich" Symbol des Unbewußten ist (§ 21). Somit sind und „haben" alle Individuen beschreibungsgemäß zu gleicher Zeit wie ich Subjekt-Objekt-Beziehungen, sind Subjekte zu ihren Objekten, und die Hirnwesen „haben" in ihren Denkzellen Subjekt-Objekt-Beziehungen, deren Objekt Bewußtes ist; zu gleicher Zeit

bestehen ferner alle möglichen Vor- und Nachbeziehungen als jetzt unbewußte polare Gegensätze und alle möglichen Verhältnisse als jetzt unbewußte interpolare Gegensätze, deren Wechsel die Veränderung des Objekts ist. Die Summe aller dieser Beziehungen und Verhältnisse nenne ich die kosmische Situation oder Situation schlechthin (s. auch § 94). Die Beziehungen bleiben konstant, die Verhältnisse wechseln (das Objekt ändert sich), und eben dieser Wechsel ist der Wechsel der Situation. Die biologische Summe aller die jeweilige kosmische Situation ausmachenden unbewußten Beziehungen und Verhältnisse ist das jeweilige Bewußte als die biologische Einheit (Homogenität, das Symbol) aller Summanden (Symbolkomponenten), das Bewußt-Sein der auf einander folgenden Aktualitäten ist das Bewußtsein. Wohlverstanden: es handelt sich hier um die Analyse des Begriffes „Bewußtsein", nicht um das Thema, ob es außer dem Bewußtsein noch anderes Sein, außer dem Bewußten noch anderes Seiendes gibt. „Bewußtsein" tritt hier lediglich als Aktualität einer idealischen Wortzellgruppe auf und somit als Symbol. Ueber die Fiktion, daß außer und zugleich mit dem Bewußten noch Anderes existiere, siehe §§ 87, 93, 100.

Bewußtsein ist also Begriff für alles Bewußtseiende, für das Seiende, sofern es bewußt ist. Jedes Bewußte ist ein Einzelfall, das Bewußte schlechthin ist Begriff für alle diese Einzelfälle, und Bewußtsein ist der Zustand aller dieser Einzelfälle. Ich hob schon hervor, daß sich der Zustand vom Zuständlichen nicht trennen läßt; jedem Bewußten kommt das Sein, das Bewußtsein zu, jedes Objekt, jedes Bewußte „ist" — oder die menschliche Anschauung wäre aufgehoben. Aber eben dieses Allgemeingültige, das in und mit jedem Bewußten erscheint, heißt Bewußtsein; dieses ist der Begriff für das „einzelne Sein", für die einzelnen Seine, sofern sie bewußt sind, eben für die einzelnen Bewußt-Seienden, deren jedes das allgemeine Bewußtsein präsentiert. In analoger Weise ist das Seiende Begriff für alles Seiende, abgeleitet natürlich vom Bewußten, und Sein der Zustand alles Seienden, der in und mit jedem einzelnen Seienden gegeben ist (vgl. § 100). Indem der Zustand vom Zuständlichen (genauer: das Zuständliche vom Zuständlichen, vom Objekt als zuständlich) nicht zu trennen ist (sonst würde ja das Zuständliche aufhören, zuständlich zu sein), fällt das Bewußte mit dem Bewußtsein, das Seiende mit dem Sein — in diesem Sinne — zusammen.

„Bewußt" ist einmal akustische und optische modale Aktualitätenreihe (als gesprochenes oder geschriebenes Wort); sodann akustische und optische idealische Aktualitätenreihe erster Zone, indem die modalen Eronen in die nächstbenachbarten idealischen Zellen, sich verändernd, überwandern; diese idealischen Zellen sind assoziiert mit zahlreichen modalen optischen, akustischen, olfaktorischen usw. Zellen. Weiterhin ist „bewußt" auch Aktualität einer idealischen Denkzellgruppe der zweiten Zone; diese ist nicht nur mit der Zellgruppe „bewußt" der ersten idealischen Zone und so mit deren Assoziationssystem assoziiert, sondern auch mit zahlreichen andern Denkzellen der verschiedenen Hirnzentren, so daß sie von sehr viel mehr nächstassoziierten Denkzellen als jene idealische Zellgruppe der ersten Zone Paßformen bekommen kann; diese Aktualität ist das „bewußt" als Begriff für „alles Bewußte". Und endlich ist mit dieser Zelle genetisch verbunden die idealische Zellgruppe dritter Zone „Bewußtsein", die einen noch größeren Assoziationskreis aufweist, auch mit der Zellgruppe „Sein" verbunden ist, deren Aktualität ein „Endbegriff" ist. Solche Endbegriffe sind außer „Sein" „Nicht-Sein", „Nichts", „Etwas", „Alles", „Psyche", „Physis", „Prinzip" usw. (s. auch §§ 50, 51). Alle diese (überhaupt alle) Wörter sind natürlich auch optische und akustische Wortgegenstände, und zwar zusammenfassende, abstrakte Wörter, ihre Begriffe sind als abstrakte Begriffe zu kennzeichnen.

Indem „Bewußtsein" den Endbegriffen so nahe steht, zeigt sich die überwiegende Rolle, die das Sehen und Wissen in der menschlichen Anschauung spielt: die gesamte Objektität hat ihre zusammenfassende begriffliche und namentliche Bezeichnung („bewußt") vom Sehakt her erhalten, und die Subjektität ist die polare Negativität dieses Begriffes und Namens. Und die Denkweise, die uns als die höchste dünkt, die des Weisen, trägt den vom Wissen abgeleiteten Namen: Weisheit.

§ 76. Wissen ist objektisch. Ausdrucksdifferenzen. Wissen als Tätigkeit und Zustand, als Transitivum und Intransitivum

W i s s e n l i e g t i n d e r O b j e k t i t ä t. Das Verhalten des Kindes zu seiner Welt ist mit „wünschen", das des Juvenis mit „wollen", das des Maturus mit „wissen" zu kennzeichnen. Haben wir das fötale Denken s e n s i t i v, das infantile Denken o p t a t i v, das juvenile v o l u n t a t i v genannt, so können wir das mature Denken k o g n i t i v nennen. Die Reihe „sensitiv, optativ, voluntativ, kognitiv" bringt (auch) die Gefühlsart und den Gefühlsgrad zum Ausdruck, die „die Welt" jeder Denkweise charakterisieren: die Gefühle „verdünnen sich" mit ansteigender Gehirnentwicklung, das Objekt des Fötus ist reines Gefühl, das des Wissers (Wissenschafters) am wenigsten gefühlig.

Kennzeichnen wir mit „Wunsch" und „Willen" die Denkweisen, somit auch die Ausdrucksweisen (Verhaltungen), die für eine gewisse Hirnentwicklung, eben die infantile bzw. juvenile, spezifisch sind, so werden wir nicht zögern, „Wissen" als Kennzeichnung des Denkens und des Verhaltens der Individuen einer gewissen Entwicklungsstufe des Gehirns gelten zu lassen. Die ursprüngliche Bedeutung des Wortes „wissen", nämlich „gesehen haben", weist schon darauf hin; aber auch in der besprochenen erweiterten Bedeutung ist Wissen immer noch kennzeichnend für die Motilität und Sekretion, wie sie für die mature Entwicklungsstufe des Gehirns typisch ist, also für den Ausdruck von Eronenströmen, die über eine vollentwickelte Gehirnrinde verlaufen, und zwar speziell über die idealische Sphäre, im weiteren Sinne aber über die Denksphären eines maturen Gehirns überhaupt, deren Funktion ja in einer dieser Höchstentwicklung entsprechenden Weise modifiziert ist. Auch diejenige mature Motilität und Sekretion, die — sagen wir kurz: modale oder sensile Eronenströme ausdrückt, ist ganz anders wie die eines juvenilen oder infantilen oder embryonalen Wesens; sie hat Kennzeichen des Maturen an sich, wie jene als juvenil oder infantil oder embryonal zu erkennen sind. Der Mature handelt besonnen, bewußt, überlegt, der Juvenis impulsiv, lebhafter, draufgängerisch, stürmisch, das Infans ungehemmt, unüberlegt, töricht, blindlings, „instinktiv", der Fötus und der Embryo „rein triebhaft".

Hiermit habe ich nur darauf hingewiesen, daß die Ausdrucksweisen der einzelnen Lebensalter sehr wohl unterschieden werden. Im Uebrigen sei betont, daß mit jenen u. a. Bezeichnungen lediglich biologische, und zwar genetische Differenzen der Reflexabläufe, also der biologischen Struktur und Funktion des Organismus angegeben werden. Reflex ist also das „triebhafte" wie das „instinktive" wie das „besonnene" Handeln. Das, was man „(s i c h)-ü b e r l e g e n" nennt, ist nichts anderes wie „begrifflich denken", das Wort bezeichnet den Verlauf der Eronenströme in den Assoziationsbahnen: sie gehen vom aktuell funktionierenden Modalzellkomplex über unaktuell oder (nunmehr) aktuell funktionierende idealische Zellen und deren Anschlüsse zu den Ausdrucksorganen. Z. B. die Frage „wie viel ist drei mal drei?" ist eine akustische modale Aktualitätenreihe, deren Endaktualität rascher oder langsamer — je nach der Geschwindigkeit des Eronenstromes in den Assoziationsbahnen — gefolgt wird von der asso-

zierten Aktualitätenreihe „neun" (oder einer andern, die dann „falsch" ist); man sagt, der Gefragte hätte sich die Antwort überlegt, und meint, er hätte es in seiner Macht, zu überlegen oder nicht, und müsse, wenn er unüberlegt antworte, getadelt oder sonstwie bestraft werden; er hat aber gar nichts getan, sondern sozusagen gewartet, bis die Aktualität „neun" erscheint, und er konnte auch gar nichts tun wie warten, es gibt keine Möglichkeit, den Ablauf der Assoziationen zu beschleunigen oder zu verlangsamen (siehe Anmerkung), die Eronenströme bewegen sich entsprechend der Spezifität, und die Assoziationsfasern sind so gebaut und differenziert, wie sie eben sind, daran kann „Wille" oder „Bewußtsein" oder „Energie" oder eine ähnliche „dämonische" Macht nicht das allergeringste ändern. Das Ueberlegen gehört zum Reflex, und unser aller Handeln und Sezernieren ist Enderscheinung von Reflexen.

Mit jenen Adjektiva werden realiter lediglich Intensitäts- und Qualitätsunterschiede der Ausdrücke der Eronenströme angegeben; der Embryo handelt im allgemeinen „für seine Verhältnisse" (also relativ) stürmischer, seine Motilität und Sekretion sind als reiner Gefühlsausdruck auch qualitativ primitiver als die späterer Lebensstufen, d. h. der Weg von der Aufnahmestelle der Eronen zur Abgabestelle ist kürzer, der Reflexverlauf also rascher, kurzschlußmäßig. Je komplizierter das Gefüge des Organismus wird, desto zahlreicher sind die Möglichkeiten der Reflexabläufe, desto länger kann ein Eronenstrom im sensibel-motorisch-sekretorischen System verweilen, desto größer eine von Aufnahme und Abgabe begrenzte Periode sein. Die Geschwindigkeit der Reflexabläufe ist individualspezifisch, und auch in dieser Individualspezifität liegen unübersehbare Variationsmöglichkeiten, sowohl hinsichtlich der einzelnen Reflexsysteme wie der Zahl der sich in ihnen bewegenden Eronen wie der sich ändernden Beschaffenheit der „einheimischen" Eronenkomplexe, der Reflexbahnen usw. Im allgemeinen aber kann man sagen, daß die Reflexe beim Maturen, beim Wissenden, Erkennenden, Weisen langsamer verlaufen als beim Juvenis oder Infans, beim motivischen Menschen überhaupt. „Besonnenheit" (σωφροσύνη) ist Name und Begriff für das Verhalten des Maturen. Er kann aber „nichts dafür", man darf ihn weder loben noch tadeln, er ist, wie er ist, und alle andern sind auch, wie sie sind. (Gegenüber der motivischen Denkweise ist diese — Banalität immerhin eine „Entdeckung".)

Man wird einwenden, daß „wissen" nicht Ausdruck von Eronen, nicht eine Tätigkeit sei, sondern einen Zustand bezeichne; ich weiß etwas oder von einer Sache. bedeute auch im motivischen Denken nicht, daß ich diesem Etwas gegenüber aktiv und dieses Etwas passiv sei, sondern eben nur, daß dieses Etwas mir bekannt, bewußt sei; das Tun, nämlich das Sehen, sei voraufgegangen, nun habe ich gesehen, d. h. ich wisse. Hierzu ist zu bemerken: Die Dinge haben verschiedene (je spezifische) qualitative und funktionelle (lokative) Veränderungs- oder Bewegungsgeschwindigkeiten, d. h. die „Größe" des Andersseins eines Individuums bei wiederholtem Aktuellsein ist verschieden von der eines andern, das im gleichen Zeitraum wie jener wieder aktuell wird. Ein Apfel verändert sich qualitativ rascher als ein Stück Eisen. Ein Pferd läuft rascher als eine Schnecke, verändert sich funktionell-lokativ = bewegt sich rascher als sie. Im allgemeinen haben die Gegenstände eine größere Veränderungsgeschwindigkeit als die Begriffe, besonders die höheren von geringer und geringster Gegenständigkeit, also großer und größter Begriffigkeit (die Kollektivbegriffe). Dies gilt natürlich auch für die Wörter: die gegenständlichen Wörter sind rascher veränderlich als die Individualbegriffe und diese als die Kollektiv-, besonders die Endbegriffe. Zur Bezeichnung der relativ geringen Veränderungsgeschwindigkeit — ein „absolut Unveränderliches" gibt es nicht — finden sich Wörter vor, zu denen Begriffe der höheren Begriffszonen

existieren. Der Begriff „wissen" = „gesehen haben" ist als Aktualität einer Denkzellgruppe der zweiten idealischen Zone weniger gegenständig als die Aktualitäten der Zellen der ersten und mehr gegenständig als die Zellen der dritten idealischen Zone; sie ist Objekt, und dieses ist immer-anders, aber in diesem Begriff und dem damit Bezeichneten sind eben nur noch wenig Bewegungselemente enthalten, er nähert sich den Begriffen, die noch deutlicher Zuständliches bezeichnen, aber auch der Endbegriff „sein" ist noch „Zeitwort", d. h. enthält Bewegungselemente, ist „bewegig" (vgl. § 89). Alle Intransitiva sind Begriffe mit relativ wenig Bewegungselementen und bezeichnen auch als gesprochene (gegenständliche) Worte Zuständliches = relativ langsam Veränderliches; die Denkzellen, deren Aktualität diese Begriffe sind, sind genetisch an solche angeschlossen, die der modalen Sphäre näherliegen, deren Aktualitäten Bezeichnungen für „bewegen", für die verschiedenen Arten des Bewegens sind. „Wissen" wird transitiv und intransitiv gebraucht, ebenso wie „wahrnehmen", „denken", „anschauen" usw.; es gibt eine Aktiv- und eine Passivform des transitiven Verbums, womit eben die Objektänderung angegeben wird; als Intransitiva gelten diese Begriffe für Bezeichnungen der Subjekt-Objekt-Beziehung, ohne aber die Bewegungselemente ganz verloren zu haben. Von „sein" gibt es keine Aktiv- und Passivform; dieser Begriff ist „Endbegriff", enthält nur noch Spuren von Bewegungselementen. „Denken" ist freilich mit „bewegen" synonym, und Begriffe wie „laufen", „rennen", „gehen" usw. bezeichnen Bewegungsarten und sind doch intransitiv, sie sind Aktualitäten idealischer Zellen, die an der Grenze zwischen erster und zweiter Zone liegen: sie bezeichnen eine Ortsveränderung, haben noch die Bedeutung*) transitiver Verba, auch noch einzelne passive Formen (es wird gerannt, gegangen usw.; scherzhafterweise sagt man auch, jemand sei gegangen worden); ebenso hat „werden" und „vergehen" noch transitive Bedeutung, wenn diese Verba auch als Intransitiva gebraucht werden. Man kann sagen: je näher die Denkzellen, deren Aktualitäten Zeitwörter sind, der modalen Sphäre liegen oder je entfernter sie von ihr liegen, desto mehr bzw. weniger Bewegungselemente weisen diese Zeitwörter auf, die Transitiva die meisten, die Transitiva, die zugleich Intransitiva sind, sowie die Intransitiva mit transitiver Bedeutung weniger, die „reinen" Intransitiva die wenigsten Bewegungselemente, sind am wenigsten „bewegig". Die „Bewegigkeit" der Zeitwörter als Begriffe entspricht der Gegenständigkeit der Hauptwörter als Begriffe; je begriffiger beide, desto mehr tritt die Bewegigkeit, die Gegenständigkeit zurück. Zur Bezeichnung der Subjekt-Objekt-Beziehung, die immer so ist, wie sie ist, werden Begriffe mit möglichst hochgradiger Begriffigkeit verwendet, z. B. wahrnehmen, denken usw.; es fehlen eben Denkzellen, deren Aktualität der polaren Gegensätzlichkeit, der Subjekt-Objekt-Beziehung genauer oder genau entspräche, die polare Gegensätzlichkeit begrifflich genau wiedergäbe, idealisch beschriebe; alle Begriffe, auch die „abstraktesten", die wenigst-gegenständigen oder -bewegigen, die begriffigsten sind eben auch Objekte, Veränderheiten des Objekts schlechthin, stellen also auch die Eigentümlichkeiten des Objektischen: Gefühligkeit, Gegenständigkeit, Begriffigkeit in den verschiedenen biologischen Abstufungen in biologischer Homogenität dar und sind anschauungsgemäß Symbole der raumzeitlichen Unterschiede; ihr Sein ist Symbol des Werdens, und „reines Sein" existiert nur als Begriff und Wort, nicht aber als ein vom Werden, von der Bewegung abgelöstes Objekt. Das „Sein an sich" und das „Seiende an sich", identisch mit dem „Ding an sich", wäre das Objekt, das kein Symbol wäre, wäre das Objekt als Nicht-Symbol, also gewissermaßen als

*) „Bedeutung" („Sinn") des Wortes s. § 62 Fußnote p. 216.

Subjekt, insofern dieses als Nichts mit dem Nicht-Symbol identisch genommen wird; dieses Objekt wäre also das Subjekt, d. h. die menschliche Anschauung wäre aufgehoben — und sie ist nicht aufzuheben. Um gar das Metaphysische, wie immer es benannt werden mag, adäquat zu bezeichnen und zu beschreiben, müßte man eine — metaphysische Sprache erfinden!

Wir haben also gefunden: „wissen" als Transitivum ist Name und Begriff, der einer Bewegung entspricht. Der Bergführer sagt: „Ich weiß den Weg"; es besteht ein interindividuelles Verhältnis des Führers zum Wege: der Führer weiß den Weg, der Weg wird vom Führer gewußt. Der Führer tut etwas, nämlich wissen; mit dem Weg geschieht etwas, nämlich er wird gewußt. Die Bewegigkeit ist freilich gering, und sie ist noch geringer in einem andern assoziativen Zusammenhange des Wissens, wobei es als Intransitivum erscheint: „ich weiß" schlechthin. Erinnert jenes Wissen als Tun an das verwandte „weisen", so das intransitive Wissen an denken als Intransitivum, das so viel wie „sein" ist (Descartes: cogito, ergo sum). Man fühlt aber deutlich die Bewegigkeit auch dieses intransitiven Wissens: zu dem „ich weiß" vermißt man ohne weiteres das Objekt-Individuum, auf das sich dieses Wissen erstreckt, das interpolarer Gegensatzpartner zu dem wissenden Subjekt-Individuum ist; das hier gemeinte Objekt-Individuum ist weggelassen, und diese Weglassung heißt nicht, daß es nicht da ist, sondern, daß es so allgemein ist, daß eine spezielle Bezeichnung nicht angeführt wird: das wissende Individuum weiß — überhaupt, weiß die sämtlichen Individuen seiner Welt. Das Wissen kennzeichnet hier also das spezifische allgemeine Verhalten des Individuums zu allen Individuen seiner Welt wie jenes bewegigere Wissen das Verhalten des Individuums zu einem bestimmten Individuum seiner Welt kennzeichnet; beide Male ist es Name und Begriff für ein spezielles Handeln, Bewegen, also für den Ausdruck von Eronenströmen, die über spezielle sensibel-motorische Verbindungen verlaufen sind.

Anmerkung 1.

Der motivische Mensch sagt, durch Verabreichung von kleinen Alkoholdosen, Koffein usw. lasse sich der Assoziationsablauf beschleunigen, durch Verabreichung von großen Alkoholdosen u. a. Giften verlangsamen oder lähmen. Der Sachverhalt ist folgender. Je nach der Anzahl der vorhandenen Paßformen nimmt jemand wenige z. B. Alkoholeronenkomplexe (Alkoholmoleküle) auf, diese wandern, sich, wie beschrieben, verändernd, auch in die Hirnrinde; mit den dortigen Paßformen gehen sie (chemische) Verbindungen ein, die eine größere Anzahl von Paßformen für die neuankommenden Eronen aufweisen, diese hochkomplexen Verbindungen sind im chemischen Sinne mehrwertig, haben mehr Affinitäten oder Valenzen als die nicht alkoholisierten Moleküle der Denkzellen. Das spezifische Eiweißmolekül der Denkzelle ist also in seiner Alkohol- oder Koffein- usw. Verbindung aufnahmefähiger für andere chemische Reste (Eronenkomplexe) geworden. Nun ist aber die Oxydation, die Aufnahme von Sauerstoff ständig im Gange, damit eine Veränderung des alkoholisierten Eiweißmoleküls und dessen Wertigkeit. Diesen biochemischen Veränderungen entspricht der Wechsel der „Reaktionen", die sich zwischen diesen einheimischen und fremden Eronenkomplexen abspielen und die man am Ausdruck der beteiligten Eronenströme beobachten kann. Die erhöhte Aufnahmefähigkeit und Bewegung von Eronen nennt man Beschleunigung des Gedanken- oder Assoziationsablaufes. Es können nun auch weitere Alkoholmoleküle — je nach der Zahl der vorhandenen Paßformen — aufgenommen werden. Bekanntlich haben ja alle Menschen Paßformen für Alkohol, in einer individualspezifischen Anzahl: der Alkoholiker hat mehr als der Temperenzler oder der Abstinente, und die Zahl der Paßformen wechselt obendrein in mehr oder minder ausgeprägten Amplituden (vgl. z. B. den Quartalsäufer), und zwar in Uebereinstimmung mit dem Wechsel der Situation, der kosmischen Lagerung aller Beziehungen und Verhältnisse. Die Aufnahme zahlreicher Alkoholmoleküle (deren Anzahl nun wieder individualspezifisch ist) verändert das spezifische Eiweißmolekül der Denkzelle in dem Sinne, daß immer weniger Affinitäten oder Valenzen, immer weniger Paßformen für weitere Eronenkomplexe vorhanden sind; das Eiweißmolekül ist schließlich gesättigt (spezifische Wachstumsgrenze) und weist erst im Gange der oxydativen Veränderung wieder Paßformen auf. Der graduellen Absättigung des Eiweißmoleküls der Denkzelle mit Alkoholresten entspricht die Verlangsamung des Gedanken- oder Assoziationsablaufes,

den wir wieder am Ausdruck der beteiligten Eronenströme beobachten können. Der Alkohol „greift" zuerst die Begriffssphäre, dann die Gegenstandssphäre, dann die Gefühlssphäre an, und zwar im Sinne der Beschleunigung („Anregung") wie der Verlangsamung („Beruhigung" bis „Betäubung") des Assoziationsablaufes. (Die Paßformen, Valenzen des Chemikers denken wir uns nicht als „frei", als vor der Ankunft des paßrechten Eronenkomplexes vorhanden, sondern als zusammen mit dem Partner erscheinend, vgl. Abschnitt über Formspezifität.)

Die Tatsache, daß jemand Alkohol usw. nimmt, ist nicht die Wirkung einer Ursache oder die Folge eines Grundes, sondern Zeichen dafür, daß hinreichend Paßformen vorhanden sind, daß er Reflexsysteme hat, deren Funktion das Trinken von Alkohol usw. ist. Es hängt keineswegs vom eignen oder fremden „Willen" (Zureden, Verführen usw.) ab, ob einer trinkt oder nicht; sind genug Paßformen da, so trinkt der Mensch, sind nicht genug Paßformen da, so trinkt er eben nicht. Bei manchen Menschen geraten die Trink-Reflexsysteme in aktuelle Funktion unter den Umständen der Verführung; diese Menschen sind eben biologisch so beschaffen, daß sie verführbar sind, sie sind aber zur Verführbarkeit nicht zu verführen. Auch das Vorhandensein von mehr oder weniger Paßformen ist nicht Ursache oder Grund des Trinkens oder Nichttrinkens, sondern biologische Tatsache, die wir am Trinken oder Nichttrinken bemerken. Die Paßformen sind ja nicht erst da und dann die Zufuhr von Alkohol usw., sondern die Paßformen der einheimischen Eronenkomplexe und des Alkohols sind zusammen da: im gleichen Moment, in dem die Aufnahme geschieht, sind die beiderseitigen Paßformen vorhanden, vorher sind sie „latent" oder „potentiell", sozusagen in Bereitschaft, unbewußt. Aber auch diese Bereitschaft ist nicht Ursache oder Grund, sondern eine biologische Beschaffenheit, eine Phase im Ablaufe des Geschehens, der raumzeitlichen Aufeinanderfolge der biologischen Erscheinungen, die gänzlich unabhängig ist von „psychischen Instanzen", Bewußtsein, Willen, Energie usw., für die die motivischen Ausdrücke „abhängig" oder „unabhängig" ebensowenig gelten wie für alles Sein und Werden. Somit gibt es keine „seelisch-geistige" Möglichkeit, den Ablauf der Assoziationen zu beschleunigen oder zu hemmen; die Annahme, daß es solche Möglichkeiten gäbe, ist motivische Deutung des biologischen Geschehens.

Anmerkung 2.

Der Begriff „Ding an sich" wird motivisch in mehrfachem Sinne gedeutet, und zwar 1. als Ding ohne Gegensatz, als das außerhalb der Anschauung Existente, von dem die „Erscheinung" nur ein Bild oder Gleichnis, nur ein Spezialfall sei; 2. als die allgemeine Ursache des Seienden, das „schöpferische Prinzip", das in allen Dingen sich manifestiere, ohne doch mit diesen Dingen identisch zu sein, und das auch alle Dinge wiederum in sich aufnähme; 3. als Begriff des Seienden („Ideal"), in den das Seiende als solches, als seiend, das Ding als solches, als dinglich, genauer noch das Sein des Seienden, das Dingliche des Dinges eingehe, so daß der Begriff das Seiende an sich und für sich, das Seiende als solches, als seiend, das Ding als allgemeines Wesentliches der Dinge, gewissermaßen das Dingliche abgesehen vom Ding darstelle. Hierzu ist anzumerken: 1. Es wird fingiert, daß es ein Objekt ohne Subjekt gäbe, also die Anschauung aufgehoben werden oder sein könnte. Es wird weiterhin fingiert, daß es ein Objekt außerhalb der Anschauung gäbe, womit wiederum die Anschauung fiktiverweise aufgehoben und ferner die Beschreibung mißverstanden wird: es wird die Beschreibung mit dem Beschriebenen verwechselt, es wird angenommen, daß der Beschreibung ein auch in der Gegenwart (nur außerhalb meiner Wahrnehmung) tatsächlich Existentes entspreche, und dieses fiktiverweise Existente mit der Beschreibung sogar identifiziert. Realiter existiert das Objekt lediglich als polarer Gegensatzpartner zum Subjekt und ist die Beschreibung die Entsprechung von Objekten, die jetzt Symbolkomponenten sind, also Vor- oder Nach-Objekte, Nicht-mehr- oder Noch-nicht-Objekte sind. Das Objekt ist weder Bildnis noch Gleichnis noch Spezialfall des „Dinges an sich", sondern es ist Symbol aller möglichen Objekte und könnte somit geradezu das „Ding an sich" selber sein. Zu 2. „Im Anfang" war das Chaos, d. h. das frühkindliche Erleben ist chaotisch, Ich und Du existieren noch ebensowenig wie andere Gegensätze, Unter- und Verschiedenheiten. Das „Ungeschiedene", das Alleine differenziert sich dann rein biologisch-genetisch, gemäß der Differenzierung der Hirnrinde als des Organs des Bewußtseins, also gehen alle Dinge aus dem urtümlichen Chaos hervor, und dieses Chaos wird als die schöpferisch-zerstörerische Allmacht dämonisiert, sie heißt auch Natura, Materia, das Ewig-Mütterliche (materia — mater), das sich dann in der Gestalt der Mutter, des Weibes personifiziert, auch das Göttliche, das aus seiner metaphysischen Unerforschlichkeit die Welt erzaubert und in patriarchalischen Zeiten (auch) als männliches Wesen „gedacht" wird. Ist also das „Ding an sich" das schöpferische, zerstörerische Prinzip „hinter" den Dingen („meta"-physisch), so eben das urtümliche „anfängliche" Chaos als solches und als dämonische Allheit gedeutet. Zu 3. Der Begriff liegt im „Jenseits" (§ 89), nicht mehr im „Diesseits" der Gegenstandswelt. So findet im „Ding an sich" das Rätsel des „Jenseits" eine neue Form. Die sphärische Gliederung der Hirnrinde ist da noch nicht entdeckt. Der Begriff wird als „psychisch", als dämonische Macht (Gewissen, Wissen usw.) aufgefaßt und in der Verlegenheit

sogar mit dem Gefühl identifiziert, das man ja bisher auch als psychisch, ja direkt als das schöpferische Prinzip, als „Ding an sich" angesprochen hat. Der Begriff als Aktualität der idealischen Denkzelle ist gewiß nicht mehr Gegenstand, aber er ist Objekt wie der Gegenstand und das Gefühl und somit auch Symbol (vgl. § 51). Indem der Begriff nicht mehr Gegenstand ist und in der „Unendlichkeit" liegt, (§§ 98, 102), wird auch er vom Motiviker als „Ding an sich", als „das Wesentliche aller Dinge" (sozusagen ihr Extrakt, ihre Quintessenz) und so als „das Ewig-Seiende", als „die eigentliche Wirklichkeit", als die irgendwie „die Sinnenwelt" = „die Dinge" erstellende Macht gedeutet (vgl. Platons „Idee", Ideokratie usw.).

Realiter ist die Formel „Ding an sich" ein Präsentant der Frage nach der Herkunft in der Philosophie. Diese Frage wird im vorrealischen Denken in irgend einer Form dämonistisch aufgefaßt, im realischen Denken als Frage nach dem einheitlichen Ursprung, aus dem sich rein biologisch die Vielfalt der Dinge entwickelt hat, — sofern man die Formel „Ding an sich" überhaupt verwendet.

§ 77. Wissen als Gesamtheit des Gewußten. Motivische und realische Wissenschaft. Gewißheit. Gewissen

Dieser Gelehrte verfügt über ein großes Wissen, sagen wir anerkennend. In diesem Zusammenhange ist Wissen Name und Begriff für die Summe der idealischen Aktualitäten dieses Individuums, und zwar der phänomenalen (der sogenannten Erinnerungsbilder) wie der phänomenologischen (der Wortbegriffe). („Erfahrung" — im engeren Sinne — ist dagegen Name und Begriff für die Summe der modalen Aktualitäten eines Individuums. Wir sprechen von Wissensschatz analog dem Erfahrungsschatz, doch werden beide vielfach identifiziert, indem die Erfahrung — modal — in das Wissen — hier idealisch — übergeht.) Hier ist also Wissen Substantivum, steht für die Gesamtheit des Gewußten, aber die Herkunft vom Zeitwort ist diesem Substantiv — wie allen zum Substantiv erhobenen Infinitiven — auch sinngemäß ohne weiteres anzumerken: es erinnert an das Verhältnis zwischen den Individuen, das wir als „wissen" bezeichnen, also an eine Tätigkeit, an Bewegung. „Das Wissen" ist dasselbe wie das (noch nicht gebräuchliche) Substantiv „die Wissung" (analog Weisung, Wahrnehmung, Anschauung usw.), bezeichnet zunächst Objektisches, nämlich das immer-andere Objekt als gewußt und die Veränderung als wissen, ferner aber auch die Subjekt-Objekt-Beziehung, deren Beschreibung, wie gesagt, nur in objektischen Wort- und Satzbildungen möglich ist. Diesem Doppelsinn der Wörter, die einmal das interindividuelle Verhältnis (Objekt und Objektänderung), dann aber auch die Subjekt-Objekt-Beziehung (Zustand, Polarität) bezeichnen, entspricht eine Schwierigkeit der Verständigung: man müßte sich immer erst einigen, in welchem Sinne ein Wort, ein Satz gemeint ist, sonst redet man vielfach „an einander vorbei". Die motivische Identifikation des Subjekts mit dem Subjekt-Individuum und des Objekts mit dem Objekt-Individuum und anderseits die aufdämmernde Erkenntnis, daß Subjekt und Objekt zusammen die Zugleichheit sind, die man Individuum nennt, ist eine weitere Komplikation, die sich im „Streit um Worte" äußert.

Zum Wissensschatze gehören — entsprechend der Herkunft des Wortes „wissen" von „sehen" und der expansiven Einbeziehung der Funktionen der andern Sinnesorgane — alle Objekte, alle Verändertheiten des Objekts und die Veränderung selbst. Auch die Gefühle gehören dazu. Aber diese Zugehörigkeit zum Wissensschatze besteht nur insofern, als die sensilen und die modalen Aktualitäten mit idealischen genetisch-assoziativ verbunden sind. Das Wissen — in diesem Sinne — liegt in der idealischen Sphäre. Der Fötus hat Gefühle als Aktualitäten der sensilen Sphäre, aber er „weiß" nicht davon, er „erlebt" die Aktualitäten ohne Beteiligung der idealischen Sphäre, die noch nicht zu aktueller Funktion entwickelt ist. Das Kind erlebt im analogen Sinne die sensilen und modalen Aktualitäten und „weiß" nur insofern von

ihnen, wie sich im Gange der Entwicklung Begriffszellen differenziert haben. Die Aktualitäten, die lediglich erlebt werden, nennen wir zwar auch „bewußt" und sprechen in diesem Sinne dem Fötus, dem jungen und heranwachsenden Kinde „Bewußtsein" zu, indem wir die in den Denkzellen liegende Subjekt-Objekt-Beziehung mit nicht-bewußt: bewußt bezeichnen. Wir sagen, das Bewußtsein „liege" bald in dieser, bald in einer andern Sphäre und Denkzelle; ferner werden wir jemandem, dessen Begriffssphäre kürzere oder längere Zeit von der Aktualität ausgeschaltet ist (z. B. in gewissen Stadien der Suggestion oder der Hypnose), das Bewußtsein nicht absprechen können. Das Wissen aber hat im Sprachgebrauch eine engere Bedeutung: ich weiß eine Sache oder von einer Sache erst, indem der sensilen oder modalen Aktualität eine genetisch assoziierte idealische Aktualität folgt oder gefolgt ist. Streng genommen dürfte auch nur die idealische Aktualität, der Begriff bewußt genannt werden; man müßte dann für die modalen und die sensilen Aktualitäten Bezeichnungen erfinden, die dieselbe Bedeutung haben, wie sie jetzt das Bewußtsein hat; vorläufig sind solche Bezeichnungen nicht da.

„Wissenschaft" nennt man die höher- und höchstdifferenzierten Grade des Wissens. Wissenschaft, motivisch genommen, ist Bezeichnung für die Wirklichkeit, realisch genommen, für die Wahrheit, soweit beide in der idealischen Sphäre liegen. Wie gesagt, ist die idealische Sphäre für sich allein nicht tätig, sondern immer im (genetischen) Zusammenhange mit der modalen und sensilen Sphäre. Die idealische Wirklichkeit (Wahrheit), d. h. das Objekt als Begriff und seine Veränderung, motivisch (realisch) gefaßt, existiert nur im (genetischen) Zusammenhange mit der modalen und der sensilen Wirklichkeit. Die polymorphen Nervenzellen der Hirnrinde sind fast ausnahmslos über die Pyramidenzellen zu erreichen, ihre Dendriten steigen nur in wenigen Fällen bis in die Nähe der Hirnoberfläche empor. Daher der Name „Idealisation": die sensilen Eronen wandeln sich auf ihrem Wege zu modalen Zellen in Paßformen für diese um, und weiterhin die modalen Eronen wandeln sich auf dem Wege zu Begriffszellen in entsprechende Paßformen um, die Gefühligkeit und Gegenständigkeit des Begriffs ist relativ gering. Somit ist Wissen idealisches Denken, motivische Wissenschaft idealische Wirklichkeit (die Wissenschaft „denkt" noch vorwiegend kausalisch und konditionell oder finalisch, daher „Wirklichkeit"), realische Wissenschaft idealische Wahrheit. Die idealische Wirklichkeit bzw. Wahrheit entspricht der modalen und der sensilen Wirklichkeit bzw. Wahrheit, diese „gehen" in jene „ein", gehören in diesem Sinne zu ihr. Der Begriff ist biologisches Umwandlungsprodukt des Gegenstandes und des Gefühls. Die Wissenschaft „fußt" also auf den „Tatsachen", den Gegenständen und den Gefühlen. Die Gegenstände und die Gefühle sind ihre „Materialien", auch dann, wann die Wissenschaft „Geisteswissenschaft", nicht „exakte Wissenschaft" ist: jene Beschreibung liegt bloß eine Strecke weiter vom Beschriebenen (der Phänomenalität) entfernt als diese und heißt daher auch abstrakte, diese konkrete Wissenschaft. (Siehe auch § 78.) Die motivische Wissenschaft deutet, die realische Wissenschaft beschreibt einfach, jene sucht nach metaphysischen (wirkenden) Ursachen, diese nach physischen Ur-Sachen, nach Vor- und Nachsachen, jene nach kausalen, konditionalen, finalen, diese nach zeiträumlichen Zusammenhängen, jene fragt „warum?" und „wozu?", diese gibt an, was ist, jene ist oft phraseologisch, diese gesprochene Mathematik, jene ist vorwiegend horizontale Erweiterung, diese vorwiegend vertikale Erhöhung, diese sagt resignierend „ignoramus — ignorabimus", diese „non ignoramus".

„Gewißheit" ist Name und Begriff für die Existenz des Gewußten. Das Bewußte ist die Aktualität der Denkzelle schlechthin, das Gewußte ist die idealische

Aktualität; diese ist also auch bewußt, und anderseits „begreift" das Gewußte die modale und die sensile Aktualität. Ist die sensile und die modale Aktualität in die idealische „eingegangen", dann ist das ihnen entsprechende Gewußte da, und den Zustand des Gewußten, der in und mit der Existenz des Gewußten gegeben ist, bezeichnet man mit „Gewißheit" — man könnte auch sagen „Gewußtsein". Gewiß ist das Gewußte. Ein Gefühl, ein Gegenstand ist bewußt, aber ungewußt und ungewiß. Der Begriff, der einem Gefühl, einem Gegenstand entspricht, ist gewußt und gewiß. Gewiß wird ein Gefühl, ein Gegenstand, indem sie in den Begriff eingehen, indem sie „begriffen werden"; ein Gewußtes oder Gewisses, ein „Begriffenes" ist nicht mehr Gefühl oder Gegenstand, sondern der genetisch-assoziativ zugehörige Begriff. Z. B. ist die Liebe, soweit sie gewußt wird, nicht mehr Gefühl, sondern Begriff. Die Bewegung des sensilen oder des modalen Eronenkomplexes in die Begriffszelle ist das Gewißwerden, das Begriffenwerden, das Innewerden (Er-innerung), und die Aktualität der idealischen Zelle ist eben der Begriff, das Gewußte, das Gewisse, das die Gewißheit präsentierende Objekt. Je näher die modalen Zellen der idealischen Sphäre liegen, desto mehr gewinnen ihre Aktualitäten den Charakter der Gewißheit, bleiben aber immer noch ungewiß; nur der Begriff ist gewiß. Damit ist aber nicht gesagt, daß der motivische Mensch diese Gewißheit nicht bezweifelt, kausal zerlegt, daß er also im Begriff eine Gewißheit im realischen Sinne hätte; die motivische Gewißheit ist vielmehr genau so zweifelig wie die Aktualität überhaupt, immerhin liegt in der Bezeichnung des Begriffes als „gewiß" ein Uebergangsphänomen zum realischen Denken, das nicht mehr zweifelt, zur definitiven Gewißheit.

Die Gewißheit als solche hat realiter keine Grade; es kann nicht etwas mehr oder weniger gewiß sein, sondern gewiß ist gewiß. Ebensowenig hat das Bewußte — als bewußt — Grade: bewußt ist bewußt, kann nicht mehr oder weniger bewußt sein; das Unbewußte ist nicht das Mehr- oder Weniger-Bewußte, sondern das Nicht-mehr- und Noch-nicht-Bewußte. Dagegen hat das Bewußte Unterschiede in „Helligkeit" — je nach der Zahl der beteiligten Eronen, nach der Intensität der jeweils passierenden Eronenströme (siehe hierzu § 95); indem das Gewußte bewußt ist, hat es auch Helligkeitsunterschiede. Das Nicht-Gewisse, der polare Gegensatzpartner zum Gewissen ist das Subjekt, die Psyche, das metaphysische Ich. Das Ungewisse ist der interpolare Gegensatzpartner zum Gewissen. Das Nicht-Gewisse kann nie gewiß werden, wohl aber das Ungewisse. Analog kann das Nicht-Bewußte nie bewußt werden, wohl aber das Unbewußte. Zum Ungewissen gehört — außer den modalen und sensilen Aktualitäten — das Unbewußte; indem das Bewußte Symbol des Unbewußten ist und das Gewußte ebenfalls Bewußtes ist, ist das Gewußte, das Gewisse Symbol des Unbewußten.

Das „Gewissen" ist die ethische Bezeichnung für „Wissen" und wird wie dieses im vorrealischen Denken motivisch gedeutet. Die biologische Tatsache der Existenz der Begriffe wird in der Frühzeit so gedeutet, als ob Wissen ein Dämon wäre. Das Erwachen der Begriffe wird mit Schuld und Strafe, Sünde und Sühne (deren Widersprüchlichkeit im dämonistischen Denken wir kurz dargestellt haben) in Verbindung gebracht, d. h. die Assoziationen zwischen den Denkzellen verlaufen derart, daß sich an die Urgegenstände und ihre männlichen und weiblichen Abkömmlinge Begriffszellen anschließen, deren Aktualität ebenfalls männlich oder weiblich ist, und indem die Aktualität die folgende hervorbringt, Ursache, Grund, Schuld der andern ist, die demnach Wirkung, Folge, Ergebnis, Sühne ist, kurz indem das Objekt motivisch zerlegt wird, und indem hierbei „religiöse Motive" entstehen (vgl. § 61), zerfällt auch die begriffliche Aktualität in diesem gegensätzlichen Sinne, wird zu Ursache und Wirkung, zu Schuld und Strafe, zu Sünde und Sühne, zu Gut und Böse usw. Wie sollte auch

der Begriff als Aktualität eine Ausnahme machen! Alle Aktualitäten werden motivisch zerlegt, also auch der Begriff (natürlich nicht mit „Absicht" usw., sondern diese Deutung ist biologischer Vorgang). In der Zeit der genitalen Entwicklung bis mehr oder minder weit in die Pubertät hinein ist die religiöse Deutung der Aktualität am stärksten ausgeprägt, und so ist auch der Begriff, das begriffliche Denken, das Wissen in mehr oder weniger weitgehender Konsequenz (je nach der Sexualkonstitution) Sünde und damit Sühne zugleich. Die völkergeschichtlichen Perioden, die man rückblickend gewöhnlich Mittelalter heißt, entsprechen der ontischen Spätinfantilität: der Aberglaube, die Unwissenheit feiert ihre Triumphe; Wissen ist geboten und verboten zugleich; jedes Volk, jeder einzelne erlebt eine Periode des „Hexenwahns" und hat Scheiterhaufen die Fülle errichtet. Diese Zeit wird abgelöst von der Pubertät: das Volk erlebt seine Renaissance, seine Aufklärungsperiode wie der Einzelne, d. h. die Gehirnentwicklung erreicht die Stufe, auf der die Zahl und die Differenzierung der Begriffszellen in lebhaftem Schub zunimmt. Nun tritt zwar die naive Personifikation, die Gegenständigkeit der „Dämonen" vor der Begriffigkeit, der „theoretischen" Deutung des Weltbildes allmählich zurück, aber die motivische Denkweise bleibt auch da noch erhalten, bis der neue Uebergang, die neue Pubertät, die Ablösung von der Kausalität, die Zeit der Reife, letztens des realischen Denkens einsetzt und je nach dem Maturitätsgrad des Individuums die Kausalität, Konditionalität und Teleologik in die Realität (Rationalität) übergeht.

In der infantilen und frühjuvenilen Periode ist das Wissen also gleich sündigen und sühnen, und wie diese Begriffe sich auf die Urtat, die Ueberwindung des Vaters-Gottes beziehen, so das Wissen überhaupt. Die Lüftung des verschleierten Bildes zu Sais muß der Verwegene mit dem magischen Tode büßen; nur der Irrtum ist das Leben, und das Wissen ist der Tod. Der Wissende ist der Eingeweihte, der μύστης, der die Pubertätsweihe empfangen hat, der die Geheimnisse der Großen kennt und ausübt (s. auch p. 228 Fußnote und §§ 43, 62). Und die Pubertät ist ein Uebergang wie die Geburt und wie das Sterben. Schon die Geburt gilt als Sünde, Inzest, Schwerverbrechen, das mit Marter und Zerstückelung, Entmannung, mit dem (tatsächlichen oder symbolischen) Tode bestraft wird, und wie die Geburt mit ihrer Angst und ihren Schmerzen Sünde und Sühne zugleich ist, ist auch die Abnabelung und Beschneidung Sünde (symbolische Tötung, Entmannung) und Sühne (Verlust der Mannheit) und so auch das Pubertätserlebnis, der Uebergang ins mannbare Alter, in dem — nach dem Vatermord — der Koitus vollzogen wird, somit die Lüftung des Geheimnisses, die Tat, die zu Urzeiten mit dem Tode zusammenfiel, die höchste „Fleischeslust" und schwerste Strafe war. So ist das Wissen Sünde, und doch muß man wissen, „um" den „Fallstricken des Bösen" zu entgehen; man muß erkennen, d. h. sündigen (Wurzel GEN, γεννάω zeuge), und man muß erkennen (Stamm GNO, γιγνώσκω erkenne — s. auch Anm. zu § 23), „um" das Böse zu meiden. So ist das Wissen gut und böse zugleich, eine innere Stimme, zwiegespalten wie die Zunge der Schlange, ein δαιμόνιον, ein Dämon gedoppelt oder zwei Dämonen, ein guter und ein böser, ein rechter und ein linker, ein gutes und ein schlechtes Gewissen, die gegeneinander im Streite liegen, und jeweils siegt das eine über das andere, handelt der Mensch gut oder böse, wobei das gute oder das böse Gewissen als Ursache oder Wirkung fungiert.

Weh uns Unglücklichen! „Das Wissen wächst, die Unruh' wächst mit ihm" (Goethe). Je mehr sich die Welt differenziert, desto mehr Sünden und Sühnen! Jedes Gefühl, jeder Gegenstand, jeder Begriff — „alles" kann gut und kann böse sein: es fehlt jedes sichere Kriterium. Das Gute kann verkapptes, zur Verführung getarntes Böses, das Böse kann zur Läuterung von Gott gesandtes Gutes sein, nie kommen wir aus dem

Karussell des Denkens, aus dem ethischen Wirrsal, aus dem Ignoramus, aus dem Schwanken zwischen Himmel und Hölle, aus dem Kampf zwischen den „zwei Seelen in der Brust" heraus, immer ist die Seele der Kriegsschauplatz der oberen (im freigetragenen Kopfe, in den „edeln Organen" wohnenden) und der unteren (in den verhüllten, geheimen, „unedeln", „tierischen" Regionen wohnenden), der göttlichen und der teuflischen Mächte, der bösen und daher von den guten „in den Orkus des Unbewußten" verdrängten Wünsche, Triebe, Dämonen, psychischen Instanzen und ihren Verdrängern (S. Freud). Das Wissen ist „der Geist", metaphysisch wie die Seele, die ihn aus sich gebiert und deren ewiger Widersacher dieses eigne Geschöpf ist (L. Klages). Der Geist baut sich den Körper, und wiederum ist der Körper geistfeindlich. Unablässig ringt der gute (heilige) Geist mit dem bösen (unheiligen) Geiste — usw. usw. Kein Licht in der Finsternis!

Nun, hier ist endlich die Erlösungslehre: die Psychobiologie, die biologische Philosophie. Sie ist nicht eine dämonistische Welterlösungslehre, keine Dogmatik, die „das Böse", wie immer es benannt werden mag, aus der Welt schaffen will und dazu eben „das Böse" immer wieder, grundsätzlich setzen muß — und sich somit selber aufhebt. Die Psychobiologie erlöst in rein biologischem Reifungsprozeß vom dämonistischen Denken aller Schattierungen, vom Leib-Seele-Problem aller Ausformungen, von allen weltanschaulichen Zweifeln. Die Deutung (deuten svw. zweifeln) der Welt in das physisch-metaphysische Zwie erweist sich als Fiktion, als Als-ob und entfällt somit; die Welt ist die Gesamtheit meiner Aktualitäten, also einheitlich, rein physisch, biologisch. Der Mensch ist nicht ein Doppelwesen aus Seele-Geist und Leib, sondern ein rein biologisches Reflexwesen, die sogenannten seelisch-geistigen Vorgänge sind rein biologische, nämlich Funktionen der Reflexsysteme, und der Organismus ist eine ganzheitliche Organisation von (je spezifischen) Reflexsystemen. Der Mensch ist, wie er ist, und niemand „kann dafür", daß er so ist, denkt und tut, wie er ist, denkt und tut, niemand ist „schuld" an seiner biologischen Beschaffenheit. Die dämonistische Auffassung von Schuld und Sühne, Verantwortung, Selbstbeherrschung, Wille, Gewissen usw. mit all ihrer unlösbaren Widersprüchlichkeit, ja mit ihrer Selbstauflösung entfällt im realischen Denken — wie alle Dämonie. Der Mensch kann nicht so, aber durch Wirkung psychischer Kräfte, die nun wieder „das Ich" beherrschen solle, auch anders denken und tun, sondern er denkt und tut gemäß seiner Reflexstruktur, er hat keinerlei metaphysische Wahl. Der Gesunde denkt und handelt richtig, gut und schön innerhalb der normalen Variationsbreite, der Kranke falsch, böse und häßlich innerhalb der abnormalen Variationsbreite, und wie der Gesunde nicht dafür kann, daß er gesund ist, so der Kranke nicht dafür, daß er krank ist, jener verdient dafür kein Lob, dieser dafür keinen Tadel und Vorwurf. Lob und Tadel sind lediglich Urteile über biologische Verschiedenheiten, die sich der Mensch nicht aussuchen kann, sondern die er (erbbiologisch) hat. Der Wille ist der Hungerreflex, das Anfangsstadium jedes Erlebnisses, auf das die Angst-, Schmerz-, Trauer- und Freudestadien folgen, das diese aber nicht bewirkt. Der Schuldige ist nicht schuld an seiner Schuld, und die Sühne ist die rein biologische Folge der Schuld. Aus der Statistik der Einzelfälle ergibt sich das Gesetz der immanenten Gerechtigkeit („Alle Schuld rächt sich auf Erden") und das Gesetz der immanenten Ungerechtigkeit („Es ist der Fluch der bösen Tat, daß sie fortzeugend Böses muß gebären"). Das Gewissen ist nicht eine zwiespältige dämonische innere Stimme, sondern das Stadium der begrifflichen Selbstprüfung, also ein rein biologischer Vorgang. Der Gesunde hat immer ein (mehr oder weniger) gutes, der Kranke ein (mehr oder weniger) schlechtes Gewissen. Verantwortlich ist der Mensch derart, daß er über sein biologisches Verhalten Rede und Antwort stehen muß

und steht, geprüft und beurteilt wird. Der realische Mensch versteht die Bestimmtheiten der Einzelwesen und der Gemeinschaften als biologische Phänomene und ist im Sinne des Verstehens mit ihrem Dasein (wenn auch nicht immer mit ihrem Sosein) einverstanden*). Er ist in letzter Ausreifung, in letzter Klarheit ethisch (moralisch, rechtlich, religiös); er hat erkannt, was es zu erkennen gibt, er ist erlöst, und eine andere Erlösung gibt es nicht wie die realische Erkenntnis.

Anmerkung.

Auch *Freud* faßt das Gewissen (wie auch Wunsch und Willen) noch dämonistisch auf. Nach seiner „metapsychologischen" Theorie entwickelt sich aus dem Ich durch „Sublimierung" das Ich-Ideal oder Ueber-Ich. In diesem Ueber-Ich identifiziert sich der Sohn mit dem Vater in dem Sinne, daß es gebietet: „So wie der Vater sollst du sein!" und verbietet: „So wie der Vater darfst du nicht sein" (Das Ich und das Es, S. 40). „Das Ueber-Ich wird den Charakter des Vaters bewahren, und je stärker der Oedipuskomplex war, je beschleunigter (unter dem Einfluß von Autorität, Religionslehre, Unterricht, Lektüre) seine Verdrängung erfolgte, desto strenger wird später das Ueber-Ich als Gewissen, vielleicht als unbewußtes Schuldgefühl über das Ich herrschen." S. 44: „Es ist leicht zu zeigen, daß das Ich-Ideal allen Ansprüchen genügt, die an das höhere Wesen im Menschen gestellt werden. Als Ersatzbildung für die Vatersehnsucht enthält es den Keim, aus dem sich alle Religionen gebildet haben. Das Urteil der eignen Unzulänglichkeit im Vergleich des Ichs mit seinem Ideal ergibt das demütige religiöse Empfinden, auf das sich der sehnsüchtig Gläubige beruft. Im weiteren Verlaufe der Entwicklung haben Lehrer und Autoritäten die Vaterrolle fortgeführt; deren Gebote und Verbote sind im Ideal-Ich mächtig geblieben und üben jetzt als Gewissen die moralische Zensur aus. Die Spannung zwischen den Ansprüchen des Gewissens und den Leistungen des Ichs wird als Schuldgefühl empfunden." S. 64: „Das normale bewußte Schuldgefühl (Gewissen) bietet der Deutung keine Schwierigkeiten, es beruht auf der Spannung zwischen dem Ich und dem Ichideal, ist der Ausdruck der Verurteilung des Ichs durch seine kritische Instanz. Die bekannten Minderwertigkeitsgefühle der Neurotiker dürften nicht weit davon abliegen. In zwei uns wohlvertrauten Affektionen ist das Schuldgefühl überstark bewußt; das Ichideal zeigt dann eine besondere Strenge und wütet gegen das Ich oft in grausamer Weise." Wohlverstanden ist dies nicht etwa ein Bericht über mögliche Fiktionen der Kranken, sondern *Freud*sche Deutung der hier gemeinten zwangsneurotischen und melancholischen Symptome! — *Freud* identifiziert also Schuldgefühl mit Gewissen, aber Gewissen ist ein begrifflicher

*) Dieses Verstehen, dieses Einverstandensein, dieses Erkennen ist nicht mit dem Fatalismus oder metaphysischen Determinismus zu verwechseln. Beide Denkweisen sind dämonistisch: es wird ein Fatum fingiert, daß von „außerhalb der Anschauung" das Schicksal der Menschen usw. bestimme. Der Fatalist und Determinist glaubt, es sei möglich, in blinder Hingabe an diese dämonische Macht auf jegliche „Mitwirkung", ja Tätigkeit zu verzichten, aus freiem oder unfreiem (gebundenem) Willen die Hände in den Schoß zu legen, während man sie — bei anderm Glauben — ebensogut rühren könne; und der vermeintlich nicht-deterministische, aber doch motivische Mensch (der also in irgendeiner Modifikation dämonistisch denkt) lebt in der gleichen Fiktion, indem er diese fatalistische Fiktion nicht als solche erkennt, sondern im Fatalismus (den er „nicht billigt") eine „freiwillige" Enthaltung von der Teilnahme am kausalischen Weltbetrieb erblickt, also doch den freien Willen oder homologe dämonische Mächte fingiert. Der Realist erkennt, daß die fatalistische und deterministische und sonstwie motivische Denkweise zur Spezialität, zur Entwicklungsstufe des Individuums gehört, und daß dieses keineswegs sich entschließen kann, so oder anders zu handeln, und dann auch auf Grund des Entschlusses so oder anders handelt, daß es nicht nach Gutdünken oder Ueberlegung Fatalist usw. sein kann oder nicht. Wer Fatalist usw. ist, ist es „von Natur" und kann nichts anderes sein; der Fatalismus, die Denkweise überhaupt ist Kennzeichen der Persönlichkeit. Dem Realismus kommt nahe mancher Satz der altindischen Weisheit, z. B.: „Bemüh dich stets nur um die Tat, doch niemals um Erfolg der Tat; nie sei Erfolg dir Grund des Tuns, doch meide die Untätigkeit" (Bhaggavad-Gita). Nur sage ich: Rat geben ist dämonistisch; „bemühen" kann sich keiner im obigen Sinne; die realische Erkenntnislehre sagt: das Objekt wird als bewegt angeschaut; das Individuum befindet sich in Bewegung, und es kann sich weder entschließen, sich zu bewegen oder nicht und sich so zu bewegen oder anders, noch kann es sich anschauungsgemäß nicht-bewegen. „Ich bin" heißt: „ich bin tätig". Vom dämonistischen Determinismus, wonach alles „Geschehen" vom Schicksal (= Geschehen!), von der Vorsehung vorgesehen, vorausbestimmt, prädestiniert ist, unterscheidet sich streng der biologische Determinismus, wonach die Keimzelle das biologische Symbol des Individuums ist, das sich aus ihr entwickelt, also jedes Entwicklungsstadium in allen Einzelheiten von der Keimzelle her erbanlagemäßig determiniert ist.

Vorgang, eine ethische Beschreibung einer Tat, eine Selbstkritik, die nachträglich erfolgt. Was ist das Schuldgefühl? Es ist das Trauergefühl, also das nach den Hunger-Angst-Schmerzstadien eines Erlebnisses aktuelle Gefühl. Reue ist angsthaltige Trauer. Was hat Trauer mit Schuld zu tun? Jeder, der etwas tut, ist „schuld" daran, d. h. er hat eben die Tat begangen, es ist nicht gesagt, daß die Tat böse war und hätte vermieden werden müssen. „Sacer" — das ist der Echte, Wahre und Schuldige (altnord. sannr usw.), der „es gewagt hat". Den Sinn „Böses" erhält „Schuld" erst im unklar-dämonistischen Denken, im Zweifeln um Gut und Böse. Nun kann jede Tat, alles Geschehen (auch das künftige) gut oder böse (erlaubt, geboten, verboten) sein, und nun ist das Schuldgefühl „Grund" („Ursache") des schlechten Gewissens, und wer ein gutes Gewissen hat, der hat auch kein Schuldgefühl. Der Gesunde denkt und tut (mehr oder weniger, d. h. innerhalb der normalen Variationsbreite) richtig und recht, gut, und innerhalb der normalen Variationsbreite, also in geringer In- und Extensität bewegen sich auch seine nachträglichen Ueberlegungen, er hat im Großen-Ganzen ein gutes Gewissen, er weiß sich frei von Schuld und Fehle, und sein Trauerstadium ist eben nur die Ermattung nach der Leistung, nach dem Kampf. Anders beim Kranken, speziell beim Neurotiker (Neurose ist Weltanschauungskrankheit) und wiederum speziell beim Angst-, Schmerz- und Trauerneurotiker: er ist der Grübler, der Ueberkritiker, der Ueberanalytiker, der Selbstpeiniger und Selbstbezichtiger, der Skrupulant, die infantilen Zweifel an Gut und Böse, Schuld und Sühne usw. sind — eben auf infantiler Entwicklungsebene — gewuchert, und so ist sein Gewissen, seine Gewissenhaftigkeit übertrieben im kindartigen Tenor, akzentuiert nach der Seite des schlechten Gewissens gemäß der Tatsache, daß er (mehr oder weniger, d. h. innerhalb der abnormalen Variationsbreite) falsch und unrecht, also schlecht, böse, schuldhaft denkt und tut, und der weiteren Tatsache, daß für den Neurotiker die Möglichkeit einer Schuld schon der Beweis für ihre Existenz ist; und er dämonisiert Schuld und Sühne und Gewissen in frühkindlicher Art (Zauber usw., vgl. Erinnyen, Furien u. a. Rachegeister).

§ 78. Weisheit. Wahrheit. Wirklichkeit. Täuschung. Schein. Frage, Zweifel, Glaube, Beweis, Wahrscheinlichkeit

Wissen ist stammverwandt mit weisen, die ungebräuchliche Form Wissung (für „das Wissen") entspricht dem Worte Weisung, Wisser dem Weiser, Gewißheit der Weisheit usf. Dem ungebräuchlichen bewissen entspricht beweisen, bewußt dem Partizip bewiesen.

Der Weiser weiß, z. B. den Weg; er ist weise. Ohne wissen kann er nicht Weiser, nicht weise sein. Aber der Wisser braucht kein Weiser zu sein. Der Weise hat den realischen Ueberblick über die gewußten Einzelheiten, er verbindet sie zu einem Ganzen, zu einem realischen (rationalen) Weltbilde, das Einzelne ist ihm Symbol der Ganzen, und die Symbolanalyse schreitet weite Gebiete ab, jedes Einzelne ist Mittelpunkt einer großen Zahl von andern Einzelheiten, die wieder Mittelpunkte sind; zahlreich sind die Assoziationsbahnen und wohlentwickelt. Er „denkt weiter" als die Menschen mit spärlichen Assoziationen, mögen sie noch so viel wissen. Er erlebt Zusammenhänge in reicherer Zahl und in rascherer Folge als der Unweise. Die Bestimmtheit, das Objekt in allen seinen Variationen ist ihm Mikrokosmos und dieser Symbol des Makrokosmos. Aber die Objekte, welcher Art immer, sind dem Weisen, der immer Realist (Rationalist) ist, nicht fremd, nicht unheimlich: er weiß mit ihnen — eben als „weitschauender Mensch" — umzugehen, in der umfassenden Organisation der Erscheinungen besteht ja die Weisheit. Der Idealist ist der Mensch mit stark entwickelter Begriffssphäre, auch die Gefühlssphäre mag gut entwickelt sein, aber die modale Sphäre ist relativ arm an Zellen und Assoziationen, die Gegenstände sind an Zahl und Differenziertheit gering, er „vermag mit ihnen nicht viel anzufangen"; in einem solchen Gehirn strömen die Eronen ohne viel Aufenthalt und in relativ geringer Zahl durch die modalen Zellen hindurch und sind vielleicht auch viele Begriffszellen mit weitaufsteigenden Dendriten ausgestattet, so daß sie auch Eronen direkt aus den sensibeln Nerven aufnehmen können.

Gewißheit ist Name und Begriff für die Existenz des Gewußten, des Gewissen.

Weisheit ist Name und Begriff für die Existenz des Gewußten und seine Veränderung, für das Sein und Werden des Gewußten, für das Gewußte als Symbol der Zeiträumlichkeit. Indem das Gewußte Bewußtes und damit Symbol des Unbewußten ist, sind die im Gewußten als Begriff symbolisch vertretenen raumzeitlichen Unterschiede so zahlreich wie unter den Menschen nur möglich. Weisheit ist sonach Bezeichnung für die Erkenntnis des Seins und Werdens überhaupt, und der Weise ist der Mensch, der Sein und Werden als solches im Symbol erkannt hat. Wer Sein und Werden als Ursache und Wirkung, Grund und Folge usw. auffaßt, ist insofern noch unweise. Der Weise erkennt das Sein als Symbol der Zeiträumlichkeit, und die Zeiträumlichkeit ist ihm Symbolanalyse, Reihenfolge von Aktualitäten, die sich nicht gegenseitig verursachen oder bedingen oder bezwecken, sondern die — eben aufeinanderfolgen, der Weise erkennt aber auch die verschiedenartigen Deutungen des biologischen Geschehens als existent und versteht sie als Phasen dieses biologischen Geschehens, wie er auch seine eigne Anschauung als Phase des biologischen Geschehens erkennt, nämlich als solche, die dem höchsten Reifestadium des menschlichen Lebens eigentümlich ist.

Die Gewißheit hat keine Grade, die Weisheit dagegen ist um so „höher", je zahlreicher — im harmonisch entwickelten maturen Gehirn — die Begriffszellen und ihre Assoziationsbahnen sind. Die Wahrheit wiederum hat keine Grade: etwas ist wahr oder unwahr, nur sieht die Wahrheit in jeder Denkstufe anders aus, wird wie die Gewißheit von Infans und Juvenis motivisch ausgelegt. Die infantile Wahrheit ist von der juvenilen und der maturen Wahrheit durchaus verschieden, und so wie jeder einzelne in „seiner" Welt lebt, hat er auch seine individuelle Wahrheit, hält er manches für wahr, was der andere für unwahr halten kann. Bevor die Begriffe wahr und unwahr aktuell sind, kann es für das junge Kind natürlich weder wahr und unwahr geben; die Welt „ist" eben, sie wird sensil-modalisch erlebt, nicht begrifflich erkannt. Erst indem eines Tages modale Aktualitäten so scharf differenziert sind, daß sie einander nicht mehr so wie vorher entsprechen, (das Verschwommene scheidet sich in Greifbares und Ungreifbares; die Dinge erhalten Namen, und diese akustischen Aktualitäten sind nicht immer mit den gleichen optischen oder taktilen usw. Aktualitäten assoziiert usw. s. § 67), werden die Begriffe „wahr" und „unwahr", „Wahrheit" und „Unwahrheit" („Lüge") usw. aktuell. Diese Begriffe haben aber zunächst nur eine tatsächliche Bedeutung, nicht etwa eine ethische oder gar eine ästhetische. Wahr ist ursprünglich das, was erreichbar ist, unwahr das Unerreichbare; die Ausdrucksbewegungen des Kindes „reichen" nicht „aus", können nicht hinlangen, nicht „erlangen", das „Verlangen" oder „Langen" bleibt unerfüllt, der Wunsch unbefriedigt, der Gegenstand „täuscht" das Kind, den eignen Schöpfer, entzieht sich, ist „undankbar" usw. Wahr ist da das Wahrnehmbare, dann das Wahrgenommene, das Aufgenommene, das Einverleibte, Verwahrte; unwahr das Unwahrnehmbare, das also auch nicht aufgenommen, verwahrt, in Gewahrsam genommen werden kann. Hier gehen Verbindungswege zu männlich und weiblich: das Gerade ist „greifbar nahe", greifbar überhaupt, das Gehöhlte ist ungreifbar, kann nicht aufgenommen werden, nimmt selber auf, in Gewahrsam; der Mann ist also treu, zuverlässig, wahr(nehmbar), wahrhaftig, das Weib ist „falscher Art und die Arge liebt das Neue". Das Wahre und das Unwahre sind also Abkömmlinge der Urgegenstände — wie alle Gegenstände und Begriffe. Nur das Männliche kann auf- oder wahrgenommen werden, das Weibliche nicht; dieses ist das Auf- oder Wahrnehmende, das Oeffnungen, Höhlen hat, in die das Männliche auf- oder wahrgenommen werden kann: die Sinnesorgane, die Mundhöhle usw., die Genitalhöhle. Und weiter entwickeln sich modale und idealische Zellen. In religiöser Deutung ist es Sünde, nach der Wahrheit zu forschen; sie ist ja dasselbe wie Wissen, Erkenntnis der Zeugungsvorgänge, des Ur-

sprungs (der causa), des Mütterlichen und des Väterlichen, des Weibes und des Mannes und auch der Aufnahme des Männlichen ins Weibliche, des Etwas ins Nichts, („Du sollst essen von allerlei Bäumen im Garten; aber von dem Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen sollst du nicht essen; denn welches Tages du davon issest, wirst du des Todes sterben." Lessing erwidert Gott dem Vater, der die Wahrheit in der Hand trägt und sie ihm überreichen will, er möge die Wahrheit behalten, sie sei doch nur für ihn allein. In der Dichtung, Mythologie, im Folklore zahlreiche Warnungen vor der Wahrheit. Sie ist bitter, d. h. bissig, beißend; sie „drückt zu Boden" [Wieland], sie ist der Tod usw.) Die Differenz der Urgegenstände und ihrer Abkömmlinge, die Veränderlichkeit des Objekts überhaupt, die motivische Deutung der „Erscheinung" (!) und ihres Wechsels sind wesentliche Elemente des Zweifels, den Pilatus zu den (auf den speziellen Fall abgemünzten, dann sinngemäß verallgemeinerten) Worten formulierte: „Was (wo) ist Wahrheit?"

Es ist klar, daß Wahrheit mit Wirklichkeit verwechselt und identifiziert wird, auch noch in juveniler Zeit, in der die Verbindung des Wahrheitsbegriffes mit frühmodalen Aktualitäten dünner geworden ist und das Gehirn der maturen Entwicklungsstufe sich nähert. Wirklichkeit ist der motivische Begriff für die Existenz des Objekts und seine Veränderung, für das Sein und Werden, motivisch gedeutet. Die Aktualität ist gewirkt und wirkt, sie ist verursacht, bedingt usw. von einem Vorhergehenden oder einem X, das „hinter" der „Erscheinung" steckt; diese Ursache ist nicht bloß Ausgangspunkt einer Bewegung, die man so oder so abgrenzen kann, d. h. (entsprechend dem Bewegungsgesetze) die so oder so abgegrenzt ist, sondern diese Ursache ist nach motivischer Auffassung ein aus sich Wirksames, ein Absolutes, außerhalb des allgemeinen biologischen Zusammenhanges Stehendes, ein autonomes Principium, hinter dem gewissermaßen kein Anderes mehr steht, aber auch ein autokratisches Kraftzentrum, das so handeln, wirken, verursachen kann oder auch anders, dem ein Selbstbestimmungsrecht und zugleich die Macht, dieses Recht auszuüben oder nicht, innewohnt; und selbst wer als motivischer Mensch diese „Kraft" als aus einem andern Individuum übernommen denkt, physikalische und chemische usw. Gesetze aufstellt (Ursache gleich der Wirkung usw.), unterscheidet dennoch diese Kraft von dem Stoff, in dem sie drinsitze und auf den oder aus dem sie wirke, herausgehe, sich übertrage, wieder eintrete oder auch drinbleibe, in dem sie bei aller Wirkung dennoch unversehrt, ungemindert bleibe usf. Auch die Bedinglichkeit und die Zwecklichkeit sind von der Ursächlichkeit nur wenig entfernt, wie wir alsbald sehen werden.

Wirklichkeit ist mit Motivität identisch; auch die idealische Wirklichkeit, das Gebiet der motivischen Wissenschaft (s. § 77) ist motivischen Geblüts. Mit der Wirklichkeit ist gegeben die Frage nach Ursache und Wirkung, Grund und Folge, eine Frage, die niemals eine Antwort erhalten kann außer der, die in ihr selbst enthalten, die mit der Frage sinngemäß identisch ist. Die Frage ist eine spezielle Formulierung einer assoziativen Reihe; diese kann ebenso gut als Wunsch oder Befehl oder Verneinung oder Bejahung usw. formuliert sein. Ursache und Wirkung sind immer ein und dasselbe: die Aktualität, und ob die motivische Deutung der Aktualität, des Seins und Werdens als Frage oder Antwort oder irgend wie sonst erscheint, ist dem Sinne nach gleichgültig. Mit dieser motivischen Zerlegung der Aktualität ist eben die Frage, der Zweifel, die Unsicherheit, was wahr und was unwahr sei, gegeben. Ist das Wahrnehmbare, das Wahrgenommene nicht mehr wahr, was denn sonst? Oder genauer: wer kann sagen, ob das Wahrnehmbare, das Wahrgenommene, das Objekt wahr ist oder unwahr, ob es Ursache oder Wirkung, Grund oder Folge ist? So wird dem motivischen

Menschen die Wirklichkeit zum Synonym des Zweifels, und indem es ja nur die eine Wirklichkeit gibt, wie es nur die (jeweils) eine Wahrheit gibt, fällt Wirklichkeit, Wahrheit und Zweifel in eins zusammen. Die infantilische Einheit des Seienden, das sich nur als gerade und gehöhlt (verschieden angeordnet), aber nicht als wesensverschieden darstellte, dessen Anordnungsweisen in einander übergingen, aus einander hervorgingen, wird schon früh zur Wesenszweiheit, deren einer Partner den andern schafft, bewirkt, verursacht, so wie das Kind die Erschaffung seiner Welt erlebt. Die Dreiheit ist damit gegeben: das Kind als Schöpfer, als Subjekt, die Welt als Objekt zwiespältiger Natur: schaffend und geschaffen, wirkend und gewirkt, Ursache und Wirkung, eine Dreiheit, eine Dreieinigkeit: das Subjekt ist ohne das Objekt, dieses ohne das Subjekt nicht da, und in der Objektität ist die Wirkung ohne die Ursache, die Ursache ohne die Wirkung nicht da. Die polare und die interpolare Gegensätzlichkeit wird erlebt, aber im motivischen Sinne gedeutet. Und die Zweiheit, die Entzweiung ist der Zweifel (δοιάζειν von δύο [sanskr. dva, dvâu, lat. duo, got. tvai, tvôs, tva, hd. zwei], verdoppeln, zweifelhaft sein, dubitare von duo, frz. douter, nach zwei Seiten hin und her schwanken, zweifeln; zweifeln selbst von zwei abgeleitet, deuten*) verwandt mit dubitare, also sinnidentisch mit zweifeln), und Zweifel ist Zwiespalt: ist das Objekt Ursache oder Wirkung, und welches ist Ursache, welches Wirkung? Ist das Kind Ursache und die beiden Eltern, die Welt überhaupt Wirkung oder umgekehrt und hat Vater die Mutter oder umgekehrt gewirkt, erzaubert? (Vergl. das Weib als Rippe Adams; aber anderseits hat Gott-Vater beide geschaffen — und wer ist der Schöpfer des Schöpfers? Wer war vorher da: das Ei oder die Henne? und der Hahn?) Aus dem Wechsel der Erscheinung, aus dem Austausch, dem Tausch, der Tauschung wird die Täuschung, aus der Erscheinung wird der Schein, aus der Wahrheit die Wahrscheinlichkeit, die mit der Wirklichkeit identisch ist. Niemand kann „die Frage beantworten": die allgemeine ungeheuere weltbedeutende Frage nach der „dahinter" wirkenden Ursache, Ursächlichkeit, die Frage „warum?", die sich im frühkindlichen (chaotischen) Erleben impliziert vorbereitet und dann bei der Entzweiung der Welt zum Ich und Du aktuell wird und sich mehrt, die dem Jüngling und Mann (juvenis), der Jungfrau und Frau (mulier) als unlösbares Rätsel**) vorschwebt und das einzige Problem aller Wissenschaft ist: die Frage nach dem Ursprung, das Problem der Sphinx, das Problem der Kausalität, Konditionalität, Finalität, des Motivismus.

Freud hat die Neugierde des Kindes nach seiner Herkunft wieder entdeckt, aber es ist zu betonen, daß diese Neugierde „durch" keinerlei Aufklärung über die tatsächlichen Zeugungsvorgänge, mag sie in Worten oder Taten bestehen, gestillt werden

*) „Deuten" wird historisch-etymologisch auch von ahd. diot, mhd. diet Volk, deutsch hergeleitet, so daß deuten = ins Deutsche übersetzen und damit deutlich machen, erklären (vgl. „mit jemdm. deutsch = deutlich reden"). Aber auch diot mag zu Sanskr.-Stamm DU griech. δις, δύω usw. gehören und soviel wie „uneins" („entzweit"), „streitbar" heißen.

**) Der motivische Mensch ist der Rätseldeuter, nicht aber der Rätsellöser. Die Deutung eines Rätsels ist ein neues Rätsel. Das Rätsel ist gelöst, wann es als solches verschwindet, wann es kein Rätsel, kein Rätselhaftes mehr gibt, wann das Objekt als solches, als Symbol der Zeiträumlichkeit, wann die Identität von Ursache und Wirkung, wann die Causa, der Ursprung erkannt ist und keine Frage mehr gestellt wird. Der motivische Mensch, der gern mit Rätseln spielt, ist „ratlos", ist immer auf der Suche nach „gutem Rat" und erkennt noch nicht, daß er doch nur entsprechend seiner Individualität tut und denkt und nur den Rat „befolgt", der zu seiner Individualität „paßt" (das ist dann ein „guter" Rat). „Rat" und „Rätsel" — engverwandt, auch „Rede" gehört zur Familie; Rat und Rätsel = Rede von spezieller Formulierung.

kann. Das Kind — und jedes Individuum — erlebt und versteht gemäß seiner jeweiligen Entwicklungsstufe. So sind dem Kinde Mitteilungen über die tatsächliche Zeugung oder der Anblick der Genitalien dunkle Rätsel, die sich erst bei der weiteren Differenzierung der sinnlichen Reflexsysteme im Pubertätsalter allmählich aufhellen. Das Kind glaubt zunächst an seine ungenitale, nämlich magische (märchenhafte), dann mythische, dann mystische Herkunft und entwickelt sich erst nach und nach in eine Einsicht in die genealogischen Zusammenhänge mit den Eltern hinein, oft mit schweren Enttäuschungen darüber, daß es nun eben doch „bloß" ein irdisches Wesen ist und daß die Eltern auch „so etwas" getan haben und tun; bis weit in die Jugendjahre hinein glauben nicht wenige Menschen, daß das Kind aus dem Nabel austrete oder aus dem Leibe geschnitten (S. 135 Fn.) werde usw. Die „sexuelle Aufklärung" wird immer nur gemäß dem jeweiligen Entwicklungsgrade des Kindes „kapiert" (nur Paßformen werden „kapiert", d. h. aufgenommen), ist aber nicht etwa die Ursache einer Entwicklung und kann in diesem Sinne weder schaden noch nützen, nur eben die Entwicklung vollzieht sich unter den Umständen der Aufklärung, der Erziehung überhaupt (§ 72), und es ist gewiß gut, daß der Aufklärende selber hinreichend aufgeklärt ist, am besten fachlich. Indes kann die Aufklärung die Sorgen des Kindes ebensowenig scheuchen wie der Koitus die Sorgen, Zweifel, Kümmernisse, Nöte des Erwachsenen. Diese Sorgen sind nicht an ein Organ oder Organsystem geheftet, sondern „wesentlich". Es ist ein Unverständnis ersten Ranges, Erwachsenen legitimen oder illegitimen Sexualverkehr als Heilmittel zu empfehlen, wie das so oft von „Nervenärzten" geschieht. Wer nicht von selber den Weg zum Manne oder zum Weibe findet, dem fehlt es an Entwicklung der zuständigen Gehirnzellen, der „versteht" das andere Geschlecht und sein eigenes noch nicht; und diese Entwicklung läßt sich „durch" einen Rat ebensowenig hinzaubern, wie sich ein noch unentwickeltes Genitale durch gutes Zureden entwickeln läßt.

Der Zweifel: was ist Wahrheit? liegt in der Organisation des vorrealischen, also in Deutungen, Fiktionen, im physisch : metaphysischen Zwie, in der Leib-Seele-Problematik erlebenden und beschreibenden Menschen. Der Zweifel erstreckt sich natürlich nicht bloß auf die Zeugung, sondern ganz allgemein auf die Herkunft und das Wesen der Welt. Es ist der weltanschauliche Zweifel, der W e s e n s z w e i f e l, der sich auch in jedem E i n z e l z w e i f e l (vor einer Entscheidung und nach ihr) präsentiert. Die Wirklichkeit, reichhaltig genug, bietet dem Zweifelnden nur Ungewisses, das Suchen und „Finden" der Motive, der Beweggründe, der Ursachen, der Bedingungen, der physikalischen Kräfte, der „Faktoren" führt nur zu neuen Zweifeln, jede „Lösung" eines Problems zu neuen Problemen, jede „Erklärung" zu neuen Rätseln: das Problem, das Rätsel eine Hydra. Die Frage „warum?" ist unendlich und fährt Karussell. Auch das suggestive Selbst- oder Fremdverbot des Zweifelns („Du sollst nicht fragen, du sollst nicht zweifeln, du sollst glauben!") ist nur eine zweifelhafte Beruhigung-Betäubung, eine Decke, unter der die Zweifel eifrig weiterwuchern — bis zur V e r z w e i f l u n g („Und sehe, daß wir nichts wissen können, das will mir schier das Herz verbrennen"). Die Philosophie des Zweifels, der neurotisch hypertrophiert, also infantilistisch, krank ist, heißt S k e p t i z i s m u s : er zweifelt an allem und jedem und muß folgerichtig auch an sich selber zweifeln, somit sich selbst aufheben.

Wer, was hilft, aus diesem Mißtrauen gegen die Dinge, das leicht als „Realismus", als „Tatsachensinn" daherprunkt? Der G l a u b e? Der motivische Mensch glaubt, er könne sich in den Glauben retten, mit dem Glauben die Zweifel verjagen; der Glaube hat also die Bedeutung einer „psychischen Instanz", einer Ursache, die die Flucht des Zweifels bewirken oder bedingen könne, und wo das nicht gelinge, eben nicht

stark genug sei usw. Realiter ist der Glaube Name und Begriff für das frühinfantile Erleben der Welt, somit implizierter Zweifel, das Keimbeet der explizierten Zweifel. Das junge Kind glaubt gewiß nicht wissentlich, es kennt den Begriff „Glaube" noch nicht, der Zweifel ist ihm noch fremd, also auch der Glaube, aber es erlebt die Welt gläubig und verhält sich gläubig zu seiner Welt. „So ihr nicht werdet wie die Kindlein, werdet ihr nicht ins Himmelreich kommen". Das junge Kind allein ist in diesem Sinne „gläubig", niemand sonst; aller spätere „Glaube" ist explizierter Zweifel. „Gläubig" im strengsten Sinne des Frommen ist nur, wer von Glaube und Zweifel noch nichts weiß. Wer die Ungewißheit des Objekts erkannt hat, des' Glaube ist dahin. Und jeder Mensch erkennt alsbald diese Ungewißheit, die Unwahrhaftigkeit der Dinge, die darin liegt, daß sie sozusagen nicht erkennen lassen, ob sie wahr oder unwahr sind. Und wer einmal lügt, dem glaubt man nicht, wann er auch die Wahrheit spricht. Das Erlebnis der unberechenbaren, unerklärbaren, unbegreiflichen Veränderlichkeit des Objekts zerstört die frühinfantile „Blindheit", in der — entsprechend der Entwicklung der modalen Denksphäre — weder Vertrauen noch Mißtrauen, weder Glaube noch Zweifel Platz haben, zerstört die Einfachheit-Einheit der Welt, das Ich tritt dem Du in den mannigfachen Formen, das Physische dem Metaphysischen gegenüber. Mit dem Aufkommen und der Mehrung der interpolaren Gegensätze entfaltet sich auch das primitive Wissen, das „innere Sehen", d. h. das primitive Wissen (= Gesehenhaben) schließt sich genetisch-assoziativ an das primitive „äußere" Sehen an. Wohl alle Menschen erinnern sich einzelner Szenen (wenn auch überrestlich, als pars pro toto) aus den ersten Lebensjahren — abgesehen vom Traum, der (auch) damaliges gegenständliches Erleben in traumaktueller Analogie darstellt; diese Erinnerungen sind „dunkel": die primitiven Begriffszellen waren noch wenig differenziert und sind gealtert, aber sie bezeugen — wie auch der Traum — die Rätselhaftigkeit, die das infantile Erleben kennzeichnet. Diese Unsicherheit der Existenz, die Unzuverlässigkeit des Objekts, das geschaffen und doch Schöpfer, Wirkung und doch Ursache, Sünde und doch Sühne ist, das unablässig seine Form verändert, fällt zusammen mit dem Auskeimen des Zweifels als Erlebnis. Die entsprechende Differenzierung der Beschreibung läßt nicht lange auf sich warten: Glaube und Unglaube sind mit Sünde und Sühne eng verbunden, und wie die ganze Welt aus Sündern und Büßern besteht, so auch aus Gläubigen und Ungläubigen, aus Glaubhaftem und Unglaubhaftem, nur erweist sich eines immer am andern, und es gibt keine Möglichkeit, zu erkennen, ob das Objekt, das glaubhaft „erscheint", nicht doch unglaubhaft „ist" und umgekehrt, ob das Objekt, das als Ursache „erscheint", nicht doch Wirkung „ist" und umgekehrt.

Der „echte Glaube", der das Verhältnis des jungen Kindes zu seiner Welt ist, ist Gefühl, dann wird er primitive Gefühligkeit (Gefühligkeit der primitiven Gegenstände). Und wir wissen ja: ist der sensile Eronenkomplex in die modale und in die Begriffszelle gewandert, dann ist er eben nicht mehr Gefühl oder Gegenstand; Gefühl, das sozusagen Begriff geworden, ins begriffliche Bewußtsein genetisch übergegangen ist, ist eben nicht mehr Gefühl. Ich zitiere Goethe: Wenn man nicht unbedingt lieben darf, sieht es mit der Liebe schon mißlich aus. Dasselbe gilt vom Glauben, der tatsächlich und sprichwörtlich in Gesellschaft der Liebe und der Hoffnung erscheint. Je mehr sich die Gefühligkeit der Gegenstände verdünnt, desto weniger glaubt der Mensch, desto ungläubiger wird er, und je mehr sich die Begriffssphäre entwickelt, desto mehr weiß er. So kann man sagen: der Glaube geht in Wissen über; er wird vom Wissen abgelöst. Je nach der Entwicklungsstufe glaubt der Mensch mehr, als er weiß, oder weiß er mehr, als er glaubt, d. h. ist er mehr oder weniger gläubig

oder weniger oder mehr wissend. Im vorrealischen Denken ist auch das Wissen noch zweifelig: zweifelfrei ist erst die realische Denkweise, das Erleben und Beschreiben der Gefühle, Gegenstände und Begriffe in der realischen Weltanschauung, in der „die Welt" als rein physisch, biologisch erkannt wird.

Der Glaube im Sinne der „blinden Annahme" ist frühinfantil. Das Verhältnis des älteren Infans und des Juvenis zu seiner Welt ist Zweifel. Der Juvenis „weiß viel, doch möcht' er alles wissen". Kritik setzt ein und wächst aus bis zur Philosophie des Kritizismus. Das Reich der Begriffe erweitert sich immer mehr. „Was ist Wahrheit?!" Und: „Was ist Wirklichkeit?!" Die frühinfantile „Unbedingtheit" der Weltexistenz wird abgelöst von der Kausalität und Konditionalität des motivischen Menschen und diese von der Realität des maturen. (Idealität ist Name und Begriff für das begriffliche Denken.) Das junge Infans fragt noch nicht, das ältere Infans und der Juvenis fragt, der Mature (als Realist) fragt nicht mehr. Das Infans glaubt, der Juvenis zweifelt, der Mature erkennt. Je nach dem relativen Entwicklungsstadium der Denksphären glaubt, zweifelt, erkennt der Mensch. Das Infans könnte sagen: ich glaube schlechthin, der Juvenis: ich glaube (nicht mehr) und weiß (noch nicht), der Mature: ich weiß schlechthin. Im motivischen Zeitalter ist der Glaube nicht mehr „unbedingt", sondern interferiert mit dem Wissen. So spricht der Motiviker: ich glaube nur, was ich weiß; was ich nicht weiß, glaube ich nicht. Der Glaube ist hier denaturiert, er ist eben Zweifel geworden. Der Motivische „will wissen, was er glaubt oder glauben soll". Aber der („reine") Glaube ist sozusagen Vorläufer zum Wissen. Man kann streng genommen nur glauben, was man (noch) nicht weiß, und was man weiß, braucht man nicht (mehr) zu glauben. Glauben gewinnt aber im motivischen Denken den Sinn von vermuten, wähnen, für möglich oder wahrscheinlich halten, annehmen, daß etwas so sei, mit der reservatio mentalis, daß es „in Wirklichkeit" oder „in Wahrheit" auch anders sein könne, worin ja eben der Zweifel liegt. In diesen sekundären Bedeutungen des Wortes Glauben ist aber die ursprüngliche „Unbedingtheit" noch deutlich spürbar: annehmen ist soviel wie aufnehmen, wahrnehmen (dessen Derivat: für wahrscheinlich oder für wahr halten), Paßformen haben und natürlich den Partner hierzu, bezeichnet also den Eronenaustausch, der die interindividuellen Verhältnisse ausmacht: nehmen und geben, aufnehmen und abgeben. Hier ist also der einfache biologische Vorgang bezeichnet; das Element des Zweifels ingrediert erst mit der motivischen Deutung der biologischen Erscheinungen und Vorgänge. Nun wird „annehmen" zu „vermuten", „wahrnehmen" zu „für wahrscheinlich oder wahr halten", mit dem Vorbehalt des Irrtums. Was ich für wahr oder wahrscheinlich halte, braucht nicht wahr zu sein, es kann aber wahr sein. „Ich glaube, daß du die Wahrheit sagst" schließt die Möglichkeit ein, daß der „du" in dieser „Wahrheit" auch die Unwahrheit sagt; erst die Formel „ich weiß, daß du die Wahrheit sagst" schließt jene Möglichkeit nahezu aus — nahezu: ein Restchen Zweifel bleibt bestehen, ich brauchte sonst diesen Satz überhaupt nicht auszusprechen, und überdies kann gerade die bestimmte Versicherung den gegenteiligen Sinn haben. In dem Satze, „ich glaube, daß du die Wahrheit sagst", liegt aber auch der Zweifel insofern, als ich meine eigne Unsicherheit ausdrücke, zu entscheiden, ob der „du" die Wahrheit oder Unwahrheit sagt. „Ich glaube" verpflichtet in der motivischen Welt zu nichts, es läßt alle Möglichkeiten offen, es ist äußerst handlich im Gebrauch; es kann eine Ueberzeugung ausdrücken, aber auch den Zweifel, schließlich auch das Wissen, und jeder wird dieses Wort „nach seiner Façon", d. h. nach der relativen Entwicklungsstufe seiner Denksphären gebrauchen und — deuten.

Der motivische Glaube ist also der Zweifel, das Zwielicht der Kausalität und Konditionalität. Aber wie? ist die Wahrheit, deren Erkenntnis allein den Zweifel ablösen kann, nicht durch den Beweis zu ermitteln? Was bewiesen ist, ist doch eben unbezweifelbar, sonst wäre es ja nicht bewiesen. Das „quod erat demonstrandum" muß doch jeden Zweifel aufheben. Also beweisen wir das, was wir glauben, dann werden wir nicht mehr nötig haben zu glauben, sondern werden wissen, „was gut und böse ist"! Beweisen wir die Existenz des Seienden, des Werdenden, des Vergehenden, beweisen wir das Dasein Gottes und der Welt, das eigne Dasein! Der Beweis ist die Leuchte, die das motivische Dunkel erhellt. Was bewiesen ist, ist wahr, ist wirklich, ist. Das Unbewiesene ist das, was man glauben kann oder nicht, was wahr ist oder unwahr, wirklich oder unwirklich. Der Ausweis, die Bescheinigung, „die Papiere" bestätigen die Existenz, und es ist mehr als ein Witz, daß ein braver Beamter einer Rentnerin im Oktober nicht zahlen wollte, weil ihr der Ausweis, daß sie im September gelebt hatte, nicht zur Hand war.

Sehen wir zu: was ist der Beweis? Die Antwort auf die Frage nach der Ursache, dem Grunde. Das Objekt wird als Wirkung gedeutet (genauer: als gewirkt), muß also eine Ursache haben; es wird als Folge eines Grundes, als Zweck einer Absicht angesehen, und die Aufgabe ist nun, Ursache oder Grund oder Absicht (Impuls) ausfindig zu machen. Beweis ist „Ableitung". Mit Auffindung der (vermeintlichen) Ursache wird aber nicht diese, sondern die Aktualität „bewiesen", auf die sich der Beweis „bezieht", wird die Existenz eines (des) Existierenden „bewiesen". Das also, was bewiesen werden soll, der Endpunkt des Beweises, ist Ausgangspunkt des Beweises. Die Zwischenglieder sind Aktualitäten, die mit der Ausgangs- und Endaktualität assoziiert sind; andere kommen ja nicht in Betracht. Je nachdem wie die Denkzellen assoziiert sind, verläuft der Beweis. Die artspezifische Organisation der Assoziationen bildet das Gerüst der Logik, die allgemeine Grundlage jeglicher Beweisführung. Der Beweis wird also eigentlich nicht geführt, sondern führt sich sozusagen selbst, er besteht im Ablauf einer Aktualitätenreihe, die der allgemeinen Logik entspricht, d. h. dem allgemeinen (durchschnittlichen) Entwicklungsstande einer Gruppe von Denkzellen. Der Ablauf der Aktualitätenreihe ist die in diesem assoziativen System stattfindende Eronenbewegung, die entsprechend dem Bewegungsgesetze vor sich geht. Eine Aktualitätenreihe, die von der durchschnittlichen Organisation abweicht, gilt als unlogisch, zum Beweis untauglich, kann sich später, wann einmal die durchschnittliche Entwicklungsstufe der Denksphären mit jener individuellen übereinstimmen sollte, als „richtig erweisen", wobei dann jenes von seinen Zeitgenossen vielleicht verspottete, verbotene oder verbrannte Individuum aus dem Friedhofswinkel ausgegraben und im Pantheon beigesetzt wird.

Der Beweis führt sich also immer „von selbst"; es sitzt niemand im Gehirn, der den Beweis so oder so führt; der „Geist" ist nicht ein selbständiges Wesen im Wesen, ein „klügerer Kopf" als der Kopf selber, in dem der Geist seines Amtes waltet, nicht eine „psychische Instanz", die prüft, kritisiert, überlegt usw. und auf Grund solcher autochthoner oder allochthoner Entschlüsse Gedanken bewirkt und aneinanderreiht, die man Beweis nennt. Der Beweis ist eine Aktualitätenreihe, ist Eronenbewegung, die nicht von irgendeinem Etwas dirigiert wird, sondern einfach geschieht.

Indem nun die Aktualität überhaupt motivisch gedeutet, also z. B. als Wirkung angesprochen wird, für die die Ursache gefunden werden soll, ist jede weitere Aktualität, die ein Glied dieser Bewegung, also Ursache der Wirkung ist, selber zugleich Wirkung, und Ursache und Wirkung als getrennte Kräfte sind sich ja nach physikali-

scher Auffassung gleich. Jede Aktualität ist also Wirkung und Ursache zugleich, und die in einer Aktualität erscheinende Ursache ist ein und dasselbe wie die in dieser Aktualität erscheinende Wirkung. Mithin ist es ja ganz gleichgültig, ob wir eine Aktualität als Ursache oder Wirkung ansprechen; realiter ist die Aktualität eine Einheit, die als Symbol der Vielheit angeschaut wird. Aber was wird dann aus dem Beweise! Er soll doch „dazu dienen", die Glaubwürdigkeit des zu Beweisenden darzutun, und wir sehen nun, daß jedes Glied des Beweises selber erst bewiesen werden müßte — oder es muß einfach „gesetzt" werden, man muß sagen: das und das glauben wir, setzen wir voraus, unterstellen wir als wahr. Aber dann hängt ja jeder Beweis in der Luft. Mit dem Wegfall der Voraussetzung fällt der Beweis. Freilich das Zubeweisende bleibt, und es ist völlig gleichgültig, ob es bewiesen wird oder nicht; es existiert, nur Existierendes kann Gegenstand eines Beweises, d. h. Anfangs- und Endglied einer Aktualitätenreihe sein, die man Beweis nennt.

Die Auffassung, daß sich irgend etwas „beweisen" lasse in dem Sinne, daß das Zubeweisende nach Ablauf einer assoziierten Aktualitätenreihe sozusagen „seiender" als seiend geworden, daß es nun wahr sei, während es vor diesem Ablauf weniger wahr gewesen sei, ist unverständig, eben motivisch. Ein Beispiel: der juristische Beweis. Ein Mord ist passiert; jemand ist verhaftet; er „leugnet" (d. h. doch schon: er ist der Täter gewesen, aber er lügt! Daher denn der Verbrecher ebenso viel Prozent Wahrscheinlichkeit hat freigesprochen oder verurteilt zu werden wie der „Unschuldige", nämlich 50 %). Es gilt, dem Angeklagten „sein" Verbrechen zu beweisen (der Mord als solcher sei „bewiesen"). Es werden nun möglichst viele Einzelheiten ermittelt, jede eine Aktualität oder Aktualitätenreihe, die sich um die Ausgangsaktualität, um den Zentralkomplex gruppieren — das ist alles. Auch die Zeugenaussage „beweist" nur, daß der Zeuge das und das sagt, die und die Meinung hat, sich gewisser Einzelheiten erinnert, und die Institution des Eides (mit der Androhung schwerster Strafe für den Meineid) ist lediglich ein biologischer Bestandteil des Verfahrens. Nun erst liegt dem Gericht die Beweiswürdigung ob, also das Ermessen darüber, welcher „Beweiswert" den Aussagen usw. zukommt, — eine Wahrscheinlichkeitsrechnung, wie sie das Urteil auch ist. Mit Psychologie hat die Justiz nichts zu tun. „Die Wahrheit" kann mittels des Beweises nie gefunden werden, sondern nur eine gewisse Wahrscheinlichkeit, die für die gesetzliche Sphäre ausreicht, ausreichen muß. Nie kann einem Angeklagten ein Verbrechen über diesen Wahrscheinlichkeitsgrad hinaus bewiesen werden, es sei denn er gesteht — und dann ist der Beweis überflüssig, es müßte denn zu beweisen sein, daß das Geständnis „wahr" ist.

Auch der mathematische Beweis ist nichts wie eine Reihenfolge von Aktualitäten, die artspezifisch ist, die Ableitung einer Behauptung aus Einzelheiten, die zum Assoziationssystem gehören. Es kann keineswegs bewiesen werden, daß zweimal zwei vier ist; aber wer nicht so rechnet, wird niemals richtig rechnen. Der mathematische Beweis fragt aber nicht nach Ursache oder Grund, sondern stellt einfach Zahlenverhältnisse oder Verhältnisse zahlenmäßig dar und ist eigentlich kein Beweis, sondern Analyse oder Synthese. Der Beweis liegt in der motivischen Welt, Analyse und Synthese in der realischen. Die kausalische oder konditionelle Formulierung mathematischer Sätze ist eine Verkennung der Tatsache, daß es (auch) die Mathematik lediglich mit der Zeiträumlichkeit zu tun hat.

„Beweisen" läßt sich nur das Seiende, aber der „Beweis" ist eine Aufzählung von Seiendem, und ein Seiendes kann das andere Seiende, eine Aktualität die andere nicht „beweisen". Das Seiende ist bewiesen, eines Beweises, daß das Seiende ist, bedarf es

nicht, und diesen „Beweis" kann es auch nicht geben. Der Beweis ist ein Abkömmling der motivischen Zerlegung des Objekts. Es wird ein Etwas gesetzt, das das Seiende oder das Sein des Seienden bewirke und begründe oder bedinge oder bezwecke, und dessen Auffindung dieses Seiende, dieses Sein sozusagen legitimiere; dieses Etwas kann aber auch nur wieder ein Seiendes sein, müßte also selbst erst wieder bewiesen werden usf. Das Nicht-Seiende oder Noch-nicht- oder Nicht-mehr-Seiende kann aber innerhalb eines Beweises keine Rolle spielen; ein „Faktor", der in einem Beweis figuriert, kann nur ein Seiendes sein. Der Glaube an das Nicht-Seiende oder Noch-nicht- oder Nicht-mehr-Seiende als (metaphysische) Ursache oder Grund oder Bedingung des Seienden, dessen Existenz also aus jenem zu erweisen oder zu beweisen sei, ist Mystik, ein naher Abkömmling des infantilen Schöpferglaubens.

Der Beweis ist ein Bruder des Zweifels, beide gehören zur Sippe der motivischen Deutungen der Aktualität und ihrer Veränderung. Zu beweisen ist nur das Zweifelhafte, das Bezweifelte, die Aktualität, die in Ursache und Wirkung geteilt wird; in und mit dieser Teilung ist der Zweifel gegeben; es gibt keine Möglichkeit, die Aktualität motivisch anzuschauen und nicht zu zweifeln. Indem ich aber zweifle, beweise ich, oder indem ich beweise, zweifle ich. Nicht ist erst der Zweifel da und dann der Beweis, sondern im Zweifel „liegt" schon der Beweis, und so lange der Zweifel besteht, wird bewiesen, und das Ende des Beweises wäre das Ende des Zweifels. „Ich bezweifle, daß die Erde sich bewegt", sagt jemand; in diesem Zweifel ist zugleich ausgedrückt, was bewiesen werden muß, nämlich die Bewegung der Erde, die Behauptung, daß die Erde sich bewege, und es wird auch schon der Beweis angetreten, daß die Erde sich bewege oder nicht bewege, der Zweifel ist schon Erwägung, daß die eine oder andere Behauptung nicht zutreffe, und in diesem Schwanken zwischen den zwei Möglichkeiten liegt ausgedrückt die Tatsache, daß jetzt diese, jetzt jene Möglichkeit wahrscheinlicher ist. Der Zweifel ist die Zerlegung der Einheit in die Zweiheit, in zwei Einheiten, die sich kausal oder konditional zueinander verhalten, deren eine jetzt, die andere jetzt aktuell ist, und zwar wiederum als Zweiheit. Indem die eine oder andere Aktualität da ist, ist sie im motivischen Sinne bewiesen, weiter als bis zur Existenz oder Evidenz kann der Beweis nicht geführt werden, er geht von der Existenz aus und endet bei ihr, und realiter wird niemals die Existenz „bewiesen", sondern sie ist lediglich der Ausgangs- und Endpunkt einer Aktualitätenreihe, einer Existenzenreihe, deren Ablauf man Beweis nennt und die man ebenso gut Zweifel nennen kann. Jede dieser Existenzen als Glied der Reihe ist ja wieder Ursache und Wirkung und „muß" eigentlich erst bewiesen werden, ist wieder zweifelhaft. So ist die Aktualität immer bezweifelt und bewiesen zugleich, und Zweifel und Beweis sind strenggenommen nicht zwei Brüder, sondern zwei Namen für ein und dasselbe.

Der Beweis führt uns also aus der Ungewißheit nicht heraus, er läßt uns im Stiche. Das Bewußte bleibt auch als „bewiesen" zweifelhaft und ungewiß. Das Zweifelhafte, das Bezweifelte ist selber Beweismittel, oder umgekehrt: das Beweismittel ist selber zweifelhaft, ungewiß. Die motivische Wahrheit ist der Zweifel, die Wirklichkeit, die motivische Wahrscheinlichkeit*). Der Beweis, der die Wahrscheinlichkeit zur Wahrheit erheben soll, ist eine Reihenfolge von Wirklichem, Wahrscheinlichem, und mit Wahrscheinlichem kann man niemals etwas als wahr erweisen. Die Wirklichkeit, d. i. die Welt als „Träger" der Kausalität und Konditionalität betrachtet, das Objekt (Gefühl,

*) Ueber realische Wahrscheinlichkeit siehe § 79.

Gegenstand, Begriff) als Ursache und Wirkung, Grund und Folge angeschaut, kann nur Wahrscheinlichkeit sein, wahr scheinen, so erscheinen, „als ob" sie wahr wäre. Demnach müßte der motivische Mensch wissen, wie die Welt als wahr, wie sie in Wahrheit aussieht, er könnte sonst nicht sagen, daß seine Welt wahr scheine, es würde ihm der Vergleich der wahrscheinlichen mit der wahren Welt fehlen. Nun, er hat die Wahrheit kennengelernt in den frühesten Tagen der Kindheit: damals war die Welt treu, zuverlässig, zweifelfrei, wahr, er glaubte ihr und sie glaubte ihm, kein Mißtrauen gab's da und kein Vertrauen, nur „reinen Glauben" (als Ausdruck für jenes infantile Erleben und Verhalten). Mit der Entzweiung der Welt zur Ich : Du-Welt kam der Glaube als Unglaube in die Welt, der Zweifel, der Beweis, die Wahrscheinlichkeit, die Wirklichkeit. Die Wahrscheinlichkeit ist jetzt „Wahrheit" geworden, oder umgekehrt: die Wahrheit ist Wahrscheinlichkeit geworden, die Wahrscheinlichkeit, die Wirklichkeit ist die motivische Wahrheit.

Die Wahrscheinlichkeit hat Grade. Ein Zusammenhang ist um so wahrscheinlicher, je näher die Aktualitätengruppe des Zweifels, des Beweises der Ausgangs- und Endvorstellung liegt; je weiter sich die Aktualitätenreihen von jener fortbewegen, desto unwahrscheinlicher wird ihr Zusammenhang mit jener. Der „exakte Beweis" umfaßt die nächstliegenden Aktualitäten, spielt sich in einer Gruppe dichtbenachbarter Denkzellen ab. Je weiter sich die Aktualitäten von der zu beweisenden entfernen, desto stärker wird der Zweifel an ihrer Zugehörigkeit zum Beweis, desto geringer die Wahrscheinlichkeit des Zusammenhangs. Die Wahrscheinlichkeit, daß jemals überhaupt die Ursache zur Wirkung, der Grund zur Folge, das Motiv eines Verhaltens gefunden, daß derart eine Erscheinung „erklärt" werden könne, ist gleich Null. Die Aktualität, motivisch gedeutet, präsentiert selbst den höchsten Grad der Wahrscheinlichkeit, ist am meisten wahrscheinlich.

Der motivische Mensch kann seinen Kindheitsglauben, seinen „naiven Realismus" nicht wieder gewinnen, er kann nicht rückwärts gehen, es gibt keine Regression. Die Entwicklung schreitet vorwärts; die Zahl und die Reifung der Denkzellen und ihrer Verbindungen mehrt sich, das mature Zeitalter bricht an. Dies ist der Weg zur Erkenntnis, zur Wahrheit, zur Weisheit. Die Erscheinung und ihre Veränderung, Sein und Werden und Vergehen entpuppen sich als „reine" Zeiträumlichkeit, Kausalität und Konditionalität und Finalität sind motivische Fiktionen, die vor der Realität verblassen und entfallen. Die Wirklichkeit, die für den motivischen Menschen eine unendliche Reihe von Ursachen und Wirkungen ist, die aller Wissenschaft, allem Forschen und Zweifeln und Kritisieren und Beweisen „zum Trotz" immer nur Wahrscheinlichkeit bleibt, hat im realischen Denken ihr Wesentliches, die Ursächlichkeit und Bedingtheit und Zwecklichkeit verloren, diese realische „Wirklichkeit" (sozusagen) ist nicht mehr Wirklichkeit, sie ist Wahrheit, Weisheit, Gewißheit. Es gibt nur ein Objekt, das immer-anders ist, das als Symbol der raumzeitlichen Unterschiede angeschaut wird, das e r k a n n t wird, so wie es vom motivischen Menschen b e z w e i f e l t, vom infantilen Menschen g e g l a u b t wird. Die Gegensätzlichkeit — als Identität mit der menschlichen Anschauung — ist immer die (polare) Subjekt-Objekt-Beziehung und das (interpolare) interobjektive Verhältnis, aber sie ist realiter frei von metaphysischer Schuld und Fehle, frei von Sünde und Unrecht, frei von Strafe und Buße in den schier unzähligen Abwandlungen des motivischen Denkens. Der realische Mensch kennt lediglich zeiträumliches Geschehen, dessen Symbol die Gegenwart ist. Diese Erkenntnis ist die Weisheit und die Wahrheit, sie ist die gleiche Erlösung, wie sie im frühkindlichen Glauben wohnt, und in diesem Sinne darf gelten, was ich in fernen Jugendjahren

schrieb: Erkenntnis ist Glaube *). Freilich der infantile Glaube liegt vor dem Sündenfall, vor der Unterscheidung des Guten und Bösen, eben vor der Kausalität und Konditionalität, vor der Motivität. Ehe es die motivische Schuld und Strafe gab, gab es nur Geschehen, dies aber als naives Erleben, (noch) nicht als Erkenntnis, d. h. damals war die Welt einheitlich, ohne Gegensätze. Die weitere Entwicklung der Weltanschauung geht über die Stufen des magischen, mythischen, mystischen, motivischen Denkens zum maturen (rationalen) Realismus. Das Wesen von Ursache und Wirkung wird entdeckt, und jede einzelne Aktualität erscheint als Präsentant dieser Gegensätzlichkeit, die alle Hemmungen und Förderungen, alle Tugenden und Laster, alles Glück und Unglück, alle guten und alle bösen Taten und Gedanken, alle Sünden und Sühnen, alle Irrsale und Wirrsale dieser Welt in sich begreift. Die Realität liegt jenseits vom dämonischen Gut und Böse; die realische Erkenntnis ist das Ende des Motivismus in der Welt. „Das Gute" und „das Böse" wird erkannt als motivische Deutung der Aktualität und ihrer Veränderung, und damit verliert Gut und Böse die aufpeitschende, treibende, lockende und schreckende Kraft. Das qual- und lustvolle Schwanken zwischen Himmel und Hölle, zwischen Sünde und Sühne mündet ein in die Erkenntnis des Seienden als Symbols der raumzeitlichen Gegensätze, und alle Zweifel verstummen. Der Mensch ist frei von psychischer Schuld und Buße, und nur das Mittelalter seines Lebens hat ihn genarrt: geängstigt und beruhigt, gepeinigt und bemitleidet, geschmäht und verherrlicht, verflucht und gesegnet und noch im Trost zu neuer Qual verdammt, in der Buße mit neuer Sünde und in der Sünde mit neuer Buße bedroht. Halleluja — kreuzige ihn! — heißt jetzt: ecce homo! Gewiß, die Götter sind dahingesunken, aber sie nahmen auch die Teufel mit. Der Mensch und seine Taten sind eins; kein Dämon, kein Trieb, kein Wille, kein Wunsch, kein Wissen sitzt in ihm als heimlicher und unheimlicher Ratgeber, Führer und Verführer, keine Macht, die den Armen schuldig werden läßt und dann der Pein der Rache übergibt. Der Schmutz der bösen und der Glanz der guten Taten fällt von ihm ab; die Verantwortlichkeit, die der motivische Unverstand ihm auferlegt, die ihn zwischen Stolz und Demut, zwischen Lob und Tadel, zwischen Uebermut und Zerknirschung, zwischen allen Illusionen hin und her hetzte, verweht im Odem der Erkenntnis, daß jedes Wesen mit sich selbst ganz einig ist und immer nur so handelt, wie es muß. Die biologische Struktur der Individualität ist immer mit sich selbst identisch und kann sich mit sich selber nicht entzweien; sie kann nicht anders sein, wie sie ist. So ist die Bitte erfüllt: erlöse uns von dem Uebel! — so erfüllt, daß sie nicht mehr gesprochen wird. Der realische Mensch ist erlöst — in dem Sinne, daß es kein Uebel mehr gibt, von dem er erlöst werden müßte, keine Erlösung, die von neuem Uebel gefolgt wäre, — „Uebel" als Wirkung des dämonischen Bösen (Zaubers, Teufels,

*) Diese Jugendarbeit ist eine dramatische Dichtung, betitelt „Der Sündenfall". Gott treibt die Menschen aus dem Paradiese: „So geht in die Welt! / Bevölkert die Erde! / Die Menschheit zerfällt! / Es trennt sich die Herde. / Das Band ist zerrissen. / Es treib euch die Lust, / Zu sehen, zu wissen, / In des Irrtums Wust, / In des Forschens Eifer, / In des Strebens Wahn, / In des Kampfes Geifer, / In des Kummers Zahn! / Grabt in die Tiefen, / Bis die Schächte triefen / Vom Totengestöhn! / Fliegt in die Höhn, / Bis in Aethers Gischt / Der Geist euch erlischt! / Dehnt euch ins Weite, / Verliert euch ins Breite, / Bis der Augenblick / Eures Lebens Glück! / Dies sei mein Fluch / Und dies mein Segen: / Nie habt genug, / Die Sinne zu regen! / Verkehrt die Natur / Zu groben Grimassen! / Schafft eine Kultur, / Die Wahrheit zu hassen! / Die Länder, die Meere, / Das Weltall gar / Euer Sinn durchquere, / Der Gewißheit bar! / Die Lösung suchet / des Rätsels der Dinge; / Euch selbst verfluchet, / Daß nie es gelinge! / Der Wahrheit Züge / Sollt nie ihr erschauen! / Euer Wissen sei Lüge, / Eure Jugend Ergrauen! / Ein Trost soll euch werden: / Je mehr ihr erhorcht / Vom Rätsel der Erden, / Je mehr ihr ersorgt, / Je tiefer den Brunnen / Der Weisheit ihr wühlt, / Je mehr habt gewonnen, / Was dunkel ihr fühlt: / Ob arm oder weise — / Ihr dreht euch im Kreise / Vom Himmel zum Staube: / Erkenntnis ist Glaube."

Willens u. a. psychischer „Faktoren", „Ursachen" usw.) und selbst als dämonisches Böses gedacht. Für den realischen Menschen ist „das Uebel" die Krankheit, diese aber ist nicht ein böser (oder guter?) Dämon oder sonst ein Mystikum, sondern eine rein biologische Tatsache (Infantilismus). Nur der Kranke ist, denkt und tut falsch, schlecht und häßlich, niemals der Gesunde. Und von der Krankheit gibt es keine magische, mystische Erlösung, sondern auch die Heilung ist ein rein biologischer Vollzug. Erlöst kann der Mensch nur von seiner dämonistischen Deutung und Deuterei werden, aber auch dies nur in der Art der rein biologischen Entwicklung zur letztmöglichen Ausreifung, zur höchsten weltanschaulichen Klärung, zur realischen Erkenntnis.

§ 79. Das Wissen vom Wollen. Realische Wahrscheinlichkeit. Vermutung. Ziel, Zweck, Plan, Absicht. Selbstbeherrschung. Das Wissen vom Wissen (Bewußtsein vom Bewußtsein)

Wir haben erkannt, daß Wunsch und Wille nicht etwa, wie die motivische Auffassung lautet, ein rätselhaftes, unauffindbares, mystisches Etwas sei, das von innen oder von außen auf das Individuum einwirke und als agens movens, als Motiv der Ausdrucksbewegung oder Sekretion fungiere; diese sind realiter Reflexausdrücke, also rein biologische Vorgänge. Auch das Wissen steckt nicht etwa hinter dem Verhalten des kognitiven Menschen, es ist nicht eine psychische oder irgendeine andere Instanz, die das Verhalten dirigiere, anfeuere oder zurückhalte. Der mature Mensch hat nicht ein Wissen (oder Gewissen), nach dessen Anweisungen er sich richtet, ehe er handelt, sondern eben dieses Handeln, dieser Eronenaustausch zwischen den maturen Individuen und seinen Verhältnispartnern ist wissens-, erkenntnismäßig. Dieses Verhalten „verrät" nicht das Wissen in dem Sinne, daß das Verhalten auf das hinter ihm stehende und antreibende oder hemmende Wissen (Gewissen) schließen lasse, sondern in dem Sinne, daß ein bestimmtes Verhalten eben nur bei Maturen vorkommt, daß ein Verhalten darin bestimmt ist, daß man es weise heißt. Die Tatsache, daß das im Sprachgebrauch kursierende Wort „wissen" nur noch wenig Bewegigkeit aufweist, darf nicht so mißverstanden werden, als ob das Wissen ganz und gar zuständlichen Charakter habe, als „Geist" oder „Geistiges" meta-physisch im Kopfe wohne und wirke.

Das Infans wünscht, der Juvenis will, der Mature weiß. Strenggenommen wünscht und will der Mature nicht mehr und wünscht der Juvenis nicht mehr; indes ist im Sprachgebrauch die Differenzierung speziell von wünschen und wollen nicht eben scharf, ja „ich wünsche" kann direkt für „ich will" eintreten und sogar eine Verstärkung des „ich will" bedeuten, d. h. die „Unbedingtheit" des (kindlichen) Wünschens darstellen. Man spricht also auch vom Juvenis, er wünsche, und vom Maturen, er wünsche oder wolle — nämlich dann, wann die Ausdrucksbewegungen und Sekretionen denen des Juvenis oder Infans nahekommen. Und in diesem Sinne ist auch die Formel: „i c h w e i ß, d a ß i c h w i l l" verständlich. Indem nämlich das Wollen eine bestimmte Ausdrucksbewegung oder Sekretion ist, die der Wollende auch idealisch wahrnimmt, „weiß" er (hat er gesehen) diesen Ausdruck, weiß er, daß er gewollt hat und überhaupt wollen kann. Aber dies Wissen f o l g t jedesmal dem Ausdruck, den man Wunsch oder Wollen nennen mag. Es geht ihm nicht voraus, derart, daß jemand „vorher" wissen könne, daß er wollen werde. Man kann ferner die Ausdrucksbewegungen des Willens, also besonders des Hungerreflexes (das Auslangen, Ausholen) sowie diesen Reflex selbst mitsamt der zugehörigen Gefühlsaktualität (Hungergefühl) mit den Worten „ich will" und weiterhin „ich weiß, daß ich will" beschreiben; auch da ist das Wollen niemals zugleich mit

dem Wissen „vom" Wollen aktuell, niemals ist das Beschriebene zugleich mit der Beschreibung „da", sondern diese folgt genetisch auf jene, dann kann auch jene auf diese episodisch folgen. Fassen wir aber wünschen und wollen im motivischen Sinne, als Tätigkeit einer „psychischen Instanz" Wunsch und Wille, dann ist keine Möglichkeit gegeben zu wissen, was man wünsche oder wolle, — man müßte denn annehmen, daß der Wunsch oder Wille ein selbständiges, in der Psyche bewegliches Wesen sei, das vor das Wissen als ein anderes selbständiges Psychisches treten, sich ihm präsentieren könne, also gegenüber einem wissenden X aktuell und dennoch psychisch sei usw., eine Kette von Fiktionen, die deutlich genug die Verworrenheit des motivischen Denkens aufzeigt.

Bleiben wir in der realischen Welt. Indem ich wissen als idealische Aktualitätenreihe auffasse, kann ich sagen: ich weiß, daß ich gewünscht oder gewollt habe. Hierbei ist wünschen und wollen als eine (ungenaue) Bezeichnung für die dem eigentlichen (infantilen) Wünschen und (juvenilen) Wollen ähnlichen (analogen) maturen Ausdrucksbewegungen und Sekretionen gebraucht. Bezeichne ich aber mit wissen das gesamte mature Denken und Verhalten, soweit die hierin ausgedrückten Eronenströme über die Hirnrinde verlaufen, dann kann ich natürlich auch nicht sagen: ich wisse, daß ich wünsche oder wolle; wünschen und wollen haben dann in der maturen Ausdrucksweise keinen Platz. (Die Reflexe, die nicht über die Hirnrinde verlaufen, rechnen wir nicht zu Wunsch und Willen und auch nicht zu Wissen.) Indes wird man wenigstens den Hungerreflex auch im maturen Zeitalter mit „Wille" bezeichnen.

Nun aber weiter: k a n n j e m a n d w i s s e n , w a s e r w ü n s c h e o d e r w o l l e ? Der motivische Mensch ist schnell mit der Redewendung zur Hand: „Du mußt ja wissen, was du willst" oder „dieser Tor weiß nicht, was er will". Es gilt als ein schlimmes Zeichen, daß einer nicht weiß, was er will. Wir treffen also hier wieder die Fiktion, daß der Wunsch und der Wille etwas Wesenhaftes (und doch Psychisches!) sei, das vom Wissen, dem Bewußtsein beobachtet, ihm jedenfalls bekannt sei, wenigstens bei den besonnenen Menschen, die nicht leichtsinnig drauflos wirtschaften usw. Zugleich wird dieser Wunsch oder Wille als Ursache einer Wirkung gefaßt, nämlich eines Strebens nach dem Gewünschten und Gewollten, womit denn die „Tendenz" als neue „psychische Instanz" eingeführt und somit das biologische Geschehen in ein Ringelspiel von Ursachen und Wirkungen psychischer und auch physischer Instanzen verzaubert wird.

Was einer wünscht oder will, ist ja wohl das Objekt, auf das sich Wunsch und Wille, nämlich als Ausdrucksbewegung, die man als Wunsch oder Wille bezeichnet, erstreckt. Und da gibt uns auch das Zugeständnis, d a ß der mature Mensch in einem Sinne wissen könne, daß er wünsche oder wolle (indem er diese Ausdrücke begrifflich wahrnimmt oder sie beschreibt), nicht das Recht zu sagen, er wisse nun auch, w a s er wünsche oder wolle. Und für den noch nicht maturen Menschen gilt das gleiche. Immer nur e i n e Aktualität ist gegenwärtig; ich nehme also entweder die einzelnen Phasen der Wunsch- oder Willensbewegung wahr oder ein anderes Objekt, in jedem Falle das eine oder das andere. Nehme ich die Phasen der Muskelaktion wahr, so nicht ein anderes Objekt, und nehme ich dieses wahr, so nicht die Phasen der Bewegung. Es kann sein, daß die z. B. optische Aktualität zu einem Individuum gehört, das „wunsch-" oder „willengemäß" ergriffen wird, dann weiß ich aber von dem Wunsch oder Willen erst dann, wann er abgelaufen ist, wann der Gegenstand ergriffen ist. Passe ich aber auf die Bewegung auf, so ist jenes Objekt noch nicht oder nicht mehr aktuell, ich kann nicht wissen, wohin die Bewegung „zielt". Ein sog. „bewußtes Dirigieren" der Bewegung haben wir ja eben als motivische Fiktion erkannt; das Bewußtsein oder dgl.

dirigiert gar nicht, sondern ist objektisch, physisch. Wie eine Bewegung ausfallen wird, selbst falls ich wissen könnte, daß eine Bewegung überhaupt stattfinden wird (daß ich wünschen oder wollen werde), das ist zu wissen gänzlich unmöglich. Wissen kann ich nur, daß das Objekt sich ändert, daß die Bewegung zur menschlichen Anschauung gehört, aber wie die Bewegung verläuft, kann ich nicht wissen, sondern nur vermuten. Und hier haben wir die realische Wahrscheinlichkeit. Sie unterscheidet sich von der motivischen darin, daß die vermutliche Aktualitätenfolge zeiträumlich, nicht aber kausal oder konditional aufgefaßt wird. Sie ist eine letzte Etappe zur Wahrheit, die lediglich das Seiende (Objekt) als Symbol erkennt und auf Vermutungen und Wahrscheinlichkeitsrechnung verzichtet. Die Symbolanalyse, die übrigens, worauf nunmehr hingewiesen werden kann, zugleich Symbolsynthese ist, ist als Veränderung des Objekts Wahrheit; die Art und Weise aber, wie die Veränderung erfolgt, die Reihenfolge der Aktualitäten verläuft, kann nur vermutet werden, und der Grad der Wahrscheinlichkeit mindert sich, je seltener diese Reihe vorkommt und je weiter die angeschlossenen Aktualitäten von der Ausgangsaktualität entfernt sind, d. h. je länger die Reihe ist, die sich anschließt.

Ich kann also nur abwarten, wie die Bewegung verläuft, kann sie verfolgen, ihre einzelnen Phasen wahrnehmen, aber zugleich mit diesen Phasen das „Ziel" kann ich nicht wahrnehmen, kann also keinesfalls wissen, was ich wünsche oder wolle, sondern das höchstens vermuten, d. h. wissen, daß eine so eingeleitete Muskelaktion so und so oft in der und der Weise verlaufen ist, und annehmen, daß sie diesmal auch so verlaufen werde, was manchmal zutrifft, manchmal nicht. Jenes Wissen, daß diese Muskelaktion so und so oft in einer bestimmten Weise verlaufen ist, besteht in der Erinnerung, d. h. in der Aktualität einer idealischen Zellgruppe, die mit den modalen Zellen assoziiert ist, deren Aktualitäten die einzelnen Phasen der Bewegung ausmachen. Die Vermutung ist die Aktualität dieser idealischen Gruppe, die bereits bei Beginn der Bewegung den aktuellen Funktionsgrad erreicht und so die ganze Bewegung oder doch einen Teil von ihr erinnerungsgemäß erlebt, „voraussieht", während das Wissen eben das neuerliche, aber begriffliche, „fertige" Erleben jeder einzelnen Phase der stattgehabten Bewegung, also die Erinnerung ist, die auf die gegenständliche Bewegung folgt, nicht ihr — wie bei der Vermutung — vorhergeht. Die Erinnerung wie die Vermutung kann, je nachdem ihr Ablauf dem durchschnittlichen entspricht oder nicht, logisch oder unlogisch sein.

Niemand kann wissen, wie eine Ausdrucksbewegung oder Sekretion verlaufen, ja ob überhaupt eine solche erfolgen werde. Und indem diese Muskel- oder Drüsenaktion Ausdruck des Wunsches oder Willens genannt wird, muß gesagt werden: niemand kann wissen, wie Wunsch und Wille verlaufen wird, worauf sie sich erstrecken, was er wünscht oder will. Höchstens vermutet kann werden, daß ein Begriff einem Wunsch- oder Willensobjekt entspricht, oder daß eine Aktion so oder so verlaufen werde, daß überhaupt der Eronenaustausch in einer „gewissen" Weise vor sich geht, und der Wahrscheinlichkeitsgrad, daß die Vermutung bestätigt werden wird, wächst mit der Größe der Erfahrung, der Häufigkeit des Ablaufes gleicher Aktualitätenreihen.

Es ist demnach unverständig, zu sagen: ich weiß, was ich will, oder jemand müsse wissen, was er wolle. Ein solcher Ausspruch ist nichts weiter als ein modus dicendi des motivischen Menschen, nicht etwa ein „Beweis" dafür, daß der Ausspruch einem Tatbestand entspreche. Das interindividuelle Verhalten ist die Bewegung der Eronen in den Denksphären, und diese Bewegung kann von sich selber nichts wissen, sondern nur stattfinden. Auch das Ziel kann nicht eigentlich gewußt werden; es kann nur ein

Objekt als Ziel, d. h. Endpunkt eines Bewegungsabschnittes vermutet werden und diese Vermutung manchmal zutreffen. Das Objekt, das am Ende eines Bewegungsabschnittes aktuell ist, nennt man Ziel, indem die Aktualitäten motivisch verbunden werden und man annimmt, daß das Individuum wisse, was es wolle, und infolge dieses Wissens (als Grund oder Ursache) eben dahin gekommen sei, wohin es gewollt habe. Gewiß ist jede Aktualität, also auch jedes Gefühl, also auch der Hunger „gerichtet auf..." und in dieser Art spezifisch (z. B. ist der Hunger nach Brot verschieden von dem Hunger nach Fleisch oder Fett usw.), und hiernach ist auch die Aktualität beschreibbar, z. B. mit den Worten „ich weiß, was ich will, d. h. worauf mein Hunger (seiner Spezifität nach) sich richtet", aber ob der Hunger sein Ziel erreicht, „sich durchsetzt", der Wunsch, der Wille sich erfüllt, also das gewollte Freudestadium aktuell wird, ist nicht von der „Macht" (= Allmacht) des Willens, von dem Willen des — Willens oder von der Dämonie des Zieles oder andersnamiger metaphysischer „Instanzen" abhängig, sondern muß abgewartet werden. Das Hungerstadium ist ja lediglich das erste im assoziativen Ablauf des Erlebnisses, die „folgenden" Stadien „folgen" in rein zeiträumlichem Zusammenhang, eben gemäß dem Gang der Assoziationen. Der Wille ist kein Garant für seine Erfüllung, er ist eben kein Dämon, wie das die Fanatiker, die Willens-, d. h. Selbstanbeter wähnen.

„Ziel" ist etwa sinngleich mit „Zweck", und beide werden nach motivischer Auffassung durch Wirkung der (metaphysischen) „Zielstrebigkeit" oder „Zwecklichkeit" (Teleologismus), der Absicht oder des Planes erreicht, die das seelisch-geistige „Ich" wiederum wissen, lenken und leiten müsse — zum Guten, versteht sich, und gegen die Wirkung des Bösen, das ja allenthalben lauert. Auch hieraus ist zu erkennen, daß der motivische Mensch sich und andern Individuen den freien Willen oder sonst eine psychische Instanz zuspricht, die im Menschen wirke, ihn veranlasse, „zweckmäßig" und „zielbewußt" zu handeln; das „Objekt" und ebenso auch das „Subjekt", womit das Individuum gemeint ist, bestehe aus einem Körperlichen und einem Seelischen oder Geistigen, und das Körperliche werde vom Seelischen oder Geistigen beherrscht (oder auch mal umgekehrt) usw. Die Seele oder der Geist habe ein Bewußtsein des Zieles, des Zweckes und könne dementsprechend die Intensität und Extensität einer Bewegung abmessen; ja das Bewußtsein selber soll ein Bewußtsein von Zweck, Ziel usw. haben und im motivischen Sinne das Verhalten beeinflussen! Damit im Zusammenhange steht die Fiktion der Selbstbeherrschung, die ebenso wie die des Zweck- und Zielbewußtseins Abkömmling der Fiktion des freien oder unfreien Willens ist; ich wäre hiernach in der Lage, mir aus eigner Kraft oder Ueberlegung usw. ein Ziel auszusuchen, zu wählen unter mehreren Möglichkeiten, und diesem gewählten Ziel „mit aller Energie zuzustreben", dabei allerhand Versuchungen, vom „rechten Ziele" abzuweichen, absichtlich, bewußt usw. zu widerstehen, und wenn ich das nicht tue, verdiene ich, d. h. mein seelisch-geistiges Ich die bittersten Vorwürfe, denn es hätte ja in meiner Macht gestanden, so oder anders zu handeln, usw. All diese Phraseologie ist motivische Deutung der biologischen Tatsache der Bewegung und echt dämonistisch. Wer die Ausdrücke „Ziel" und „Zweck" gebraucht, soll sich darüber klar sein, daß sie lediglich Bezeichnungen für gewisse biologische Stadien der Erlebnisse sind, und daß der ganze motivische Zauber eitel Fiktion ist.

Die Formel „ich weiß, was ich will" kann gesprochen werden, sie kann aber auch Begriffsreihe sein, „gedacht" (im engeren, begrifflichen Sinne) werden. Beide Male ist die Formel weiter nichts wie Formel, Aktualitätenreihe, die keineswegs die Existenz von einem Wunsch oder Willen oder Wissen über (die Formel) sich selbst hinaus, abgesehen von sich selbst oder außer sich selbst „beweist": es existiert lediglich die Aktu-

alitätenreihe, während sie existiert, ist nichts sonst aktuell. Die Existenz der Aktualitätenreihe ist lediglich — ja ihre eigene Existenz; man scheut sich geradezu, dieses Selbstverständliche auszusprechen, aber die Banalität zeigt so recht den Grad der Verfilzung, bis zu dem die motivischen Gedankenfäden durcheinander gewuchert sind. „Ich weiß, was ich will", heißt motivisch: erstens ich weiß, zweitens ich will, und dieses erstens und zweitens ist gleichzeitig und obendrein noch gleichzeitig mit dem Objekt des Wollens aktuell. Realiter ist die Aktualitätenreihe „ich weiß, was ich will" allein aktuell, nichts sonst; sie beschreibt den Willen usw., aber sie „beweist" nicht, daß oder was ich jetzt will, ob ich überhaupt will; sie „beweist" auch nicht, daß oder was ich abgesehen von ihr selbst weiß, sie ist ja selbst das Wissen, die einzelnen Aktualitäten das Gewußte, und die Aktualität, in welcher Denkzelle sie auch liegen mag, kann über sich selbst nichts aussagen, sondern ist lediglich in den Eronenstrom, der die Denkzelle passiert, eingeschaltet.

Dasselbe gilt von der Formel: „ich weiß, daß ich weiß" oder „ich habe Bewußtsein vom Bewußtsein". Auch hier handelt es sich um Aktualitätenreihen und nichts weiter. Und die Aktualität kann sich selber nicht zum Objekt haben, sie ist Objekt. Ich kann nicht wissen, daß ich weiß, in dem Sinne, daß mein Wissen von einer über- oder beigeordneten Instanz, die ein zweites Wissen wäre, beobachtet, erkannt, gewußt sei, daß das Gewußte Objekt eines anderen Gewußten sei, das somit Subjekt wäre. Das Bewußtsein kann über sich selbst nichts aussagen, es ist mit sich selbst identisch, es zerfällt nicht in eine Art Instanzenzug, dessen einzelne Stellen sich gegenseitig beobachten könnten. Das Bewußtsein kann doch aber beschrieben werden, z. B. psychologisch oder psychobiologisch. Nun, die Beschreibung ist selbst auch Bewußtsein, vollzieht sich innerhalb des assoziativen Netzes des Bewußtseins, also der Aktualitäten, und zwar sind die Buchstaben und Wörter sowohl untereinander wie auch je mit dem Beschriebenen assoziiert (Phänomenalität → Phänomenologie). Also auch die Beschreibung des Bewußtseins ist nicht Bewußtsein vom Bewußtsein. Das sog. Bewußtsein vom Bewußtsein ist immer bloß Bewußtsein, nicht eines, das von sich selber oder von einer Identität, die ja immer nur es selbst ist, wisse. Ein Bewußtes kann vom „andern", das noch nicht oder nicht mehr existiert, nichts wissen; eine solche Beziehung, wenn sie bestünde, würde die menschliche Anschauung aufheben: sie würde das Objekt zum Subjekt machen. Die Aktualität einer Begriffszelle kann zu der einer modalen oder sensilen Zelle nicht in der Subjekt-Objekt-Beziehung stehen; beide sind ja gar nicht zu gleicher Zeit da, sondern nacheinander, sie brauchen nicht aufeinander unmittelbar zu folgen, und die Tatsache, daß sie aufeinander folgen, zeigt, daß die beteiligten modalen Eronenkomplexe sich in die Begriffszelle bewegen, d. h. sich in einer Weise verändert haben, daß sie Paßformen zu den idealischen Eronenkomplexen darstellen; der modale Eronenstrom kann aber — je nach der Spezifität der Eronen — in andere modale Zellen wandern oder auch direkt in die Motilität oder Sekretion ausgehen. Der Begriff ist Erinnerung, in die der Gegenstand eingeht, er ist eine Art Umwandlungsprodukt des Gegenstandes, wie beschrieben, ist interpolarer Gegensatz zum Gegenstand, ist wie dieser physisch. Ebenso stehen die Aktualitäten einer Denksphäre zueinander nicht in der Subjekt-Objekt-Beziehung, sondern im Verhältnis physisch : physisch, können auf dem Wege der Aufnahme und Abgabe von Paßformen ineinander übergehen, wie wir das noch näher erörtern werden. Das Bewußte ist sich also eines andern Bewußten nicht bewußt; es gibt in der Gegenwart immer nur ein Bewußtes. Aber auch des Unbewußten kann sich das Bewußte nicht bewußt sein: es wäre ja dann die Subjekt-Objekt-Beziehung zwischen Bewußt und Unbewußt hergestellt, diese lautet aber Bewußt : Nicht-Bewußt. Das Unbewußte geht ins Bewußte über, eben das Objekt

ändert sich, das Bewußte kann aber nicht ein Bewußtsein vom Unbewußten haben, beide sind physisch. Vergl. hierzu auch § 92, bes. Anm.

Hier stoßen wir nun wieder auf das Thema: w e r o d e r w a s „w e i ß" denn nun eigentlich, wer oder was ist der oder das Wissende, Sehende, Hörende usw.? Liegt das Wissen in der Subjekt-Objekt-Beziehung oder in der Objektität? Vom Subjekt haben wir behauptet, daß es das Nicht-Seiende, also auch das Nicht-Wissende, Nicht-Sehende usw. sei; trotzdem sprechen wir von ihm als vom Wissenden, Wahrnehmenden usw. gegenüber dem Objekt als dem Ge- oder Bewußten, Wahrgenommenen usw. Nun, hier ist eben, wie wir schon hervorgehoben haben, die Bezeichnung aus der Objektität, und zwar aus dem Verhalten gewisser Individuen, nämlich der H i r n w e s e n, übernommen worden in die Subjekt-Objekt-Beziehung, die sonst nicht zu beschreiben ist. Indem das Subjekt das Objekt als Zugleichheit mit „seinem" Subjekt, seinem Nicht-Seienden, seinem Nicht-Sichtbaren usw. „anschaut", ist das (anschauende) Subjekt selber Gegensatzpartner zum Objekt, zu „seinem" Objekt, so wie etwa zwei gleiche Magnete, die sich mit ihren entgegengesetzten Polen berühren, doch auch noch die andern Pole aufweisen *). Die Subjekt-Objekt-Beziehung ist aber nur beschreibbar mit Wörtern, die eigentlich interindividuelle Verhältnisse, also die Veränderung des Physischen, des Objekts wiedergeben. Streng genommen geschieht zwischen Subjekt und Objekt gar nichts: sie sind polare Gegensätze, weiter nichts, es tritt in ihrer Beziehung keinerlei Veränderung ein, keine Wahrnehmung, kein Sehen, Wissen usw., die Beziehung ist rein zuständlich. Wenn wir aber doch von Wissen, Wahrnehmung sprechen und dabei die Subjekt-Objekt-Beziehung meinen, dann meinen wir etwas anderes, als wir sprechen, aber es stehen uns keine Wörter zur Verfügung, die das wiedergeben, was wir meinen.

Das Wissen liegt, wie wir schon ausgeführt haben, in der Objektität. Aber nicht das Objekt als solches weiß, sieht und hat gesehen, hört und hat gehört. Nur falls die aktuelle Bestimmtheit zu einem Eronenkomplex, einem (zusammengesetzten) Individuum gehört, das wir Hirnwesen nennen, kommt diesem Individuum — aber nur so lange ihm zugehörige Bestimmtheiten aktuell sind — sehen, hören, schmecken, wünschen, wollen, wissen usw. zu. Die Bestimmtheit, die Aktualität ist immer anders; eine Gruppe von optischen Verändertheiten, die wir anschauungsgemäß von andern Gruppen unterscheiden, die als Gruppe, als Individuum, als Aggregat von Eronen und Eronenkomplexen unterschieden wird, indem diese und (noch) nicht andere Aktualitäten da sind, nennen wir „Gehirnwesen", d. h. die modalen Denkzellen, deren Aktualitätenreihe hiermit abläuft, sind assoziiert mit der modalen oder idealischen Denkzellgruppe im optischen oder akustischen Sinnesbezirk, deren Aktualitätenreihen das gegenständliche bzw. begriffliche Wort „Gehirnwesen" ist. (Ich nenne die modalen und die idealischen Denkzellen, deren Aktualitätenreihen die Buchstaben und Wörter sind, Wortzellen; ihre Aktualitätenreihen sind also die Beschreibung. Wortzellbezirke gibt es im optischen und im akustischen Sinneszentrum: wir sehen [lesen] und hören Wörter und haben dazu Erinnerungen, Wortbegriffe [die sog. „innere Sprache"]. Das Schreiben ist Ausdruck der graphischen Reflexe, das Sprechen Ausdruck der phonetischen Reflexe. Zu den Wortbezirken gehen die Assoziationen von den phänomenalen Bezirken des optischen und des akustischen sowie von den gesamten übrigen Sinneszentren aus; von den Wortbezirken gehen die motorischen Nerven zu den Muskeln, insbesondere zu den Augen-, den Schreib- und den Sprechmuskeln.)

*) Hiermit ist natürlich nur die Unterscheidung des Subjekt- und des Objekt-Individuums (die Individuation) gemeint. In Wahrheit existiert nur ein (das) Objekt als Gegensatzpartner zum Nicht-Teilbaren, zum Nichts, zum Subjekt.

Diese Aktualitätenreihe „Gehirnwesen", d. i. eben das Gehirnwesen verändert sich, verhält sich in einer solchen Weise, die wir „sehen" oder — mit Verallgemeinerung — „wissen" nennen. Andere Veränderungen, anderes Verhalten nennen wir anders, z. B. schmecken, hören, tasten, riechen, Funktionen von Organen der Gehirnwesen, des Ohrs, Geschmacksorgans usw. einschließlich der zugehörigen Nervenzentren; anders bezeichnen wir die sonstigen Bewegungen der Gehirnwesen wie der übrigen organischen und anorganischen Individuen, von denen der Mensch Kenntnis erhält, indem seine Sinnesorgane funktionieren, Bewegungen insgesamt, die das menschliche Denken (Erleben und Beschreiben) ausmachen. Das Subjekt weiß, hört, fühlt usw. nicht, es ist das Nicht-Seiende; das Objekt weiß, hört usw. nur insofern es als immer-anders, als Partner „seines" Subjekts, als Individuum, und zwar als Gehirnwesen abgegrenzt, unterschieden ist, also spezifisch funktioniert. Und indem das Subjekt mit „seinem" Objekt zusammen das Ich-Individuum ist, hat es, das Ich-Individuum (nicht das Ich), Augen, Ohren usw., ein Gehirn mit Zentren usw., sieht, hört, schmeckt, weiß wie das Objekt-Individuum, das ein Gehirnwesen ist.

Auch die einzelne Denkzelle für sich fühlt nicht, hört nicht, weiß nicht, das Auge für sich sieht nicht, das Ohr für sich hört nicht, das Gehirn für sich denkt nicht usw., d. h. diese Funktionen kommen für die einzelnen Organe an und für sich gar nicht in Betracht, sondern nur für die Organe im Verbande des Ganzen, das wir Gehirnwesen nennen, im Verein mit den Funktionen all der übrigen zum Organismus gehörigen Organe, und zwar auch nur, wann die Veränderungen, die an diesem Organismus vor sich gehen, so sind, wie wir sie als „Leben" (im engeren Sinne) bezeichnen.

In welchem Sinne wir aber das Wort „Wissen" auch anwenden mögen, ob wir eine spezielle Subjekt-Objekt-Beziehung oder ein interindividuelles Verhalten bezeichnen, keinesfalls kann das Wissen, der oder das Wissende von sich selber etwas wissen, es kann nicht wissen und zugleich von sich selber gewußt werden. Nehmen wir das Subjekt als das Wissende, so ist das Objekt das Gewußte oder Bewußte; das Subjekt kann sich aber nicht selbst zum Objekt haben, es wäre dann nicht Subjekt. Nehmen wir wissen als allgemeine Funktion der (maturen) Hirnrinde, dann ist zu sagen, daß eine Funktion sich nicht auf sich selber richten kann. So kann sich das Auge, das Sehzentrum, die optische Denkzelle nicht selber sehen, es müßte sonst ein Auge im Auge sitzen — und nicht nur das: es müßte jenes Auge zu einem lebendigen Gehirnwesen gehören.

Das Bewußte kann von sich selber nichts wissen, es kann sich nicht selber zum Objekt haben, es ist Objekt. Es kann also ein Bewußtsein vom Bewußtsein nicht geben, abgesehen davon, daß diese modale oder idealische Aktualitätenreihe, also die Wortformel existiert. Es existiert immer nur ein Bewußtes, und dieses Bewußte kann das nächstfolgende Bewußte, also das jetzt noch nicht oder nicht mehr Bewußte, das Unbewußte nicht wissen, weder sofern das Wissende das Subjekt ist, noch sofern wir das Wissen in die Objektität verlegen; nur das lebendige Gehirnwesen als das zur aktuellen Bestimmtheit gehörige Individuum „weiß", nicht aber die aktuelle Bestimmtheit als solche. Das Bewußte ist nicht eine Gruppe von Bestimmtheiten, sondern immer nur eine, also z. B. nicht das Auge als Organ, sondern eine Bestimmtheit, die abgelöst wird von andern, und erst die Reihe der Aktualitäten macht das Organ aus. Die Bestimmtheit als solche läßt sich nicht beschreiben, sondern alle Beschreibung ist Symbolanalyse, Entsprechung von Aktualitätenreihen; die Bestimmtheit läßt sich also nicht „bestimmen", sie ist einfach da, ist Objekt schlechthin. Nur das Organ, nicht die einzelne Bestimmtheit fungiert; nicht das Bewußte sieht, hört, weiß usw., sondern das

Organ im Verbande des lebendigen Individuums, ungenauer dieses selbst. Das Bewußte kann also weder von sich selber noch von anderm Bewußten oder Unbewußten „wissen"; ein anderes Bewußtes außer dem jeweils Bewußten gibt es nicht, und das für „mich" Unbewußte kann nur von einem Organ im Verbande eines andern lebendigen Gehirnwesens gesehen usw. werden und nur dem Subjekt jenes Individuums gegenüber bewußt sein, nicht aber gegenüber der Bestimmtheit, die mir als Subjekt gegenüber Objekt ist. Vergl. § 92 Anm.

Mithin ist die Formel: „ich weiß, daß oder was ich weiß, wünsche, will" usw. nichts anderes als ein modus cogitandi oder dicendi. Ein solcher Tropus kann beliebig aufgetrieben werden; man kann also „denken" oder sagen „ich weiß, daß ich weiß, daß ich weiß usw. — usque ad infinitum. Wann ich weiß, daß ich sehe, so sehe ich nicht mehr, sondern weiß (habe gesehen), d. h. die Denkzellgruppe, deren Aktualität „ich weiß, daß ich sehe" ist, ist aktuell, nicht die optische Denkzellgruppe, deren Aktualität das Gesehene ist. Und wann die Reihe „ich weiß, daß ich weiß" abläuft, so weiß ich nicht etwa zweifach oder dreifach, indem das eine Wissen das andere Wissen wisse, das eine Bewußtsein das andere Bewußtsein zum Objekt habe, sondern immer bloß einfach, indem jener Satz eine Aktualitätenreihe ist, also allein während ihrer Existenz existiert. Wann ich weiß, daß ich wünsche oder will, so wünsche und will ich nicht mehr, sondern weiß, und das Gewußte (Bewußte) ist nicht der Wunsch und Wille als Ausdrucksbewegung oder Sekretion oder der gewünschte, gewollte Gegenstand, sondern ist die Formel: ich weiß, daß ich usw.; es können sehr wohl gleichzeitig allerlei Ausdrucksaktionen vor sich gehen, aber diese sind mir unbewußt, sind mit jener Aktualitätenreihe keineswegs identisch. Das Wissen kann den Ausdrucksaktionen erst folgen: die begriffliche Aktualität aus der modalen hervorgehen. Wann ich wünsche oder will, weiß ich nicht, und wann ich weiß, wünsche oder will ich nicht, ist der Wunsch oder Wille unaktuell. Wunsch, Wille und Wissen sind getrennte Aktualitätenreihen; sie können aufeinander folgen, sind aber nicht zugleich, können niemals koinzidieren (es sei denn, daß man sie etwa für identisch erachtet). Ist der Wunsch, der Wille unbewußt, so besteht ein Bewußtes zugleich, dieses ist aber nicht der Wunsch oder Wille, und ich darf genau genommen nur sagen: ich weiß, daß ich gewünscht, gewollt habe. Die Wunsch-, Willensreflexe können aber interkurrent mit ihrer Beschreibung wiederholt aktuell ablaufen, in dieser Art fortdauern und dann mit dem Satze beschrieben werden: ich weiß, daß ich wünsche, will. Ferner: ich kann mir ein Ziel begrifflich, also in Erinnerung an vorhergegangene analoge gegenständliche Erlebnisse, zu Beginn eines neuen gegenständlichen Erlebnisses vorstellen, dazu auch den Weg, der erfahrungsgemäß zu diesem Ziele geführt hat, und diese begriffliche Reihe — gemäß der Spezifität des Hungers auf ... — beschreiben mit den Worten: ich weiß, was ich will; ob aber der „Plan", die „Absicht" „sich verwirklichen", d. h. die gegenständliche Reihe künftig „so wie" die begriffliche ablaufen und zu dem dem „geplanten" entsprechenden gegenständlichen Ziele führen wird, muß abgewartet werden und ist nur mit mehr oder weniger großer Wahrscheinlichkeit vorauszusagen. „Selbstbeherrschung" kann realiter nur heißen: mein Hunger ist von einem intensiven Angststadium gefolgt, derart gehemmt, und die Bewegung geht nicht zu dem gewollten Ziele weiter, ferner: der Gefühlsablauf geht in die assoziierte begriffliche Reihe über, so daß der „eigentliche" sensorische Ausdruck unterbleibt oder als besonnen, überlegt modifiziert stattfindet. All das sind rein biologische Funktionsabläufe, sie finden statt, wie sie stattfinden; daß sie von einer irgendwie benannten metaphysischen „Instanz" verursacht, gelenkt, gehemmt, gefördert, beherrscht würden, ist lediglich eine Deutung, eine Fiktion, die so lange gilt, wie man die Funktion des Nervensystems noch nicht erkannt hat, alsdann aber entfällt.

§ 80. Ueber Kausalismus

Die infantile Denkweise präzisiert sich in der Partikel „wie?", die juvenile in „warum?" *), die mature in „daß". Das „wie?" betrifft die Gegenstände als Gestalten, Begrenztheiten, das „warum?" ist die Frage nach Ursache und Grund der Erscheinung und ihrer Veränderung, das „daß" ist die Erkenntnis des Seienden als biologisches Symbol, als Einheit des Verschiedenen. Die Differenzierung der modalen Denkzellen ist die Formung des Chaos, die Aufteilung des einen Objekts in Objekte, die „Erfüllung" des Raumes. Die Differenzierung der Assoziationsbahnen ist die Entdeckung der Veränderung, der Eintritt des Werdens ins Sein, die Vermählung der Zeit mit dem Raum. Hiermit ist die Frage „warum?" und die Antwort „weil" gegeben, die motivische Deutung des Weltbildes. Der Sturm und Drang der Kausalität und Konditionalität verebbt mit der Annäherung der Hirnentwicklung an die spezifische Wachstumsgrenze, an die Maturität (phylisch wie ontisch genommen). So lange „metaphysisch" gefragt und geantwortet wird, ist das Gehirn, der Mensch noch nicht höchstreif. Der realische Mensch weiß; seine Fragen erstrecken sich auf das Rein-Physische, das Erforschliche, nicht auf das Metaphysische, Unerforschliche, Dahinter-Liegende, Jenseitige, Dämonische jeglichen Namens, das als bloße Deutung des Physischen, als nichtexistent erkannt ist; er löst Aufgaben, das Problem (als solches) ist gelöst, d. h. überwunden.

Das „wie?" des Kindes heischt noch keine Antwort. Diese Frage ist sozusagen „rhetorisch", sie trägt die Antwort in sich selbst, sie ist spezieller Ablauf von Aktualitäten, die sich um einen zentralen Gegenstand (und später Begriff) gruppieren, sie ist die Formulierung einer „Auseinandersetzung" des Kindes mit der Objektität, sie ist die Urform des Zweifels, der Unsicherheit, Vorläufer der Zerlegung des Gegenwärtigen in Ursache und Wirkung. Mit dem „wie?", das lange, bevor es als Fragewort gesprochen wird, das infantile Denken charakterisiert, ist das Ende des „reinen Glaubens", des „blinden Vertrauens" besiegelt. Nicht mit einem Schlage erscheint die ganze Welt als fragwürdig, erscheinen die Objekte als zweifelhaft in dem Sinne, daß sie erst „handgreiflich" untersucht, ihre Umrisse festgestellt werden müssen usw. Die Entzweiung der Welt, die Weltkatastrophe, bei der aus der chaotischen Alleinheit das Ich vom Du sich sondert, ist der Beginn der Frage, des erlebten und beschriebenen Zweifels. Vorher war natürlich „Anschauung" auch schon da, aber die Welt war ungeschieden, mit dem Kinde eins; diese All-Identität impliziert alle künftigen Zweifel, ist ihr Keimbeet, in und aus ihm deuten sich im Verlaufe der ersten beiden Lebensjahre die künftigen Zweifel leise an, bis dann die endgültige Entzweiung, die Individuierung der Welt eintritt. Und dann mehren sich die Individuen, immer mehr Gegenstände und Begriffe treten auf, und mit dem Anstieg der Differenzierung der Denkzellen aller Sinneszentren, also ihrer Aktualitäten, also der Welt nimmt die Fragwürdigkeit, das „Wie?" der Dinge zu — bis „die Ursachen" und „die Motive" fingiert und damit die weltanschaulichen Fragen und Zweifel um so vielfältiger und dringender werden, je mehr Denkzellen den aktuellen Funktionsgrad erreichen, der Horizont sich erweitert.

Die Frage nach Ursache und Wirkung in den mannigfachsten Formen, ausgehend von der rohdämonistischen Deutung, über die magische, die mythische, die mystische Denkstufe verlaufend, weitet-erhöht sich genetisch zur kausalen Weltanschauung im engeren Sinne, zu der des Jugendlichen und Erwachsenen, in der sich die physikalische Kausalität mit der psychologischen, dem Motivismus verquickt. Auch die sich weiter

*) Die Frage „warum?" wird schon etwa vom 4. Lebensjahre an gestellt, doch ist sie da noch nicht so prägnant wie im juvenilen Alter.

entwickelnde Begriffssphäre funktioniert im Sinne einer allgemeinen wie besonderen (wissenschaftlichen) Fundamentierung des Motivismus: der Dämonismus geht in die endlosen Reihen der Warums und Weshalbs und Weils und Wenns und Wozus ein und ist somit synonym mit Kausalismus-Motivismus, mag er sich naiv oder wissenschaftlich gebärden.

Die Partikel „weil" ist ursprünglich zeitlich gemeint, ist soviel wie weilend, während. Weil = während der Regen fällt, wächst das Gras. Diese Zeitpartikel hat aber im motivischen Denken kausalen Charakter angenommen. Ebenso ist es dem Wörtchen „weswegen" und „wegen" überhaupt ergangen (zu bewegen*) als zeiträumlichem Geschehen), ferner den Ortspartikeln „warum" (eigentlich worum), „da", „daher", „dadurch", „wodurch", wie ja den Begriffen Ursache (Ur-Sache), Grund (auf dem etwas steht) und Folge überhaupt, endlich auch dem konditionalen „wenn", was ja nur ein abgelautetes „wann" ist. Die phylische wie die ontische Entwicklung der Objektität geht von der Zeiträumlichkeit aus, aber sie wurde zunächst lediglich sensil und modal „erlebt", nicht begrifflich erkannt (mangels Begriffszellen). Die Urwörter (Urlaute) konnten gar nicht anders wie zeiträumlich sein; sie bezeichneten Gegenständliches in der einen (männlichen) und in der andern (weiblichen) Anordnung, und zwar zuständlich (räumlich) und wechselnd (zeitlich), und indem das Gegenständliche männlich wie weiblich war, galten sie für beide Geschlechter. Auch ihre nächsten Abkömmlinge sind zeiträumlich und werden erst späterhin sozusagen mit Kausalität gefüllt, d. h. auf einer gewissen Entwicklungsstufe denkt der Mensch und die Menschheit kausalisch-motivisch, wird die Aktualität als Ursache oder Wirkung oder Grund oder Folge, als Präsentant der Kausalität und Konditionalität erlebt.

Ursprünglich verhält sich der Mensch, das Kind zur Umwelt als der Schöpfer im Geschaffenen. Dieses Chaos ist tatsächlich die Ur-Sache, die aber eben geschaffen, gewirkt, also Wirkung ist, Ur-Sache und Wirkung zugleich. Die Ur-Sache, die „erste Sache" ist eben das Gewirkte, die Wirkung. Und das Kind selbst gehört zur Umwelt, ist sein eignes Geschöpf, ebenfalls Ur-Sache und Wirkung zugleich. Die Ur-Sache differenziert sich alsbald zu den Urgegenständen, also wirkt sie ihrerseits, ist ebenfalls Schöpfer; und ebenso sind die Urgegenstände und ihre Abkömmlinge (Entwicklung der modalen Sphäre) Ursachen und Wirkungen zugleich. Und ferner: das Chaos ist als Ur-Sache auch Ur-Grund und Ur-Folge zugleich, seine Teile, die auf oder aus diesem Grunde (Hintergrunde) erwachsen, sind in ihrem steten Wechsel Gründe und Folgen zugleich. Und Bedingung? Nun, das Ur-Ding ist eben die Ur-Sache, die Bedingung ist die Aufteilung des Ur-Dinges in Dinge, deren jedes das andere bedingt, somit also zugleich bedingt wird oder ist. Die Entwicklungsgeschichte zeigt also die tatsächliche Identität von Ursache und Wirkung, Grund und Folge; diese Identität wird ursprünglich sensil und modal, nicht erkenntnismäßig erlebt, und erst die Entwicklung der Begriffszellen entspricht der erkenntnismäßigen Teilung der Einheit in die Zweiheit, damit der Keimung der Kausalität und Konditionalität.

Nunmehr erscheint die Aktualität als Ursache der ihr folgenden, die als Wirkung jener gilt, und ferner erscheint die Aktualität zugleich als Wirkung der vorausgehenden, die als Ursache gilt. Die Zeiträumlichkeit wird aufgefaßt als eine Reihe von Ursachen und Wirkungen, wobei die Ursache nun schon gar nicht mehr an jene Ur-Sache erinnert und auch nicht mehr eigentlich „Sache" ist, sondern „Zustand" oder „Kraft" im animistischen oder dämonistischen oder energetischen Sinne**) — je nach

*) Siehe § 25 Anm. — Ur zu goth. uz, us nhd. aus svw. das Rund, aus dem sich das Folgende = das Gerade ent-wickelt, aus dem es hervor-geht.

**) Vgl. § 12 Anm.

der Hirnentwicklungsstufe, bis auf der realischen Stufe die Ursächlichkeit-Wirkung als Deutung der zeiträumlichen (genetischen und episodischen) Zusammenhänge, als Reihe Rund → Gerade erkannt wird. Auch die Wirkung wird im ganzen vorrealischen Zeitalter als eine geheimnisvolle „Kraft" aufgefaßt und gilt jedenfalls als ausgesprochener Gegensatz zur Ursache, ein Gegensatz, „mittels dessen" man die Erscheinungen und ihre Veränderung zu „erklären" wähnt, indem man die Wirkung aus der Ursache und diese aus jener „ableitet".

Sehen wir zu, wie das geschieht. Das Gras sprießt auf der Wiese. Warum? Weil es geregnet hat. Der Regen ist Ursache, Grund, Bedingung des Wachstums. Das Wachsen als Vorgang ist realiter eine Reihenfolge von Aktualitäten, deren jede eine bestimmte Größe des Halmes darstellt: ich sehe Gras, das höher ist als gestern. Auf die modale Aktualität „Gras" (eigentlich Aktualitätenreihe, ich sage kurz ungenau Aktualität dafür) folgt hier die begriffliche Aktualität „Gras", die Erinnerung, und indem die biologische Veränderung beider Denkzellarten verschieden ist, erscheint die heutige modale Aktualität von der gestrigen verschieden, und zwar ist die Begriffszelle weiterhin assoziiert mit der „höheren" Begriffszelle (eigentlich Zellgruppe), deren Aktualität „Wachstum" („ist gewachsen") ist. Die Zelle ist nun assoziiert mit der Begriffszelle „Regen" („hat geregnet"), diesen Assoziationsweg legt der Eronenstrom zunächst zurück. Wir nehmen hier kurz und ungenau das ganze System „Gras-Wachstum" als Einheit, die mit dem System „Regen" assoziiert ist. In motivischer Betrachtung ist die Aktualität „Gras-Wachstum" Ursache der begrifflichen Aktualität „Regen", diese ist die Wirkung jener. Nun heißt es aber, der Regen sei die Ursache des Wachstums; dabei ist der Regen als Gegenstand, als modale Aktualität gemeint, nicht als idealische Aktualität, als Begriff, als Erinnerung. Die häufige Wiederholung eines Aktualitätenablaufes ist die bezgl. Erfahrung; erfahrungsgemäß ist das System „Gras-Wachtum" mit dem System „Regen" relativ innig assoziiert, und zwar im Sinne $\rightleftarrows$, also: das Gras wächst → es hat geregnet, und: es regnet → das Gras wird wachsen; der Regen als Gegenstand ist Ursache des Wachstums, das Wachstum ist Ursache des Regens als Begriffs, Erinnerung.

Die begriffliche Aktualität „Regen", also die Erinnerung, die im zeiträumlichen Anschluß an die Aktualität „Gras-Wachstum" folgt, ist nun keinerlei „Beweis", daß es tatsächlich geregnet hat, als das Gras noch nicht gewachsen war, und daß es gerade an dieser Stelle geregnet hat. Es braucht nicht geregnet zu haben, und das Gras kann doch gewachsen sein. Und ferner ist mit der idealischen Aktualität „Regen" nicht der kausale Zusammenhang des tatsächlichen Regens mit dem Wachstum „bewiesen". Jener „modale" Regen, dessen Erinnerung mit dem „Wachstum" assoziiert ist, kann vor längerer Zeit an einem ganz andern Orte stattgefunden haben; die jetzige Assoziation entspricht (ist) dann einer (eine) V e r m u t u n g, daß es an dieser Stelle damals auch geregnet habe. Die Erinnerung kann freilich auch so „lebhaft" sein (Nähe der idealischen Zelle zur modalen Zelle, Stärke des Eronenstromes, geringe Verändertheit der beteiligten Zellen), daß der Zweifel daran, daß es gestern oder heute hier geregnet hat, fast gleich Null ist. Auch dann bleibt der Zusammenhang, daß der Regen das Graswachsen verursacht habe, eine Vermutung, mit einem um so höheren Wahrscheinlichkeitsgrade, je größer die bezügliche Erfahrung ist, je öfter erlebt worden ist, daß auf den Regen hin das Gras wächst.

Hiermit ist nun aber schon das „Prinzip" der Kausalität durchbrochen. Entweder gilt der Kausalnexus überhaupt, oder er gilt überhaupt nicht. Entsprechend der Entwicklungsgeschichte der Kausalität ist jede Aktualität zunächst einfach da, Ursache

und Wirkung zugleich (d. h. die Begriffe Ursache und Wirkung sind noch nicht bekannt), in einem späteren Stadium Wirkung einer vorausgegangenen Ursache und Ursache einer folgenden Wirkung. Die Wirkung kann aber nur unmittelbar aus der Ursache hervorgehen, es kann nicht ein Zwischenraum zwischen der Ursache und der Wirkung oder umgekehrt da sein, der sozusagen ausgefüllt würde von einer Erscheinung, die aus der Reihe der Ursachen und Wirkungen herausträte, also keinen kausalen Anschluß an die vorhergegangene und die folgende Aktualität hätte; oder es kann nicht zwischen zwei kausal verbundenen Aktualitäten ein „leerer Raum" entstehen oder bestehen. Immer ist die Aktualität Wirkung der vorigen und Ursache der folgenden Aktualität; eine Unterbrechung hebt schlechterdings die Kausalität überhaupt auf.

In unserm Beispiel ist das System „Gras-Wachstum" mit dem System „Regen" assoziiert, diese Aktualitäten folgen aufeinander, stehen also — wohlverstanden: nach motivischer Auffassung — in kausalem oder konditionalem oder teleologischem Zusammenhang, im Verhältnis Ursache : Wirkung usw., wie beschrieben. Wie steht's aber, wann oder wo diese Assoziationsbahnen zwischen den beiden Systemen fehlen? Bei den meisten Menschen sind sie vorhanden; wo aber z. B. die idealische Zellgruppe „Regen" mit „Graswachstum" (noch) nicht assoziiert ist, können die beiden Systeme nicht kausal und konditional oder final verbunden sein. „Der Wille" verursacht die Tat, ist das Motiv der Tat, d. h. es läuft eine gewisse Aktualitätenreihe „die Tat" ab. Wie aber, falls diese Tat „beim besten Willen" nicht stattfindet? Hat der Wille sein Wollen, das Motiv seine Wirksamkeit, die Seele ihre seelische Kraft, das Dämonische seine Dämonie verloren, und wie wäre das denkbar?! Mit dem Motivismus ist es also schlimm bestellt, indem seine Gültigkeit davon abhängt, ob eine Denkzellgruppe vorhanden und in der und der Weise assoziiert ist oder nicht. Der „Zustand", die „Kraft" oder „Macht", die kausal wirkt, kann nicht in einem Falle da sein und im andern nicht; sie läßt sich nicht „beweisen", sondern muß immer da sein oder überhaupt gestrichen werden. Die Kausalität muß in jedem Falle wirken, gleichgültig ob diese oder jene Hirnzellen fungieren und in dieser oder jener Weise assoziiert sind. Die Kausalität ist nicht Objekt des Zweifels, sie ist der Zweifel selbst; sie ist nicht Objekt ihrer selbst, sie kann nur sein — und ist dann überhaupt, oder sie ist in einem Falle nicht — und ist dann überhaupt nicht. Die Zeiträumlichkeit ist selbstverständlich auch „abhängig" von der Existenz der Denkzellen, deren Aktualität ja Symbol der Raumzeitlichkeit ist, aber wir beanspruchen auch gar nichts anderes für sie, wir behaupten nicht oder lassen nicht stillschweigend gelten, daß die Zeiträumlichkeit auch einmal unterbrochen werden könnte, daß sie ein Zustand oder eine Kraft in der Erscheinung oder außerhalb ihrer sei, also ein abgesehen von der Erscheinung Vorhandenes, sondern erkennen, daß die Erscheinung Symbol der Raumzeitlichkeit, diese also in und mit der Erscheinung gegeben ist. Die Kausalität und Konditionalität ist ja auch nichts anderes wie — die Raumzeitlichkeit, diese aber motivisch, d. h. noch nicht verstanden; sobald wir erkannt haben, daß Kausalität usw. nur Deutung der zeiträumlichen Zusammenhänge ist, brauchen wir diese Begriffe (im metaphysischen Sinne) nicht mehr. *)

*) Es sind die genetischen von den episodischen Zusammenhängen zu unterscheiden. Ich sehe z. B. einen bespannten Wagen. Der Wagen ist nicht die genetische Ursache des Pferdes oder umgekehrt, wohl aber ist der Wagen die episodische Ursache für das Einspannen des Pferdes (ohne Wagen kein Einspannen), während die genetische Ursache für das Anspannen der Wille (realiter der Hungerreflex) des Besitzers ist, weiterhin die Notwendigkeit, etwas einzuholen, die sich wiederum aus Ursachen ergab usw. Der Deutung nach wirkt da — wie überall — die Ursächlichkeit als metaphysisches Agens movens; realiter laufen rein zeiträumliche biologische Aktualitätenreihen ab ohne jede Spur von Metaphysik — und darauf kommt es erkenntnistheoretisch an.

Daß die Assoziation „Graswachstum-Regen" besteht, heißt motivisch und kann motivisch nur heißen: es besteht ein kausaler Zusammenhang. Wer überhaupt von Ursache spricht, gibt nicht einen möglichen Zusammenhang an, sondern einen anschauungsgemäßen, einen Nexus, der ein Spezialfall eines Allgemeingültigen ist, der nicht hier und jetzt besteht und dort und damals nicht zu bestehen brauchte und auch nicht bestand, wenigstens nicht „beweisbar" bestand. Ein einziger Fall, der nicht Symbol der Kausalität ist, für den die Kausalität nicht gilt, hebt die Kausalität überhaupt auf. Die Aenderung der Quantenladung der Elektronen läßt sich mittels des physikalischen Kausalgesetzes nicht „erklären"; gilt also die Kausalität bloß für größere oder große Komplexe? Aber die Kausalität ist Denkweise, man kann kausal denken oder anders, und wer die Allgemeingültigkeit der Kausalität bezweifelt, ist im Uebergange zur realischen Denkweise, im Interferenzdenken begriffen, ist „im Begriffe", die Kausalität aufzuheben, hebt sie in Wahrheit — unwissentlich — auf. Der Kausalnexus ist entweder allgemeingültig, sicher, gewiß, in sich selbst bewiesen, unbezweifelbar — oder er kann überhaupt nicht gelten. Jemand sagt: „Es ist möglich, daß der Regen die Ursache des Wachstums sei, aber damit zweifle ich nicht an der Kausalität überhaupt, sondern sage nur, daß unter den möglichen Ursachen des Wachstums auch der Regen aufzuführen sei, und daß unter den möglichen Wirkungen des Regens auch das Wachstum zu nennen sei; also: es hat geregnet, und das Gras ist gewachsen, und wenn dies beides der Fall ist, so ist die Wahrscheinlichkeit des Kausalnexus zwischen diesen beiden Erscheinungen so und so groß, an einem Kausalnexus wird aber keineswegs gezweifelt, nur erscheint es nicht sicher, daß gerade der Regen das Wachstum bewirkt habe." Wer so spricht, übersieht, daß das „Prinzip" sich damit selbst aufhebt. Die Assoziation „Wachstum-Regen" ist entweder Kausalnexus — oder die Kausalität haucht ihre Seele aus. Die Kausalität hochhalten und sie doch für einen einzigen Fall ausschalten, geht nicht an. Man kann nicht aus verschiedenen Aktualitäten sozusagen diese oder jene auswählen und sie als Ursachen vorführen, andere dagegen als außerhalb der Reihe „an sich" existierende oder überhaupt nicht als Ursachen gelten lassen, sondern die assoziierten, also aufeinanderfolgenden, auseinander hervorgehenden Aktualitäten sind kausalisch verknüpft — oder die Kausalität gilt überhaupt nicht.

Also: wenn Regen die Ursache des Wachstums des Grases ist, „muß" immer Regen da sein, wann und wo es wächst, und „muß" es immer wachsen, wo und wann es regnet. Es „darf" nicht vorkommen, daß es nicht wächst bei Regen und daß es wächst ohne Regen. Daß andere „Faktoren" = Ursachen mitwirken, tut dem Kausalnexus Regen → Wachstum keinen grundsätzlichen Abbruch. Wenn es ein einziges Mal vorkommt, daß das Gras trotz Regen nicht wächst oder ohne Regen wächst — und beides kommt ja vor —, ist der Kausalnexus in der assoziativen Reihe Regen → Wachstum durchbrochen, die Kausalität „erloschen". Es handelt sich im kausalen Denken nicht „bloß" um die zeiträumliche Reihe Regen → Wachstum, sondern um die im Regen wirksame Ursächlichkeit als metaphysische Macht oder Kraft, die erstens und letztens identisch ist mit der göttlichen Allmacht, die eben das Gras (usw.) durch Regen wachsen läßt und an die man nun wiederum die Frage „warum?" bis zum „pourquoi du pourquoi?" (Voltaire) richtet, ohne jemals eine Antwort zu bekommen (das Metaphysische, realiter das Nichts kann natürlich nicht antworten, und so ist es überflüssig, es zu fragen!). Dem Kausalisten-Motivisten „genügt" nicht das „daß" (daß es so ist, wie es ist), die rein biologische Tatsache mit ihren zeiträumlichen genetischen oder episodischen Zusammenhängen (assoziativen Verknüpfungen), sondern er fragt „warum?", er möchte „mehr" wissen, er möchte die metaphysische Ursächlichkeit, die er in die Tatsachen hineinfingiert, das Unerforschliche erforschen — und endet im Ignoramus-

ignorabimus: erforschen kann man nur das Physische, nicht aber das ins Physische, so lange man es nicht als das Einzig-Existente erkennt, hineingedeutete Meta-physische, das realiter gar nicht existiert.

In der Assoziation „Graswachstum-Regen" kann Regen nur die Ursache sein oder nicht. Schon die Möglichkeit, daß er nicht Ursache ist, obwohl die Assoziation der Aktualitäten besteht, hebt die Kausalität auf; die Kausalität besteht ja eben darin, daß die Aktualität Wirkung der vorigen und Ursache der folgenden sei; das Erscheinen der Aktualität wäre sonst „unerklärlich". Die Möglichkeit, daß verschiedene Ursachen zusammengewirkt haben und daß ihre Wirkungen in der gegenwärtigen Aktualität sich vereinigt haben, liegt natürlich vor — vielmehr realiter ist ja die Aktualität Symbol aller Vor- und Nach-Aktualitäten, also wieder motivisch gesprochen: es ist ganz klar, daß diverse Ursachen an der gegenwärtigen Erscheinung mitgewirkt haben. Nun, dann darf man die der Aktualität unmittelbar folgende Aktualität nicht aus den Ursachen ausnehmen, müßte ihr vielmehr einen höheren Grad an Ursächlichkeit zusprechen als den entfernteren Aktualitäten. In diesem Sinne verläuft auch das naive Denken: die nächstfolgende Aktualität ist ganz selbstverständlich die Wirkung der Ursache, die Folge des Grundes.

Das entwickeltere Denken ist hierin „kritischer". Zwar die Kausalität als solche wird nicht bezweifelt; daß die Ursache immer eine Wirkung, die Wirkung eine Ursache habe, gilt als ausgemacht. Aber im speziellen Falle behält sich der „kritische Geist" vor, die Kausalität anzuerkennen oder ausfallen zu lassen (s. o. Makrophysik — Mikrophysik). Wissenschafter dieser Denkweise betrachten es als ihre Aufgabe, die Erscheinungen auf ihre Position innerhalb der Kausalität zu prüfen, Ursachen und Wirkungen zu ermitteln, und als ihr Verdienst, ihre Leistung, solche Erscheinungen gefunden zu haben, die als Ursache oder Wirkung gewisser anderer Erscheinungen gelten können. Diese Wissenschaft geht also von der Apriorität der Kausalität aus und sucht sie an den Dingen und ihren Veränderungen zu beweisen, wobei sie sich als des eigentlichen Beweismittels eben der Kausalität bedient, die sie für apriorisch hält! Aber die Ursache ist nun nicht „bloß" die Ur-Sache, aus der die Dinge hervorgegangen sind, und auf deren Auffindung sich die Frage „warum?", realiter: „unter welchen Umständen?" richtet, auch nicht die jeweils andere Aktualität, die nach kausaler Auffassung dem „Prinzip" nach immer die Wirkung der vorigen und die Ursache der folgenden Aktualität ist, sondern sie ist ein geheimnisvoll Wirksames, das gesucht werden muß und manchmal gefunden wird, manchmal nicht*), also auch da nicht der einfache (zeiträumliche) Ausgangspunkt einer Aktualitätenreihe, der terminus a quo, der Ursprung, die Vor-Sache, eine Aktualität wie jede andere, nur daß sie am „Anfang" einer assoziativen Reihe steht wie die Wirkung am andern „Ende", vielmehr eine Kraft, die an und für sich, als ein Selbständiges, Autokratisches, Absolutes in der „Sache", auf sie

*) Z. B. „warum die Zugvögel immer eine (je ihre) bestimmte Route einhalten, wissen wir nicht", also wird wohl die Vorsehung die Richtung bestimmen. Dabei liegt realiter überhaupt kein Problem vor: die Zugvögel haben ein gutentwickeltes Kleinhirn, dessen Rinde das Lage-, Kraft- und Richtungszentrum ist (s. S. 156 Fn.); Ausdruck der Richtungsreflexe ist „die Richtung" der Flugbewegung, die Zugvögel fliegen also rein reflektorisch, sozusagen nach ihrem Kleinhirnkompaß, und kommen „ganz von selbst" an das Ziel der Richtung. Die Funktion des Richtungssinnes (der an sich keine optische usw. „Unterstützung" braucht) ist aber nicht die Ursache der Flugbewegung quoad Richtung, sondern die Flugbewegung quoad Richtung ist der Ausdruck der Richtungsreflexe. Die Zugvögel fliegen also einfach „drauf los". Wo aber sähe der Problemdenker kein Problem!? Und das größte Problem ist ihm — das Problem. Im realischen Denken gibt es keine Probleme mehr (die ja allesamt Einzelfälle der physisch-metaphysischen Deutung, also der Fiktion sind), sondern nur noch Aufgaben, rein menschliche Aufgaben.

und aus ihr wirkt, sie zur Ursache macht und die im Zusammenhange mit der „Kraft überhaupt" (dem göttlichen, dem energetischen usw. Prinzip) steht und doch im Individuum dieses Prinzip in seiner Gänze vertritt, ein rätselhaftes „Etwas" (?), das in jedem Dinge drinsitzt, ohne unmittelbar zum Vorschein zu kommen, das auch nicht am Nächstliegenden, sondern erst an mehr weniger entfernten Stationen sich als Wirkung offenbaren kann. Die Tatsache, daß sich an eine Aktualität immer wieder eine andere anschließt, wird so gedeutet, daß diese Reihen von einem Kraftzentrum ausgehen, und daß man in diesem Zentrum die Ursache der ganzen Reihe zu suchen habe, d. h. die Kraft, die von diesem Zentrum ausstrahlend über eine Anzahl zwischengeschalteter Vermittler an einer Enderscheinung anlangt und sich dort als Wirkung offenbart; diese Wirkung ist also erst „erklärt", „wenn" man jenes Zentrum als die Ursache entdeckt hat. Von der Wirkung ausgehend, trifft man da also nicht wie in andern Fällen ohne weiteres auf die Ursache, sondern auf einen Vermittler (Zwischenträger) von chemischer oder elektrischer oder psychischer usw. „Energie", dem sich andere Zwischenträger anschließen, deren Kette eben bis zur eigentlichen Ursache hinreicht, und zwar hinreichen muß: findet man diese eigentliche Ursache nicht, so wird nicht die Kausalität bezweifelt oder aufgehoben, sondern dann ist „der menschliche Geist" zu schwach, die Forschungsmethode nicht tauglich oder nicht genug entwickelt, die Fragestellung unrichtig usw., die Kausalität ist aber unantastbar, ist der „motivische Gott". Zwar hat die Chemie und Physik die Wirkung dynamisch gleich der Ursache gesetzt, aber indem eben die Kraft vom Stoff getrennt wird, ist der Stoff nur Kraftträger und Kraftüberträger, der seine Kraft, die er von der eigentlichen Ursache her empfangen hat, lediglich als Funktionär, als stummer Diener weitergibt, ohne (?) selber Ursache zu sein. Auch die moderne Energetik, die die Substanz als materialisierte Energie auffaßt, wie Schopenhauer sie als objektivierten Willen auffaßte, oder die Substanz mit der Energie identifiziert, läßt die Causa oder Conditio innerhalb der energetischen Veränderungen doch immer noch ihres Amtes walten (M. Planck u. a.). In andern Wissenschaftsgebieten finden wir die Ursache, mag sie von der Wirkung noch so weit „zurückverlegt" werden, als nächsten Verwandten der Dämonen, und auch die Psychologie, so weit sie überhaupt schon bis zu energetischen Vorstellungen vorgedrungen ist (Ostwald, Pawlow, Bechterew), bewegt sich durchaus im Kreise des Motivismus. Und zwar ist, wie gesagt, die unmittelbare Folge Ursache—Wirkung getrennt, die Ursache ist von der Wirkung um einen größeren oder geringeren Zwischenraum entfernt, Zwischeninstanzen sind eingeschoben, um so zahlreichere, je zahlreicher die Denkzellen und Assoziationsfasern zwischen ihnen sind, je weiter sich die assoziativen Systeme ausdehnen.

Diese Zwischeninstanzen sind nun wohl auch Ursachen und (oder) Wirkungen, aber sie sind dies gewissermaßen weniger als die „eigentliche" Ursache und die „eigentliche" Wirkung. Sie nehmen von der eigentlichen Ursache, die man Hauptursache nennen könnte, eine Kraftmenge, ein irgend geartetes Quantum Ursächlichkeit zur Weiterbeförderung an, das ihnen aber immerhin fremd bleibt, sie nichts weiter angeht, als daß es, quantitativ immer gleichbleibend, weitergegeben werden muß; und diese Weitergabe geschieht nun wieder vermöge einer in dieser Hinsicht als Ursache wirkenden Kraft. Die Kraft ist somit etwas von der Substanz kausal Ablösbares und Abgelöstes; auch nach der energetischen Auffassung wird die Bewegung der Kraft oder Kräfte verursacht oder bedingt, und insbesondere in den energetischen Verhältnissen der Gehirnwesen und unter diesen wiederum besonders der Menschen ist der Begriff Ursache durchaus assoziiert mit dem des Willens, Bewußtseins und anderer „psychischer Kräfte", die sich im realischen Lichte als umgetaufte Dämonen erweisen. Von der

Hauptursache trennt sich also ein Etwas (?), eine Kraft, die ja eben die Ursächlichkeit, ist, der Stoff bleibt zurück mit einer geringeren „Menge" Ursächlichkeit oder überhaupt ohne Ursächlichkeit, die er ja weitergegeben hat, ein Stoff ohne Kraft oder mit wechselnder Kraftmenge, mit wechselnder Ladung usw. Die Zwischenträger nehmen die Ladung, die „Besetzung" (F r e u d), die Kraftmenge, das Quantum Ursächlichkeit vorübergehend an, sind also dann über das ihnen eigentlich innewohnende Maß von Ursache, Kraft usw. hinaus Ursache, es muß so etwas wie Ursache an sich, Ursächlichkeit für sich allein, ohne Stoff angenommen werden, die sich in größeren oder kleineren Quanten dem Stoffe beigesellen kann, und zwar im Sinne der Einwirkung, immer als etwas Absolutes, Autonomes, eine außerweltliche Macht Präsentierendes, das eine Absicht hat, einen Plan verfolgt oder nach einem Plane sich so oder anders bewegt — kurzum lüftet man diesen Ursachen ein wenig die Maske, so grinst einem ein „leibhaftiger" Dämon entgegen.

Ebenso wie mit der Annahme einer Möglichkeit, daß zwischen zwei einander folgenden Aktualitäten der Kausalnexus nicht bestehe, ist auch mit der Zwischenschaltung von Nebenursachen zwischen eine Hauptursache und ihre Endwirkung das Prinzip der Kausalität durchbrochen. Nicht nur muß es überhaupt gelten, es kann auch nicht „dosiert" werden; Ursache ist Ursache. Es gibt kleinere oder größere Dinge, aber es gibt nicht Dinge, die ganz, und solche, die weniger Ursache sind, ebensowenig wie es Dinge gibt, die ganz oder die weniger Stoff sind. Ueberdies ist doch die Wirkung immer der Ursache gleich; von einer (der) Ur-Sache geht eine (die) Wirkung aus, die der Ursache gleich ist; so müssen sämtliche anderen Wirkungen, die von jener primären Wirkung, die nun Ursache ist, ausgehen, immer untereinander sowie der Ursache gleich sein, d. h. alle Ursachen und alle Wirkungen müssen gleich sein, und alle Ursachen müssen allen Wirkungen gleich sein; Ursache und Wirkung fallen zusammen in die Erscheinung oder Bewegung, sind eben lediglich Deutung der Erscheinung oder Bewegung, Begriffe, die — außer als Begriffe historisch — in der Realität keine Geltung mehr haben.

Die Verwirrung im kausalen Denken ist auch damit gegeben, daß man einen Begriff mit einem Gegenstand verwechselt, indem eben die entsprechende Gehirnentwicklungsstufe derartige Assoziationen — „verursacht" oder „bedingt", d. h. aufweist. Der Gegenstand ist Ursache — nun, so denkt der naive Kausalist, da folgt glattweg Wirkung auf Ursache, Wirkung aus Ursache, jede Aktualität ist Wirkung der vorigen und Ursache der folgenden. Nun aber wird Ursache zum Begriff, trennt sich sozusagen von dem Gegenstand, dieser ist nicht mehr Ursache oder Wirkung, sondern beherbergt eine Kraft usw., die erst die Ursache und (oder) die Wirkung ist, sich mehren oder mindern, sich übertragen, zwischen entfernten Stationen mittels geringerer Ursachen fortpflanzen kann usw., kurz: „da ist" abgesehen vom Gegenstand, der nun aus Kraft und Stoff besteht und, selbst wieder Identität geworden, dennoch irgendwie den Begriff Ursache oder Ursächlichkeit als Agens movens in sich trägt. So ist die Möglichkeit gegeben, zu einer Erscheinung die Ursache überhaupt erst suchen zu müssen und sie nicht einmal zu finden, sondern die Erscheinung als ein Etwas aufzufassen, das zwar sicherlich eine Ursache gehabt habe, aber eine solche, die „vorläufig" noch nicht entdeckt worden ist, d. h. zu der die Assoziationsbahn noch nicht entwickelt ist. Ebenso ist die Möglichkeit gegeben, die Ursache von der Erscheinung durch mehr oder minder zahlreiche Zwischen- oder Nebenglieder zu trennen, die zwar auch alle Ursachen sind, aber doch „an und für sich" nur in geringerem Maße als die „eigentliche Ursache", sozusagen die Ur-Ursache, deren wirkende Kraft transportiert wird. Mithin soll ein Begriff gleichwie ein Gegenstand vergrößert oder verkleinert werden, sich vergrößern oder verkleinern

können, dem einen Gegenstand soll ein größeres oder kleineres Quantum des Begriffes anhaften oder innewohnen, und dieses Quantum soll außerdem durch weitere Ursachen und Wirkungen verändert werden usw. Hierbei wird die Gegenständigkeit des Begriffes mit Gegenständlichkeit ebenso verwechselt, wie die Gefühligkeit des Gegenstandes mit dem Gefühl verwechselt wird: ebenso wie man noch immer die Auffassung hegt, daß man auf einen Gegenstand ein Gefühl „legen" und davon wegnehmen könne, daß dieses Gefühl — als Gefühligkeit — abgesehen vom Gegenstand da sei, ihm nur anhafte und ihm sozusagen wie ein Kleidungsstück angezogen und von ihm abgelegt werden könne, so mißversteht man auch die Gegenständigkeit des Begriffes dahin, daß Begriff und Gegenstand Legierungen seien, die nun wieder eine ursächliche Instanz nach ihrem Ermessen, nach Maßgabe eines unerforschlichen immanenten oder transzendenten kausalischen Prinzips in den verschiedenen Verhältnissen mische oder entmische. So wird der Begriff Ursache des Gegenstandes, Ursache, die im Gegenstand erscheint, aber selbstverständlich im Gegenstand nicht „nachweisbar" ist; und das Ursachsein des Begriffes hat nun wieder eine Ursache, nämlich im höheren Begriffe, bis man, wie bei jeder Frage, beim Endbegriff anlangt, der je nach der Entwicklungsstufe des Gehirns verschieden (Gott, Schicksal, Weltseele, Kraft usw.) ist und über den niemand hinausdenken kann.

Indem der Motiviker nun den Begriff in die Gegenständlichkeit zurückverlegt, hebt er ihn als Begriff sozusagen auf, jeder Gegenstand erscheint als Inhaber eines Stückchens Begriff, und welcher Gegenstand im assoziativen System das größte Stück erwischt hat, der ist Haupt-, die andern zugehörigen Gegenstände sind Nebenursachen, Transportarbeiter, die den Dienst zwischen Hauptursache und Endwirkung besorgen. „Kleine Ursachen, große Wirkungen" — wo nämlich die Hauptursache, die der „großen Wirkung" gleich ist, noch sozusagen im Chaos liegt, noch nicht gefunden worden ist. Realiter ist der Gegenstand Vorstufe des zugehörigen Begriffs, könnte also eher Ursache des Begriffes genannt werden; der modale Eronenkomplex wird zum idealischen. Und er ist weiterhin Symbol des Begriffes, indem nämlich die Entwicklungsmöglichkeit des modalen zum idealischen Eronenkomplex anschauungsgemäß gegeben ist. Niemals aber kann der Gegenstand ein Stück des Begriffes in sich beherbergen, da sein und außerdem einen Begriffssplitter, der ebenfalls da ist, präsentieren, ebensowenig wie der Begriff ein Stückchen Gegenstand bei sich führen kann, sondern mehr oder minder gegenständig ist, d. h. Aktualität einer genetisch mehr oder minder weit von der modalen Sphäre entfernten idealischen Zelle, die (die Aktualität) Umwandlungsprodukt des assoziierten Gegenstandes ist.

Eine an sich kleine Ursache kann nunmehr eine größere Wirkung hervorrufen, eben vermittels der von der Hauptursache her zu übertragenden Quantität Ursächlichkeit. Diese Fiktion stützt der Motivismus mit der andern Fiktion, daß ein Stoff eben mit einem größeren oder kleineren Quantum Ursächlichkeit geladen werden könne, und zwar vermöge „freier Valenzen" oder „freiflottierender Affekte" (F r e u d), die ohne Partner, ungesättigt sind und vermöge der durch sie oder in ihnen dargestellten „Energie" den Partner anziehen usw. Das ist denn die Ursache einer aus aller Zusammengehörigkeit, aus dem Gefüge der Objekte herausgelösten Machtgröße (Valenz von valere vermögen), etwas gänzlich Unvorstellbares, der Partner einer Bindung ohne Partner, einer Bindung, die demnach keine ist, ein Stückchen Ursache ohne Wirkung, ein Stückchen Ursache, deren Wirkung erst später oder vielleicht überhaupt nicht zustandekommt und die dennoch insofern wirkt, als sie ihren noch gar nicht vorhandenen Partner anzieht, herbeizaubert. Solche „freie Valenzen" muß natürlich auch die Erscheinung haben, die die Endwirkung übernimmt, als Inhaber oder Präsentant der End-

wirkung auftritt, und anderseits muß die Hauptursache nach Abgabe ihrer Kraft entsprechende freie Valenzen aufweisen, die neue Kräfte binden können, die ursächlich auf die Umgebung wirken, aber im Sinne „freier" Ursachen — und dabei ist doch die Ursache ganz oder teilweise aus diesem Gegenstand entschwunden, oder ist die wirkende Kraft, diese als identisch mit Stoff genommen, vermindert und soll gerade deshalb besonders intensiv im Sinne der Anziehung anderer Kräfte sein? Das ganze System der „psychischen Vorgänge" ist eine Hierarchie „psychischer Instanzen", die ihre „Triebbesetzungen" hin und her schieben, nach ökonomisch-dynamischen Gesichtspunkten ihr gegenseitiges Verhalten und die Ausdrucksweisen des Individuums regulieren und hierbei auch in die merkwürdige und wenigstens für mich gänzlich unvorstellbare Situation kommen, „frei flottierende Affekte" aufzuweisen oder selbst solche zu sein, also im Gefüge der „seelischen" Bindungen ohne Bindung, gebunden und doch ungebunden zu sein, analog den chemischen Resten, die mit ihrer theoretischen Existenz der Kausalität zu Leibe gehen, der sie ihr Dasein verdanken und die sie vermeintlich präsentieren.

Anmerkung.

Vielfach hört man von „r i c h t i g e r" und „f a l s c h e r" Kausalität sprechen. Ein Beispiel mag uns den realischen Sachverhalt erläutern. Noch im 17. Jahrhundert waren „magische Heilungen" von Wunden derart üblich, daß man das verletzende Instrument einsalbte (oder vergrub) und die Wunde sich selber überließ; die Heilung der Wunde wurde als Wirkung der Behandlung — des Instruments gedeutet. Dies wäre ein Fall von „falscher Kausalität". Kausal „richtig" wäre der Gedanke, daß die Behandlung der Wunde mit Salbe die Ursache der Heilung sei. Es hat sich nun aber, besonders während des Krieges 1914—1918, herausgestellt, daß Salbenverbände mindestens in sehr vielen Fällen „unzweckmäßig" sind, daß also das Auflegen der Salbe nicht immer, d. h. aber überhaupt nicht in ursächlichem Zusammenhange mit der Heilung steht. Somit wäre diese Kausalität auch „unrichtig", und es wäre gleichgültig, ob man die Waffe (wie das auch noch vielfach geschieht) salbt oder ölt oder die Wunde. Realiter besteht überhaupt kein kausaler Zusammenhang Waffe, Wunde und Behandlung, weder ein richtiger noch ein falscher, wie es eben keine richtige und falsche Kausalität gibt, sondern lediglich Kausalität als Denkweise — mit ihren Richtig- und Unrichtigkeiten. Die Behandlung ist nicht die Ursache der Heilung, sondern gehört zum biologischen Ablauf des ganzen Vorganges: Krankheit geht unter gewissen Umständen (Therapie) in Heilung über. Das Wort „Salbe", mhd. salbe, ahd. salb, salba, mnd. salve, ags. sealf, engl. salve, wird auf sanskr. lip (lipámi), ved. rip beschmieren, bestreichen, lēpas Salbe, altind. sarpiš (sa-rip-iš) zerlassene Butter, Schmelzbutter zurückgeführt; zu lip gehört griech. λίπα Fett, λιπαρός feist, glänzend, λιπαρέω halte fest → klebe, ἀλείφω salbe, ἄλιφα Salbe; das ἀ in ἀλείφω steht für σα (σα-λειφω, vgl. sa-rip-iš, r durch l ersetzt). Fett, Salbe würde hiernach „glänzend", „klebend" bedeuten. Jenes σα- dürfte, worauf „glänzend" hinweist, biologisch mit der Wurzel SA verwandt sein, wovon im § 59 Anm. die Rede, so daß von da mehrere Entwicklungslinien ausgehen: die eine über λίπα usw. zu Salbe, die andere über σαόω, σῴζω, sanus, sanare heilen, retten, sons usw. zu Sünde und Sühne, eine dritte über ὁλοός (für ὁλϝός, σολϝός) zu salvus, salvere, salvare, erhalten, retten, heilen, οὖλε salve! Heil!, salvator („Salbader" — salvator dicit, wie es in den mittelalterlichen Mönchspredigten andauernd hieß, daher die Prediger selber Salbader genannt wurden), got. sêls, ahd. salig, selig. Hiernach ist salben nächstverwandt mit sanare und salvare. Der Gesalbte ist der salvus (sanus), der χριστός, der Ge-heil-te, Ge-heil-igte, Heile, Heil-ige, Gerettete — und der Verwundete zugleich, zugleich auch der salvator, der Retter (Christ der Retter ist da), ein weiteres Beispiel für die Identität von Vater und Sohn als Mann dem Weibe gegenüber, für die biologische Identität von Sünde und Sühne, Sünder und Sühner, wie § 59 Anm. dargetan. Die Wunde bedeckt sich mit Wundsekret, das zum Schorf eintrocknet und so zum „Verband" wird, der die Wunde schützt, unter dem (nicht „durch" den) sie heilt, — falls sie heilt (nicht alle Wunden heilen, trotz oft reichlicher Sekretion, trotz bester Verbände — wo bleibt da die „wirksame Ursächlichkeit"?). Das Wundsekret wird bei steigender Kultur ergänzt von der Salbe, zunächst der saliva, dem Speichel (die Tiere pflegen ihre Wunden zu lecken; in der Volksmedizin ist der Speichel ein beliebtes Heil-Zaubermittel, das die bösen (Krankheits-)Geister vertreibt (vgl. auch: dreimal über die linke Schulter spucken, als Geste: teu teu teu!), sodann zur zubereiteten („künstlichen") Salbe unter einem Stoffverband. Ueberall und immer, wo und wann Verletzungen gesetzt, Wunden geschlagen werden, da Salbe und Verband; zur Wunde gehört im biologischen Zusammenhang Salbe-Verband. Besonders zeigt sich dies bei den alten Pubertätskämpfen, wobei der Geprüfte der Verwundete, Gemarterte und

Gesalbte war; später war die Prüfung milder, ohne eigentliche Hautwunden, doch blieb die Salbung des Siegers; noch später, in unseren Examina, wurden „Wunde" und „Salbe" zu symbolischen Bezeichnungen. Bei der Geburt scheidet der Fötus reichlich Hauttalg, die sog. vernix caseosa, das mütterliche Genitale Schleim und Blut aus. Die antiken Ringkämpfer salbten sich mit Oel ein. Wer gut schmiert, der gut fährt. Jedes Erlebnis ist, bes. im Schmerzstadium, mit Sekretion verbunden. Das Salben gehört zu den Eigentümlichkeiten jedes Ueberganges und ist bei den Hauptübergängen (mit starker Sekretion) ein besonders wichtiges Zeremoniell. Von Kausalität, weder von richtiger noch von falscher, kann weder hier noch sonstwo realiter die Rede sein.

§ 81. Ueber Konditionalismus. Ueber das Als-ob und den Irrealis. Fiktion und Hypothese. Reiz. Weiteres über Zweck, Absicht, Plan, Ziel. Prognose

Die jetzt beschriebene Entwicklungsstufe, auf der Ursache und Wirkung weiter auseinanderrücken, geht voraus der konditionalen Denkweise. Die Konditionalität ist ein Abkömmling, ein Umwandlungsprodukt der Kausalität (im phylischen wie im ontischen Sinne), entspricht einer höheren Entwicklungsstufe des motivischen Gehirns. Die Kausalität streichen, heißt auch die Konditionalität aufheben. Die Bedingung ist homogen mit ursächlichen Elementen, sie ist weniger „kausalig" als die Ursache, die sozusagen „reine Ursächlichkeit" „beinhaltet".

Die Aktualität ist bedingt, zum Ding gemacht, mit „Dingigkeit" ausgestattet. Man fragt, von wem oder durch wen oder was, und kommt zur Ursache, die — eben „unter" gewissen Bedingungen, d. h. als Bedingung oder als Reihe von Bedingungen — gewirkt hat. Folgen sich Ursache und Wirkung unmittelbar, so wird man kaum von Bedingungen sprechen; in dem Begriff Bedingung liegt die Entfernung der Hauptursache von der Endwirkung angedeutet. Die Bedingungen sind die Teilhaber an dem kausalen System, das die Hauptursache mit der Endwirkung verbindet, sind die Zwischenstationen zwischen diesen beiden „Instanzen", umfassen die Ursache mit und eigentlich auch — der ursprünglichen Bedeutung des Wortes nach — die Wirkung, diese ist ja eben bedingt, kann also nicht außerhalb der Bedingung stehen, sie ist das Bedingte, die Ursache und ihre „Transporteure", die Nebenursachen sind die bedingenden „Faktoren", die Wirkung gehört zum kausalen System, das Bedingung heißt, und ist ihrerseits bedingend, macht ihre Nachfolger zum Ding, zur Erscheinung.

Aber die Bedingung hat auch die Bedeutung des „Systems" abgesehen von der Erscheinung als Endwirkung; diese ist natürlich da, sonst ist das ganze System nicht da, aber sie ist das Ergebnis des Zusammenwirkens der Bedingungen, also nicht selber Bedingung. Jede der Zwischenstationen zwischen Hauptursache und Endwirkung ist eine Bedingung: ihre Anwesenheit ist „notwendig", die Verbindung zwischen den Hauptinstanzen darf nicht unterbrochen sein oder werden, sonst kann die Wirkung nicht erfolgen, ist das ganze System unmöglich. Auch die Hauptursache muß natürlich da sein, ihre Existenz ist die Hauptbedingung, sie kann aber unbekannt, am Ende „unbedingt", ursachlos, a priori sein.

Die Bedingung ist nicht mehr bloß oder ganz Ursache, hat an Ursächlichkeit eingebüßt, damit sozusagen an Zeiträumlichkeit gewonnen, diese tritt im Konditionalismus deutlicher zutage als im Kausalismus. Wohlverstanden: beide sind dem Wesen nach nichts anderes als Zeiträumlichkeit, nur in besonderer Deutung, und die Deutung, die wir Kausalität nennen, erinnert fast gar nicht mehr an das Gedeutete, während die Konditionalität sozusagen „zeiträumlicher" geworden, der Zeiträumlichkeit sozusagen mehr angenähert ist. Das „wenn" (= wann) weist die Zeiträumlichkeit deutlicher auf als das „weil" und das „warum".

Das „weil" gibt die bare Tatsache an, das „wenn" eine Möglichkeit. Weil es regnet, wird das Gras wachsen — da regnet es also, es besteht die modale Aktualitätenreihe „Regen". Wenn es regnet, wird das Gras wachsen — da ist erstens nicht gesagt, daß es regnet oder nicht regnet, sondern nur der Fall gesetzt, daß es regnet, und hinzugefügt, was dann im motivischen Zusammenhange mit diesem möglichen Ereignis geschehen wird, zweitens aber ist dieses „wenn" weniger kausalig als das „weil", es gibt an, daß der mögliche Regen zu den Bedingungen, zu den motivischen Umständen gehört, unter denen das Gras wächst. Auf das Stadium der rohen Kausalität, das die Aktualität als Wirkung der vorigen und Ursache der folgenden annimmt, folgt das Stadium, das Zwischenursachen oder Nebenursachen, jedenfalls nicht die unmittelbare Verknüpfung von Ursache und Wirkung annimmt, und weiterhin folgt das Stadium, das diese Zwischenstationen nicht mehr für „reine" Ursachen hält, sondern nur die Notwendigkeit ihrer Anwesenheit in der Kette annimmt, womit aber ein gewisser Grad von Kausaligkeit verbunden sein muß (sonst würden eben die Zwischenglieder ungeeignet, d. h. nicht da sein, das System wäre nicht da oder ein anderes wäre da). Diese Stadien entsprechen Entwicklungsstufen der Denkzellen und ihrer Assoziationsfasern.

Der naive Kausalist sieht in der Ursache ein geheimnisvoll Wirkendes, einen Dämon, eine Kraft, einen Trieb, ein Psychisches usw., jedenfalls ein Wesen, das von sich aus, bei „höheren Wesen", insbesondere dem Menschen, auf Grund eignen Willens oder Entschlusses usw. handelt. Diese Autokratie und Autonomie der Ursache erfährt im Gange der Entwicklung eine Umwandlung in Richtung konstitutionelle Staatsform: an der Endwirkung sind diverse „Instanzen" beteiligt, denen aber immerhin noch ein hoher Grad von Selbständigkeit innewohnt, die immer noch Dämonen sind oder sich wie Dämonen gebärden. Diese „Faktoren" mehren sich mit der Differenzierung der Hirnrinde, sie verlieren an Ansehen, man erkennt sozusagen, daß hinter dem geschraubten Kanzleistil auch bloß ein Mensch als Verfasser steckt und daß die gestrenge Amtsmiene, der hohe Titel ihre Menschlichkeit nur verdeckt, nicht erhöht, das „höhere Wesen" entpuppt sich: es ist gar nicht Ursache, von sich aus Wirkendes, es gibt bloß weiter, die eigentliche Ursache sitzt im Ministersessel oder auf irdischem oder himmlischem Throne. Nun ist's vorbei mit der Herrlichkeit der unmittelbaren Kausalität: die Schreiber sind nicht mehr die mit ehrfürchtiger Scheu angestaunten Inhaber einer geheimen Kraft (Tabulerte, Geheimräte), sie sind Schreiber wie du und ich, die wir alle auch schreiben können, sind Mittelspersonen, die da sein müssen, soll das ganze System bestehen, aber nur ausführende Organe einer höheren Gewalt sind: sie sind die Bedingungen für die Endwirkung der eigentlichen Ursache, insofern immer noch ursächig, immer noch dämonistisch, aber nur „in Vertretung", „im Auftrage". Diese Auffassung ist die konditionale.

Der Motivismus ist fiktional. Die Frage nach dem „Immanenten", die immer die Frage nach dem Motiv, d. h. nach der Ursache, dem Grunde, der Absicht oder nach der Wirkung, der Folge, dem Zweck ist, ist Fiktion. Ursache wie Bedingung usw., metaphysisch genommen, gehören zum „als ob". Der Kausalist erlebt die Erscheinung tatsächlich als Wirkung der Ursache oder Ursache der Wirkung, er denkt kausal, und die kausale Denkweise besteht nicht etwa in dem Zweifel an sich selbst (an der Denkweise, der Kausalität), sondern in dem Zweifel, ob das Objekt Ursache oder Wirkung und welches denn die Ursache sei, letzten Endes die Ursache der Ursache, die primäre Ursache, die alles — und somit wohl auch sich selbst (causa sui Spinozas) geschaffen haben müsse. Der Kausalist weiß (noch) nicht, daß er sich (realiter) in der Fiktion befindet, nämlich in der, daß er die Erscheinung so betrachtet, als ob eine Macht oder Kraft oder Energie in ihr wäre, von der die Wirkung ausgehe,

und zwar bei den Gehirnwesen, besonders beim Menschen auf Grund von seelisch-geistigen Ueberlegungen und Entschlüssen, die so oder anders ausfallen, je nach dem Ermessen jener Macht, des freien oder unfreien Willens, der Psyche, des Bewußtseins usw. Der Uebergang in den Konditionalismus ist Kennzeichen einer weiteren Entwicklung der Hirnrinde, ist das Aufdämmern der Erkenntnis, daß die Zusammenhänge doch wohl nicht „einfach" als kausal hingenommen werden können. Die Erscheinung bleibt zwar zunächst gewirkt, Wirkung, diese aber als Ergebnis von Bedingungen, die die Wirkung vermitteln. Ursache und Wirkung gelten also noch immer, die Bedingung ist kausalig; noch immer haftet der Aktualität ein Mystisches an, das bedingt und insofern wirkt. Aber auch der Konditionalist — und ebenso der Teleologe — weiß (noch) nicht, daß er sich in der Fiktion befindet, auch er erlebt die Erscheinung „tatsächlich", auch er bezweifelt (deutet) das Seiende, auch er erkennt die Fiktion (noch) nicht als Fiktion. Die konditionale Fiktion lautet: die Erscheinung wird angeschaut, als ob sie ein mystisches Etwas (?) als Wirksames, als Ursache der Bedingung, der Bedingtheit, als Bedingliches enthalte. Die Erkenntnis des Fiktionalen dieser Denkweise ist wiederum realisch. Den Uebergang zum Realismus — Realismus stets im psychobiologischen Sinne — bildet der Zweifel, ob es überhaupt möglich sei, die Welt anders, als eine andere zu betrachten, wie sie ist. Hiermit ist der Kernpunkt der Fiktion, der Irrealisfall, das Als-ob oder Wie-wenn bloßgelegt. Der Fiktionalist, der Motiviker verhält sich unwissentlich so, als ob es möglich sei, die Welt als eine andere anzuschauen, wie sie ist, nämlich so zu betrachten, wie sie betrachtet werden würde, wenn die Aktualität „wirklich" Ursache oder Wirkung, Grund oder Folge, Absicht oder Zweck wäre, „wirklich" einen Dämon beherbergte, der wirkte, bedingte, bezweckte usw. Das Als-ob löst sich in die Formel des Irrealis auf (Vaihinger). Dieser letzte Zweifel nun geht mit der weiteren Entwicklung der Hirnrinde über in die realische Erkenntnis, daß das Seiende lediglich als seiend, als rein physisch angeschaut wird und angeschaut werden kann, so lange die menschliche Anschauung ist, wie sie ist, und daß die motivische Deutung die Fiktion ist, deren Kern die verhältnismäßige Anerkennung der Möglichkeit ist, die Erscheinung mit ihr selber zu vergleichen, sie als eine andere anzuschauen, wie sie ist, sie als Differenz von ihr selber anzuschauen.

Der Satz: „weil es regnet, wird das Gras sprießen", spricht aus, daß der Regen die Ursache des Wachstums sei; die modale Aktualität „Regen" geht über in die idealische Reihe „Gras-Wachstum". Das Gras ist noch nicht gewachsen, und nur die Erfahrung, die Häufigkeit der Aufeinanderfolge der Aktualität Regen und der Aktualität Wachstum drückt sich in diesem Satze aus. Mit der Aktualität Regen können aber auch andere Aktualitäten verbunden sein; die Erfahrung kann durchbrochen werden, sie ist immer nur ein Wahrscheinlichkeitsgrad; es kann regnen und doch das Wachstum ausbleiben. Ein Aktualitätenablauf, der tausendmal erfolgt ist, braucht nicht immer zu erfolgen. Der naive Kausalist bedenkt diese Möglichkeit nicht, für ihn ist der Kausalnexus Regen : Wachstum außer Zweifel — innerhalb des Zweifels, der mit der Kausalität identisch ist und nicht wohl an sich selber zweifeln kann. Die Wahrscheinlichkeit, der Zweifel ist seine „Wahrheit". Er leitet auch aus dem Wahrscheinlichkeitsgrade nicht einen Beweis, eine Begründung der Kausalität ab, etwa so: weil gewisse Aktualitäten so und so oft aufeinander folgen, müssen sie im Verhältnis Ursache : Wirkung stehen; die Kausalität selber ist nicht Gegenstand des Beweises für den Kausalisten, sondern ist eben seine Denkweise, die jemand erst erkenntnismäßig behandeln kann, wann er nicht mehr Kausalist ist, die bis dahin aber erlebt, nicht erkannt wird. Wir erinnern uns des Satzes „es ist möglich, daß der Regen Ursache des Wachstums

ist", der nur von einem Menschen gesprochen werden kann, der schon ein wenig aus der kausalen Denkweise herausgewachsen, ihr „Prinzip" durchbrochen hat. Der Kausalismus läßt sich weder beweisen noch widerlegen, er ist eine Denkstufe, die erlebt oder in der gelebt wird, und nur wer sie verlassen hat, kann sich anschauend zu ihr verhalten.

Ebenso fiktionell ist der Satz „wenn es regnet, wird das Gras wachsen". Wird im Kausalsatz der Regen so betrachtet, als ob er Ursache des Wachstums wäre (als ob ich wüßte, daß der Regen ein für alle Male Ursache des Wachstums ist), so im Konditionalsatze, als ob er unzweifelhaft Bedingung des Wachstums wäre oder zu den Bedingungen des Wachstums gehörte. In dem Satze „wann es regnet, wird das Gras wachsen" ist lediglich gesagt, daß ein zeiträumlicher Zusammenhang zwischen Regen und Wachstum besteht, daß auf den Regen unter x andern Erscheinungen auch das Wachstum des Grases folgt, ohne daß der Regen als Ursache oder Bedingung gekennzeichnet ist; es handelt sich nur um Zeitangaben, um Ereignisse, die zeitlich genetisch aufeinanderfolgen, und um (hier unbestimmte) Ortsangaben, um Ereignisse, die irgendwo stattfinden, das Wo ist nur nicht ausdrücklich vermerkt. (Raum und Zeit lassen sich nicht trennen.) Immerhin wird der realische Mensch jenen Satz mit einem „vermutlich" oder „erfahrungsgemäß" versehen, besonders motivischen Leuten gegenüber, die ihn leicht mißverstehen. wobei sich das „vermutlich" nicht auf den zeiträumlichen Zusammenhang als solchen bezieht, sondern auf die Tatsache, daß diese und nicht andere Aktualitäten zeiträumlich aufeinanderfolgen. Dieses „vermutlich" verträgt sich aber nicht mit dem Kausal- oder Konditionalfall, würde vielmehr den motivischen Nexus aufheben: eine vermutliche Ursache, eine vermutliche Bedingung ist weder Ursache noch Bedingung. Ich habe schon angeführt (§ 79): Aktualitäten, die aufeinanderfolgen, miteinander assoziiert sind, sind entweder Ursache und Wirkung — oder die Kausalität gilt überhaupt nicht; ebenso: Aktualitäten, die aufeinanderfolgen, sind zeiträumlich miteinander verbunden — oder die Zeiträumlichkeit gilt überhaupt nicht. Für die motivische Erfahrung freilich gilt das „vermutlich" genau so wie für die realische Erfahrung: die Wahrscheinlichkeit, daß ein Aktualitätenablauf, der so und so oft in einer analogen Weise vor sich gegangen ist, nun ebenfalls in dieser analogen Weise vor sich gehen werde, ist in der realischen wie in der motivischen Denkweise gegeben. Nicht aber ist das „vermutlich" mit Bezug auf die Gültigkeit der Kausalität zulässig (für die Gültigkeit der Zeiträumlichkeit gibt es kein „vermutlich" mehr). Eine Aktualität kann nicht „vermutlich" die Ursache, der Grund der folgenden sein, so lange die kausale oder konditionale Denkweise besteht. Entweder sind zwei aufeinanderfolgende Aktualitäten kausal oder konditional oder teleologisch miteinander verbunden — oder der Kausalismus ist überhaupt ungültig. Wer also sagt, der Regen ist vermutlich Ursache oder Bedingung des Wachstums, hat sich am „Geiste" der Kausalität und Konditionalität „versündigt", ist ihm bereits entwachsen.

Die Fiktion besteht darin, daß ein zeiträumlicher Zusammenhang — alle Zusammenhänge sind zeiträumlich — als kausal oder konditional oder final, im weiteren Sinne dämonistisch aufgefaßt, mittels einer irgendwie gearteten Kraft — als Ueberbleibsel der infantilen Schöpferkraft — „erklärt" werden soll usw. „Als ob eine Kraft da wäre und wirke, bedinge." Der Realismus erkennt eben die kausale und konditionale und teleologische Denkweise als Dichtung, Deutung, Fiktion; sie gilt innerhalb des realischen Denkens lediglich als Kennzeichen einer gewissen Denkweise, der motivischen. Die Fiktion liegt darin, daß der Regen Ursache oder Bedingung, mit der wirkenden Kraft begabt sein soll. Das Hineindeuten dieser Kraft, des Willens, der Psyche usw. ist die Fiktion. In der realischen Auffassung ist das Geschehen Geschehen. Weltanschauliche

Zweifel kennt sie nicht. Wer da sagt, es seien auch in der Zeiträumlichkeit die Elemente des Kausalismus und Konditionalismus, des Zweifels, der Ungewißheit usw. vorhanden, der kennt zwar den Namen und Begriff „Zeiträumlichkeit", ist aber Kausalist oder Konditionalist, (noch) nicht Realist, lebt (noch) nicht in der realischen Sphäre; er hat bloß den Namen und Begriff als Aktualitäten der betr. Denkzellen, die im Gesamtverbande kausalisch oder konditionell fungieren, so daß eben auch die Zeiträumlichkeit, die Realität usw. motivische Namen und Begriffe sind oder wie solche behandelt werden. Der Mensch denkt eben entsprechend seiner Entwicklungsstufe.

Das „warum" und „wenn" sind fiktionelle Partikel, und die Partikel „w i e w e n n" oder „a l s o b", die speziell als Symbole der Fiktion gelten, sind nicht mehr und nicht weniger Fiktion als das einfache „wenn" und „warum". Das „wie wenn" heißt im Prinzip: Die Fiktion „versteht" die Welt so, wie sie wäre, wenn sie anders wäre, als wie sie ist, — „anders" derart, daß die Dinge zwar „da" sind, aber als Doppelwesen aus Diesseits und Jenseits, Physisch und Metaphysisch, Leib und Seele, Stoff und Kraft usw. zusammengesetzt — gemäß der unklaren Erlebens- und Beschreibweise, die dem noch nicht zur letztmöglichen Maturität ausdifferenzierten Gehirn als Denkorgan eigentümlich ist. Realiter ist die Welt einheitlich-einfach, rein physisch, rein biologisch, die Gesamtheit der Aktualitäten meiner Denkzellen, meines Bewußten, das auf dem Höhepunkte der rein biologischen Funktionskurve der einzelnen Denkzelle „erscheint", „da" ist — da ist als definitiv klar und zweifelfrei, nicht mehr als ein Zwie, dessen Zweiheit in rätselhafter und unerforschlicher Art und Weise zur Einheit „verbunden" ist und doch Zweiheit bleibt, dessen Partner sogar absolut getrennt (und doch in untrennbarer Gemeinschaft!), absolut wesensverschieden sind: der eine ist jenseitig, wohnt im Jenseits und doch im andern Partner, im Diesseits, und es bleibt wiederum unerforschlich, wie der eine auf den andern wirken, ja wie der eine den andern erkennen, von ihm das allergeringste wissen solle, obwohl doch diese Wirkung, dieses Wissen ein unabdingbares und kompromißloses Postulat ist. Die Fiktion „setzt" die Unwirklichkeit der Wirklichkeit und die Wirklichkeit der Unwirklichkeit. Die Welt ist „Schein" in dem Sinne von ewig unsicher, ungewiß, verschleiert, Lug und Trug der „schwachen menschlichen Sinne", ein Ignoramus-ignorabimus, sie ist so, als ob in den Dingen die irgendwie benannte Dämonie schaltete und waltete in irgendeinem dynamischen Zusammenhange mit dem Oberdämon Gott, der im ewigen Kampfe mit seinem unzertrennlichen Feinde Teufel steht, — sie ist so oder sieht so aus, und niemand kann sagen, wie sie wäre, wenn sie wirklich so wäre, wie sie aussieht, wie sie zu sein scheint.

Auch der formulierte I r r e a l i s hat nicht mehr und nicht weniger Fiktives an sich als das einfache Wenn. „Wenn ich nicht Alexander wäre, möchte ich Diogenes sein." Dieser Satz gibt an, daß Alexander ein anderer sein könne, wie er ist, ferner daß Alexander wissen könne, wer zu sein er wünschen würde, wenn er nicht Alexander wäre, — beides eine glatte Unmöglichkeit. Natürlich liegt dem Irrealis ein Vergleich zugrunde, dieser wird eben irrealisch beschrieben. Gewiß war Alexander — wie jeder Irrealist — von der Wirklichkeit der Unwirklichkeit überzeugt („Beweis" mit dem Irrealis: „Wäre er das nicht gewesen, dann hätte er seinen Satz nicht gesprochen"!): probiere einmal, dem Irrealismenschen die Irreallität seines Irrealis, dem Fiktionalisten das Fiktionelle seiner Fiktionen aufzuzeigen: er wird dich (zunächst wenigstens) höchst verdutzt anschauen! Indes Alexander war eben Alexander und kein anderer, und der Wunsch, ein anderer, nämlich Diogenes, zu sein, wenn er nicht er wäre, ist lediglich ein modus dicendi und hat keinerlei Erfüllungsmöglichkeit. „Wenn es gestern nicht geregnet hätte, wäre ich spazieren gegangen"; nun, es hat aber eben geregnet, und

was ich getan hätte, wenn es anders gewesen wäre, als es war, kann ich nicht wissen, sondern nur vermuten, aber diese Vermutung ändert nichts daran, daß es eben geregnet hat, und ist höchstens ein Spiel für müßige Minuten. Der Irrealist schwört auf die Realität der Irrealität und weiß noch nicht, daß der Irrealis nur eine Beschreibungs-, nicht aber eine Erlebensmöglichkeit ist. Das Erleben ist so, wie es ist, und kann niemals anders sein, es kann aber so beschrieben werden, wie es (gewesen) wäre, wenn (falls) es anders (gewesen) wäre, als es (gewesen) ist. Oft ist der Irrealis nur eine Tautologie: „Wenn ich nicht Alexander wäre, wäre ich nicht Alexander", in jedem Falle ist er ein Schalk in der Maske der Ernsthaftigkeit und als Scheinbeweis, der sich als echten Beweis gibt, immer zur Hand, mit dem Irrealis kann man alles und nichts beweisen. „Wenn Gott nicht die Welt geschaffen hätte, wäre sie nicht da; sie ist aber da, also hat Gott sie geschaffen." Der Fiktionalist hat ein Als-ob- oder Wie-wenn-Gehirn. Der „gesetzte Fall" kann zur Erläuterung eines Sachverhalts dienen, z. B. „Wenn ich die Tat begangen hätte, hätte ich nicht alibi sein können", d. h. „ich war eben alibi"; er beweist aber niemals, daß ein Sachverhalt tatsächlich anders sein könne, als er tatsächlich war oder ist, und daß das So- oder („ebenso gut") Anderssein „der Dinge" von Motiven oder Ursachen oder Bedingungen oder andersnamigen metaphysischen Mächten verfügt worden sei oder werde.

In der Wissenschaft unterscheidet man die Fiktion von der Hypothese. Erstere gilt als Rechenpfennig, als ein Zeichen, mit dem man operieren kann, als ob es ein Wert wäre, und den man nach Abschluß der Rechnung beiseite legt; das mathematische x ist ein solches Symbol, das für eine unbekannte Größe steht und als „die Unbekannte" auch bezeichnet wird. So kann man auch sonst Behauptungen aufstellen, deren „Wahrheitswert" ganz gleichgültig ist, die sozusagen nur als Lastträger, als Zwischenstationen zwischen Ursache und Wirkung, Grund und Folge, Bedingung und Ergebnis dienen. Die Hypothese dagegen ist eine Behauptung, die „bewiesen" werden soll oder muß; sie ist das quod est demonstrandum, und eine Behauptung, die nicht beweisbar ist, gilt eben als Fiktion und nicht als Hypothese. Die Hypothese ist immer die Behauptung eines kausalen oder konditionalen Zusammenhanges, die Frage nach der Ursache oder Bedingung. Sie entspricht der kausalen Denkweise, daß die Erscheinung die Wirkung einer (der) Ursache sei, und will diese Ursache auffinden, indem sie eine solche annimmt und nach Beweisen sucht, daß die angenommene mit der tatsächlichen identisch sei.

Nun ist freilich die kausale Auffassung der Erscheinung schon Fiktion; die Erscheinung wird angeschaut, als ob sie die Wirkung einer Ursache sei, und als ob die Ursache eine Kraft oder dergleichen sei, die unmittelbar oder mittelbar sich auf die Aktualität übertrage und neben dieser existiere, weiterwirke usw. Erst recht wird die Hypothese zur Fiktion, sobald sie auf den Beweis (s. § 77, p. 296 f.) abzielt, also die Erscheinung so ansieht, als ob sich an ihr irgend etwas beweisen lasse, als ob sie und ihre Veränderung Objekt des Beweises sein könne, nämlich einer Aktualitätenreihe, deren Ablauf eben jene Aktualität oder irgend etwas an ihr über ihre Existenz hinaus evident mache. Die Hypothese sieht die Erscheinung so an, als ob an ihr außer ihrer Existenz noch etwas vorhanden sei — oder als ob jedenfalls ihre Existenz beweisbar sei, ja erst bewiesen werden müsse, bevor man eben diese Existenz als Existenz anerkennen dürfe. Drittens — hiermit im Zusammenhange — ist sie eine ausgemachte Fiktion, indem sie sich selber beweisen zu können wähnt; sie ist nämlich nichts weiter als eine Aktualitätenreihe, deren Ausgangspunkt die Erscheinung als Wirkung ist und deren Endpunkt die behauptete Ursache ist; von da aus gehen allerhand Assoziationen weiter, die man Beweisführung nennt, und die entsprechend der Spezifität der beteilig-

ten Aktualitäten verlaufen. Schließlich ist jene Aktualität, die bewiesen werden soll, auch wieder da, und so hat sich die Aktualitätenreihe, die die Hypothese darstellt, selbst „bewiesen", wobei nicht zu vergessen, daß auch der „negative Beweis" ein vollgültiger Beweis ist. Viertens endlich ist die Hypothese eine Fiktion, indem sie den Eintritt einer modalen Aktualitätenreihe, die der behaupteten entspricht, für einen Beweis des kausalen Zusammenhanges hält; weil es regnet, wird das Gras wachsen, ist eine Hypothese, diese gilt als bewiesen, wann tatsächlich das Gras wächst; indes kann der Zusammenhang des Wachstums mit dem Regen im kausalen und konditionalen Sinne nur vermutet werden, es können noch viele andere „Faktoren" beigetragen haben oder der Regen überhaupt nicht mitgewirkt haben usw. „Bewiesen" wäre nur eins: daß nämlich das Wachstum auf den Regen zeiträumlich folgt, aber das ist realiter nicht zu beweisen und nicht zu widerlegen, die Zeiträumlichkeit ist mit der Anschauung gegeben.

Die Hypothese kann sich der „Fiktionen" als der Rechenpfennige bedienen, sie sind dann die „Nebenursachen", von denen wir oben gesprochen haben, die als „stumme Diener", als Verbindungsglieder zwischen Hauptursache und Endwirkung notwendig sind und nach Auffindung der Hauptursache, nach Beendigung der Rechnung herausfallen. Ihr fiktiver Charakter liegt besonders darin, daß sie wie „richtige" Ursachen auftreten und doch nur Vermittler sind. Ganz gewiß ist die ihnen zugedachte Funktion eine Fiktion, aber die der sog. Hauptursache ist es nicht weniger, und ihre Existenz ist genau so „notwendig" wie die der Hauptursache und der Endwirkung. Das ganze System von Ursache und Wirkung, Bedingung und Ergebnis usw. und seinen Entfaltungen ist eben fiktional, und wer die Hypothese für verschieden von der Fiktion erachtet, soll nicht vergessen, daß auch der echte Louisdor ein Symbol ist genau wie der Rechenpfennig, und daß die Unterscheidung nicht eine wesentliche, sondern nur eine systematologische („praktische") ist.

Der Begriff „R e i z" ist auch immer noch kausalig. Es steckt in dem Reiz, mag er Reizquelle oder Reizmittel oder Reizempfindung sein, immer noch ein bißchen Dämonisches, er ist immer noch Ursache oder Bedingung, er wirkt und bewirkt die Reaktion, die Antwort auf den Reiz. Immerhin steht er der Aufnahme und Abgabe, die die Bewegung ausmachen, schon recht nahe und ist in die Uebergangszone zwischen konditionalem und realischem Denken zu postieren.

Oft werden Ursache, Grund, Bedingung, Reiz füreinander gebraucht, namentlich in der vulgären Sprache auch der gebildeten (d. h. mit relativ vielen „Bildern", εἴδωλα, ἰδέαι, Ideen, Begriffen, also Begriffszellen ausgestatteten) Menschen. Der Regen ist ebenso Ursache wie Grund wie Bedingung wie Reiz des Wachstums des Grases, das Wachstum ebenso Wirkung, Folge, Ergebnis des Regens, Reaktion auf den Regen. Auch in der motivischen Deutung der Verhältnisse der Gehirnwesen, insbesondere der Menschen fließen diese Begriffe oft zusammen. Der Besuch eines Freundes ist Ursache oder Grund oder Bedingung meiner Verspätung bei einer anderweiten Zusammenkunft, wohl auch Reiz hierzu, auf alle Fälle „Motiv". Dabei ist aber wohl zu beachten, daß die Frage: „Warum kommst du so spät?", also die akustische modale Aktualitätenreihe mit der Antwort: „Weil ich den Besuch eines Freundes hatte", die eine zweite akustische modale Aktualitätenreihe ist, realiter nur einen zeiträumlichen Zusammenhang hat, daß diese Antwort nur im motivischen Denken so aufgefaßt wird, als ob sie — statt einer bloßen Tatsache — ein Motiv oder das Motiv angäbe, d. h. eine (die) Tatsache, die mich veranlaßt, die bewirkt, verursacht, bedingt habe, daß ich zu spät komme. D i e F r a g e, d. i. d i e F r a g e „w a r u m ?" i s t e n d l o s; man müßte nun weiter

fragen: warum hast du dich durch diesen Freund abhalten lassen, warum hat er dich überhaupt besucht, warum gerade zu dieser Zeit, warum hat dich das Gespräch — oder was sonst? — derart interessiert usw. usw.? Erst eine so weit wie möglich getriebene Analyse (ohne Warums) fördert eine Menge von Zusammenhängen zutage, die in ihrer Gesamtheit die Verspätung verständlich machen, indem die biologische Struktur, die Individualität des Menschen, der sich verspätet hat, erkennbar wird. Und in diese Individualität ist das Symptom einzuordnen, nicht in dem Sinne, daß die Individualität oder einzelne Besonderheiten Ursache oder Bedingung usw. des Symptoms sind, sondern daß das Symptom Symbol der Individualität, also nur im Zusammenhange mit dieser, im Wege der Symbolanalyse verstanden werden kann. Also auch die Analyse kann niemals ein Motiv ausfindig machen, und wer in dieser Erwartung Analyse treibt, kann sich ebensogut mit der erstbesten Antwort zufrieden geben, d. h. auf die weitere Analyse verzichten; die Analyse ist eine zeiträumliche Folge von Aktualitäten, und wer an einem Punkte halt macht, indem er das (eigentliche) Motiv, die (eigentliche) Ursache oder Bedingung, die über Zwischenstationen die Verspätung bewirkt habe, gefunden zu haben wähnt, der hat das Wesen der Analyse noch nicht verstanden, d. h. er treibt fiktionelle, sich in Fiktionen bewegende, sich aus Fiktionen zusammensetzende, die Fiktion sozusagen anerkennende Analyse und kommt über die (peinigende) Ungewißheit, über Zweifel, Schuld, Strafe, Gewissen und andere dämonistische Gebilde nicht hinaus. Realiter ist „Motiv" nicht ein psychisches Agens movens, sondern ist die einer Handlung zeiträumlich vorausgehende Gefühlseinstellung oder Begriffsreihe (Ueberlegung).

In gleicher Weise endlos ist die motivische Frage „wozu?" Zweck und Absicht sind hier die vermeintlichen Gegensätze, Geschwister oder Abkömmlinge von Wirkung und Ursache. Das Verhalten des Individuums wird so gedeutet, als ob jemand den Ablauf des Geschehens nach seinem Willen, seinem Bewußtsein usw. einrichten könne, als ob das Geschehen so verlaufe, wie er sich das „gedacht", wie er es „gewünscht", „gewollt" — kurz beabsichtigt hätte. Hier ist der Dämon wieder am Werke, der im Menschen sitze und sein Tun und Denken leite: er tritt hier als Pläneschmied (planmäßiges Handeln) auf und hat die Fähigkeit, vorauszusehen, wie das Geschehen verläuft, ferner aber auch den Ablauf aus eigener (also absoluter) Kraft zu gestalten, und zwar so, wie er es für richtig, für gut oder schlecht usw. hält. Realiter kehren die Aktualitätenreihen periodisch wieder, nicht dieselben, aber die Aktualitäten der gleichen assoziierten Denkzellen; das Wissen von dieser analogischen „Wiederkehr" macht die Erfahrung aus. Wie schon beschrieben, kann bei Erscheinen einer modalen Aktualität die ganze assoziierte idealische Zellgruppe nacheinander aktuell werden, d. h. dem Verlauf der modalen Aktualitätenreihe entspricht die zugehörige idealische Aktualitätenreihe, die Reihe der Erinnerungen, und die entsprechenden Denkzellen können nun, auch ohne daß immer erst die assoziierte modale Zellgruppe aktuell gewesen wäre, aus den Verbindungen mit andern idealischen Zellen Eronenströme erhalten, die von einer modalen Zelle ausgehen, deren weitere modale Assoziationen eben jene modale Reihe wäre, der jene Erinnerungsreihe entspricht. Also: es ist eine modale Aktualität da; der beteiligte Eronenstrom bewegt sich in der modalen Sphäre weiter, es läuft eine Reihe von modalen Aktualitäten ab, die eine raumzeitliche Reihe von Gegenständen ist; das modale Erlebnis geht so vor sich, der Eronenstrom fließt in die Motilität und Sekretion ab; das Erlebnis „wiederholt" sich so und so oft, d. h. die beteiligten Modalzellen, die sich biologisch fortwährend verändern, sind so und so oft nacheinander aktuell (wobei natürlich die Aktualitäten biologisch verschieden sind, man also streng genommen von Wiederholung nur als Analogie sprechen darf, insofern

nämlich die gleichen Zellen aktuell sind). Nun sind zu jeder modalen Zelle gewisse idealische Zellen assoziiert, der modalen Reihe entspricht eine idealische Reihe, den Gegenständen entsprechen die zugehörigen Begriffe, die Erinnerungen, und diese idealische Reihe kann nun auch „für sich" aktuell sein, es kann von der Aktualität, die das modale Erlebnis einleitet, der Eronenstrom sogleich in die idealische Sphäre fließen und diese Reihe passieren, die dem modalen Erlebnis, das jetzt gar nicht stattfindet, entspricht. Dieser idealische Ablauf ist die Erfahrung: die Vermutung, die Ahnung, die Hoffnung, die Befürchtung, und die häufige „Wiederholung" ist das Wissen in einem besonderen Sinne (Wahrscheinlichkeitsgrade), die mehr minder große Zuversicht, daß der Ablauf der modalen Reihe entsprechend dem Ablauf der idealischen Reihe erfolgen werde. Dieses Wissen ist in und mit dem idealischen Ablauf gegeben, es ist mit ihm identisch, nicht etwa ist diese Reihe da und obendrein, irgendwie separat das Wissen von dieser Reihe. Der Ablauf ist selber die Vermutung, die Furcht *), die Hoffnung die Ahnung, die Vor-Sicht gleich Voraussicht, die Absicht, der Plan, der Vorsatz (= Vor-Satz) usw. Die beteiligten Eronenströme fließen auch in die Sprechmuskelaktionen ab, oft geben die ausgesprochenen Wörter den idealischen Ablauf wieder; jemand äußert in Worten seine Vermutung, seinen Plan, seine Voraussicht, seine Absicht, seine Ahnung und Hoffnung. Die Eronenströme können freilich auch in ganz andere Ausdrücke abfließen; es muß nicht immer der Plan usw. in Worten geäußert werden, er kann in Aktionen anderer Muskeln oder Drüsen Ausdruck finden — je nach der Reflexschaltung, also der Funktionsperiodik der beteiligten Reflexsysteme; ferner brauchen die wortlichen Ausdrücke keineswegs jener idealischen Reihe zu entsprechen, sondern können aus ganz andern Gebieten stammende Eronenströme „ausdrücken", es kann also jemand etwas ganz anderes „denken" (begrifflich denken), etwas anderes sagen oder sonst tun, nur darf man nicht glauben, daß daran das Bewußtsein oder der Wille oder sonst eine dämonische Instanz aufsichtführend, kontrollierend, disponierend, zensurierend usw. beteiligt sei, daß also „die Worte gemacht wären, um die Gedanken zu verbergen", daß jemand überhaupt seine Gedanken und seine Ausdrucksbewegungen oder Sekretionen nach Entschluß, Plan, Absicht, zweckmäßig usw. dirigieren könne, daß eine Art Behörde in ihm sitze, die den Ablauf des „psychischen" und des physischen Geschehens beaufsichtige und leite usw. Wer das glaubt, ist Dämonist, und alle motivischen Menschen sind Dämonisten, mag auch ihr Dämon ein wissenschaftliches Kleid tragen.

So ist es dem Menschen auch nicht gegeben, seine Pläne, Absichten usw. auszuführen in dem Sinne, daß er die Dinge und ihre Aenderung entsprechend seinem Plane, seiner Absicht usw. zu gestalten vermöchte, — so, als ob er Herr über seine Reflexe und ihre Reihenfolge wäre. Der Plan ist nichts weiter wie eine idealische Aktualitätenreihe, manchmal auch eine modale Wortreihe, wann nämlich der Plan Ausdruck als Gesprochenes oder Geschriebenes gefunden hat, wann er als Wunsch oder Wille

*) Der Unterschied von Furcht und Angst tritt somit klar zu Tage. Angst ist Name und Begriff für ein Gefühl, das Angstgefühl, Aktualität spezifischer sensiler Zellen. Die Furcht ist kein Gefühl, sondern Name und Begriff für eine idealische Aktualitätenreihe, die einem möglichen modalen Geschehen entspricht. Der Schüler hat eine Aufgabe nicht ausgeführt: er erlebt begrifflich die Strafe, und dieses Erleben, dieses „Vorausdenken", das also vor dem erfahrungsgemäß möglichen modalen Geschehen (der Strafe) stattfindet, ist die Furcht. Die beteiligten Eronen finden ihren Ausdruck in den „Furchtäußerungen". Die Furcht liegt also in der Begriffssphäre, die Angst (als Gefühl) in der sensilen. Die Verwandtschaft besteht darin, daß bei einem Menschen mit stark entwickelten Angstzellen die Begriffsreihen vorwiegend in Formeln erscheinen, die man Befürchtungen nennt. Das befürchtete Ereignis braucht nicht einzutreten, die Furcht kann es weder verhüten noch herbeiführen.

oder als Wissen (dieses als Kennwort für das Verhalten des maturen Menschen im allgemeinen genommen) erscheint. Ein gewisses Verhalten eines Individuums braucht aber keineswegs dieser Begriffsreihe zu entsprechen, es kann ganz andere Eronenströme zum Ausdruck bringen; natürlich werden auch immer die Eronenströme, deren Passage durch die Begriffszellen eben den Plan ausmacht, irgendwo entsprechend der Reflexschaltung abfließen, aber dieser Ausdruck kann völlig unbemerkt bleiben, braucht jedenfalls nicht mit dem Ausdruck identisch zu sein, der gerade als wahrgenommene Bewegung abläuft.

Jemand hat die Absicht auszugehen, er „malt sich" den Spaziergang aus, vielleicht bis ins kleinste — und bleibt ruhig bei der Arbeit sitzen. Jemand „will" in der und der Weise reden oder sonst handeln, jede Einzelheit hat er vorher „erwogen", das ganze Programm festgesetzt — und im gegebenen Augenblick redet, tut er ganz anders. Natürlich gehen die idealischen Eronenströme, deren Passage durch die Begriffszellen den Plan, den Vorsatz, den (so gefaßten) Willen usw. ausmacht, früher oder später in eine Motilität und Sekretion aus, aber diese Ausdrücke können unbewußt bleiben, das sich an den Plan anschließende Handeln usw. braucht dem Plane keineswegs zu entsprechen.

Der Redner ist ein Mensch mit besonders stark entwickelter Sprechmotorik (§ 54), die Eronenströme fließen bei ihm zeitweise vorwiegend in motorische Nerven ab, die in den Sprechmuskeln endigen. Unter den Rednern gibt es nun gute und weniger gute*), je nachdem die sensibel-motorischen Verbindungen mehr oder weniger zahlreich über die sensile und modale Sphäre sowie über die subkortikalen Zentren und weniger oder mehr zahlreich über die Begriffssphäre verlaufen. Der Denker (der Begriffsmensch) ist selten ein guter Redner; nur der Begriffsmensch, dessen Begriffszellen über das motorische Sprachzentrum besonders gut entwickelte Neuriten zur Sprechmuskulatur hinstrecken, ist zugleich ein guter Redner; im allgemeinen hat die Begriffssphäre keine direkte Verbindung zur Motorik im Unterschied von der Gegenstands- und Gefühlssphäre. Wer also seine Welt vorwiegend in idealischen Aktualitäten erlebt, ist weder ein guter Redner noch überhaupt ein Täter. Ein solcher Mensch hat zwar die ausgedehntesten Begriffsreihen im Gehirn, aber er kann sich nur schwer ausdrücken, er kann eher „vortragen" als „reden", was er sagt, ist weniger „hinreißend" als überlegt, besonnen, gelehrt, begrifflich nuanciert; so auch sein sonstiges Tun. Diese Menschen sind eher Schweiger, „zugeknöpfte", tiefdenkende usw. Charaktere; stille Wasser sind tief. Hier „nützt" also der schönste Plan nichts: es folgt ein Ausdruck, der, wie man sagt, in gar keinem Verhältnis zu der Fülle und Ausdehnung der Begriffsreihen steht; der dem Plane entsprechende Ausdruck verschwindet geradezu in dem Ensemble der sonstigen Motorik und Sekretorik. Anderseits kann sich der gute Redner das schönste Konzept zurechtmachen oder eine Rede Wort für Wort auswendig lernen, er wird sie sofort „vergessen", wann er am Pulte steht, er wird das Konzept nicht ansehen, sondern freihin sprechen, wie „ihm der Mund gewachsen ist". Der schlechte Redner klebt am Manuskript, er liest ab oder sagt her, er spricht sozusagen seine Begriffsreihen, mag er sie im Gehirn oder auf dem Papier haben. Er ist an den Plan gebunden und ist ein ebenso schlechter Redner, wie einer, der nach Begriffen marschiert, ein schlechter Fußgänger ist, wie einer, der nach Begriffen wohltut, ein schlechter Wohltäter,

*) Als „guter Redner" gilt der technisch-, also wort- und formgewandte Redner mit wohllautender Stimme; viele gute Redner sind schlechte Beschreiber. Als „schlechte Redner" gilt der technisch ungewandte Redner; viele schlechte Redner sind gute Beschreiber. „Schlecht" bezeichnet hier im allgemeinen Sprachgebrauch — wie so oft — eine Variante innerhalb oder außerhalb der Norm und ist ein Wort der pragmatischen Beschreibung, nicht der ethischen.

überhaupt der Begriffsmensch im allgemeinen ein schlechter Täter ist. Andere schlechte Redner sind gefühlsmäßig gehemmt, stottern usw.

Was ein Dichter ist, haben wir schon im § 71 erörtert. Er ist ein Mensch mit vorwiegend entwickelter sensiler und begrifflicher Sphäre, beim Schriftsteller ist verhältnismäßig die modale Sphäre neben der begrifflichen entwickelt. Jener schafft (ist genisch und zwar platonisch tätig), dieser arbeitet (ist trophisch, erwerblich tätig). Die Motorik ist vorwiegend Aktion der Schreibmuskulatur. Der Dichter kann sich einen Plan zurechtmachen, aber der gute Dichter hält sich nicht streng an ihn, er überläßt sich dem freien Ausströmen der Gefühle und Gedanken, er „gehorcht der gebietenden Stunde", schafft mehr aus dem Unbewußten, er lernt sein Werk „eigentlich" erst kennen, wann es fertig vor ihm liegt. Der weniger gute oder der schlechte Dichter „arbeitet" streng planmäßig, hält sich ängstlich oder gar pedantisch an seine Disposition, schreibt seine Begriffsreihen unfrei ab, sein Werk ist weniger künstlerisch als gekünstelt, weniger blutwarm als blutarm, ist berechnet oder gar getüftelt usw. Das Kunstwerk, das mittels des klügelnden Bewußtseins „gemacht" worden ist, steht an ästhetischem Range unter dem Kunstwerk, das unmittelbar aus der künstlerischen Persönlichkeit „geworden" ist. Wir sehen also auch hier, daß der Plan eine idealische Aktualitätenreihe ist, der die darauf folgende modale Aktualitätenreihe, die Handlung nicht zu entsprechen braucht. Von Mozart wird berichtet, daß er sich mit Freunden unterhielt, lachte und scherzte und dabei seine Kompositionen niederschrieb. So geht es in mehr oder minder ausgeprägtem Maße allen schöpferischen Naturen; sie sind nicht an Programme gebunden, sondern schaffen-schöpfen aus dem Vollen und kritisieren und korrigieren erst nach Beendigung das Werk, das ihnen sehr wohl völlig fremd erscheinen kann, entsprechend der bewußten Logik, entsprechend den erfahrungsgemäßen Aktualitätenreihen. Manchmal wird dabei ein schöpferisches Werk zerstört.

Die begriffliche Aktualitätenreihe, die sich an eine modale Aktualität anschließen kann, entspricht einer möglichen modalen Aktualitätenreihe, nämlich der, die sich erfahrungsgemäß in Fortsetzung jener einleitenden modalen Aktualität abspielt. Die Aktualität, mit der diese Reihe endet, ist das Ziel; dieses Ziel ist begrifflich erreicht mit dem Ende der Begriffsreihe, die jener möglichen modalen Reihe entspricht. Ob es modal erreicht werden wird, ob die modale Reihe, der die idealische entspricht, überhaupt und wie weit sie sich abspielen wird, kann nur mit einer Wahrscheinlichkeitsgröße angegeben werden, die der Erfahrung entspricht. Bei einem Menschen spielt sich die idealische Reihe ab: ich werde morgen ins Theater gehen, die Bahn benutzen, an die Kasse gehen, eine Karte verlangen usw. Die modale Reihe entspricht dieser idealischen, und zwar immer, so oft dieser Mensch ins Theater geht. Er besitzt also eine gewisse Erfahrung, ja diese ist so groß, daß die Wahrscheinlichkeit, daß morgen der gleiche Verlauf eintreten wird, fast gleich hundert Prozent ist. Damit ist freilich nicht gesagt, daß der modale Verlauf morgen so sein wird, wie er immer war; es ist nur höchstwahrscheinlich, daß er so sein wird; wie er aber modal (gewesen) sein wird, kann man erst wissen, wann er — vorbei ist, oder jedenfalls immer nur, so weit er sich abgespielt hat (vielleicht ist an der Kasse ausverkauft usw.). Dieses Wissen, daß man erst wissen kann, was geschehen ist, gehört nicht mehr zur Wahrscheinlichkeit, sondern zur Wahrheit, ist Wahrheit.

Ob ich ein Ziel, das mir „vorschwebt", das das Ende einer Begriffsreihe ist, modal erreichen werde, kann ich nicht wissen, sondern nur vermuten; erst wann ich es erreicht oder nicht erreicht habe, kann ich es wissen. Auch ob ich es überhaupt er-

reichen „will", ob mein „Streben" überhaupt darauf gerichtet ist, wie die motivische Formel lautet, ist mit der Tatsache des Ablaufes einer Begriffsreihe keineswegs angegeben. Dieser idealische Ablauf ist ja nur ein Plan, ein Vorsatz, eine Absicht usw., und dieser hat mit der „Ausführung", mit dem Ablauf der entsprechenden modalen Aktualitätenreihe lediglich zeiträumlichen, aber keineswegs kausalen oder konditionalen oder finalen Zusammenhang. Es kommt ganz auf den Reflexablauf, auf die Konstitution, die allgemeine (kosmische) Situation und ihre Veränderung, somit auf die Aufnahme und Abgabe von Paßformen, auf die Organisation der sensibel-motorisch-sekretorischen Verbindungen an, ob die modale Aktualitätenreihe der entsprechenden idealischen folgt oder nicht. Wissen kann ich das nicht, nur eine gewisse Wahrscheinlichkeit angeben. Diese Wahrscheinlichkeit ist in der Medizin die Prognose, wie eine Besonderheit des Verhaltens, die wir Krankheit nennen, sich ändern wird; der Astronom spricht von Wetterprognose, der Kaufmann von Kalkulation, der Feldherr von Taktik, der Finanzmann und der Philosoph von Spekulation, der Mystiker von Prophetie.

Ebensowenig wie ich wissen kann, ob ich ein begriffliches Ziel modaliter erreichen werde, ebenso wie die fast hundertprozentige Wahrscheinlichkeit „das nächste Mal" einige Grade verlieren, die höchstwahrscheinlich zutreffende Prognose fehlgehen kann, ebensowenig kann ich mit „Willen" oder „Bewußtsein" oder dgl. energetischen Begriffen etwas dazu beitragen, daß ich jenes Ziel erreiche oder nicht, daß ich überhaupt danach „strebe" oder nicht. Der Plan, die Absicht, der Vorsatz, der Wille (als Begriff), der Entschluß ist ja nur eine abrollende idealische Aktualitätenreihe, nicht aber Ursache oder Grund oder Bedingung oder Reiz oder was immer für dämonische Gewalten zitiert werden mögen, und der Eintritt der möglichen modalen Aktualitätenreihe, die jener idealischen entspricht, ist nicht Wirkung oder Ergebnis jener, sondern lediglich raumzeitliche Folge, die eintreten kann oder auch nicht, deren Eintritt erst gewußt werden kann, wann er da ist, deren Fortgang ebenfalls nur mit einem Grade von Wahrscheinlichkeit stattfinden wird. Die idealische Aktualitätenreihe hat mit der möglichen modalen Aktualitätenreihe nur den Zusammenhang, daß die idealischen Eronen, die in die zugehörige Motilität und Sekretion ausgehen, möglicherweise in Aktionen ausgehen, die eben jener idealischen Reihe entsprechen. Der Weg zur Hölle ist mit guten Vorsätzen gepflastert — dann wird wohl der Weg zum Himmel mit bösen Vorsätzen gepflastert sein.

Das Bewußte hat, wie wir schon genug hervorgehoben haben, keinerlei Einfluß auf die weiteren Schicksale des Eronenstromes, in den das Bewußtsein eingeschaltet ist, also auf seine eigne Veränderung; der Ausdruck „das Objekt, eben das Bewußte verändert sich" ist nicht so zu verstehen, als ob das Bewußte sich selber zum Objekt habe und obendrein auf dieses mit ihm identische Objekt motivistisch einwirke, sondern er ist eine Formel, die das Objekt als immer-anders, als anschauungsgemäße Verändertheit kennzeichnet. Das Bewußte kann „sich" selbstverständlich nicht selber verändern, sondern ist immer-anders. Auch auf das Unbewußte hat das Bewußte keinerlei Einfluß im Sinne eines ursächlichen oder bedinglichen Wirkens, gar einer Kontrolle, Zensurstelle, Kraftquelle usw., sondern das Bewußte ist Symbol des Unbewußten, und die raumzeitliche Folge der Aktualitäten, die Veränderung des Objekts ist die Symbolanalyse (die immer auch Symbolsynthese ist). (Vergl. § 18).

§ 82. Zweck und Zwang

Die kausale Deutung spricht von Ursachen, die konditionale von Bedingungen, die finale (teleologische) von Zwecken, und alle diese Auffassungen sind

dämonistische in der Art der „Verdünnung" des rohen Dämonismus des Kleinkindes (und der Phylisch-Primitiven), die sich gemäß der genetischen Differenzierung der Hirnrinde als des Denkorgans zu einem gewissen Reifegrade vollzieht. Ebenso wie Ursache ist Bedingung und Zweck eine übernatürliche, metaphysische, aus dem Metaphysischen wirkende Kraft oder Macht, die das Physische schafft, bewirkt, bedingt (das Ding be-dingt), auf es, in und aus ihm wirkt, die Welt und ihren Lauf lenkt und leitet, ihr Zwecke setzt und ihre Erfüllung verfügt oder verhindert — all das als Wunder, in wunderbarer und manchmal wunderlicher Weise, nach Willkür und Belieben, in erhabener Unabhängigkeit von allen irdischen Gesetzen, die ja auch erst Wirkungen der Gottheit sind, nach völlig freiem Ratschlusse, der, eben als metaphysisch, für die physischen Wesen unerforschlich „sein muß", nach dem zu forschen aussichtslos, „sinn- und zwecklos" ist, und nach dem wir doch immer forschen und wohl — wiederum im Auftrage des Gottes oder des Teufels? — forschen „müssen". Die Ursache (Ursächlichkeit) wirkt in die Zukunft, der Zweck (die Zwecklichkeit) aus der Zukunft, er ist die in die Zukunft verlegte Ursache. Die Ursache wirkt auf den Zweck hin, und der Zweck ist die Ursache der Ursache, die Zweckursache, die aus der Zukunft wirkende Ursache für das Geschehen, das sich in die Zukunft, auf den Zweck richtet, für die sog. Lebenslinie. Die Wirksamkeit der metaphysischen Mächte, hier also Ursächlichkeit, Bedinglichkeit, Zweckdienlichkeit genannt, erklären allein das Da- und Sosein der physischen Dinge, ihre Ordnung, ihren regel- und gesetzmäßigen Ablauf; denn (Beweis mit dem Allerweltskerl Irrealis) wäre der außerweltliche, übernatürliche ordo ordinans nicht vorhanden, so wäre die Welt, die Natur ein Chaos; sie ist aber „geordnet", also muß ein (der) Ordner da sein. Freilich ist dieses Chaos auch eine Ordnung, nämlich eine Unordnung, ein Durcheinander, also eine pathologische Art von Ordnung — abgesehen von dem hier nicht gemeinten primären und ultimären Chaos als normalen Erlebnisstufen (§§ 56, 57, 84), aber der Dämonist fingiert theoretisch eine absolut ordnungslose Chaotik, die es realiter ebensowenig gibt wie den ordo ordinans, wie das Metaphysische überhaupt.

Die weltferne Allmacht (auch Vorsehung, Schicksal, Verhängnis, Gottheit-Teufelheit, Weltvernunft usw. genannt) wirkt also ursächlich, bedinglich, zwecklich und bedient sich dazu der „unmittelbar" das Physische berührenden „Mittler", der Seele, des Geistes, des Willens, der Motive usw., also der psychischen Instanzen, die in „mir" wohnen und mich und mein Verhalten, damit und darüber hinaus auch die übrige erreichbare Welt beherrschen und über die doch nun wieder das „Ich" Herr sein muß, weil es ja — wiederum nach Verfügung der Fügung — für den psychischen und physischen Betrieb, aber auch, da sich das Ich auch selbst beherrschen soll, für sein eignes Wirken der Vorsehung usw. verantwortlich ist. So schafft das Schicksal das Geschehen (Synonym mit Schicksal, S. 254 Fn.), oder die Vorsehung schickt das Schicksal, das das Geschehen bewirkt, das zwiespältig, gut oder böse ist, den Menschen herausfordert, auf ihn, in und aus ihm waltet und gestaltet, ihn prüft usw. und über ihn Herr ist, falls es ihm nicht unterliegt, usw.

Es ist klar, daß alle diese in sich verwickelten und widersprüchlichen Deutungen und Deutereien Analogien des primitiven Dämonenglaubens auf höherer Entwicklungsstufe der Weltanschauung sind. Die Ursächlichkeit, Bedinglichkeit, Zwecklichkeit sind metaphysische Prinzipien, nicht anders wie die Allmacht, Gottheit-Teufelheit usw., sie sind auch wohl die Namen für die Wirksamkeiten der Allmacht, der Götter und der Teufel, des Gottes und des Teufels. Und eben diese Wirksamkeiten, transzendental und transzendent, vom Jenseits ins Diesseits, aber auch gegeneinander gerichtet wie das Göttliche-Gute-Obere gegen das Teuflische-Böse-Untere, aber auch beeinflußbar von

und aus dem Diesseitigen-Weltlichen, — diese Wirksamkeiten sind dennoch unverbrüchlich (als dämonisch, allmächtig-allmachtlich müssen sie es ja auch sein!), sie sind zwanghaft, Zwang selber, sie sind ἀνάγκη, dira und dura necessitas, die sogar domina hominum et deorum (!) ist, nichts und niemand kann dem Fatum widerstreben (Fatalismus), willenlos bei freiem Willen sind wir dem Willen des Allwillens unterworfen. Zwanghaft ist es auch, daß die Ursache immer wieder, ad infinitum eine Ursache, die Bedingung immer wieder eine Bedingung, der Zweck immer wieder einen Zweck habe, so daß in diesem Karussell der Fiktionen die Frage nach der Ursache der Ursächlichkeit, der Bedinglichkeit, Zwecklichkeit, nach den (metaphysischen) Bedingungen ihres Wirkens, nach dem Zweck der Zwecklichkeit usw., nach der Ursache der Bedingung, dem Zweck „der Welt" auftritt und in weiteren Warums? und Wozus? Scheinantworten findet, die nur neue Fragen sind und den Reigen der Fiktionen weiterspinnen.

Realiter (psychobiologisch) sieht die Sache ganz anders aus. Zweck und Zwang bezeichnen nicht metaphysisch : physische Wirksamkeiten, sondern lediglich objektische, physische, biologische Vorgänge. Das Bewußte, die Aktualität, das Objekt als Gefühl, Gegenstand und Begriff ist Funktionseigentümlichkeit der einzelnen (je spezifischen) Denkzellen, d. h. ist „da" mit dem Höhepunkte der Funktionskurve der Denkzelle. Diesen Höhepunkt hat unter allen Denkzellen jeweils eine erreicht, und auf diese Akme folgt eine andere, so daß das Bewußte als immer-anders in stetiger Reihe als Glied der stetigen Reihe erscheint. Die Welt ist die Gesamtheit der Aktualitäten meiner Denkzellen, über meine Hirnrinde hinaus kann ich nicht denken, erleben und beschreiben, und niemand kann es über die seinige hinaus. Die Aktualität ist das Physische, sie allein existiert. Nur das Physische kann beschrieben werden, nicht das Metaphysische, das ja eben „hinter" dem Physischen und seiner Beschreibung, im „Jenseits" liegt, d. h. lediglich fingiert, ins Physische hineingedeutet wird, so lange das Erleben noch (gemäß dem Differenzierungsgrade der Hirnrinde) unklar ist; auch die Beschreibung (in gegenständlichen oder begrifflichen Worten) ist physisch und gar nichts anderes. Jedes Erlebnis ist eine Hunger-Angst-Schmerz-Trauer-Freude-Reihe, wobei die einzelnen Stadien nach dem Gefühl, also der Aktualität der je zugehörigen Gefühlszellen (Kleinen Pyramidenzellen) bezeichnet sind. Hunger ist das Gefühl der Höhle, Angst der Oeffnung, Schmerz der Schwelle, Trauer des Stück-, Freude des Vollendetseins. Im Gegenständlichen verlaufen die Erlebnisse so, daß sich die Höhle zur Oeffnung und diese zur Schwelle einengt und aus dem Rund der Höhle usw., also der weiblichen Anordnung das Gerade, also die männliche Anordnung erst stückweise, dann vollendet hervor-geht, sich ent-wickelt und dabei in die neue Rundung eintritt. Dies ist das Schema aller Erlebnisse. Es gibt nur Rund und Gerade, Leer und Voll, Negativ und Positiv, Weiblich und Männlich. Im Begrifflichen vollziehen sich die Erlebnisse wie im Gegenständlichen: jene sind ja die Erinnerungen an diese. Dies gilt für alle neun Sinnesgebiete.

In diesem rein biologischen Sinne ist das Geschehen, also die Reihe der Erlebnisse und Beschreibnisse, zwangsläufig. Es folgt immer und überall das eine auf das andere in der angegebenen Weise, und es kann niemals etwas anderes geschehen als das, was geschieht. (Der Irrealis ist nur eine Beschreibungsmöglichkeit, niemals eine Erlebnismöglichkeit, vgl. § 81.) Die genetischen wie die episodischen Zusammenhänge (S. 312 Fn.) sind also nicht abhängig von irgendwelchen metaphysischen Instanzen oder Faktoren (die ja realiter gar nicht existieren), sondern sind rein biologische zeiträumliche Reihenfolgen, die gemäß den Assoziationen der Denkzellen vor sich gehen. Die Frage, warum das so sei, erübrigt sich ebenso wie die Frage, wozu das so sei: sie

sind an das fiktive Jenseitige gerichtet, das realiter Nichts ist, also die Fragen weder hören noch beantworten kann. Es ist so, wie es ist, und wir verstehen die Tatsächlichkeit vollkommen und erst in letzter Klarheit aus der biologischen Struktur und Funktion der Hirnrinde als des Denkorgans („denken" allgemein = spezifische Funktion der Hirnrinde), somit des Organismus überhaupt, zu dem ja das Nervensystem einschl. Hirnrinde ganzheitlich gehört. Wer einen Berg ersteigen will, „muß" eben hinaufklettern, anders geht es nicht; wer ein Kind haben will, „muß" ein Weib befruchten, anders geht es nicht, usw. Dieses „muß" ist aber nicht ein außerweltlicher Zwang, sondern nur die Angabe gesetz- oder regelmäßiger Zusammenhänge.

Somit entfällt auch die Deutung, daß der Zweck eine Wirkung des metaphysischen Zwanges sei. Ebensowenig wie die Zwecklichkeit ein geheim-geheimnisvoll wirkender metaphysischer ordo ordinans ist, der das Geschehen eben zwecklich (zielstrebig) gestaltet, ebensowenig ist die Erreichung des Zweckes (des Zieles) Wirkung des zwingenden Fatums oder sonstwie benannter dämonischer Mächte. Der Zweck ist realiter wie das Ziel das Ende (finis) eines Erlebnisses, einer Erlebnisreihe, einer Handlung oder Reihe von Handlungen (als Ausdrucksbewegungen von Reflexen) oder auch ihrer Beschreibung. Die Zwischenstadien heißen Mittel zum (Richtungswort) Zweck. Gesunde Mittel sind richtig, gut und schön, sie haben einen gesunden Zweck, führen zum gesunden Ziel. Kranke Mittel sind falsch, böse und häßlich, sie haben einen kranken Zweck und führen zu einem kranken Ziel. Die Mittel heiligen den Zweck, nicht aber heiligt der Zweck die Mittel — so, als ob zur Erreichung eines Zweckes jedes, also auch unanständige oder verbrecherische, Mittel „recht" sei. Das Ende einer Erlebnisreihe als eines Erlebnisganzen ist der Endzweck, der über Vorzwecke erreicht wird. In dieser erweiterten Bedeutung kann man Zweck von Ziel unterscheiden: das Ziel hat selber wieder einen Zweck, es schließen sich an ein Ziel weitere, von ihm ausgehende Erlebnisse an, z. B. an eine bestandene Prüfung als Ziel des Studiums die Ausübung der hiermit erworbenen Rechte-Pflichten (z. B. der ärztlichen Praxis) als der Zweck des Studiums. Das Endstadium eines Erlebnisses kann mehrere Einzelzwecke umfassen, die man als Hauptzweck und Nebenzwecke unterscheidet; der Weg zum Ziele kann also mehreren Zwecken dienen („man trifft mehrere Fliegen mit einem Schlage").

Stellt man sich das Ziel, den Zweck gemäß der Erfahrung, d. h. der wiederholten gegenständlichen Erlebnisse, sowie den Weg zum Ziele, die Mittel zum Zwecke begrifflich vor, „überlegt" man sich also diesen Weg, diese Mittel, so nennt man diese Begriffsreihe Absicht oder Plan (§ 81). Absicht, Plan sind aber nicht, wie der Motivist wähnt, die Ursache dafür, daß sie, er „verwirklicht" wird, d. h. daß sich die gegenständliche Reihe künftig überhaupt oder so, wie beabsichtigt, geplant, vollzieht, sondern jene Begriffsreihe geht der gegenständlichen, falls sie überhaupt aktuell wird, lediglich voraus; die „gedachte" Wortreihe ist auch nicht Ursache des Aussprechens oder Aufschreibens dieser Worte, also der gegenständlichen Wörter, sondern nur das zeiträumliche Vorher (eher könnte man das gegenständliche Erlebnis als Ursache der Erinnerung daran bezeichnen, doch liegt auch hier lediglich eine genetisch-assoziative Aufeinanderfolge vor). In allen Fällen ist die „Verwirklichung" der Absicht des Planes nicht die „Wirkung" der in der Absicht, dem Plane waltenden oder irgendeiner „dahinter" als „Motiv" oder „Wille" oder „Energie" oder sonstwie benannten metaphysischen Macht, über die nun wieder das „Ich" Herr sein müsse, so daß es im Belieben des Ich stünde, die Absicht, den Plan überhaupt oder so oder anders oder gar nicht zu verwirklichen, wofür dann das Ich von andern Ichen oder dem Schicksal oder Gott usw. gelobt oder getadelt, jedenfalls verantwortlich gemacht

werden könne oder müsse (Beweis wieder mit dem Irrealis: „Wenn du nur gewollt hättest, den guten Willen gehabt hättest, wenn du dich [!!] zusammengenommen hättest, du dir [!!] Mühe gegeben hättest, hättest du die Absicht ausgeführt, das geplante Ziel erreicht, du bist aber ein willensschwacher, fauler usw. Bursche, denn der Mensch kann alles, was er will" — usw., wie immer die motivische Phraseologie lauten mag), — sondern realiter ist die „Verwirklichung", also der Ablauf der einer Absicht, eines Planes entsprechenden gegenständlichen Reihe (z. B. ich plane eine Reise, und dann reise ich) lediglich eine zeiträumliche, eine rein biologische Folge jener Begriffsreihe: erst funktionieren die betr. Begriffszellen, dann die betr. Gegenstandszellen aktuell, und falls diese Funktionsfolge unterbleibt oder von der Absicht differiert, werden lediglich Funktionseigentümlichkeiten der beteiligten Reflexsysteme einschl. Denkzellen erkennbar, nicht aber eine „Schuld" derart, daß der Mensch „bei gutem Willen" usw. anders hätte handeln können, als wie er gehandelt hat, daß also die „Verwirklichung" von seelisch-geistigen Instanzen usw. abhinge. Ob eine Idee sich verwirklicht, muß also abgewartet werden; man kann nur aus der Kenntnis der Persönlichkeit, aus der Erfahrung den Schluß auf eine gewisse Wahrscheinlichkeit für die Ausführung der Absicht ziehen, also eine Prognose stellen, ob auch in dem vorliegenden Falle die Ausführung erfolgt oder nicht oder anders (z. B. „Ich kenne mich gut genug, um zu wissen, daß ich das, was ich mir vorgenommen habe, auch durchführe"). Einen Zwang, der in und aus der Absicht, dem Plane wirke und die Verwirklichung verursache, gibt es nicht, er wird nur fingiert auf die Frage, warum auf die Absicht die Ausführung folge oder nicht, es wird — wie auch sonst — in die einfache zeiträumliche Folge, in die rein biologische Reihe die Ursächlichkeit (usw.) hineingedeutet, es leuchtet aber ein, daß mit den Deutungen und Deutereien nichts gewonnen, nichts erklärt wird, daß sie nutzlose Komplizierungen sind und entfallen können, ohne daß sich am Geschehen selber das geringste ändert.

Zwang ist übrigens auch ein Wort der Krankheitslehre, bes. der Neurosenlehre; man spricht von „Zwangskrankheit", „Zwangsneurosen". Unter „Zwang" ist da die Tatsache zu verstehen, daß das neurotische Erleben und Verhalten (einschl. Beschreibung) in einer invariabeln, serienmäßig starren Art und Weise vor sich geht, oft entgegen der besseren Einsicht des Kranken, so daß „man den Eindruck hat, als ob ein unheimlicher (guter oder böser?) Dämon den Kranken besessen halte und aus seiner Machtvollkommenheit zu Handlungen nötige, die der Kranke von sich aus nicht ausführen würde". Realiter handelt es sich auch da um rein biologische, aber eben krankhafte Funktionsfolgen, um infantilistische Fehlstrukturen, die in ihrer Hypertrophie verfestigt sind, also auch in dieser Hinsicht von der Norm mit der normalen Variationsbreite abweichen. Der Patient kann von seinen reiferen Anteilen aus die Diagnose stellen, aber er kann seine Fehlstrukturen und -funktionen „beim besten Willen" nicht normalisieren, nicht dirigieren: den „psychischen Direktor", dem man ein solches Wirken zuzuschreiben beliebt, gibt es eben nicht. Man kann auch den Kranken nicht zwingen, gesund zu sein oder zu werden; auch die Heilung ist ein rein biologischer Prozeß, es gibt keine „Psycho"therapie, es gibt aber eine Therapie der kranken Funktionen, die Erkenntnistherapie.

Bezeichnet man die Tatsache, daß alles Geschehen immer so verläuft, wie es verläuft, und anders nicht verlaufen kann, also die biologische Ordnung der Assoziationen mit Zwangsläufigkeit (biologische Notwendigkeit), so gilt dieses Wort für jede der beteiligten Aktualitäten: jede schließt sich zwangsläufig an die vorige an, jede ist insofern Ziel und Zweck der vorigen, wie sie in motivischer Deutung Wirkung der vorigen und Ursache der folgenden ist. Indes werden Zwang, Zweck und Ziel

gewöhnlich in einem engeren Sinne gebraucht. Zwang bezeichnet speziell das Angststadium des Erlebnisses. In dem Worte dominiert das „ang" wie in Angst, Bange, Drang, Zange, Schlange, angustiae, angina, anguis usw., ἀνάγκη usw.; hierher gehören wortbiologisch auch zwängen, drängen, fangen und weiterhin zwingen, dringen, Zwinge, Zwinger, (um-)zingeln usw., worin das i das Schmerzstadium betont. Zwang bezeichnet also funktionell die Oeffnung, zwingen die Schwelle, beide die Engen, in die die Höhle im Erlebnis sich einengt, wobei die Schwelle die engste Stelle ist, in die das Gerade sich eindrängt, eindringt. Das Gerade geht also aus der weiten Höhle in den Zwang-Drang der Oeffnung, dann in die Enge-Zwinge, das Zwie der Schwelle ein, wird dort gezwickt, gezweit, geht entzwei, wird gekerbt, gedreht, ge- und zerschnitten, in zwei zerteilt und entzweit sich von der bisherigen Umgebung (Rundung, Sphäre) — eine andere Möglichkeit, aus der Höhle, die, falls eng, „Gefängnis", nach der Schwelle auch „Zwinger" genannt wird, hinaus- und in die Freiheit, d. h. in die neue Höhle-Umgebung hinüberzukommen, sich zu ent-wickeln, hervor-zugehen, gibt es nicht: es muß die Oeffnung-Schwelle passieren. Es liegt da wieder eine rein biologische Tatsache vor, und zwar eine naturgesetzliche, eine solche, die in hundert Prozent der Fälle zu beobachten ist. In der Oeffnung-Schwelle waltet aber wiederum nicht ein dämonisches Wesen, das zwängt-zwingt, sondern Zwang usw. bezeichnen lediglich die Oeffnung-Schwelle strukturell-funktionell. Besonders deutlich ist der Sachverhalt bei den krisischen Erlebnissen, z. B. der Geburt, dem Pubertätsübergang, der Meisterprüfung, der Hochzeit usw.

Auch Zweck gehört zur Wortfamilie; hierher auch Zwecke, zwicken, Zwicker, Zwickel, zwischen usw. Damit wird die Schwelle vokalisch bezeichnet (e und i sind Schmerzvokale). Die Zwecke, auch Zweck genannt, war einst ein zugespitztes Pflöckchen, ein Holznagel, der die Schießscheibe in der Mitte befestigte, somit auch das Ziel des Schützen*), weiterhin ein Nagel mit Rundung als Reißzwecke oder Zwecke schlechthin. Der Zweck ist also zunächst das in die Schwelle eindringende Gerade, der Zweck einer Bewegung ist das Passieren der Schwelle, dann schließt sich das Trauer- und das Freudestadium an, das Gerade ist stückweise, dann ganz in die neue Rundung-Umgebung übergegangen, und so wird Zweck und Ziel auch als Bezeichnung des Endes, des Freudestadiums, des Erfolges (Sieges) nach dem Kampf, des Ergebnisses der Leistung (an der Schwelle), der Mühe usw. verwendet.

So hat denn rein biologisch jedes Erlebnis sein Ziel, seinen Zweck, d. h. eben: es ist eine Reihe von Stadien, deren letztes das Freudestadium ist; an dieses schließt sich das Hungerstadium des neuen Erlebnisses an. Kein Erlebnis ohne Ergebnis. Ein Erlebnis ohne Ende, also ohne Zweck, Ziel, und ohne „Mittel", ohne Weg dahin gibt es ebensowenig wie ein Erlebnis ohne Anfang. Natürlich war vor diesem Anfang nicht Nichts, sondern ein anderes Erlebnis, und auf das Ende folgt nicht Nichts, sondern ein

*) Das Scheibenschießen und Schützenfest ist eine Form der Pubertätsfeier mit Absetzung des alten und Einsetzung des neuen Königs, mit Schützenschmaus usw., der Vogel hoch oben ist symbolisch der alte König, er wird stückweise abgeschossen, zerstückelt, beim Schmaus symbolisch aufgegessen usw., die Jugend überwindet im Pubertätskampf, in der Reifeprüfung das Alter und tritt an seine Stelle, le roi est mort, vive le roi! Der Bolzen, die Kugel, sofern sie den Lauf der Flinte verläßt, die Luft durchdringt und in die Scheibe eindringt, ist gerade, männlich, das Loch in der Scheibe usw. weiblich, die Zwecke ist eine männlich-weibliche Vereinigung (vgl. den Lingam der Inder, die vereinigten männlich-weiblichen Genitalien, vgl. die ionischen usw. Säulen mit Sockel usw.), der König wird entmannt, getötet usw. Jede Feier ein Abkömmling der urtümlichen Pubertätsprobe, wobei „Leib und Blut des Herrn" verzehrt wurde (das „Abendmahl" ist die kultische Wiederholung jener Pubertätsprobe).

anderes Erlebnis — von Ewigkeit zu Ewigkeit*). Mit „Zielstrebigkeit" bezeichnet man die Funktion der ersten Stadien, bes. des Hungerstadiums des Erlebnisses richtungsmäßig, also die Tatsache, daß die vor dem Ziele liegenden Stadien auf eben das Ziel gerichtet sind; es wird damit eine rein biologische Tatsache angegeben, nicht aber die Wirksamkeit eines Motivs oder andersnamigen Dämons, die „Wolken, Luft und Winden gibt Wege, Lauf und Bahn". „Zweckmäßig" ist das gesunde (normale) Erlebnis: es verläuft über gesunde Mittelstadien zum gesunden Ende, das gesunde Erlebnis hat ein (sein) gesundes Ergebnis. „Unzweckmäßig", „zweckwidrig" ist das kranke (abnormale) Erlebnis; es verläuft über falsche-fehlerhafte Mittelstadien zu einem falschen-fehlerhaften Ende, weicht also von dem gesunden Wege zum gesunden Zwecke, Ziele ab; das kranke Erlebnis hat ein (sein) krankes Ergebnis, ein Fehlergebnis; innerhalb des kranken Geschehens aber ist das Geschehen zweckmäßig: es ist eben auf den kranken Zweck gerichtet, mag es der Kranke wissen oder nicht; es hat eine Logik, aber eine kranke, eine Pathologik. „Zwecklos" nennt man ein „Beginnen", dessen Zweck an Hand der Erfahrung nicht ersichtlich oder nicht erreichbar ist, oft aber das kranke Erlebnis schlechthin, indem man den gesunden Zweck als den allein erstrebten ansieht; streng genommen gibt es kein zweckloses Erlebnis: jedes hat eben ein Ende, auf das die Vorstadien gerichtet sind, abzielen. „Zwecklos" ist es z. B., vom Kranken ein zweckmäßiges Verhalten zu erwarten und ihm, der ja eben krank ist, zuzureden, er solle gesund sein, also zweckmäßig handeln.

Jeder Mensch erreicht immer und ausnahmslos die seiner biologischen Beschaffenheit gemäßen Ziele und Zwecke, der Gesunde die gesunden, der Kranke die kranken, die nicht selten den gesunden äußerlich zum Verwechseln ähnlich sind (man lerne die Diagnose stellen — am Werk und an dem, der es vollführt hat!). Und die gesunden wie die kranken Erlebnisse (einschl. Verhaltungsweisen) gehen allemal zwangsläufig im biologischen Sinne vor sich. Die Reihe der Erlebnisse ist „das Leben" als „Lebensdauer"; am Ende des Lebens steht das Endziel, der Endzweck: das letzte Freudestadium des individuellen Erlebens. Das Ziel des Lebens ist der Tod (die Auflösung des Organismus), der Zweck des Lebens ist das Sterben und darüber hinaus das Hinterlassen eines Lebenswerkes, das dem Toten ein gutes Andenken bei den Nach-kommen sichert. Die Welt selber aber — als Inbegriff der Welten aller Menschen — hat keinen Anfang und kein Ende, kein Ziel und keinen Zweck; diese Wörter kommen hier überhaupt nicht in Betracht, die Welt ist immer, wie die Menschen immer sind. Nur der Dämonist stellt die (eigentlich komische) Frage, warum und wozu es Menschen und eine Welt gibt, und „antwortet" mit der Fiktion von

*) Die angebliche „Schöpfung der Welt aus Nichts", die der Zaubergott nach unergründlichem Ratschlusse vollzogen haben soll (er muß also doch schon da gewesen, ein „Etwas" gewesen sein — im Nichts?), ist eine dämonistische Deutung der Tatsache, daß beim Embryo-Fötus die Denkzellen noch nicht aktuell funktionieren, diese Entwicklungsstufe aber um die Geburt herum erreicht wird, so daß da die ersten Aktualitäten, die ersten „Bewußtseinserscheinungen" auftreten, „die Welt" — zunächst als Chaos — entsteht. Die Eltern „schaffen" also das Kind und somit seine Welt, und die Welt jedes Menschen, „seine" Welt ist die einzige, innerhalb deren alles geschieht, was geschieht, auch der logische Schluß, daß jeder (andere) Mensch seine Welt hat. Später erfährt das Kind, daß vor ihm andere (ältere, „eltere") Menschen da waren, daß es Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft gibt (§ 58), daß es eine Genealogie gibt. So rückt der Schöpfer-Vater an „den Anfang", aber davor waren immer Menschen, von Vater und Mutter, Gott und Göttin, Gatte und Gattin gezeugt, und immer war und wird sein „die Welt". „Gott" von altnord. godr, ein Neutrum pluralis (wie multa, vieles usw.) svw. das All (vgl. Allah usw.), aus dem „alles", d. h. alle Einzelwesen hervorgehen und in das sie zurückkehren, späterhin Personbezeichnung, Amtstitel wie Ew. Majestät usw. für den „Vater unser aller", das Oberhaupt, den König, in erweiterter Form godan usw. Vgl. Gote (Pate), god-father, god-mother usw. (§ 59 Anm.).

Gottes Schöpfung und Heilsplan, von Welterlösung und Weltuntergang, vom Jüngsten Gericht und ewiger Seligkeit oder Verdammnis und verwickelt sich so in ein Dorngestrüpp von Widersprüchen, aus dem es kein Entrinnen gibt, und wähnt gar, das Unerforschliche, das er fingiert, erforschen zu können, und dabei sind alle diese Gedankengespinste — Hirngespinste, Funktionen der menschlichen Hirnrinde und gar nichts weiter.

Die motivische Deutung der Aktualität, der Welt in dem besprochenen Sinne weist auch die Formeln Schuld und Strafe, Sünde und Sühne, Furcht und Hoffnung, Glück und Unglück, Gut und Böse usw. als dämonische Mächte und ihre Wirkungen, überhaupt den weltanschaulichen Zweifel in den mannigfachen Verzweigungen und Entfaltungen auf, die die Reichhaltigkeit des kausalen, konditionalen und teleologischen Denkens ausmachen. Nicht nur die Gegenstände, sondern auch die Gefühle und die Begriffe sind an der Ungewißheit, Unsicherheit, Unruhe, Zerrissenheit, dem Gegen- und Durcheinander des Motivismus, der dämonistischen Fiktion überhaupt beteiligt. Die motivischen Menschen deuten ihr Verhalten, als ob es von Gottes Gnaden oder Teufels Fluch oder Gottes Fluch oder Teufels Gnaden Gerechte und Ungerechte, Wohltäter und Missetäter, Gute und Böse, Tugendliche und Lasterhafte, Fromme und Ketzer, Glückliche und Unglückliche usw. gebe und nicht „bloß" Menschen, gesunde und kranke Menschen, Menschen als rein biologische, rein physische Organismen, als Reflexwesen. Die Dämonisten denken und reden: es wohnen ein Gott oder Teufel oder beide (oben Gott, unten Teufel) in ihnen, ein starker und ein schwacher Wille, ein guter und ein böser Geist oder gute und böse Geister, Abkömmlinge eines über- und unterirdischen Wesens, mit dem die menschliche Seele oder die weiße und die schwarze Seele identisch oder doch wesensgleich (?) seien, und sind eifrig und oft genug krampfig bemüht, auf die innere Stimme, das Gewissen usw. zu hören oder es niederzuschweigen, fürchten sich vor der Versuchung und noch mehr vor der Sünde und Strafe und sind doch allzumal Sünder, die des Ruhmes mangeln, den sie an Gott (und Teufel?) haben sollen, hoffen mit Gebet und Unterwerfung, mit Selbstbeherrschung, Selbstüberwindung, Zerknirschung, mit Geld und Gelübde, Opfer und Askese den Gott über und den Gott in dem Menschen zur Gnade veranlassen, ja zwingen und so entmachten zu können! Im vermeintlichen-angeblichen Auftrage der irgendwie benannten Gottheit, die ja wohl auch Teufelheit sein kann (Teufel = der Gott der Tiefe, allmächtig, allgegenwärtig, allbarmherzig usw. [„all" und doch zwei!!] wie der Gott der Höhe, der wiederum alle teuflischen Eigenschaften und Funktionen haben kann, ja muß), führen sie Krieg und schließen Frieden, machen Politik und Geschichte, betreiben ihre Geschäfte, die Schaden und Nutzen bringen, wobei man nicht genau weiß, ob der Schaden nicht ein Nutzen und der Nutzen nicht ein Schaden sei, unterscheiden Egoismus und Altruismus, ohne zu wissen, wo der eine anfängt und der andere aufhört, ja ob der beste Egoismus nicht Altruismus und umgekehrt sei, heiraten sie und lassen sich scheiden, lieben und hassen sie, loben und tadeln sie, segnen und fluchen sie und werden gesegnet und verflucht. Sie schielen nach dem Jenseits, sie stehen nicht auf der Erde, sie schweben zwischen Dies- und Jenseits, zwischen Leben und Tod, Himmel und Hölle, Spielball des Schicksals, das sie dennoch beherrschen sollen, die Erde ist ihnen ein Jammertal, das Leben ein Leidensweg, der in die ewige Seligkeit einmündet, die ob ihrer Langweiligkeit und Oede wohl die ewige Verdammnis ist und doch der Lohn für die hiesigen guten Werke, deren Güte vielleicht aber gerade ihre Schlechtigkeit ist, denn wer kann sagen außer Gott und Teufel, was gut und was böse sei? — und gerade diese Einzigwissenden, deren jeder „all"wissend ist (!), schweigen sich prinzipiell darüber aus, obwohl wir doch verantwortlich sind! Sie

zweifeln an sich und ihrer Welt, sie zweifeln an Gott und bemühen sich, seine Existenz zu beweisen, ohne zu ahnen, daß sie ihn somit ins Physische „herunter"ziehen und so entgotten wollen. Sie sind mißtrauisch gegen sich und ihre Welt und ihren Gott. Voll Demut betteln sie den Allgütigen, der doch alles Unglück vorsieht und verhängt, der sogar den Teufel „zuläßt" und vermutlich zulassen muß (sonst hätte er selber nichts zu tun!), — betteln sie den Allgütigen um Gnade und zwingen mit ihrem Trotz den Allmächtigen zum Gehorsam. Sie flehen um Wissen und Weisheit und wissen alles besser als der Allwissende-Allweise. Sie zerfleischen sich gegenseitig und sind allesamt barmherzige Samariter. Sie beschimpfen öffentlich die Fleischeslust und sind im stillen Kämmerlein auch „bloß" Menschen. Und alles Verhalten, alles Geschehen ist nach Ursache und Wirkung, Grund und Folge, Absicht und Zweck im Zwange der Vorsehung, die es auch ganz anders machen könnte, wenn sie nur wollte, geordnet. Der Wille, immanent und transzendent, die jenseitige schöpferisch-zerstörerische Macht, herrscht über die Welt und auch im Menschen — aber vielleicht herrscht er auch nicht, muß man ihn erinnern, aufwecken, stählen, stärken, schwächen, antreiben, hemmen, vielleicht ist der Mensch, sein Ich und Selbst der Herrscher und der Gott sein Diener, ein Diener, der der Herr seines Herrn ist? Und so geht der motivische Ringelreihen nach der endlosen Melodie des Warum und Weil, Wenn und Wozu, und niemand weiß, ob der Anfang das Ende oder das Ende der Anfang ist. Niemand weiß etwas, und jeder tut doch, als ob er wenigstens dies wüßte, jeder ist ratlos und rät dennoch, keiner ist zufrieden und muß sich doch mit seiner Unzufriedenheit zufrieden geben.

Zweifel in unzähligen Einzelheiten ist das Kennzeichen der motivischen Denkweise, sie ist hochdifferenzierte dämonistische Deutung. Man mag das Zeitalter des Motivismus-Kausalismus, also das Zeitalter hoher Kultur nach der ungeheueren Vielfältigkeit des Denkens und Tuns, des Erlebens und Beschreibens, also nach der hohen Differenzierung der Nervenfunktionen das „nervöse" nennen; das Wort etikettiert da einen für diese Epoche charakteristischen allgemeinen Tatbestand. Der Arzt freilich verwendet das Wort pathographisch, etwa synonym mit „neurotisch", nennt wohl auch Neurose den verschärften Grad der Nervosität. Auch die klinische Nervosität-Neurose ist Zweifel, aber hypertrophierter, zwanghafter Zweifel, und zwar Verquickung primitiv-dämonistischer Deutungen, die sich zur Zentrale ausgebreitet haben und dominieren, mit reiferen, also verdünnt-dämonistischen Deutungen; diese funktionelle Entwicklungsdifferenz der Reflexsysteme, diese Schichtung, Zerklüftung, Disharmonie der Persönlichkeit bildet sich mit steigender Kultur immer mehr und bei immer mehr Menschen heraus, und so muß man unser Zeitalter „das Zeitalter der Neurose" bezeichnen; die Neurose ist epidemisch geworden und gebärdet sich als Norm, und nur wenige ahnen, daß sie unabsehbaren Schaden innerhalb der Kulturvölker und zwischen ihnen anrichtet. Es leuchtet ein, daß die Heilung der Neurose nur in dem Ausgleich der Entwicklungsdifferenz, also in der Behebung aller weltanschaulichen Zweifel bestehen kann; dieser Heilweg ist die Erkenntnistherapie: sie führt den Kranken mit den Mitteln der Erkenntnis zur realischen Erkenntnis empor. Hierüber in besonderer Schrift.

Realisch gesehen ist alles ganz einfach, aber die Deuterkes und Mystifizinskys können ohne ihre Probleme nicht leben, und viele zerzweifeln sich und die Welt zu einer Inflation von Widersprüchen und Sinnlosigkeiten, und am meisten tun das diejenigen, die ihre Zweifel — wegzweifeln zu können wähnen. Die weitere Kulturentwicklung, die zur Anerkennung der Psychobiologie führen wird (es kann noch geraume Zeit dauern), wird der weltanschaulichen Problematik ein Ende machen und zu letzter Klarheit und Wahrheit führen.

§ 83. Von der Frage

Im Zeitalter des Zweifels lebt auch die Frage. Wer zweifelt, fragt, und wer fragt, zweifelt. Schon in früher Kindheit, wann der blinde Glaube übergeht in die motivische Ungewißheit, entsteht die Frage als eine Formel, in die der Zweifel sich kleidet; nicht etwa als ob es Zweifel gäbe und außerdem Frage, sondern die Frage ist der Zweifel, Frage und Zweifel sind identisch. Schon früh — mit der Entwicklung der Assoziationsbahnen zwischen den infantilen Denkzellen, mit der Entdeckung der Zeit — beginnt sich die Aktualität, das aus dem Chaos heraustretende Ding motivisch zu zerlegen, in dem Modus, der Grenze, dem Umriß des Gegenstandes, des Ich und des Du liegt der Keim der Frage, der Keim des kausalen Denkens und seiner weiteren Entwicklungsstufen. Der Eintritt der Kausalität ist das Erleben der Aktualität als einer Fragwürdigkeit. Die Aktualität, das Individuum ist nicht mehr einfach existent, sondern ist geworden. Die Begrenztheit, die urtümlich als einfache (einfältige) Tatsache erlebt wird, ist nunmehr Präsentant der Veränderung, ist Verändertheit, Produkt, das Was und Wie als Begriff des einfach als Gestalt Existierenden wird zum Wie seiner Entstehung. Das Gegenwärtige erscheint als Geschöpf eines Schaffenden und selbst schöpferisch. Darin liegt die Frage, der Zweifel: die Aktualität ist nicht mehr einfältig, sondern zwiefältig, die Einfalt zur Zwiefalt, zum Zweifel geworden. Das „Ungespaltene" wird zum Zwiespalt, die Allheit zur Einzelheit, die Einheit zur Zweiheit, zur Dreiheit, zur Vielheit.

Die motivische Deutung des Seienden als Wirkung einer vergangenen Ursache und Ursache einer folgenden Wirkung ist somit identisch mit Zweifel und Frage. Die Frage heißt grundsätzlich: wer bist du, Objekt, warum bist du, wo kommst du her, wo gehst du hin, bist du geschaffen oder „bist" du überhaupt, bist du geschaffen oder schaffst du selbst, wer ist der Schöpfer, wer das Geschöpf? Und später: wer oder was ist Ursache, was Wirkung, bist du Gegenwärtiges Wirkung oder Ursache, Grund oder Folge — oder beides? Und wie wird aus Ursache Wirkung, aus Grund Folge, aus Bedingung Ergebnis, aus Reiz Reaktion? Und ganz spät, schon in der Reife: was hat es denn überhaupt für eine Bewandtnis mit Ursache und Wirkung, Grund und Folge, gibt es überhaupt Ursache und Wirkung, Grund und Folge, und wenn nein, wie soll ich die Welt erklären, wie kann der Zweifel Gewißheit, die Frage Antwort werden?

Frage ist Begriff für das Erleben und Verhalten der vorrealischen Menschen. Der eine fragt, der andere fragt wider (antwortet). Das Subjekt-Individuum fragt — die Umwelt stellt die Gegenfrage, die man Antwort, Gegenwort nennt. Wort und Gegenwort des motivischen Menschen sind Zweifel, Frage. Wir wissen, aus dem Verhalten schließend, daß das Kind bis ins 2. und 3. Lebensjahr identisch mit der (seiner) Welt ist; da gibt es noch keinen Zweifel, keine Frage, alles ist eins. Die Frage tritt auf mit der genetischen Entzweiung der Welt zur Ich-Du-Welt: bin ich Geschöpf des Du, der Welt (Umgebung), oder bin ich der Schöpfer, der die Erde belebt und seinen Geschöpfen zuruft: seid fruchtbar und mehret euch? Da ist es freilich in der Ordnung, daß die Umwelt fragt und der Schöpfer, der Allwissende, Antwort gibt; aber siehe da: die Antwort ist nur eine neue Frage, das Orakel kündet nur neue Ungewißheit, der pythische Gott, der Gott überhaupt gibt niemals bündige Auskunft, sondern überläßt es dem Frager, aus der Antwort „klug zu werden", sie auszulegen, zu deuten, und der Frager kann sie nur entsprechend seiner Organisation deuten, die Deutung aber ist neue Frage, neuer Zweifel; nur Zweifelhaftes wird gedeutet, das Wahre, Gewisse liegt außerhalb der Deutung, und die Deutung selber ist nichts weiter wie Motivismus, wie Frage nach Ursache und Wirkung, Gott und Welt, Seele und Leib, Zweifel, ob der „Allwissende" hier in diesem Falle auch wirklich „alles gewußt hat". Nicht Oedipus

fragt die Sphinx in der üblichen Ueberlieferung der Sage, sondern die Sphinx den Oedipus: die Umwelt, das Chaos, das Weiblich-Mütterliche stellt an den Schöpfer die Schicksalsfrage. Das Ei ist klüger als die Henne. So ist es in der Ordnung: wer (wie das Kind) die Welt geschaffen hat, wird ja wohl über ihre Zusammenhänge Bescheid wissen, ihre Rätsel lösen können, — oder stellt die allwissende Mutter Natur ihr Kind-Geschöpf mit ihrer Lebens-Todes-Frage auf die entscheidende Probe?

Das Kind verhält sich also zu seiner Welt, als ob es sie geschaffen hätte; aber diese Welt „liegt" doch realiter in seinem Hirn, sie besteht aus den Aktualitäten der Denkzellen und aus ihrem Werden und Vergehen (den Unaktualitäten, deren Symbol die Aktualität ist). Und diese biologische Tatsache kommt darin zum Ausdruck, daß in dem Zeitalter der Frage der Schöpfer das Geschöpf und dieses den Schöpfer fragt. Oedipus könnte ebensogut die Sphinx fragen — er fragt sie ja auch, indem er ihre Frage (vorläufig) beantwortet, aber es ist psychobiologisch in Ordnung, daß die Welt, die Sphinx, das Chaos die erste Frage stellt. Hat das Kind das Chaos geschaffen, dann auch die ersten Begrenztheiten, die ersten Individuen, die ersten Fragwürdigkeiten, die aus dem Chaos hervorgehen, das erste Rätsel und seine Abkömmlinge, die ersten Erscheinungen, die die Frage in sich darstellen, nicht eigentlich „Objekt der Frage" sind, sondern Frage, Zweifel präsentieren. Das Geschöpf fragt zuerst, es ist selber sozusagen Frage, Zweifel, Ursache und Wirkung zugleich und doch nur eines von beiden. Wer bin ich? fragt das Geschöpf, wer bist du? fragt der Schöpfer. Das Chaos ist freilich auch schöpferisch, Teil des Schöpfers, also „sein Kind", sein Produkt, seine „Projektion", es selbst, somit schöpferisch, der Schöpfer selbst Geschöpf — vielleicht? — fragen wir das Chaos, das Weiblich-Mütterliche, fragen wir die „Erscheinung" als Symbol alles Geschaffenen: wer bin ich, der Schöpfer und-oder das Geschöpf?

Diese Erlebnisse, die wir hier in kurzen Worten schildern, spielen sich von früher Kindheit bis ins mature Alter unablässig ab, sie sind das motivische Leben, die dämonistische Denkweise in ihren mannigfachen Entfaltungen. So lange der Mensch dämonistisch denkt, ist er Schöpfer und Geschöpf, ist er Ursache und Wirkung: Ursache der Welt und zugleich „Produkt seiner Umgebung", der „Außenfaktoren" usw., projiziert er und introjiziert (Ferenczi), kämpft er mit der Welt und sich, siegt er und unterliegt, ergründet und erklärt er die Welt und sich und resigniert vor der Unerforschlichkeit, ist er Herr und Knecht, allmächtig und untertan, Dämon und besessen von allen himmlischen und höllischen Mächten. So lange der Mensch motivisch denkt, zweifelt er, zweifelt am Zweifel, überstürzt den Zweifel zum Skeptizismus, zur Verzweiflung, lebt im unentrinnbaren Zwang zwischen Ursache und Wirkung, und alle Nöte tummeln sich auf dem Gefilde, das er „Seele" nennt. Solange der Mensch motivisch denkt, fragt er — und alle Antworten sind neue Fragen.

Der realische Mensch erkennt, daß die Frage Zweifel ist, die motivische Deutung der Aktualität. Bist du Ursache oder Wirkung, Schöpfer oder Geschöpf, welches ist dein Wesen? ist der Sinn jeder, auch der wissenschaftlichen Frage. Es gibt keine andere Frage. Die erste Frage, die das Erwachen des dämonistischen Denkens anzeigt, ist die letzte Frage, die dem Ursprung der Welt und des Menschen gilt. Und alle „Zwischenfragen", alle Entfaltungen dieser einen, einzigen Frage sind Variationen dieses einen, einzigen Themas. Sie hat mit der Geschlechtlichkeit nichts mehr und nichts weniger zu tun wie mit allen andern biologischen Vorgängen; sie ist nicht bloß auf die genitale Sphäre abgestimmt, sondern auf das „Weltbild" überhaupt. Sie ist Name und Begriff für das dämonistische Denken, die Denkweise einer langen phylischen und ontischen Entwicklungsperiode.

Und es liegt in der Natur der Frage, daß sie niemals eine Antwort findet, die befriedigt, weiteres Fragen überflüssig macht, die Frage als Denkweise auflöst. Solange der Mensch fragt, lebt er in der dämonistischen Sphäre, und innerhalb dieser Sphäre kann es auf die Frage nur Gegenfragen, weitere Fragen geben, die man Antworten nennt, die aber die Frage nicht endgültig erledigen, so daß nun nicht mehr gefragt würde, die also eigentlich keine Antwort sind, sondern bloß — Antworten. Die eine, einzige Frage hat ihre Antwort in sich selbst, sie ist „endlich" beantwortet, wann sie nicht mehr gestellt wird. Bis dahin gibt es nur Wort und Gegenwort, eines so ungewiß, wie das andere, beide voll Zweifels und voll Widersprüchlichkeit. Die echte Antwort findet beim motivischen Menschen keinen Einlaß, die realische Wahrheit hat beim motivischen Menschen keine Paßformen, er versteht sie nicht, sie ist ihm fremd und unheimlich, selbst fragwürdig, wie er ja eben nur in Fragen und Zweifeln denkt, selbst gegenüber den Herrlichkeiten und Schönheiten dieser Erde. Und der Wahr-(heits)sager ist zu allen Zeiten und bei allen Völkern ein Opfer des Motivismus, des Kausalismus, des Konditionalismus, des Teleologismus, des Theologismus, kurz des Dämonismus geworden: immer ist der reifere Mensch von seinen weniger reifen Zeitgenossen in irgendeiner Weise „vernichtet" worden, urtümlich indem man ihn tötete (Vatermord) und aufaß, in zivilisierten Zeiten indem man ihn „totschweigt" oder „herunterreißt" und sich an seinem Erbe nährt; und noch größer ist die Wut, daß der Weise sein Schicksal erkennend hinnimmt und mit ihm einverstanden ist wie mit allem biologischen Geschehen.

Die Frage ist — wie der Wunsch, der Wille und die andern motivischen Deutungen der Aktualität und ihrer Veränderung (des interindividuellen Verhaltens) — als gesprochen eine akustische, als geschrieben eine optische modale Aktualitätenreihe, der je nach der Entwicklungsstufe der Hirnrinde eine idealische Aktualitätenreihe entsprechen kann. Sie läuft also ab wie andere Aktualitätenreihen auch — gemäß den Assoziationen der aktuell funktionierenden Denkzellen. Sie erledigt sich in ihrem Ablauf; die beteiligten Eronen fließen durch die assoziierten Zellen und die Verbindungsfasern und dann in die Motilität oder Sekretion; nachdem sie ausgedrückt sind, bewegen sie sich weiter entsprechend ihrer Spezifität und können so auch wieder von dem Individuum aufgenommen werden, von dem sie sich getrennt hatten, also wiederum sensile, modale und idealische Aktualitäten werden, bei dem einen oder andern Individuum, je nach der Spezifität. Die gesprochene Frage „Warum bist du so spät gekommen?" ist akustische Modalreihe des hörenden Individuums; dieses kann das sprechende Individuum selber sein, es kann aber erfahrungsgemäß auch ein anderes Individuum die Frage hören, indem beide Individuen Paßformen für die in der Sprechbewegung ausgedrückten Eronenkomplexe haben. Die akustische Gegenstandsreihe ist verschieden gefühlig, derart, daß die Frage als neugierig, ängstlich, schmerzlich, traurig, freudig usw. aufgefaßt werden kann. Die Frage wird „überhört" von dem, an den sie gerichtet ist, falls er keine oder so wenige Paßformen hat, daß die aufgenommenen Eronen „unbewußt" bleiben, daß sie nicht in die Denksphären gelangen oder nur in einer zur Aktualität nicht ausreichenden Anzahl; der Gefragte „antwortet" dann entweder gar nicht oder sagt etwas, das nicht zur Frage „paßt". Andere Gefragte hören die Frage und antworten z. B. ausweichend oder lügenhaft — je nach der Reflexstruktur und -schaltung, also je nach der Organisation der sensibel-motorischen Verbindungen. Es ist also nicht eine gute oder böse seelisch-geistige Macht, ein metaphysisches Motiv (Wille usw.) Ursache, die den Gefragten veranlaßt, gar nicht oder „verkehrt" zu antworten, sondern das Verhalten ist in diesem wie in jedem andern Falle „Ausdruck" von Eronenströmen, und deren Ablauf kann der Mensch oder sonst

wer nicht beherrschen, bestimmen, so oder anders leiten, sondern sie bewegen sich im Individuum und außerhalb des Individuums entsprechend ihrer Spezifität, im zeiträumlichen Geschehen.

Die Frage „Warum bist du so spät gekommen?" ist die zeiträumliche Fortführung der optischen usw. Aktualitätenreihe, die das Zusammentreffen mit dem Erwarteten ausmacht. Die dabei aufgenommenen Eronenströme passieren (bewußt oder unbewußt) gewisse Zentren und gehen in die Motilität der Sprechmuskeln über, deren Aktion diese Frage ist. Die Frage ist also sozusagen die Antwort auf das Zusammentreffen; das „so spät" ist der Vergleich der modalen Aktualität des Zusammentreffens mit der idealischen Aktualität, der Erinnerung an das erfahrungsgemäß pünktliche Zusammentreffen; das „Warum?" ist kausale Fragepartikel, d. h. es gibt die Ursache der Wirkung, nämlich des „So-spät-Kommens" an, und diese Ursache ist selber Wirkung, hat also eine Ursache, nämlich vorhergehende Aktualitäten oder Unaktualitäten, z. B. irgendwelche Vorbereitungen für das Zusammentreffen, an die sich nun das „Warum?" anschließt. Das „Warum?" ist also für den Frager, motivisch gesprochen, die Ursache der Wirkung, die das „So-spät-kommen" ist, realiter ist die Frage ein zeiträumlicher Aktualitätenablauf, mit dessen „Ende" auch die Frage zu Ende ist. Die Ursache der Wirkung ist gesucht und gefunden, nämlich „Warum?", und man sieht, daß es auf weiter nichts ankommt, daß die Frage mit ihrer Antwort koinzidiert. Eine andere Antwort wie die in dem „Warum?" als der Ursache enthaltene kann nicht erfolgen, das „Warum?" kann nur „ausgeführt" werden. Das „Warum?" ist ein andermal unaktuell; es kann jemand statt dessen sagen: „Du bist ja so spät gekommen" oder „Wärst du doch nicht so spät gekommen!" oder „Du wirst mir nicht wieder so spät kommen!" oder „Wenn du nicht so spät gekommen wärst, dann ..." usw. In allen diesen Fällen ist das „So-spät-kommen" die Wirkung einer Ursache, die sich als diese oder jene Formel präsentiert. Der Motiviker fragt nun gleich wieder, warum in dem einen Falle diese, im andern jene Formel ablaufe, und seine Antwort, es seien da geistige Mächte am Werke, die die Formel — formulieren, ist wiederum in seinem „Warum?" enthalten und lautet eigentlich: die Formel (= assoziative Reihe) verläuft so, weil sie so verläuft! Und dann wird weiter „Warum?" gefragt — und mit diesem „ewigen Warum?" endet man im Karussell der Fiktionen beim „Pourquoi du pourquoi?", womit die neue Umdrehung beginnt, — dies ist der tiefe Sinn des kind'schen Spiels.

Je nach der Situation schließt sich an Aktualitätenreihen diese oder jene Aktualitätenreihe an, Situation hier wie immer als Name und Begriff für die kosmische Situation und den jeweiligen Status der Individualität, des Symbols der Situation, genommen. Der Wechsel der Situation, die Zeiträumlichkeit präsentiert sich symbolisch in der Aktualität, die immer-anders ist. Einmal lautet die Aktualitätenreihe (die sich zeiträumlich an die vorhergehende anschließt) „Warum usw.?", einmal lautet sie „Wenn du nicht usw.", ein andermal „Daß du mir nicht usw.". Uebersehen wir nicht, daß der Motiviker auch in der Affirmation oder Negation, im Optativ oder Konjunktiv, im Perfektum und Futurum usw. immer den Zweifel ausdrückt und immer die Frage nach der Herkunft, nach der Ursache und Wirkung stellt, wie das ja schon an dem Bedeutungswandel der ursprünglich zeiträumlichen Fragepartikeln ersichtlich ist. (§ 80.)

Alle diese Formeln „drehen sich" sozusagen um das „So-spät-kommen"; das verspätete Eintreffen wird konstatiert, d. h. die optische Aktualitätenreihe ist gefolgt von akustischen Aktualitäten, deren Ablauf sich gewissermaßen um das „So-spät-kommen" gruppiert. Dieser Ablauf kann Frage oder Wunsch oder Befehl oder eine sonstige Formel sein, er ist immer nur „Periphrase" des „So-spät-kommens". Dieses ist sozusagen die Hauptaktualität, Aktualität einer Denkzellgruppe, die mit so und so vielen

andern Denkzellen in Verbindung steht, und zwar als eine Art Zentrale in einem assoziativen System. Wir haben auf diesen Sachverhalt schon bei der Besprechung der Entwicklung des motivischen Denkens hingewiesen; die zentrale Aktualität ist motivisch die Endwirkung, deren Hauptursache über die Nebeninstanzen hin aufzusuchen ist. Realiter sind die Denkzellen miteinander assoziiert, und der Ablauf der wie immer lautenden Formeln ist zeiträumlich; die Abgrenzung assoziativer Systeme fällt mit der Individuation überhaupt zusammen und wird mit der Entwicklung der Denksphären immer prägnanter und reichhaltiger (bis zur spezifischen Wachstumsgrenze). Sie stehen direkt oder indirekt alle miteinander in Verbindung, nicht nur in dem Sinne, daß die Paßformen intraindividuell von einer Denkzelle zur direkt oder indirekt assoziierten Denkzelle fließen, sondern auch in dem Sinne, daß der Weg über die Ausdrucksbewegungen und Sekretionen, über die Abgabe und neuerliche Aufnahme geht. Je nach der Zahl der beteiligten Eronen (Paßformen) ist in den assoziativen Systemen, in den Aktualitätenabläufen die eine oder die andere Aktualität Zentrum, also Hauptgefühl, -sache oder -begriff und tritt die assoziative „Umgebung" mehr oder minder zurück, mag sie aktuell oder unaktuell sein. Diese Umgebung ist etwa mit einem Beiwerk zu vergleichen, das Ganze mit einem Häuserkomplex, der aus einem Haupt- und aus Nebengebäuden besteht; nur ist weder das Hauptgebäude Ursache der Nebengebäude noch sind diese Ursache des Hauptgebäudes, sondern sie bilden einen zeiträumlichen Konzern. Die Nebengebäude können nun in verschiedener Weise um das Hauptgebäude angeordnet sein, und dieser Anordnung ist die Formel des Aktualitätenablaufes zu vergleichen. Und so wie das Haupt- oder Zentralgebäude eigenschaftlich und strukturell das biologische Symbol (§ 21) seiner Teile, darüber hinaus des gesamten Gehöftes und wiederum jeder Teil des Ganzen das biologische Symbol eben des Ganzen ist, so ist die Haupt- oder Zentralzelle eines assoziativen Systems das biologische Symbol (zunächst) des ganzen Systems und ist die Haupt- oder Zentralaktualität (der „Kern") — wie ihrerseits jede beteiligte Aktualität — das biologische Symbol des ganzen Komplexes, darüber hinaus letztens der kosmischen Situation. Die „Zentrierung" ist eine allgemeine biologische Tatsache *).

Die Formel, die den Aktualitätenablauf darstellt, ist also auch individualspezifisch: der eine fragt, der andere wünscht, der dritte befiehlt, der vierte verneint, der fünfte bejaht usw., und innerhalb der Persönlichkeit wechseln die Formen der Aktualitätenabläufe innerhalb gewisser Grenzen. Immer aber gehen voraus oder folgen die Nebenaktualitäten der Hauptaktualität eines assoziativen Systems. Und immer ist die Aktualität des einen Systems zeiträumliche Folge der Aktualität eines andern und von der Aktualität eines andern gefolgt. Solange das eine System aktuell ist, sind alle andern unaktuell; aktuell ist das System, das vom relativ stärksten Eronenstrom passiert wird, und innerhalb des Systems „liegt" die Aktualität jeweils wieder in der vom stärksten Eronenstrom passierten Zelle; die jeweils aktuelle Zelle ist innerhalb des „Ganzen" entweder eine Nebenzelle oder die Hauptzelle, deren Aktualität also das innerhalb des jeweiligen Aktualitätenablaufes vorkommende Hauptobjekt ist.

Hat der jetzt stärkste Eronenstrom das assoziative System passiert, dann ist die Formel abgelaufen, die Frage ist also damit erledigt. Das „Warum?" ist assoziiert mit dem „So-spät-kommen", das in unserm Beispiel Hauptaktualität (genauer: Hauptaktualitätenkomplex) ist, und so ist es auch, wann oder wo die Formel anders lautet. Der Frager hat mit seiner Frage nichts mehr zu schaffen, der Kausalität ist genügt: zu

*) Vgl. z. B. das Herz — Zentrale des Blutgefäßsystems, das Gehirn — Zentrale des Nervensystems usw.

der Wirkung ist die Ursache das „Warum?" als Fortsetzung anderer Aktualitätenreihen, und auf die Frage folgen andere Aktualitäten, die Frage und die „eigentliche" Antwort ist ein und dasselbe, und die sogenannte Antwort ist eine auf die sogenannte Frage zeiträumlich folgende Aktualitätenreihe. Mehr als das „Warum?" kann der Frager als Ursache des „So-spät-kommens" nicht erfahren, und mehr als das „So-spät-kommen" kann er als Wirkung jener Ursache nicht erfahren. Die dem „Warum" vorhergehenden Aktualitäten, die also nach motivischer Auffassung ursächlich mit dem „Warum?" als Wirkung verbunden sind, können niemals als dieselben, die sie waren, wieder auftreten, es können nur je nach der Situation die gleichen Denkzellen wieder aktuell werden, oder jenen modalen Reihen kann eine begriffliche Reihe, eine Kette von Erinnerungen entsprechen, die gemäß der Situation aktuell werden und in den motivischen Kreislauf eintreten können, aber damit gegenwärtig sind, und zwar als Wirkung der Ursache, die nun wiederum auf das „Warum?" zurückzuleiten ist; indes wie dem auch sein mag, von der Ursache des „So-spät-kommens" kann der Frager über sein „Warum?" hinaus nichts erfahren, höchstens eben nun wieder etwas über die Ursache des „Warum?". Wir finden denn auch häufig genug, daß der Frager sich mit seiner Frage offenkundig zufrieden gibt (soweit das ein motivischer Mensch überhaupt kann). Sein Verhalten zeigt, daß er keine sogenannte Antwort erwartet. Besonders das junge Kind fragt nicht, „um" eine Antwort zu erhalten, sondern es laufen bei ihm Eronenströme durch ein assoziatives System in einer Aktualitätenfolge, die man Frage nennt. Es kommt dem Kinde sozusagen auf die Hauptaktualität an, um diese gruppieren sich Nebenaktualitäten in dieser oder jener Anordnung. Ein Kind fragt mehr, als zehn Weise beantworten können; nun, selbstverständlich, das Kind erwartet ja gar keine Antwort, es spielt, es tanzt mit seinen Aktualitäten und um seine Aktualitäten links herum und rechts herum, und wenn es wissen könnte, daß die dummen Erwachsenen glauben, sie müßten eine Antwort und noch dazu eine „richtige" auf dieses Fragespiel geben, so würde es die Dummköpfe gehörig auslachen (sit venia dem Irrealis!). Und weiterhin: die Antwort — noch dazu die richtige! — kann ja das Kind nur soweit verstehen, als es Paßformen, als es Denkzellen mit Paßformen hat, im „besten" Falle also bruchstückweise, es „entnimmt der Antwort das, was ihm gefällt", d. h. es kann eben nur Paßformen aufnehmen wie alle andern Individuen auch, und so viele Paßformen das Kind, das Individuum hat, so viele partnerische Paßformen nimmt es auf mit absoluter Sicherheit, keine mehr und keine weniger. Es ist also nicht seelisch-geistig verstockt oder böswillig oder unartig, indem es die weisen Antworten überhört, die guten Ratschläge in den Wind schlägt und dabei immer wieder fragt, es ist „bloß" ein menschliches, ein biologisches Wesen, und es wäre an der Zeit, daß die Eltern und Erzieher erfahren, daß sie auch nichts weiter sind wie biologische Wesen, Reflexautomaten mit bestimmten Ausdrucksbewegungen und Sekretionen, die man „Lebensäußerungen" nennt. Das Kind spielt Frage, die Frage ist eine Art, sich mit „des Pudels Kern" zu beschäftigen, und die Fragen der Erwachsenen entsprechen in genetischer Ausreifung („Ernsthaftigkeit", Präzision, Vielfältigkeit) jenem kindlichen Spiel und heischen niemals Antworten, die nicht in ihnen selbst „enthalten" wären: es wird nur eben die in der Frage implizierte Antwort expliziert gegeben, es folgt auf das Hunger-, das Angst-, das Schmerzstadium (die Prüfung) das Trauer- und das Freudestadium, das Ergebnis, das zum ganzen assoziativen System gehört. Die Frage ist also kein Dämon, der im Menschen drinsitzt und den Besessenen antreibt und quält, sie ist auch keine magische Ursache (Fragezauber) dafür, daß der Gefragte antwortet; sie ist ein rein biologischer Ablauf.

Wie der Zweifel in die Verzweiflung, in die Zweifelsucht, so kann die Frage in F r a g e - u n d G r ü b e l s u c h t „ausarten", d. h. zur Neurose werden; es finden sich

infantilistische Bezirke in der Hirnrinde wie bei allen Neurosen, diese Inseln können größer oder kleiner sein und sich an der Entwicklung des Gehirns in verschiedenster Weise beteiligen, wobei die mannigfachsten Variationen der sensibel-motorisch-sekretorischen Verbindungen vorkommen und das Gesamtbild die Konstitution ausmacht. Die Eronenströme „müssen" sozusagen diese Reflexsysteme immer wieder passieren, andere Eronen werden da nicht aufgenommen, es sind für andere keine Paßformen da, andere Eronen existieren nicht — natürlich nur in bezug auf diese Systeme. Der Neurotiker „regrediert" nicht, wie Freud sagt, sondern seine infantilen Systeme sind noch da, haben sich in gewissem (individualspezifischem) Ausmaße entfaltet, aber ihre Entwicklungsebene ist verschieden von der anderer Hirnpartien; so mischt sich in die „erwachsenen" Funktionen die infantilistische (kindartige) Funktion der „Inseln" ein. Es ist unverständig, nach „psychischen Traumen" und tausend Erlebnissen in dem Sinne zu forschen, daß man „Motive" und gar „die Motive" ausfindig machen wolle, die das Krankheitsbild verursacht oder verschuldet haben sollen, „eingeklemmten Affekten" oder „Verdrängtem" mit mehr oder minder großen „Triebbesetzungen" und all den andern Götterchen und Teufelchen nachzuspüren, die — als seelisch — „in" der „Seele" ihre Hexentänze aufführen und das menschliche Verhalten bestimmen sollen usw. Wir sehen im Menschen wie in allen andern Gehirnwesen biologische Organismen, lebendige Reflexautomaten, und die Neurose ist das einer individualspezifischen Besonderheit der Organisation entsprechende Verhalten. Die Fragesucht ist eine Begriffsneurose, oft mit starken gefühlsneurotischen Ingredientien ausgestattet; sie ist die Fortdauer der infantilen Art, die eine spezifische Organisation der sensibel-motorisch-sekretorischen Verbindungen, der assoziativen Systeme anzeigt, eine Besonderheit, deren Anlage — wie jede Anlage — mit der Amphimixis, der Vereinigung von Samen- und Eizelle gegründet, also erbbiologisch überkommen ist, die sich in spezifischen Relationen zur Gesamtentwicklung mitentwickelt und deren Heilung mit dem Ausgleich der Entwicklungsdifferenz zusammenfällt; dieser Ausgleich ist ein möglicher biologischer Vorgang, der besonders oft und weitgehend in der Erkenntnistherapie, der von mir aus der Psychoanalyse usw. entwickelten Form der Neurosentherapie, zu beobachten ist.

Die Fragesucht zeigt uns besonders deutlich, daß die Frage eine Antwort nicht erwartet, daß sie eine Aktualitätenreihe ist, deren Ablauf „Frage" heißt, die zeiträumlich auf andere Aktualitätenreihen folgt und die von andern Aktualitätenreihen gefolgt ist. Die Frage erledigt sich mit ihrem Ablauf. Der fragesüchtige Neurotiker fragt nur immerzu, die Antwort, die ihm gegeben wird, sagt ihm nichts, ist ihm keine Antwort, sondern eben nur Gegenwort, auf das er mit neuer Frage „antwortet". Man kann ihm auf seine Fragen so genau wie möglich Auskunft geben, er wird dennoch sogleich oder in kurzer Zeit das Gleiche neuerdings fragen; er „spielt Frage" wie das Kind. Andere Neurotiker spielen Wunsch, die Illusionäre, die Fanatiker usw. — und alle Wünsche sind in sich erfüllt, der Wunsch ist mit seiner (eigentlichen) Erfüllung identisch wie die Frage mit ihrer (eigentlichen) Antwort. Andere Neurotiker leiden an Herrschzwang, an Herrschsucht, sie spielen Befehl, und jeder Befehl ist zugleich die (eigentliche) Ausführung. Andere spielen Zweifel, und der Ablauf der mannigfachen Formeln des Zweifels ist zugleich seine Erledigung. Wer an Zwangsdenken leidet, denkt hypertroph begrifflich, und es ist sozusagen ganz gleichgültig, was gedacht wird, welche Aktualitätenreihen ablaufen, sie laufen in großer Zahl und in bestimmten (infantilen) Systemen ab und sind damit erledigt. Indem Frage, Wunsch, Befehl usw. mit ihrer eigentlichen Erfüllung und Erledigung zusammenfallen, kommt es auf die auf ihren Ablauf folgenden Aktualitätenreihen im Sinne der Antwort, der Wunscherfüllung, des Gehorsams gar nicht an, der Zwangskranke „legt

gar keinen Wert darauf", die tausendfach erfolgte Auskunft macht so gut wie keinen Eindruck, der sehnlichst gewünschte Gegenstand wird achtlos verworfen, der immer wieder geforderte Gehorsam kann, erfolgt, den Herrschsüchtigen nicht befriedigen, jeder Zwang, ob mit Gefühl oder Begriff verkuppelt, hat seine eigentliche „Befriedigung" in sich selbst, fällt mit ihr zusammen. Dieser Sachverhalt macht verständlich, daß der Neurotiker mit „guten Ratschlägen" nichts anzufangen weiß: sein Symptom ist ja zugleich seine Befriedigung, darüber hinaus kann es keine geben, die guten Ratschläge hört er zwar, aber es sind nur Aktualitätenreihen, die auf die das Symptom darstellenden folgen, die keinerlei kausalen Einfluß haben können, die zum Symptom nur im zeiträumlichen Verhältnis stehen, nicht die sensibel-motorisch-sekretorische Organisation ändern können. Dieser besonderen Organisation entspricht auch der in der psychoanalytischen Situation zu beobachtende „Widerstand" des Analysanden, eine Erscheinung, die Freud als speziell geschlechtlicher Natur anspricht, die aber tatsächlich Ausdruck der Angst vor dem Aufgeben der bisherigen (kranken) Gewohnheit und schmerzliches Ringen mit dem Neuen und gegen das Neue ist; mit dem Ausgleich der Entwicklungsdifferenz zwischen den neurotischen und den übrigen Systemen schwindet von selber auch der „Widerstand".

Am Verhalten des Fragesüchtigen können wir also den eigentlichen Charakter der Frage erkennen, und es ist kein triftiger Einwand, zu sagen, der Neurotiker sei ein Kranker und man dürfe aus den krankhaften Erscheinungen nicht auf die gesunden schließen. Die „normale" Frage ist in ihrem biologischen Charakter nicht verschieden von der „pathologischen" Frage. Aber, sagt der Motiviker, wer da fragt: „Warum bist du so spät gekommen?" erwartet doch offenbar eine Antwort, er würde ja sonst nicht fragen, die Frage hätte ja gar keinen Sinn. Nun, was geschieht denn nach Ablauf der Aktualitätenreihe, die man Frage nennt? Es folgt wahrscheinlich eine andere akustische Aktualitätenreihe, z. B.: „Ich bin durch einen Freund aufgehalten worden". Sie schließt sich an die Frage unmittelbar oder mittelbar an, ist also nach motivischer Auffassung von der Frage bewirkt oder bezweckt. Wir wissen aber, daß es sich lediglich um eine zeiträumliche Folge handelt. Es ist im Anschluß an jenes ein anderes assoziatives System aktuell, und dieses System hängt mit jenem assoziativ zusammen, wie alle Systeme unmittelbar oder mittelbar zusammenhängen. Der Satz: „Ich bin durch einen Freund aufgehalten worden" ist eine neue Aussage, die mit der Frage, auf die sie unmittelbar folgt, „logisch", d. h. eben unmittelbar-assoziativ zusammenhängt. Eine sogenannte Antwort, die nicht mit der Frage unmittelbar-assoziativ zusammenhängt, nennen wir unlogisch, unrichtig, unglaubhaft usw., solange nicht im weiteren Verlauf der Assoziationen (Erörterungen) die ergänzenden Zwischenglieder aktuell geworden sind. Für den Motiviker ist jede folgende Aktualität Wirkung der vorhergehenden (unmittelbar oder mittelbar), also die sogenannte Antwort die Wirkung der Frage, eine Fiktion, die „bewiesen" werden soll durch Beibringung einer andern Fiktion, nämlich eines Irrealis: denn wenn nicht gefragt worden wäre, wäre auch nicht geantwortet worden. Realiter folgen lediglich Aktualitätenreihen zeiträumlich aufeinander, deren eine man Frage, deren andere man Antwort nennt, womit man die Formeln der Aktualitätenfolge meint.

Die sogenannte Antwort ist hier affirmativ formuliert; sie kann auch als Frage oder als Irrealis oder als Wunsch oder sonstwie formuliert sein (bin ich nicht durch einen Freund aufgehalten worden? wenn ich nicht aufgehalten worden wäre, wäre ich nicht so spät gekommen; ach wäre ich doch nicht durch den und den aufgehalten worden!). Und auf alle Fälle ist der Satz fragwürdig; wir befinden uns in der Sphäre der Wahrscheinlichkeit, des Zweifels. Die Möglichkeit liegt vor, daß der Verspätete gar nicht

durch den Freund aufgehalten worden ist, sondern dies nur angibt, selbst glaubt, die „wahre Ursache" genannt zu haben, während in Wahrheit nicht der Freund schuld an der Verspätung war, sondern eben mehr Paßformen zu dem Freunde da wären als zu dem Zubesuchenden, jener Freund ihm lieber als dieser war; oder der Verspätete kann „gelogen" haben, der Freund gar nicht dagewesen sein — wobei nun die ganze Frage von „Lüge" und „Wahrheit", und zwar „objektiver" und „subjektiver", auftaucht usw. Kurz, indem der Motivismus Zweifel ist, indem die Ursache und die Wirkung ihrer Natur nach niemals zuverlässig, niemals über jeden Zweifel erhaben sein können, ist die sogenannte Antwort unter allen motivischen Umständen eine Fragwürdigkeit, an die sich die unendliche Reihe weiterer Warums anschließt.

Im Anschluß an die Verspätung kann der Frager also nur allerlei Vermutliches erfahren, das mit der Verspätung zeiträumlich zusammenhängt, das aber niemals die „eigentliche" Antwort ist, die weitere Fragen unmöglich macht, die die Frage zu hundert Prozent beantwortet, so daß zu fragen nichts mehr übrigbleibt. Wer also fragt und antwortet, mag sich darüber klar sein, daß er mit der Antwort die Frage, mit der Frage die Antwort, d. h. immer den Zweifel fortspinnt. Der Sinn der Frage ist nicht, eine Antwort zu bewirken, die Frage bezweckt oder bedingt nicht die Antwort, sondern beides sind verschieden formulierte Aktualitätenreihen, die je um eine Hauptaktualität gruppiert sind und zeiträumlich aufeinander unmittelbar oder mittelbar folgen. Der Antwortende „beantwortet" niemals die Frage „definitiv", das kann niemand, das ist „technisch" unmöglich, er berichtet vielmehr etwas, was zu andern Aktualitätenreihen assoziiert ist und was wieder als Frage oder sonstwie formuliert sein kann, entsprechend den sensibel-motorischen Verbindungen usw.

Der Frager e r w a r t e t aber doch eine Antwort, er hat ein mehr minder deutliches „Erwartungsgefühl", eine „Spannung", was er wohl für eine Antwort erhalten werde. Und er ist enttäuscht, wann er keine oder eine ungenügende Antwort erhält. Nun jede modale und idealische Aktualität ist mit einem (ihrem) Gefühl genetisch assoziiert und dem entsprechend gefühlig. Die „Spannung" ist die mit der Frage verbundene Gefühlserregung, speziell die Hunger- und Angsterregung, somit auch die entsprechende Gefühligkeit. Es folgt die „Entspannung" nach dem „Vorstoß" der Frage (Schmerzstadium): das Trauer- und das Freudestadium, in die die Antwort fallen kann. Die Spannung hat an sich mit der Antwort nichts zu schaffen, sie bewirkt die Antwort nicht, sie ist lediglich in und mit Aktualitäten gegeben, die von andern Aktualitätenreihen, nämlich der sogenannten Antwort gefolgt sind. Die Aktualitätenreihe, die man Antwort nennt, ist natürlich auch gefühlig, aber ebensowenig wie die Frage die Antwort (metaphysisch) bezweckt oder verursacht, bezweckt oder verursacht die mit der Frage erscheinende Gefühligkeit die Gefühligkeit der Aktualitäten, die die sogenannte Antwort bilden. Auch hier haben wir es lediglich mit zeiträumlichen Folgen zu tun.

Obendrein aber: jede Frage wird „beantwortet", abgesehen davon, daß sie die eigentliche Antwort selber ist. Solange der Mensch wach ist, seine Denkzellen bis zur Aktualität fungieren, folgt eine Aktualität auf die andere. Die Denkzellen nehmen fortwährend Eronenströme auf und geben ab, die interindividuellen Verhältnisse bestehen im Eronenaustausch. Es kann also gar nicht ein Intervall eintreten, derart, daß die Aktualitätenfolge kürzere oder längere Zeit unterbrochen würde. Auf jede Frage folgt eine Antwort und auf jede Antwort eine Frage oder irgendeine andere Formel: auf jede Aktualität folgt eine andere, die Aktualität ist anschauungsgemäß immer-anders. Der motivische Mensch klebt aber an der Formel, er erkennt vielfach die „Antwort" gar nicht, die er „erwartet", er denkt, sie müsse „schulgemäß" sein, er kennt den

Charakter weder der Frage noch der Antwort, er lebt im Zweifel. Aber: keine Antwort ist auch eine Antwort.

Wir erinnern uns nochmals der Sphinx, einer Verkörperung der Fragwürdigkeit der Dinge, die in der Mythologie zahlreiche Geschwister hat. Der Alp, der Lur, der Nachtmahr oder Nachtfahr, der Succubus und Incubus, die Mahre, die Mittagsfrau, die Walriderske, die Hexe, das Gespenst usw. sind wie die klassischen Lamien und Empousen und Hekaten und tausend andern Dämonen Mitglieder der weitverbreiteten Familie Sphinx. Allen ist eigentümlich, daß sie ihrer Macht beraubt sind, sobald man sie beim Namen nennt. „Nie sollst du mich befragen noch Wissens Sorge tragen, woher ich kam der Fahrt noch wie mein Nam' und Art!" legt Lohengrin (mit Laurin, Lur verwandt) seiner Elsa (Elsa, Else, Elfe, Alfe, Alb) eindringlichst ans Herz; „erkennt ihr ihn, dann muß er von euch ziehn". Und die Sphinx, von Oedipus „erkannt" (indem er ihr Rätsel löst, die Frage beantwortet), stürzt sich in den Abgrund. Die Sphinx, von σφίγγειν schnüren, würgen, zwängen, ist der Zwang, der Zweifel, die Frage usw., kurz das Dämonische. Die Erkenntnis ist ihr (sein) Ende. Wer die Sphinx bei Namen nennt, bannt sie; ihr Name ist Frage, und sie ist die Antwort zugleich: sie heißt Kausalität. Der Alb erscheint, und die Pein, die Qual, die den Menschen „drückt", ist der Zweifel, die Fragwürdigkeit, die Frage des Bedrückers: wer bin ich? Die Antwort lautet: du bist die Frage, dies ist die einzig mögliche Antwort, nämlich die in Personifikation der Frage gegebene Antwort. Die Identität von Frage und Antwort, von Rätsel und Lösung, Ursache und Wirkung kommt in den verschiedenen Fassungen dieser Sagen zum Ausdruck; hier wird die Frage ausdrücklich gestellt, dort verboten. Es ist ja gleichgültig, wer fragt und wer antwortet, indem Frage und „richtige" Antwort identisch sind. Die Frage ist zu Ende mit der Antwort, als Antwort; und mit der Antwort ist die Frage zu Ende, ist sie gebannt, verschwunden. Der Alb kann, gebannt, zum Menschen werden, ist aber dann immer noch ein fragwürdiges Wesen, dessen man sich auf allerlei Weise versichern, das man festmachen muß. Oder der Alb verschwindet, die Frage ist „gelöst", ist aufgelöst, nicht mehr da, hat ihre richtige Antwort gefunden; die Sphinx, die die Frage darstellt, hat sich, verschwindend, selbst beantwortet, als Identität von Frage und Antwort zu erkennen gegeben.

So sind auch die „Letzten Fragen", die „Welträtsel", das „Unerforschliche", das „Jenseits", das „Ding an sich", das „Apriori" (als kausal), das „höhere Wesen" usw. usw. — kurz die Wesensfrage, die Weltfrage in all ihren Formulierungen die dämonistische Zerlegung, die Deutung der Aktualität: sie ist die Identität von Frage und Antwort, sie ist das ewig Fragwürdige-Gefragte-Fragende und impliziert jede mögliche Antwort, über die Aktualität hinaus ist nichts zu erfragen und zu beantworten, die Frage an die Welt ist in sich beantwortet, und sie ist immer wieder da — und so ewig unbeantwortet und unbeantwortbar, das Problem ist in sich gelöst, aber immer wieder auferstanden — und so ewig ungelöst und unlösbar: ignoramus, ignorabimus. Die Frage nach dem Metaphysischen und an das Metaphysische ist fiktional: sie ist immer die einzige Antwort, eine „eigentliche" Antwort ist von dem fingierten Metaphysischen — das also realiter gar nicht existiert — nicht zu erhalten, das Nichts kann nicht antworten. Die „Letzten Fragen", mit denen sich die dämonistisch denkende Menschheit herumquält, die Götter-Gott und Teufel, Himmel und Hölle, ewiges Leben und ewigen Tod, ewige Seligkeit und ewige Verdammnis in prinzipieller Widersprüchlichkeit und Selbstauflösung und Wiedergeburt unterscheiden, die den physischen Leib zur Wohnung oder zum Organ der metaphysischen Seele machen, die den Leib verteufeln, aber auch von der weißen (göttlichen) Seele die schwarze (teuflische) Seele trennen, die dem dämonischen Guten das dämonische Böse entgegensetzen und in dieser Art von Schuld,

Sünde, Strafe, Sühne, von ewigen seelischen Kämpfen, vom freien-unfreien Willen usw. usw. fabulieren, — all die (naiven oder gelehrten) Fragen, die — identisch mit den „Ersten Fragen" — allesamt das Leib-Seele-Problem vorführen, sind lediglich Deutungen des Seienden, die eben im menschlichen „Als-Ob-Gehirn" vorkommen, und bei aller Dringlichkeit belanglos, ja recht eigentlich sinnlos.

Die realische Erkenntnis zeigt die Fiktion als — Fiktion auf, so daß sie entfällt, sie macht der Dämonie ein Ende und ist so die Erlösung aus allem Zwang und Zweifel, aus allen Nöten, aus allen Fragen, aus dem Wirrsal der bösen und guten Taten, der Tugend und des Lasters, aus den Klauen der Götter und Teufel, mit denen der motivische Mensch seine Welt bevölkert. Die Erkenntnis heißt: das Seiende ist polarer Gegensatzpartner zum Nicht-Seienden und Symbol der raumzeitlichen Gegensätze, das Sein ist polarer Gegensatzpartner zum Nicht-Sein und Symbol des Werdens und Vergehens, Symbol der Zeiträumlichkeit. Das Seiende ist Physis, Objekt, Etwas, das Nicht-Seiende ist Psyche, Subjekt, Nichts. Dies ist die Wahrheit, die Weisheit. Solange sich die Menschen aber mit Raum, Zeit und Kausalität herumquälen, schmachten sie in den Banden des Dämonismus und ist ihnen die Erkenntnis verschlossen.

6. Kapitel

§ 84. Von der senilen Denkweise

Die senile Denkweise setzt ein nach der Erreichung der spezifischen Wachstumsgrenze der Hirnrinde, einem Zeitpunkte, der bald früher, bald später, durchschnittlich im sechsten Jahrzehnt liegt. Viele Menschen, auch noch in Zeitaltern hoher Kultur die weitaus meisten, erreichen den Grad der Maturität, der mit dem Ueberwiegen der Begriffssphäre (entsprechend der phylischen Entwicklungsstufe) bei maximal entwickelten Denksphären verbunden ist, überhaupt nicht, sondern gehen aus der juvenil-motivischen Denkweise gleich in die senile über, die man auch als die involutive bezeichnen kann (§ 74). Immerhin die denkmäßige Lebenshöhe ist bei allen Menschen ein gewisser (spezifischer) Grad von Maturität, von Lebensweisheit.

Das Senium des Denkens beginnt mit dem Einsetzen der involutiven Vorgänge in der Hirnrinde. Die Abgabe von Eronen in dem Sinne, daß die Zahl der Paßformen geringer wird, setzt ein. Die Denkzellen und ihre Assoziationsfasern, die assoziativen Systeme veröden mehr und mehr. Anorganisches tritt ein und bleibt, die „Erden", unter ihnen vorwiegend der Kalk, vermauern das Eiweiß, die Moleküle erstarren zu gröberen Aggregaten mit langsamem Stoffwechsel. Die Zahl der möglichen Aktualitäten nimmt also ab, wobei der Involutionsrhythmus — wie der Evolutionsrhythmus ja auch — individualspezifisch ist: so viele Menschen, so viele Variationen. Und auch innerindividuell verändern sich die Denksphären wie auch jede einzelne Denkzelle (und jede Zelle überhaupt) und deren Teile, wiederum als Individuen, spezifisch. Im Durchschnitt geht die Involution der Begriffssphäre rascher vor sich als die der modalen und sensilen. Aber alsbald verengert sich auch der Kreis der Gegenstände, der Gefühlsnuancen. Der senile Mensch nimmt nicht nur „nichts Neues" mehr auf, sondern die „Interessenfülle" des juvenilen und des maturen Menschen verkümmert mehr und mehr. Die „Starrköpfigkeit des Alters" bezeichnet die Tatsache, daß die Zahl der aufgenommenen Eronen, der sensibel-motorisch-sekretorischen Verbindungen und der abgegebenen Eronen immer geringer wird, daß immer weniger Reflexbahnen zur Verfügung stehen und so auch das Denken sich auf bestimmte Abläufe beschränkt, die immer wiederkehren, und

zwar auch in einer altersmäßig veränderten Weise. Das ganze Verhalten des Greises zeigt den Verfall der Hirntätigkeit wie den aller übrigen Funktionen.

Auf diesem abwärts (nicht rückwärts) führenden Wege gibt der Mensch die individualspezifischen Merkmale der infantilen Persönlichkeit analogisch mehr und mehr zu erkennen, „der Mensch wird zum Kinde", wie der Volksmund drastisch sagt. Sogar der alte Goethe wurde von seinen Freunden „das große Kind" genannt. Der Ausdruck ist natürlich metaphorisch, der Greis benimmt sich „wie" ein Kind, sein Verhalten, sein Aussehen, seine Gestalt bietet zahlreiche Aehnlichkeiten mit dem Habitus des Kindes, das faltige, gefurchte Gesicht erinnert an die greisenhaft-grämliche Miene der meisten Neugeborenen, die gebückte Haltung des Greises an die typische Haltung des Embryos-Fötus (analog: Schlafhaltung), das häufige und lange Liegen und Ruhen an die Lage des Säuglings, der erst lernen muß, sich aufzurichten, zu stehen und zu gehen, die Ausdrucksbewegungen und Sekretionen des alten Menschen zeigen vielfache Analogien zu denen des Kindes. Aber der Greis ist „kindisch", nicht kindlich; er wird niemals Kind, wieder Kind, er ist nur eine gewisse Analogie zum Kinde, er sieht aus, benimmt sich in vieler Hinsicht kindähnlich, wie ein Kind, aber nicht als ein Kind. Ebensowenig wie der Greis ein Kind ist, ist das Kind ein Greis, kann sich aber wie ein Greis benehmen. (Auch der Neurotiker benimmt sich kindisch; sein krankes Verhalten unterscheidet sich vom Verhalten des Greises darin, daß es vor der Differenzierung, dieses nach ihr liegt.) Das Kind hat wie der Greis seine Individualspezifität, und gewisse Merkmale stimmen analogisch überein, aber im Gesamtverbande des Verhaltens sind die analogischen Merkmale deutlich genug zu unterscheiden.

So entspricht die Verödung der Umwelt, die involutive Verkümmerung der Denksphären einem infantilen Stadium, auf dem die Umwelt nur aus relativ wenigen verschwommenen Objekten bestand. Und auch das senile Verhältnis der drei Denksphären zueinander entspricht einer infantilen Entwicklungsstufe. Wie auf einer bestimmten Etappe der Involution die Zahl der Objekte gleich der der korrespondierenden Etappe der Evolution ist, so entsprechen sich auch die Arten des Erlebens, ob idealisch oder modal oder sensil, in ihren verschiedenen Abstufungen und Verhältnissen. In hohem Alter erlebt der Mensch so gut wie ausschließlich modal und sensil und noch später fast nur noch sensil, wie er einst als Neugeborener und als Fötus erlebt hat.

Mit der Verkümmerung der Assoziationsbahnen verlangsamt sich einmal der Ablauf der Assoziationen, sodann treten „Lücken" in der Aktualitätenfolge auf derart, daß zwischen zwei Aktualitäten ein Dämmer- oder Schlafzustand liegt. In dieser Zwischenzeit verläuft die Funktion der Denksphären also ohne eingeschaltete Aktualität, es besteht nicht mehr und noch nicht Bewußtsein, dieser Mensch „dämmert dahin", schlummert, schläft, je nachdem stärkere oder schwächere Eronenströme in der Hirnrinde verkehren. Die „neue" Aktualität ist von der vorigen getrennt, aber der Mensch weiß nichts von dieser Trennung, er weiß nicht, daß er in der Zwischenzeit geschlummert oder geschlafen hat, daß er „nicht da war", die Zeiträumlichkeit hat für ihn keine Lücken, er erfährt davon erst „durch Hörensagen", ist aber für diese Mitteilungen auch kaum mehr zugänglich. Während der unaktuellen Funktion der modalen und idealischen Sphäre kann natürlich die Aktualität in der sensilen Sphäre liegen, oder auch diese kann unaktuell sein; im ersteren Falle ist das Objekt ein Gefühl, das von speziellen Ausdrucksbewegungen und Sekretionen gefolgt sein kann, im letzteren Falle schlummert oder schläft der Mensch.

Im weiteren Verlaufe der Involution werden die Pausen zwischen den Aktualitäten immer größer, die Passierbarkeit der Assoziationsbahnen geringer, die Stärke der

Eronenströme — entsprechend der abnehmenden Aufnahme- und Abgabefähigkeit der peripheren Nervenendigungen und der zuleitenden und ableitenden Nervenfasern — schwächer, die Aktualität verliert an Schärfe, an Präzision, an Unterscheidbarkeit, die Gegenstände gehen mehr und mehr ineinander auf, schließlich „erkennt" der Mensch, nun schon dem Tode nahe, die Umgebung nicht mehr, d. h. er unterscheidet die Objekte nicht mehr, sie gehen ein in das eine Objekt, von dem sie einst ausgegangen sind: ins Chaos.

Die Gefühle sind die letzten bewußten Male auf dem Wege des Organismus aus dem Dasein. Sie sind in den einleitenden Stadien des Sterbens den die Geburt begleitenden Gefühlen analog. Je weiter die Kurve abwärts gleitet, desto mehr verblassen die Gefühle, immer in Analogie zu den entsprechenden Etappen der aufsteigenden Kurve des fötalen Lebens. Bis endlich die schwächer werdenden Eronenströme auch die letzten sensilen Zellen nicht mehr erreichen und die Funktion der Hirnrinde, das Denken erlischt. Auch der letzte Uebergang, das Sterben, die Auflösung des Organismus in seine Teile ist wie jeder Uebergang eine Hunger-Angst-Schmerz-Trauer-Freudereihe, das letzte Gefühl ist die Freude: es ist vollbracht.

(Ueber Leben und Tod siehe § 104.)

IV. Teil

Von der Formspezifität

§ 85. Aktualität, Formbestimmtheit. Symbol. Eron. Mikrokosmos — Makrokosmos. Symbolanalyse: motivisch, realisch. „Kleinster Teil" der Physiker (Elektron). Realische Größe der Aktualität. Eron und Eronenkomplex. Erscheinung und Schein. Schein und Fiktion. Schein und Sinnestäuschung

Das Objekt ist immer-anders. Nicht nur, daß es entweder Gefühl oder Gegenstand oder Begriff ist, auch innerhalb dieser Sphären ist es nie zweimal dasselbe. Das Objekt ist immer nur eines, nie sind zwei Objekte zugleich aktuell, bewußt*). Das Objekt ist der biologische Punkt, die Spitze der Funktionskurve der Denkzelle, es hat also keine zeitliche und räumliche Ausdehnung, aber es ist zeiträumlich, d. h. jetzt-hier und damit koordiniert (eingeordnet), erst das Immer-anders-sein ergibt (beschreibungsgemäß) „die Reihe" und die Meßbarkeit. Zwei Punkte können nie zur selben (identischen) Zeit am selben Orte sein. Das (jeweilige) Objekt ist nur mit sich selbst identisch, aber eben als biologisches Symbol aller Vor- und Nachobjekte (§ 21).

Die Gesamtheit der Objekte ist die Objektität, die Welt, sie ist gegenwärtig, aktuell in „Form" des (jeweiligen) Bewußten, das eben Aktualität heißt, und zwar in allen möglichen „Formen", „Bestimmtheiten" (eigenschaftlicher oder funktioneller Art), in „Form" der „Formbestimmtheiten", deren jede spezifisch, „formspezifisch" ist. So sind die Formen der Objektität die Gefühle — und von ihnen jedes einzelne —, die Gegenstände — und von ihnen jeder einzelne —, die Begriffe — und von ihnen jeder einzelne, in welchem der neun Sinnesgebiete die Aktualität jeweils auftreten mag. Die Spezifität des Objekts, sein eigenschaftliches und funktionelles So-sein, seine biologische Beschaffenheit ist also Formspezifität, wobei mit „Form" nicht die äußere Gestalt, die ja der Punkt nicht hat (gestaltet ist nur die Reihe, und zwar rund oder gerade), sondern das Objekt als solches gekennzeichnet wird.

Mit der Anschauung des Objekts als Verändertheit ist die spezifische Form, die

*) Ich kann *Max Dessoir* nicht zustimmen, der sagt: „Zur selben Zeit treten zwei (im äußersten Fall wohl auch drei) seelische Zusammenhänge bewußt hervor, von denen jeder seinen Gang allein weitergeht.... Einem geistig und musikalisch durchgebildeten Menschen gelingt es, während einer Opernvorstellung den Text, die Musik, die ihrerseits wiederum äußerst zusammengesetzt ist, und die mimische Leistung zugleich aufzufassen, obwohl diese drei Bestandteile sehr unabhängig voneinander sein können" (Vom Jenseits der Seele, p. 35). Jedes Individuum „faßt" viele Eronen auf und gibt viele ab, aber Bewußtes hat auch der Gebildetste immer nur „eines", immer nur eine Zelle ist aktuell, wird vom relativ stärksten Eronenstrom passiert. Auch der gebildetste Opernbesucher hört entweder den Klang oder das Wort oder sieht die mimische Phase „bewußt", d. h. entweder ist der Klang oder das Wort oder die Miene bewußt, und während der Klang bewußt ist, sind Wort und Miene unbewußt. Das Bewußte wechselt verschieden rasch: die Bewegungsgeschwindigkeit ist individualspezifisch, und ein geistig und musikalisch durchgebildeter Mensch ist ein solcher, bei dem sich in den betr. Hirnrindengebieten die Veränderung relativ rasch vollzieht, so daß er zu der Meinung kommen kann, er habe zugleich mehreres Bewußte.

Auch beim sog. Doppeltsehen, wobei das Objekt zweimal zur selben Zeit bewußt zu sein scheint, ist doch immer nur ein Objekt bewußt, ein Bewußtes da, dieses oder jenes, und obwohl dieses „dasselbe" zu sein scheint wie jenes, ist dieses jenem doch nur gleich = nächstähnlich; auch beim Akkommodieren folgt die eine (z. B. die linke) Aktualität auf die andere (die rechte) und zwar so rasch, daß beide einheitlich zu sein scheinen.

Formbestimmtheit gegeben. Anders sein, heißt: unterschieden sein. Nun ist immer nur eine Aktualität da; indem diese aber Symbol ist, ist sie „Erinnerung", ist sie Verändertheit, Unterschied. Die Aktualität ist Formbestimmtheit, und die Formbestimmtheit ist aktuell. Mit der Anschauung überhaupt ist die Bestimmtheit des Objekts gegeben; ein „nicht-bestimmtes" Objekt, eine Aktualität, die nicht Formbestimmtheit wäre, wäre Nicht-Objekt, wäre Subjekt; die unbestimmten Objekte aber sind die Vor- und die Nach-Objekte, die Symbolkomponenten.

Die menschliche Anschauung der Aktualität als Symbol „setzt" nicht eine größere oder kleinere oder unbeschränkte Anzahl von Einzelwesen im Symbol, von Komponenten, die im Symbol als Besonderheiten, Begrenztheiten, Individuen zugleich nebeneinander existieren, so etwa wie in einem Gefäße die verschiedenartigsten Gegenstände Platz finden können, sondern das Symbol ist die phänomenale Homogenität aller Komponenten, die biologische Verdichtung des Nicht-mehr- und Noch-nicht-Seienden. Die Aktualität ist allein gegenwärtig, sie ist das Gegenwärtige, außer ihr existiert nichts; indem das Gegenwärtige aber Verändertheit, Symbol ist, sind anschauungsgemäß „Komponenten" in und mit dem Symbol gegeben, die es bilden. Die Vor- und die Nach-Aktualitäten, das Vergangene und das Künftige, das Nicht-mehr- und das Noch-nicht-Existente, überhaupt alle möglichen Aktualitäten sind die Symbolkomponenten der jeweiligen Aktualität, sie sind im Ablaufe der stetigen Veränderung des Seienden immer anders und in jeweils anderer Kombination, die einschl. der jeweiligen Aktualität die kosmische Situation ausmacht. Sie sind das Unsichtbare, Unhörbare usw., kurz das Unbewußte, Unseiende, das in Form der Aktualität jeweils sichtbar, hörbar usw., kurz bewußt ist, und die Bezeichnung „Komponente" bedeutet keineswegs die Anerkennung einer individualen Existenz außer- oder innerhalb der Existenz, als welche lediglich die Aktualität gelten kann *).

Die Aktualität ist der Objekt-Pol der Beziehung, deren polar gegensätzlicher Pol das Subjekt ist. Die Subjekt-Objekt-Beziehung, die Beziehung schlechthin haben wir als weiblich-männlichen Charakters erkannt und mit dem Namen „Eron" belegt. Das Eron ist sonach das Individuum schlechthin, die Zugleichheit von Subjekt und Objekt, von Psyche und Physis, von Nichts und Etwas. Individuum ist aber auch Name und Begriff für den Eronenkomplex; es ist daher angezeigt, Eron synonym mit Ur-Individuum zu gebrauchen, wobei eben Ur-Individuum dasselbe ist wie Individuum schlechthin, wie die „Beziehungseinheit" oder die Beziehung schlechthin.

Dem „anschauenden" Subjekt steht also der Objekt-Pol des Eron gegenüber, und dieser Objekt-Pol, das Objekt schlechthin ist „der jeweils kleinste Teil" **), der Mikrokosmos, und indem es Symbol aller Vor- und Nach-Objekte ist und so alle Entwicklungsmöglichkeiten präsentiert, ist es Symbol des Universums, des Makrokosmos. Das Objekt, die Aktualität, das Gegenwärtige ist der Ur-Teil, der Teil schlechthin, das Formbestimmte, das Zeiträumliche, die Einzelheit, die anschauungsgemäße Einheit aller möglichen Einzelheiten. Die ursprüngliche Aktualität ist chaotisch, in dieser Art Präsentant, Symbol des Chaos, des Alleinen überhaupt. Aus der Chaotik-Alleinheit trat dann (etwa im 3. Lebensjahre) die Aktualität als Einzelheit auf und machte ihr ein Ende, ihre Zahl mehrte sich, ihre Spezifität (ihr Sosein) präzisierte sich gemäß der Differenzierung der Hirnrinde. Immer aber blieb die Aktualität, der biolo-

*) Die Symbolkomponenten sind also nicht zu verwechseln mit den *Freud*schen Triebkomponenten; diese sind psychischen Charakters und motivische Gebilde von selbständiger Existenz und Wirksamkeit, während die Symbolkomponenten physischen Charakters und unselbständige Elemente der biologischen Homogenität „Symbol" sind.

**) Nicht zu identifizieren mit dem „kleinsten Teil" der Physiker, siehe S. 360.

gische Punkt, der Ur-Teil das Symbol des All, das nun freilich nicht mehr das Chaos, sondern die Gesamtheit der Bestimmtheiten ist, die sich aus dem Chaos differenziert haben.

Das Objekt, das ich sehe, höre, rieche usw., ist immer der Ur-Teil. Und er ist immer-anders, er ist die Formbestimmtheit, die anschauungsgemäß Verändertheit, Symbol ist. Während der Existenz der Formbestimmtheit entwickelt sich die andere, d. h. die Formbestimmtheit wandelt sich um. Die „neue" Formbestimmtheit hat nicht etwa inner- oder außerhalb der gegenwärtigen existiert und tritt nun an deren Stelle, indem diese verdrängt wird und nun in irgendeinem Orkus die bisherige Existenz beibehält, weiterhin individual existiert und bei passender Gelegenheit („wenn die ‚Zensur' des dämonischen ‚Bewußtseins' oder sonstiger ‚Mächte' es erlaubt") wieder auftaucht, sondern die „künftige" Formbestimmtheit ist in der gegenwärtigen symbolisch, als Element enthalten und geht in die Aktualität entwicklungsgemäß über. Jede Formbestimmtheit, wie immer sie sei, ist der Ur-Teil, der physische Pol des Eron, Symbol aller möglichen Formbestimmtheiten, Symbol des Ganzen, des All.

Die „neue" Formbestimmtheit tritt in die Aktualität derart ein, daß die bestehende sich ändert. Es ist kein Intervall zwischen den aufeinanderfolgenden Aktualitäten, zwischen der gegenwärtigen und der letztvergangenen und nächstfolgenden Aktualität, keine Unterbrechung im Ablaufe der Aktualitätsänderung, derart, daß die Aktualitäten aufeinander folgten wie die Perlen an einer Schnur, schon fix und fertig, schon Aktualität vor der Aktualität, Existenz vor oder nach der Existenz, Formbestimmtheit vor oder nach der Formbestimmtheit. Wie die Bilder eines Filmes ineinander übergehen, so etwa wird aus der Aktualität die andere. Die gegenwärtige Aktualität wandelt sich um und ist, „kaum" Aktualität geworden, nicht mehr da, ins Unbewußte, Unseiende aufgenommen, vergangen. Die Aktualität ist zwar formbestimmt, aber dennoch nicht ein von der Vor- und Nach-Aktualität getrenntes Wesen, nicht in sich abgeschlossen, nicht isoliert, so differenziert sie auch sein mag; sie ist die phänomenale Homogenität aller möglichen Aktualitäten, d. h. der Vor- und Nach-Aktualitäten überhaupt. Die Aktualität „lebt". Sie ist die Uebergangserscheinung von der vorigen zur folgenden Aktualität, Interferenzpunkt, der Zenith einer Kurve, deren aufsteigende Strecke „Zukunft", deren absteigende Strecke „Vergangenheit" genannt wird.

Das Gegenwärtige ist also nicht ein Feststehendes; es ist zwar formbestimmt und kann als seiend nur formbestimmt, formspezifisch sein, aber es ist nicht „absolutes" Wesen, d. h. ein aus dem fortwährenden (= fortdauernden) Ablauf, der Veränderung, Bewegung Abgelöstes, das beiderseits von einem Vakuum abgegrenzt wäre und ein eigenes Leben, wohl gar mit eignem Willen, eigner Kraft usw. führte. Und ebensowenig sind die Vor- und die Nach-Aktualitäten derartige „Wesen"; wir wissen von ihnen nichts außer dem einen, daß die Aktualität sich ändert und daß in der Anschauung des Objekts als Symbol eben die Elemente oder Komponenten gegeben sind, die das Symbol bilden. Diese Elemente sind nicht separate Wesenheiten, sondern eben — Elemente des Symbols, deren bald dies, bald jenes aktuell ist, wobei es aber nun nicht als Element erscheint, sondern als Symbol, zu dem sämtliche Elemente verdichtet sind. Wir bekommen also ein einzelnes Element, ein Element als solches überhaupt nicht zu sehen, zu hören usw., sondern immer nur das Symbol; die Tatsache, daß das Symbol immer anders ist, die Tatsache, daß die Formbestimmtheit an sich „Erinnerung" ist, fällt zusammen mit der phänomenologischen Zerlegung der Aktualität in Komponenten, mit der Symbolanalyse. Die Aktualität wird angeschaut als Nachfolgerin der vorigen und Vorgängerin der folgenden, die eine ist aus der andern abzuleiten, motivisch: die eine ist die Ursache der andern, diese ist wiederum Ursache der folgenden,

beide und alle sind Wirkungen zugleich. Die Symbolanalyse zerlegt „sozusagen" die Aktualität in ihre Entstandteile, ihre Elemente, sowie die chemische Analyse die Aktualität z. B. Quarz in Silicium und Sauerstoff zerlegt und gewisse Atome weiterhin „gesprengt", z. B. Helium in Wasserstoff übergeführt werden kann und gar das Elektron den tausendsten Teil eines Wasserstoffatoms mißt. Und so wie, motivisch gesprochen, in dem Quarzmolekül die Existenz der Kieselsäure und der zwei Sauerstoffatome angenommen wird — ohne deren „Anwesenheit" wäre ja das Molekül Quarz überhaupt nicht da —, so wie die Elektronentheorie die „Materie" als aus positiv geladenen Elektronen, die sich in negativ elektrisierten Kraftzonen befinden, oder überhaupt als „elektrodynamische Masse" auffaßt, so besteht auch, motivisch gedeutet, die Aktualität aus elementaren Teilen, das Symbol ist (noch) nicht biologisch, phänomenale Homogenität, sondern es ist ein Mosaik seiner Teile, die sich bald in dieser, bald in jener Weise (Struktur), bald in dieser, bald in jener Zahl auseinanderlagern und so die Verschiedenheit der Aktualität „bedingen". Nach dieser Auffassung ist die Aktualität ein Komplex, und zwar ein solcher, dessen Elementarteile an und für sich, als separate eigenlebige Wesen existieren und in motivischer Verbindung stehen. Sie ist ein Konglomerat oder Aggregat solcher „Wesenheiten", die sich nach Belieben, unter dem Einfluß von „Kräften" irgendwelcher Art trennen und vereinigen, die Aggregate mindern oder mehren und in der besonderen Art der Aneinanderlagerung, der Bindung der Affinitäten die Besonderheit der Aktualität bestimmen.

Wir haben im Vorstehenden schon auseinandergesetzt, daß die Psychobiologie diese Auffassung nicht teilt. Die Aktualität ist nicht das Mosaik einer gewissen Anzahl von gegenwärtigen Verschiedenheiten, sondern sie ist eben Symbol, ist biologisch-phänomenale Homogenität von Komponenten, die zu einer gemeinsamen Erscheinung verdichtet sind. Die Analyse ermittelt nicht diese an der gegenwärtigen Aktualität beteiligten Komponenten als solche, d. h. als individuale Existenzen, sondern als „neue" Symbole, an denen nun wieder sämtliche Komponenten, sämtliche Vor- und Nach-Objekte beteiligt sind; d. h. die Symbolanalyse ist die Reihe von Aktualitäten, die sich im Anschluß an eine „Ausgangsaktualität" abspielt. Sie zeigt keine Komponenten auf, sondern besteht aus „neuen" Symbolen. Eine Komponente ist überhaupt als solche noch nicht existenzfähig: sie muß mit den anderen Symbol werden, sonst kann sie nicht erscheinen. Sie ist ja interpolarer Gegensatz der Existenz, sie ist Vor- und Nach-Existenz, Noch-nicht- oder Nicht-mehr-Existenz, Noch-Nicht- oder Nicht-mehr-Formbestimmtheit, unbestimmt, also kann sie mit der Bestimmtheit nicht identifiziert werden. Das Unbewußte ist das Noch-nicht- und Nicht-mehr-Bewußte. Die Aktualität „Quarz" ist nicht ein Mosaik von 1 Atom Silicium und 2 Atomen Sauerstoff, sondern eine biologische Homogenität, deren Analyse die Reihe der genannten „neuen" Homogenitäten ist; gewisse erfahrungsgemäße Aktualitätenfolgen („Versuchsbedingungen", analytische Regeln) schließen sich an die Aktualität Quarz an, und das Ende dieser Symbolanalyse ist die Reihe: „mithin besteht das Molekül Quarz aus einem Atom Silicium und zwei Atomen Sauerstoff". Es leuchtet ein, daß mit dieser Angabe nicht das geringste über das Verhältnis dieser „Bestandteile" im Momente der Aktualität „Quarz" gesagt ist; von dieser Aktualität wissen wir nach der Analyse immer noch weiter nichts, als daß auf diese Aktualität so und so oft (nämlich so oft die chemische Analyse angestellt wird) diese Aktualitätenreihe folgt, die mit jenem Satze endet. Auf keine Weise können wir quantitativ-analytisch mehr von der Aktualität Quarz erfahren. Aber auch kein anderer Weg führt zu dem „Ziele", die Aktualität „Quarz" in irgendeinem Sinne zu „erklären"; über ihre Existenz hinaus ist sie nicht erlebbar, und alles, was auf die Aktualität folgt, ist ja wieder Aktualität, Symbol aller Vor- und Nach-Aktualitäten

einschließlich der Komponente, zu der die einstige Aktualität „Quarz" geworden ist. Die Aktualität kann sozusagen nur als solche hingenommen werden, nämlich als Formbestimmtheit, die vorher noch nicht da war und nachher nicht mehr da ist, die sogleich im fortwährenden Gange der Veränderung wieder Komponente wird, wie sie es vorher war. Es ist ganz unwahrscheinlich, daß eines Tages die chemische Zusammensetzung des Quarzmoleküls anders angegeben wird, aber wir brauchen gar nicht so weit zu gehen, es wäre obendrein für unsere Betrachtung gleichgültig, wir wissen: niemals kann über die Aktualität Quarz etwas anderes ausgesagt werden, als daß sie — Aktualität, Formbestimmtheit, und wie jede andere Formbestimmtheit eine Phase der fortwährenden Aenderung, Bewegung ist. Indem die Aktualität anschauungsgemäß Symbol der zeiträumlichen Unterschiede ist, kann auch die Aktualität „Quarz" nur Symbol sein, und das chemische Experiment ist wie jedes andere eine Reihe von Aktualitäten, genauer Phasen der Aktualitätsänderung, die — entsprechend den beteiligten assoziativen Systemen — zu gewissen Endreihen hinführt, die man „Ergebnis" nennt. Das Experiment zeigt uns niemals etwas, das außerhalb der Subjekt-Objekt-Beziehung da wäre; es besteht immer aus einer speziellen Reihe von Aktualitäten, von Phasen der fortwährenden Aktualitätsänderung, die sich in den Denkzellen abspielt, und die Entdeckung ist nichts weiter als das Zeichen, daß sich gewisse Denkzellen in gewisser Weise differenziert haben, die nunmehr aktuell sind, deren Aktualität die Entdeckung ausmacht; diese Differenzierung ist aber kein „Willensakt" oder die Wirkung oder Folge eines solchen, kein „Verdienst", auf das jemand stolz sein dürfte, für das er gelobt werden müßte, als ob es sich um eine „bewußte Leistung" handelte, vielmehr ist sie ein biologisches Ereignis, für das niemand „etwas kann".

Diese Ausführungen gelten für jedes Experiment, auch für das physikalische. Auch dieses besteht lediglich aus Aktualitätenreihen, entsprechend den beteiligten assoziativen Systemen. Auch dieses kann uns über die Aktualität, das Objekt, das Physische keinerlei Auskunft geben, alle „Auskünfte", „Ergebnisse", „Feststellungen" usw. sind Gruppen von Aktualitäten, die eine assoziative Reihe abschließen; weder auf den Verlauf dieser Reihe noch über ihren „Abschluß", dem natürlich immer weitere Aktualitäten folgen, hat der Mensch oder sonst ein Wesen irgendeinen kausalen oder konditionalen usw. Einfluß, die Hirnrinde oder ihre Zentren oder ihre Zellen können weder auf sich selber noch können die Zentren und ihre Denkzellen aufeinander einwirken, die Eronenbewegung dirigieren und nach Entschluß oder Willen oder sonstigen Kräften da- oder dorthin leiten. Alle Entdeckungen kommen „von selbst"; das „heiße Bemühen" ist Bezeichnung für eine Reihe von Vorgängen, deren Ablauf freilich keinem „Bemühen" zugänglich ist, sondern biologisch stattfindet als spezifische Differenzierung. Der Entdecker sucht nicht und findet nicht derart, daß ein metaphysisches Ich den Weg zur Entdeckung dirigierte oder überhaupt die Entdeckerfähigkeit verursachte, sondern er ist Inhaber einer Denkzellengruppe, die sich bei ihm und nicht bei andern differenziert hat, und so sieht er etwas, was die andern und er selber vorher nicht gesehen haben.

Die moderne Naturwissenschaft bearbeitet immer noch die erste und die letzte Frage: die nach dem Ursprung aller Dinge einschließlich des Menschen. In dieser Richtung liegt das Streben der Physik, die „letzten Einheiten", die „letzten materiellen Teilchen, die einander in ihren Eigenschaften völlig gleichen", aufzufinden. In den „Elektronen" glaubt man sie gefunden zu haben. Die Kathodenstrahlen bestehen aus Teilchen, die man als „Urteilchen der Materie" anspricht, als das Letzte, Unteilbare, Eigenschaftslose; sie sollen die Einheit der Materie sein, aber freilich — verbunden mit der Einheit der Elektrizität, und zwar der negativen — im Gegensatz

zu den Atomen der Kanalstrahlen, die als Träger der positiven Elektrizitätsmengen gelten, also vielleicht eine zweite Art Urteilchen darstellen. Diese sogenannten Urteilchen sind als positiv und negativ doch aber nicht eigenschaftslos; sie sind Masse und Ladung, und auch die Annahme, daß Masse und Ladung identisch seien, könnte sie nicht als „kleinste Teilchen" erweisen: sie wären auf alle Fälle verschieden groß, also Aggregate von differenten Massen (womit ja die Geschwindigkeit ihrer Bewegung zusammenhängen soll), vielleicht Aggregate von Elektronen, die wiederum Aggregate sind und so fort.

Die Frage nach den „kleinsten Teilchen" ist ebenso endlos wie die Frage „warum?", wie die Frage überhaupt. Ueber die in der Frage selbst gegebene Antwort hinaus gibt es keine Antwort, wie ich im § 83 gezeigt habe. Mit den „kleinsten Teilchen" sucht man einen Begriff in der Welt der Gegenstände (s. auch § 89 Schluß); derartige Inkommensurabilitäten nennt man „falsche Fragestellungen". Selbstverständlich ist weder ein Begriff in der Gegenstandswelt aufzufinden noch ein Gegenstand in der Begriffswelt. Der Begriff ist ein Umwandlungsprodukt des Gegenstandes; diese Umwandlung ist irreversibel: aus dem Begriff kann niemals ein Gegenstand oder ein Gefühl werden. Der jeweils „kleinste Teil" ist die Aktualität, die Formbestimmtheit; sie ist zugleich die symbolische Darstellung, Präsentanz des All. Kleinere oder größere Teile als die Aktualität und ihre Reihen kann es niemals geben, solange die menschliche Anschauung besteht. Und nach dem „ursprünglichen Teile" brauchen wir nicht zu suchen: das Objekt ist es, die immer-andere Aktualität, das Physische des Eron. „Eigenschaftslos" kann weder das „kleinste" noch irgendein anderes Teilchen sein, es wäre ja dann Subjekt und die menschliche Anschauung wäre aufgehoben. Der Teil ist immer formbestimmt, die Existenz ist Formbestimmtheit. Wie soll ein Teil existieren, der nicht-bestimmt, also Subjekt, oder unbestimmt, also unseiend wäre! Der Teil kann so groß oder so klein sein, wie immer er mag, er ist seiend, d. h. formbestimmt. Die Anzahl der möglichen Größendifferenzen der Gegenstände entspricht der Entwicklungsstufe der modalen Denksphäre (der Anzahl der zu den einzelnen assoziativen Systemen gehörenden Modalzellen), die der Begriffe entspricht der Anzahl idealischer Denkzellen. Der „kleinste Teil" der Physiker ist Name und Begriff für eine erlebte Aktualitätenreihe, nicht aber ist er als die „gedachte" Ursubstanz aller Substanzen in der phänomenalen (erlebten) Welt vorzufinden. Dieser Begriff entspricht der Anschauung der Aktualität als Symbol, dieses aber als Mosaik von Komponenten mißverstanden, denen man die selbständige Existenz zuspricht. Die Aktualität ist dann eben der Komplex von Einheiten, nicht aber Symbol im eigentlichen, im biologischen Sinne. Nun liegt für den Motiviker es natürlich nahe, diese elementaren Bestandteile aufsuchen zu „wollen"; er wähnt, diese Elemente, die, wie gesagt, nur in der Beschreibung existieren, gegenständlich darstellen, als modale Aktualitäten sichtbar machen zu können und so die „Materie" zu „erklären". Er weiß noch nicht, daß alles, was er bei seinen Experimenten „darstellt", niemals die gedachte eigenschaftslose „Ursubstanz" sein kann, sondern immer wieder nur modale Aktualität, die wiederum Symbol, also „zusammengesetzt" ist und von neuem analysiert werden muß und auch fortwährend wird, ohne daß jemals ein anderes „Ergebnis" herauskäme — als die modale Aktualität. Auch die denkbar meistfache Vergrößerung des denkbar präzisesten Mikroskops kann uns nichts weiter vorführen als das mit bloßem Auge wahrnehmbare, nur eben mikroskopierte Physische; und ebensowenig kann die genialste physikalische oder chemische Forschungsmethode den „kleinsten Teil" aus der Begriffswelt in die Gegenstandswelt zaubern, wie das okkultistische Experiment die „Psyche" sichtbar machen kann (die ja dann eben physisch wäre!).

Das Eron ist also keineswegs mit dem „kleinsten Teilchen" der Physiker identisch, sondern das Wort ist der psychobiologische Name und Begriff für die Beziehung Subjekt-Objekt; ich gebrauche Eron auch kurz und ungenau für die physische Seite der Beziehung, für Objekt, Aktualität, indem diese ja ein für allemal polarer Gegensatzpartner zum Subjekt ist und selbstverständlich niemals allein, ohne diesen Partner erscheinen kann. Indem die Aktualität Symbol ist, muß sie als zusammengesetzt, komplex bezeichnet werden, aber unter „Komplex" verstehe ich da keineswegs das Mosaik individualer Existenzen, wie das bisher der Physiker, Chemiker, Psychologe usw. tut. Komplex ist für mich synonym mit Symbol, also auch mit der ein assoziatives System, eine Bewegungsperiode ausmachenden Aktualitätenreihe und im weiteren Sinne mit dem System dieser Systeme, für die möglichen Aktualitäten überhaupt, die ja sämtlich im Symbol vertreten sind. Die Symbolkomponenten, die den Komplex, eben das Symbol, die Formbestimmtheit, das Objekt, die Aktualität ausmachen, sind als solche, d. h. als Individuen, unsichtbar, unvorstellbar, unseiend, unbewußt usw. Es ist unmöglich zu sagen, sie seien immer dieselben oder die gleichen Gestaltungen, sie sind ja eben noch nicht gestaltet, nicht mehr gestaltet, ungestaltet, unbestimmt; der Komplex ist das Gestaltete als biologisch-phänomenale Homogenität des Ungestalteten.

Die Aktualität als komplex (konstituiert) ist die Erscheinung, das Phänomen (φαίνεσθαι erscheinen). Der Dämonist „versteht" unter Erscheinung das Bewußte als verschieden von der (fingierten) „vom Bewußtsein unabhängigen", „wirklichen" Welt, die für unsere schwachen Sinne unerreichbar sei und sich in der Seele als Erscheinung (die somit selber zur „Fiktion" wird!) widerspiegele, abbilde usw.; die Aktualität, die „Wirklichkeit" ist hiernach „unwirklich", die „wirkliche (wahre) Wirklichkeit" liegt „dahinter" als das Physische (oder gar als „die physikalische Welt"), während das Wahrgenommene („die anschauliche Welt") das Psychische ist — oder doch wohl umgekehrt (?) das Physische, „hinter" dem „die wahre, objektive Welt", in ewig rätselhafter Verbindung mit ihm, als das Psychische, Meta-physische liegt — wer könnte das unlösbare Problem lösen? Realiter geben auch die Wörter „Erscheinung", „Schein" usw. rein biologische Sachverhalte an. Das Wort „Erscheinung" ist eine Art Intensivum oder Präzisivum zu „Schein". Schein, Scheinendes ist im engeren Sinne das Uneigentliche, das im Eigentlichen, als Eigentliches erscheint, z. B. der Geldschein, andere Bescheinigungen, der Sonnen-, Feuer-, Lichtschein; im weiteren Sinne Bewußtes, das gemäß Minderung der Hirnfunktion weniger intensiv (hell) und präzis ist als die Erscheinung, z. B. eine Illusion, eine Halluzination, ein Unklares, Unechtes, Wahrscheinliches; endlich im weitesten — erkenntnistheoretischen — Sinne alles andere außer der Erscheinung selber, also die Vor- und Nacherscheinungen, die an der jeweiligen Erscheinung als Symbolkomponenten beteiligt sind, das Vor- und Nachbewußte = das Unbewußte, das Vor- und Nachexistente = Unexistente, die Gesamtheit der Symbolkomponenten des jeweils Seienden. Die Erscheinung ist sonach die (biologisch verstehbare) Präsentanz des Scheinenden, dieses „realisiert" sich in ihr, konstituiert sie, macht ihre Komplexität aus. Schein ist Noch-nicht- und Nicht-mehr-Sein. Schein ist nicht ein geheimnisvolles Metaphysisches oder Wirkung eines Dämons („Gaukelspiel der Hölle", „verschleierte Maja" usw.), sondern ist ebenso wie die Erscheinung rein physischer Natur, somit ebenso „tatsächlich" wie diese.

Der Schein ist nicht mit der Fiktion zu verwechseln. Die Formel „es scheint, als ob" besteht aus dem ersten Teil „es scheint" und dem zweiten „als ob"; nur der zweite Teil ist die fiktionelle Partikel. Für „es scheint" kann auch „es ist" stehen, öfter „mir ist", wobei sein und scheinen nicht scharf getrennt werden, diese Einleitung hat aber nicht fiktionalen Charakter. Erst das „als ob" führt die Fiktion ein.

Es kann also Erscheinung wie Schein fiktiv: der Schein als Ursache, Bedingung usw. der Erscheinung und diese wiederum als Ursache, Bedingung des Scheins gedeutet werden, auch kann das Verhältnis der einzelnen Komponenten, die ja vom motivischen Menschen als separate Individuen aufgefaßt werden, kausal, konditional, teleologisch gedeutet werden. Aber der Schein ist nicht die Fiktion, diese ist vielmehr die einer bestimmten Entwicklungsstufe des Gehirns entsprechende Auffassung (Deutung) des Scheins wie der Erscheinung.

Zum Bereiche des Scheines gehört die „Sinnestäuschung". Nun darf man nicht glauben, daß sich die Sinne täuschen oder daß sie getäuscht werden könnten derart, daß eine außerhalb der sinnlichen Wahrnehmung bestehende „Wirklichkeit" da ist, die von den Sinnen verkehrt wahrgenommen wird. Die „Wirklichkeit" ist vielmehr die Aktualität und ihr Wechsel motivisch gedeutet; die Welt ist die Gesamtheit der Aktualitäten, und außer dieser Welt gibt es keine andere. Der Begriff der Täuschung ist aus dem Tausch *), dem Wechsel hervorgegangen und bedeutet psychologisch, daß ein „reales", d. h. vom Bewußtsein unabhängiges Etwas den Sinnen anders erscheinen könne, als es in Wirklichkeit sei. Diese „Wirklichkeit" ist aber hier Begriff für die durchschnittliche Wahrnehmung, für den erfahrungsgemäßen Aktualitätenwechsel; eine individuelle Wahrnehmung, die dieser durchschnittlichen nicht entspricht, gilt u. a. als Täuschung **). Anderseits spricht man davon, daß „die Welt" überhaupt „Täuschung", „Schein" sei, wobei deutlich genug der motivische Zweifel zum „Vorschein" kommt. Indes es kann sich in Wahrheit niemand in diesem psychologischen Sinne täuschen, die Sinne funktionieren allemal gemäß ihrer biologischen Beschaffenheit und können sich nicht untreu werden, sich selber nichts vormachen, vorgaukeln, jedermann lebt in seiner Welt, erlebt seine Welt, dieser kann weder ihn noch kann er sie täuschen. Es bestehen aber Unterschiede der individuellen Wahrnehmungen, auch solche von erheblichen Graden — gemäß den normalen und abnormalen Varianten der Sinnesfunktionen, und gewisse solcher Unterschiede nennt man Sinnestäuschungen. Täuschung ist Täuschung, Wechsel als Verwechslung, Veränderung, die in und mit der Erscheinung anschauungsgemäß gegeben ist. Sinnestäuschung ist also in dieser rein biologischen Art die individuelle Verwechslung von Schein und Erscheinung, Schein und Sein, wobei Erscheinung, Sein die durchschnittliche Wahrnehmung, die Wahrheit bezeichnet.

Einer Bezeichnung für das Ungestaltete, Scheinende, Unbewußte, für die Symbolkomponenten können wir freilich nicht entraten. Und indem wir die Komponenten als solche bezeichnen, mit Namen versehen, erhalten sie leicht den Charakter der Selbständigkeit, der Erscheinung. Gewiß ist der Name und Begriff immer von einer Aktualität abgeleitet; die jetzigen Symbolkomponenten können ihren Namen nur von jener Gegenwart her tragen, in der sie selber aktuell waren. Die Symbolkomponenten sind die möglichen Aktualitäten. Und indem wir die Aktualität als Eron bezeichnen, ist sie Symbol aller möglichen Eronen, ist sie konstituiert, komplex. Hierbei sind aber die Eronen, die Zugleichheiten von Subjekt und Objekt, eben nicht als solche Individuen oder Existenzen in der Existenz, im Symbol enthalten, sondern in die (gegenwärtige) Aktualität aufgegangen. Wir sind uns also darüber klar, daß die Bezeichnung des Eron als konstituiert, also komplex nicht bedeutet, daß das Eron ein Mosaik kleinerer Eronen mit individualer Existenz ist, sondern daß im Eron die Vor- und Nach-Eronen symbo-

*) Vgl. „Roßtäuscher" für Roßtauscher, Pferdehändler usw.

**) Dies gilt auch für die sog. Erinnerungstäuschung wie für das sog. falsche Wiedererkennen (fausse reconnaissance); auch da handelt es sich um individualspezifischen Aktualitätenwechsel, der von dem Durchschnitt auffallend abweicht, — wobei sich nicht selten herausstellt, daß die durchschnittliche (allgemeine) Auffassung die „Erinnerungstäuschung" ist. Vgl. §§ 90, 105.

lisch vertreten sind, daß das Eron komplex nur im Sinne des Symbols ist. Die Symbolanalyse, die man Beschreibung nennt, kann aber nur derart stattfinden, daß wir den Symbolkomponenten ihre Vor- und Nach-Aktualität sozusagen bescheinigen, indem wir ihnen einen Namen geben oder den Namen beibehalten, den sie während ihrer Aktualität trugen; wir wissen aber, daß die im Eron symbolisch vertretenen Eronen als Symbolkomponenten nicht mehr und noch nicht selbständige Existenzen sind.

§ 86. Objekt und Objekte

Ich schalte hier einen kurzen Ueberblick über die Entwicklungsgeschichte des Objekts zu Objekten, des Individuums zu Individuen, des Eron zum Eronenkomplex ein.

Schon die embryonale-fötale Hirnrinde weist die Dreischichtung auf (§§ 29, 54). Zuerst entwickeln sich Denkzellen der sensilen Sphäre, also Gefühlszellen bis zu aktueller Funktion; beim älteren (geburtsnahen) Fötus werden schon die ersten Gefühlszellen diesen Entwicklungsgrad erreicht haben, also die ersten Gefühle, als Auftakt des Bewußtseins, „da" sein. Das primäre Gefühl in der Genese des Bewußtseins — wie in jedem Einzelerlebnis — ist der Hunger, wie alles primitive Bewußte dieser Frühzeit von noch ganz diffuser Beschaffenheit. Weiterhin schließt sich an das Hunger- das Angst-, das Schmerz-, das Trauer-, das Freudegefühl an, und zwar in einer der jeweiligen Entwicklungsstufe entsprechenden Intensität. Vergl. hierzu die §§ 30—38.

Das Hungergefühl ist das Höhlen-, das Leeregefühl. Das primäre Objekt ist also das Gefühl der Leere. Der Fötus erlebt die Welt zuerst als Hunger, als hohles, leeres Gefühl. Indem das primitive Hungergefühl auftritt, aktuell ist, wird die Welt als Leere, als Chaos erlebt. Dieses Chaos, das auch alle andern Gefühle, dann auch die primitiven Gegenstände und Begriffe ungeschieden umfaßt, ist vom Unbewußten, Ungeformten noch kaum, noch wenig different, immerhin in seiner diffusen Alleinheitlichkeit beginnend-, keimhaft-formbestimmt, impliziert in dieser Art alle künftigen Formbestimmtheiten. Hebt sich also das Hungergefühl im Erlebnis noch nicht von den andern Aktualitäten ab, so ist es dennoch grundsätzlich als spezifisch und somit formbestimmt, als die primäre Form des Bewußten zu bezeichnen. Gemeinhin ist Chaos „die verworrene, die raum-, zeit- und gestaltlose Masse", die gähnende (gähnen wortbiologisch homolog zu χαίνειν Wurzelsilbe χαν, wovon eben χάος) Leere, das allgemein Gasige-Geistige*)-Hauchige (vgl. ψυχή spiritus Hauch, Leben, Atem,

*) Dieses diffuse „Geistige" rückt im animistischen Deuten ins Metaphysische und teilt sich dann — gemäß der fortschreitenden Individuation der physischen Welt — zu den „Geistern" = Gespenstern des magischen Deutens auf, aus diesen werden im mythischen Deuten die Götter, an ihrer Spitze steht im mystischen Denken der Gott-Vater, der ein „Geist" ist und im „Geist" und in der Wahrheit angebetet werden soll, doch wird der „Geist Gottes", der „Heilige Geist" auch unpersönlich, als diffuse Allmacht „gedacht", dies auch im Glauben höherer Kulturstufen, in dem man vom metaphysischen Alleinen, von dem Allgeist, dem Weltgeist, der Geisteswelt, der Weltvernunft, auch vom göttlich-schöpferischen Geistigen schlechthin als von der übernatürlichen, jenseitigen, zweiten Welt (sogar mit einer der natürlichen analogen, ja mit ihr identischen Gesetzlichkeit!) spricht. Im psychologischen Deuten wohnt-wirkt „der Geist" (auch) im Menschen, bes. wohl im „Geistlichen", der mit dem Geist Gottes in direkter Verbindung steht, dann auch im profanen Menschen als Herrscher über die Natur und das Natürliche; man spricht vom Geist der Jugend, vom Reitergeist, Korpsgeist, vom geistreichen Menschen mit vergeistigtem Gesicht, von Geisteswissenschaften usw., und der Geist soll sich sogar den Körper bauen! Realiter ist der Geist kein metaphysisches Wesen, sondern Funktion der Begriffssphäre der Hirnrinde (der polymorphen Denkzellen), die als zentrale Nervenfunktion das ganze Individuum charakterisiert, so daß man mit „Geist" auch die Gesinnung, Haltung, den Charakter bezeichnet. Wir überlassen das Wort (wie Seele usw.) der dämonistischen Terminologie.

Seele, Geist), aus dem alle Wesen sich bilden („Gebilde") (vgl. den altindischen Allschöpfer Atman = Atem, Odem, die hebräisch-biblische Schöpfungsmythe, wonach die Welt am Anfang wüste, leer und finster war, „Geist" Gottes, der dann in die geschaffene irdische Substanz seinen Odem, Geist einblies und so den „Adam", den Atmenden schuf, ferner altindisch prana, gotisch anan hauchen, Ahne soviel wie schöpferischer Odem-Geist, ferner die ganz analoge moderne kosmogonische Gastheorie, die anthropogonische Deszendenztheorie usw.). Man glaubt gemeinhin, daß das Chaos durch Gottes Wort-Tat (λόγος) aus dem Nichts erzaubert worden sei (Irrealis: woher sonst sollte es, das Etwas kommen?!); realiter ist aber „Nichts" hier unrichtige Bezeichnung für das Noch-nicht-Seiende, das Unbewußte, das in rein biologischer Differenzierung der Denkzellen zu dem aktuellen Funktionsgrade in das Primär-Seiende, das Primär-Bewußte von chaotischer Beschaffenheit übergeht. So entsteht also die Welt jedes Menschen, und die Geschichte der Menschheit ist niemals über die des einzelnen Menschen hinaus zurückzuführen (und weiterzuführen); mit jedem Menschen entsteht in der angegebenen Weise die Welt neu, entsteht seine Welt, eine der Welten, die so zahlreich sind wie die Menschen und die gemeinsam als „die Welt" bezeichnet werden. Schöpfer der Welt des Kindes, der Nachkommen waren, sind und werden sein: die Eltern (s. § 82 S. 336 Fn.), sie waren, bevor das Kind ist, und das Kind ist die Vereinigung ihrer Keimlinge. Es ist ein Naturgesetz (Naturgesetze gelten immer!), daß das Kind gezeugt wird, im Mutterleibe heranwächst, dann geboren wird, aus ihm also hervorgeht, — nicht aber aus dem Nichts oder sonstwoher stammt, wie man das vermutete, bevor man Vergrößerungsgläser hatte und die Samen- und Eizellen sowie die Amphimixis entdecken konnte (anno 1677 bzw. 1825 bzw. 1875!). Und ebensowenig wie jemals aus Nichts Etwas wird und umgekehrt, ist „die Welt" dereinst aus Nichts gezaubert worden und wird dereinst — nach Gottes unerforschlichem Ratschlusse — wieder zu Nichts gezaubert werden; daß dies geschehen sei und werde, ist Fiktion und Irrtum zugleich.

Das Chaos ist also die Welt des Fötus-Kleinkindes, das primäre nebel-hauchartige Alleine-Allgemeine, zunächst das Gefühlschaos, dann auch das Gegenstands-, endlich auch das Begriffschaos, wobei diese drei Erscheinungsformen des Objekts auch noch ungeschieden sind. Das Chaos wird also zuerst als Hungergefühl, in „Form" des Hungers erlebt. Die später sich sondernden Hungerqualitäten (Magen-, Lufthunger usw.) sind noch einheitlich, es besteht ein diffuses Hungergefühl. Die Eronenströme, die über die Hungerreflexsysteme verlaufen, sind natürlich an den inneren und äußeren Ausdrucksbewegungen beteiligt; letztere sind die Kindsbewegungen, die etwa vom vierten Schwangerschaftsmonate an für die Mutter bemerkbar werden und auch äußerlich zu erkennen sind. Nach sensilen Hungerzellen reifen sensile Angstzellen usw. bis zu aktueller Funktion aus: es treten also bewußtes Angstgefühl, das Gefühl der Oeffnung, der Enge, dann Schmerzgefühl, das Gefühl der Schwelle, der Trennung, dann Trauergefühl, das Gefühl des Stück-, des Verlassenseins, der Mattigkeit, endlich Freudegefühl, das Gefühl der Sättigung, der Erfüllung, Befriedigung, des Vollendet-, Ganzseins, auf, doch sind alle Gefühle noch unausgeprägt, etwa Wandlungen im Allgemeinen, diffuse Stimmungen von geringster und geringer Helligkeit (Intensität), sie sind auch noch nicht merklich lokalisiert, sondern schweben im All. Dennoch entsprechen sie den inneren Vorgängen; diese sind — als Ausdrucksaktionen der sympathischen Reflexe — ebenso chaotisch wie die zugehörigen Aktualitäten, vom Standpunkte des Beobachters aus aber zu sondern, z. B. als Aufnahme von Fruchtwasser mittels Saug- und Schluckbewegungen, als Funktionen des Mund-Magen-Darm-

kanals bis zur Abscheidung*), Aufnahme von Nährstoffen und Sauerstoff aus dem mütterlichen Blute via Nabelvene, Stoffwechsel, Blutumlauf, Häutung als Abstoßung der äußeren Hautschichten, Haare usw., alles das als Reihen der Hunger-, Angst-, Schmerz-, Trauer-, Freudereflexe, als Verengung-Drehung-Erweiterung (Peristaltik).

Wir sagen: alle fötalen — wie auch alle späteren — Gefühle sind ins Innere des Körpers bis zu seiner Grenze lokalisiert, entsprechen also der Leiblichkeit, sind die „Innenwelt". Dann beginnen sich zu den Assoziationsbahnen innerhalb der sensilen Zellschicht auch die zu den modalen und idealischen Zellschichten zu entwickeln und zu mehren, also die Verbindungen der Gefühle zu den Gegenständen und später auch zu den Begriffen herzustellen — zunächst noch in chaotischer Variabilität (Instabilität). Gegen oder am Ende der Uterinzeit gewinnen auch schon modale Denkzellen höhere und aktuelle Funktionsgrade: das Chaos erweitert sich ins Gegenständliche, ohne daß sich Gefühl und Gegenstand schon überhaupt oder gar nach den Sinnesgebieten sondern. Alles ist noch eins, einheitlich, diffuser Nebel. Die gegenständliche Welt entspricht der gegenständlichen Gestalt des Fötus und seiner Umgebung, dem Uterusraum. Die äußeren (sensorischen) Ausdrucksbewegungen sind ebenfalls noch chaotisch, sie führen zu Berührungen der Nabelschnur, des fötalen Leibes, des Fruchtwassers, der Uteruswand, ohne daß der Fötus natürlich „weiß", wo er sich befindet. Ist also das Gefühlschaos die Innenwelt des Fötus, so das Gegenstandschaos die Außenwelt, beide sind aber in seinem Erleben noch ungeschieden.

Und dann erfahren alle Reflexsysteme einen hochkrisischen Entwicklungsschub, damit einen stürmischen Anstieg der Funktionsintensität: die Geburt setzt ein und vollendet sich. Hierbei reichert sich das Bewußtsein gemäß der neuen Umgebung, die sich genetisch an die bisherige anschließt, an, bleibt aber noch lange chaotisch, wenn sich auch im Laufe der ersten Lebensjahre vage Verdichtungen im Allgemeinen anzudeuten und abzuheben beginnen und dann an Figürlichkeit gewinnen. Das Chaos erweitert sich alsbald um die primäre Begrifflichkeit: die ersten idealischen Zellen erreichen den aktuellen Funktionsgrad, dazu mehren sich die Assoziationsbahnen und beginnen sich zu verfestigen: Zusammenhänge beginnen hervorzutreten. Die zunächst vagen Andeutungen im Chaotischen werden zu Gestaltungen, in ihrem Mittelpunkt — als Präsentanz des schöpferischen All — das Muttergebilde (mater — materia!), um sie die Schemen „Vater", „Geschwister", „Pflegepersonen", „Onkels und Tanten" usf., dazu andere „Wesen" (Tiere, Pflanzen, Sachen) der Umgebung, die sich ständig erweitert, — bis eines Tages die alleine Welt sich aufteilt, ent-zweit, das Ich und das Du aus dem Chaos hervor-gehen und das Du sich zu immer zahlreicher werdenden Wesen verwandelt. Nun werden aus den Gestaltungen Gestalten, sie sind noch immer „kollektivisch", vage, verschwommen, gespenstisch, aber doch schon individual abgegrenzt und zunehmend mit Einzelheiten ausgestattet. Gemäß der Differenzierung der Begriffssphäre setzt schon früh das Wiedererkennen ein, zunächst in chaotischer Unklarheit, dann mit zunehmender Genauigkeit. Die Welt individuiert sich, und der Austritt aus

*) Schon bei ganz jungen Embryonen ist die Anlage des Afters nachzuweisen. Die After- oder Kloakenmembran schließt den Kloake genannten Raum, in den Darm, Harnblase und Ausführungsgänge der Geschlechtsdrüsen einmünden, nach außen ab. Die Kloake bleibt bei niederen Wirbeltieren (Amphibien, Reptilien, Vögeln) dauernd erhalten, bei höheren Säugetieren teilt sie sich, indem Gewebebrücken einwachsen, in den Endraum des Darmes, den Ausgang des Geschlechts- und den des Harnapparates. Die Kloakenmembran reißt beim Menschen auf früher Entwicklungsstufe ein, und von da an entleeren sich fötaler Blasen- und Darminhalt nach außen, ins Fruchtwasser — das der Fötus wiederum schluckt. Aus der Persistenz der Reflexverbindungen zwischen den gen. drei Räumen verstehen sich funktionelle Perversionen, z. B. Abgang von Samen bei Kotentleerung, Kot- und Harndrang bei geschlechtlicher Erregung usw.

der alleinen Welt = der Eintritt in die mehrheitliche Welt, aus der Allheit in die Ich-Duheit, aus der einheitlichen Objektität in die Objekte-Welt ist einer zweiten Geburt zu vergleichen, einer Geburt im Bewußtsein, die Geburt der bewußten Ichheit-Duheit.

Zwischen die Stadien der aktuellen Funktion der Denkzellen sind Pausen eingeschaltet. Zunächst müßte man umgekehrt sagen: die Aktualitäten sind in die unaktuellen Stadien eingeschaltet, in denen Fötus-Kleinkind schlafen: der Fötus fast immer, das Kleinkind die längste Zeit des erwachsenen Tages. Die Erhebungen der Funktionskurven sind zunächst nur gering, das Wachsein ist noch kaum, dann zunehmend deutlicher vom Schlafen unterschieden, es ist eine Art primitives Träumen. Aber weiterhin differenzieren sich Gefühle, Gegenstände und Begriffe in den neun Sinnesgebieten, vervielfältigt sich die Innenwelt, erweitert und anreichert sich die Außenwelt, füllt sie sich mit Einzelwesen und Einzelheiten, die sich zu assoziativen Reihen und Systemen zusammenschließen, zu Gruppen und Klassen ordnen, Entfernungsunterschiede aufweisen, sich zu Erreichbarem und Unerreichbarem sondern und immer mehr an Klarheit gewinnen. Auch die Welt der Begriffe reichert sich an, und ihre Reihen gewinnen an Präzision, auch die höhere Begrifflichkeit, der Verstand, dann auch beginnend die Vernunft stellt sich mit dem Heranreifen des Kindes ein.

Dieser an sich rapide, steil verlaufende Differenzierungsprozeß erfährt eine hochkrisische Steigerung im Uebergang des Kindes- ins Jugendalter, im Pubertätsübergang. Danach vollzieht sich die Differenzierung auch noch in steilem, aber doch schon flacher werdendem Anstieg bis zu dem nächsten hochkrisischen Uebergang in die Meisterschaft (Selbständigkeit) auf dem Berufs- und dem Liebesgebiet (Meisterprüfung, Niederlassung, Hochzeit, Gründung des Hausstandes, Ende der Pubertätsperiode). Und weiterhin wird die Erhebung des Anstiegs der Differenzierung, der Erweiterung-Erhöhung der Welt als die Summe des Bewußten flacher bis zum Höhepunkte der Lebenskurve, zur maximalen Entwicklung der Hirnrinde. Von da an geht es abwärts. Die Involution setzt ein. Die Welt verarmt allmählich an Individuen, an Einzelheiten, sie verlieren nach und nach an Interesse, die Grenzen verlieren an Schärfe, die Einzelheiten verschmelzen, der Gesichtskreis verödet mehr und mehr. Und endlich lebt sich der alternde Mensch, der Greis in sein, das ultimäre Chaos hinein, das Analogon zum primären Chaos, und mit der letzten Freude erlischt das Bewußtsein, „geht die Welt unter".

§ 87. Fiktionale und realische Beschreibung der Aktualität

Die Aktualitäten sind phänomenale und phänomenologische, Erlebnisse und Beschreibnisse. Die Gesamtheit der Phänomene ist die Phänomenalität, die Beschreibung ist die Phänomenologie. Die Beschreibung ist die „Begleitmusik" der Erlebnisse — nicht mehr, aber auch nicht weniger. Im optischen und im akustischen Zentrum finden sich die Wortbezirke vor, d. s. die Denkzellen, deren Aktualitäten die Buchstaben, Silben, Wörter, Sätze sind. Jedes Individuum ist mit seiner Beschreibung assoziiert.

Die Formbestimmtheit ist Symbol der Unbestimmtheiten, diese sind symbolisch in der Formbestimmtheit vertreten, derart, daß diese eine biologische Homogenität aller Komponenten, aller möglichen Formbestimmtheiten darstellt. Als solche Homogenität ist sie komplex. Dies gilt für jede Formbestimmtheit, mag sie Gefühl, Gegenstand oder Begriff sein. Der Wechsel der Aktualität geht sonach nicht nur in der Begriffs-, sondern auch in der Gegenstands- und Gefühlssphäre vor sich, indem die Aktualität immeranders ist. Der „kleinste Teil" der Physiker ist lediglich Wort und Begriff, das Physische aber als polarer Gegensatz zum Psychischen, das Etwas als polarer Gegensatz-

partner zum Nichts ist Gefühl oder Gegenstand oder Begriff, ist das phänomenale Bewußte schlechthin.

Für unsere Beschreibung ist nun folgendes anzumerken. Wir beschreiben die Symbolkomponenten nicht, als ob sie in der Formbestimmtheit enthaltene individuelle Existenzen, noch nicht oder nicht mehr existierende Existenzen, Kräfte, Triebkomponenten mit „Besetzungen" usw. wären, sondern wir beschreiben lediglich Existenzen als solche, d. h. die Beschreibung ist eine Reihe von Aktualitäten, die dem Beschriebenen entsprechen, die zu den assoziativen Systemen gehören, zu denen auch das Beschriebene gehört; wir beschreiben nicht derart, daß wir das Beschriebene als etwas anderes auffassen wie als Aktualitäten, an die sich assoziativ die Worte und Begriffe (im Sinne der Eronenumwandlung) angeschlossen haben. Die Symbolkomponenten sind vor und nach der gegenwärtigen Aktualität selber Aktualitäten gewisser z. B. optischer modaler Denkzellen, die mit andern modalen Denkzellen wie auch mit Wortzellen assoziiert sind; indem der Eronenstrom sich verändernd weiterfließt, erstehen Aktualitäten im assoziativen System, also auch Wörter und Begriffe, deren Reihenfolge eben die Beschreibung ausmacht. Es ist klar, daß diese Wörter und Begriffe Symbole sind, zu deren Komponenten auch jene z. B. optischen modalen Aktualitäten gehören; damit ist ja eben das Realische der Beschreibung gegeben, daß die Wörter und Begriffe als Symbole auch jene z. B. optischen modalen Aktualitäten präsentieren, daß sie jene als Wort und Begriff darstellen, assoziative Umwandlungsprodukte jener sind, nicht aber solche Aktualitätenreihen, die zwar an einer Stelle von einer z. B. optischen modalen Aktualität oder Aktualitätengruppe ausgegangen sind, dann aber in seelisch-geistiger Selbständigkeit verlaufen; auch die abstrakte, auch die rein spekulative Beschreibung schließt sich rein biologisch an das Beschriebene an. Die Beschreibung des Objekts als eines Mosaiks von selbständigen Existenzen, die noch dazu mit eignen sich mindernden oder mehrenden Kräften versehen sind, ist fiktiv, motivisch, die Beschreibung der Aktualität aber als biologische Homogenität der Komponenten, denen die Noch-nicht- und Nicht-mehr-Existenz zukommt, ist realisch. Es ist eine Fiktion, so zu beschreiben, als ob die Materie aus kleinsten Teilen bestünde, die alle zugleich existierten, und es ist eine Fiktion zu glauben, daß die Beschreibung eines Begriffes wie „kleinster Teil" als eines Gegenstandes überhaupt möglich wäre. „Die Materie" als Gegenstand besteht ja eben nicht aus „kleinsten Teilen" (im Sinne des Physikers), die optischen modalen Aktualitäten sind nicht mit den kleinsten Teilen der Physiker identisch; dieser „kleinste Teil" ist fiktionale Abstraktion der Atomistik. Eine Fiktion liegt ferner darin vor, daß dieser Begriff — wie überhaupt Begriffe, z. B. Gott, Tod, Nichts, Psyche usf. in der phänomenalen Gegenstandswelt gesucht werden, ja daß sogar behauptet wird, sie seien gefunden worden und man könne nun mittels dieses Fundes die Welt „erklären". Und ferner ist es Fiktion zu glauben, daß jemand mit der Beschreibung eines Begriffes (ein Gefühl oder) einen Gegenstand beschreibe. Wer die Materie, d. i. den Gegenstand so beschreibt, als ob sie aus kleinsten Teilen zusammengesetzt sei, befindet sich in der Fiktion, es sei möglich, einen Gegenstand vorzustellen und gar zu beschreiben, der überhaupt in der menschlichen Anschauung nicht anzutreffen ist, ferner es sei möglich, einen Begriff als Gegenstand vorzufinden und zu beschreiben. Viele Fiktionen sind zugleich Irrtümer.

Die Beschreibung des Gefühls als Gefühls, des Gegenstands als Gegenstands, des Begriffs als Begriffs, und zwar des Objekts als Symbols, ist nicht (mehr) Fiktion. Auch das Wörtchen „als" ist hier nicht fiktionell. Wer sagt, es würde auch hier der Gegenstand so beschrieben, als ob das Beschriebene der Gegenstand sei, während „in Wirklichkeit" der Gegenstand als solcher für die Beschreibung gar nicht statuiert sei, be-

wegt sich seinerseits in Fiktionen, nämlich er statuiert eine vom Subjekt unabhängige „Wirklichkeit" (das Objekt existiert aber nur als polarer Gegensatzpartner zum Subjekt), und ferner fingiert er, daß jede Beschreibung, die Beschreibung überhaupt Fiktion sei, mithin auch jede Beschreibung, ja weiterhin jedes Symbol und das Objekt überhaupt (indem ja die Wörter und Begriffe ebenfalls Symbol, Objekt sind). Es ist ein Kinderspiel, jede Aussage in die Form der Fiktion zu bringen. Wer „die Welt" als Fiktion betrachtet, ist eng verwandt mit dem Skeptiker und Skeptizisten, dem „Zweifler in Permanenz", den wir als Neurotiker schon erkannt haben.

Aber sind nicht am Ende mindestens doch alle Begriffe Fiktionen? Wer so fragt, hat noch nicht erkannt, daß ein Begriff ein Begriff und kein Gegenstand ist. Die Fiktion liegt hier in dem „Streben" nach Auffindung des Begriffes in der Gegenstands- oder Gefühlssphäre oder umgekehrt in dem Suchen des Gefühls und des Gegenstandes in der Begriffssphäre. Fiktion ist das Suchen des fiktiven „eigenschaftslosen kleinsten Teilchens" in der gegenständlichen Welt, in der modalen Sphäre, Fiktion ist die Vorstellung, als ob diese kleinsten Teile nebeneinander lagern und „das Ding" ein solches Mosaik von „Potenzen" sei. Fiktion ist es zu glauben, „die Psyche" sei ein Wesenhaftes, ein Wesen im Wesen, ein aus diversen Teilen Bestehendes, kurz Objektisches, dagegen sei Bewußtsein etwas Psychisches, Subjektisches, „höheres Wesen" usw. und stehe im Kampfe mit den unbewußten „Triebkomponenten" und anderen „psychischen Instanzen" usf. Der Begriff aber ist Aktualität einer Denkzelle, die mit Gegenstandszellen assoziiert ist, ist Umwandlungsform der modalen Eronen, die, sich verändernd, in die idealische Zelle einwandern. Das Objekt ist nicht Fiktion, sondern Realität, es sei denn, man macht die Realität auch zur Fiktion. Die Tatsache, daß das Objekt Symbol ist, fällt zusammen mit der Tatsache der menschlichen Anschauung und ist nicht Fiktion, es sei denn, man erklärt die menschliche Anschauung und den Menschen selbst zur Fiktion („es sieht so aus, als ob es Menschen, eine Welt gäbe"!). Daß das Symbol (nicht ein Mosaik, sondern) eine Verdichtung seiner Komponenten, eben Symbol ist, ist nicht Fiktion, sondern Anschauungstatsache. Die Noch-nicht- und Nichtmehr-Existenz der Symbolkomponenten als solcher ist nicht Fiktion, sondern Schein *), es sei denn, man verwechselt eine anschauungsgemäße Tatsache mit ihrer motivischen Deutung, die aus dem Schein die Ursache des Seins macht. Die Beschreibung der Aktualität und ihrer Komponenten als Aktualitäten, die gewesen sind oder sein werden, als zeiträumliche Unterschiede oder interpolare Gegensätze ist nicht Fiktion, sondern eine realische Wortreihe, die nicht fingiertem, sondern realisch Seiendem assoziativ entspricht, es sei denn, man macht auch die Zeiträumlichkeit, die Erinnerung, die Bewegung zur Fiktion. Selbst die fiktionale Formel ist vielfach ein modus dicendi etwa analog der rhetorischen Frage und kann gelegentlich, zur Erläuterung eines Sachverhalts auch vom realischen Menschen angewendet werden.

Sprachlich bedeutet Fiktion ursprünglich so viel wie Gestaltung, Umbildung, Umwandlung; wir messen ihr aber jetzt die Bedeutung bei von Erdichtung, Vorspiegelung, Setzung einer Annahme, die vielleicht zutrifft, aber nicht zuzutreffen braucht, deren „Richtigkeit" oder „Unrichtigkeit" ihre Setzung und Anwendung nicht berührt usw. Die Fiktion wird vielfach mit der Wahrscheinlichkeit verwechselt oder identifiziert, wie das auch Vaihinger tut. Solche Verwechslungen rühren daher, daß der biologische Bedeutungswandel dieses wie anderer Wörter wie überhaupt die Biologie nicht hin-

*) wobei „Schein" nicht etwa die Anerkennung der Existenz einer realen Welt jenseits oder außerhalb der Wahrnehmung, deren Objekt sonach nur eine Scheinwelt wäre, involviert, wie im § 85 ausgeführt. Schein ist vielmehr synonym mit Noch-nicht und Nicht-mehr-Sein; und das Seiende ist Symbol des Scheinenden.

reichend berücksichtigt wird. Im ursprünglichen Sinne der Fiktion ist ganz gewiß das Objekt Fiktion, nämlich Gestaltung, Verdichtung zum Symbol; wir verstehen aber unter fiktional nicht die Anschauung schlechthin, sondern eine bestimmte Anschauung, eine bestimmte Denkweise, die einer bestimmten biologischen Entwicklungsstufe entspricht, nämlich die motivische, die in der Erscheinung, dem „Ding", der Welt überhaupt das Werk eines Schöpfers = dämonischen Gottes, die Wirkung einer metaphysischen Ursächlichkeit usw. oder die Wirkung oder das Ab-bild einer vom Bewußtsein unabhängigen, für unsere Sinne unerreichbaren eigentlichen Wirklichkeit sieht, den Menschen (das Tier, die Pflanze?) als ein aus Leib und Seele und Geist zusammengesetztes Doppelwesen auffaßt usw. Die motivisch-kausale, allgemein die dämonistische Deutung der Aktualität ist die Fiktion.

§ 88. Die Erscheinung und ihre Veränderung. Bewegung, Geschwindigkeit nicht Fiktion, sondern Schein. Aktualität als Erinnerung. Lüge und Schein. Bewegungsperiode. Rhythmus. Beschreibung und Beschriebenes

Die Formbestimmtheit ist synonym mit Qualität als Gesamtheit der Eigenschaften. Die Besonderheit (der Erscheinung) aber, die eben die Erscheinung, den Unterschied ausmacht, ist nicht Wirkung einer Ursache usw., sondern überhaupt nicht von der Erscheinung in irgendeinem Sinne zu trennen. Die Erscheinung ist die Formbestimmtheit; ohne Bestimmtheit keine Erscheinung. Es ist nicht die Erscheinung da und außerdem die Qualität, es kann nicht die Erscheinung bleiben, wie sie ist, und nur die Qualität, die Bestimmtheit in irgendeinem Sinne wechseln, sondern Aktualität, Formbestimmtheit, Qualität sind ein und dasselbe, die Aktualität ist die biologische Einheit ihrer Eigenschaften. Das Seiende ist nicht bloß seiend, sondern immer auch „so seiend". Mit der Qualität ändert sich auch die Aktualität, mag diese Gefühl, Gegenstand oder Begriff sein. Diese Aenderung ist nicht als Zuwachs von Teilen zu denken, die sich an die Aktualität als solche, als Erscheinung (Phänomen) anlagern oder in sie aufgenommen werden, oder als Abgabe derart, daß sich Teile trennen, aus dem Innern austreten, so daß nunmehr das Symbol ein anderes sei, mehr oder weniger Komponenten enthalte. Vielmehr ist die Aenderung ein Vergehen der Aktualität als solcher, im Ganzen, ein Abgelöstwerden von einer neuen Aktualität, in die die vorige als Komponente mit eingegangen ist.

Wir sehen also in der Formbestimmtheit nicht eine Legierung verschiedener kleinerer oder größerer Teile, die dabei dennoch als Teile erhalten bleiben, sondern ein Aufgehen der Komponenten in die biologische Homogenität; die Aenderung dieser Homogenität ist eben der Wechsel der Formbestimmtheit. Man sagt: die Mischung von blau und gelb ergibt grün; ich sehe aber lediglich grün, nachdem blau und gelb vermengt sind, ich sehe dann weder blau noch gelb, die modale optische Aktualität ist die biologische Homogenität grün, vorher war sie blau und gelb. In einer groben Legierung zeigt mir das Mikroskop nicht die Legierung, sondern jetzt den einen, jetzt den andern Teil, die mikroskopische Betrachtung hebt die Legierung auf. Das Betrachtete ist immer einheitlich, die Aktualität ist nicht blau plus gelb nebeneinander. sondern grün, oder sie ist blau oder gelb, dann eben noch nicht oder nicht mehr grün. Es kann freilich an die modale Aktualität grün eine idealische Reihe sich anschließen, die lautet: grün ist eine Mischung von blau und gelb, dann nehme ich die Begriffe dieser Reihe wahr, nicht aber die modalen Aktualitäten. Die Wahrheit ist, daß Aktualitäten zeiträumlich aufeinanderfolgen; die realische Wahrscheinlichkeit ist, daß auch diesmal das Grün, wie erfahrungsgemäß jedesmal, aus blau und gelb gemischt ist; die motivische Wahrschein-

lichkeit ist, daß die Farbe grün auch diesmal, wie erfahrungsgemäß jedesmal, durch das Gemisch der blauen und gelben Farbe verursacht oder bedingt sei, während realiter die Farbe grün das Gemisch als biologische Homogenität selber ist.

Die Formbestimmtheit bleibt also bei der Veränderung keineswegs erhalten, so daß sie noch existierte, nur nicht mehr in meinem Bewußtsein. Mit der Veränderung vergeht sie, das Vergehen ist ihre Veränderung. Die Annahme, daß z. B. die Farbe grün doch noch existiere, nur nicht mehr in meinem Bewußtsein, ist eine Wort- oder Begriffsreihe, aber nicht die Farbe grün. Diese Farbe taucht zwar immer wieder in meinem Bewußtsein auf, aber es ist niemals dasselbe Grün wie vorher oder nachher.

Die Veränderung der Aktualität kann so gering sein, daß sie im allgemeinen unbemerkt bleibt, die Aktualität „scheint" kürzer oder länger dauernd. Die Aktualitäten, deren Reihenfolge erfahrungsgemäß immer wieder sich abspielt, somit Bewegungsperioden bestimmten Umfangs (entsprechend den assoziativen Systemen) darstellt, gehören zu hochkomplexen Individuen (spezifischen Gefühlsreihen, kleineren oder größeren Gegenständen und Begriffsindividuen), die wiederum — eben als bestimmte Aktualitätenfolgen — spezifisch sind.

Orientieren wir uns zunächst weiter über B e w e g u n g. Bewegung ist m i t V e r ä n d e r u n g i d e n t i s c h. Die Aktualität ändert sich, heißt: sie ist bewegt, in Umwandlung begriffen. Die Bewegung, Veränderung ist nicht etwas außerhalb des Eron Befindliches, abgesehen von der „Stofflichkeit" des Eron Vorhandenes, etwa eine Kraft im Stoff oder außerhalb des Stoffes, die auf den Stoff wirkt oder ihn selber wirkt, verursacht, bedingt, bezweckt, die sich in ihm objektiviert usw., sondern die Bewegung ist in und mit dem Bewegten, dem Seienden anschauungsgemäß gegeben, das Seiende ist nur bewegt da, ist mit dem Bewegten identisch. Es gibt auch nicht ein Bewegtes und ein Bewegendes, — so als ob das Absolut-Ruhende durch die ebenso absolute Bewegung in Bewegung gesetzt würde, wiederum eine motivische Deutung der Aktualität, wonach das Bewegte mit der Wirkung, das Bewegende mit der Ursache identifiziert wird und nun als drittes, als Mittelwort die Bewegung erscheint, die ebenfalls alsbald „Gestalt" gewinnt, d. h. als ein Etwas innerhalb oder außerhalb der bewegenden und bewegten Partner, ein Dämon oder eine naturwissenschaftliche Kraft oder ein psychologischer Trieb, z. B. Libido, als Fluidum, als Kraftquelle oder Kraftrepräsentanz oder als „Besetzung", kurz als dämonische Ursache aufgefaßt wird. Realiter ist das Seiende in Bewegung befindlich, bewegt weder noch wird bewegt, bewegt sich auch nicht selbst (die verba reflexiva sind Bekenntnisse der motivischen Gleichsetzung des Ich mit dem Ich-Individuum), sondern ist in Bewegung, d. h. die Bewegung ist mit und in dem Seienden anschauungsgemäß gegeben, es ist nur da als bewegt, der Raum nur in der Ehe mit der Zeit, der Punkt nur in der Ehe mit dem Wechsel; Sein und Bewegung (Werden und Vergehen) machen zusammen die Objektität aus. Weder das Sein noch die Bewegung sind aber etwas außerhalb oder innerhalb des Objekts Existierendes, sondern machen zusammen das Objekt aus; sie sind als Begriffe der Typ der interpolaren Gegensätze. Das Seiende ist also zugleich das Werdende und das Vergehende, Präsentant der Zeiträumlichkeit, das in Bewegung Befindliche, das Immer-andere. Wir haben keinen andern Ausdruck als Bewegung, gebrauchen ihn aber lediglich im Sinne der Bewegtheit, nicht zur Bezeichnung einer Kraft usw., sondern eines dem Seienden anschauungsgemäß Wesentlichen, das ebenso wesentlich ist wie das Sein selber. Wir weisen auch darauf wieder hin, daß die Bewegung nicht in die Subjekt-Objekt-Beziehung gehört, sondern nur aushilfsweise (z. B. als „Beziehung", „Wahrnehmung", „Anschauung") bei deren Beschreibung gebraucht wird, indem jede Beschreibung Reihenfolge objektischer Wörter ist und die

Subjekt-Objekt-Beziehung sich nur behelfsweise als Objekt-Objekt-Verhältnis, dessen einer Partner das Subjekt ist, beschreiben läßt *).

Indem ich auf alle Fälle das Eron wahrnehme, das Seiende als bewegt, nehme ich freilich nicht die Bewegung wahr, die Veränderung als solche, als Vorgang, die Umwandlung der Aktualität, sondern nur die Aktualität als umgewandelt, als immer-anders; ich kann nicht die eine Aktualität sozusagen aus der Reihe herausgreifen und sie auf ihrem Wege in die neue Form abgelöst vom übrigen Geschehen verfolgen; sie ändert sich ja fortwährend, ihr Sein fällt mit der Verändertheit, der Bewegtheit zusammen. Die Aktualität als solche, die Formbestimmtheit als solche, also abgetrennt von andern möglichen Formbestimmtheiten gedacht, bewegt sich nicht hierhin oder dorthin, legt nicht einen „Weg" zurück, ist nicht etwas Abgelöstes, das, so bleibend, wie es ist, sich einen Weg durch die Gemeinschaft der andern Eronen bahnte oder in irgendeiner Weise von einem Punkte ausginge und zu einem andern Punkte hingelangte, sondern indem die Aktualität immer-anders ist, ist sie bewegt oder, was dasselbe ist, erscheint sie in Bewegung befindlich.

Indem ich die Bewegung nicht als solche wahrnehmen kann, sondern nur das Seiende als bewegt, ist auch die Geschwindigkeit der Bewegung, d. h. der Bewegungsunterschied unwahrnehmbar, ein Schein; über die Bewegung kann nichts weiter ausgesagt werden, als daß sie Name und Begriff ist für das Seiende als bewegt. Als Name und Begriff ist „Bewegung" selbstverständlich Objekt, wahrnehmbar und wahrgenommen; „Bewegung" als gesprochen ist akustischer Wort-Gegenstand und -Begriff und als geschrieben optischer Wort-Gegenstand und -Begriff. Aber abgesehen von dieser Existenz, die ja hier nicht gemeint ist, „existiert" Bewegung nur als Schein. Das, was man Geschwindigkeit der Bewegung nennt, ist der spezifische Entwicklungsrhythmus der Symbolkomponenten, der mit dem spezifischen Ablauf der Objektänderung zusammenfällt.

Die Aktualität (das Bewußte) ist das biologische Symbol des Unaktuellen (Unbewußten), d. h. des Denkens als der spezifischen Hirnrindenfunktion, der Eronenbewegung in der Hirnrinde. Diese Bewegung ist die Bewegung überhaupt (§§ 24, 25), indem die Aktualität Funktionseigentümlichkeit der Denkzellen ist. Das Denken überhaupt wie die verschiedenen Denkvorgänge „präsentieren" sich in dem jeweiligen Bewußten und

*) Damit ist aber die Beschreibung der Subjekt-Objekt-Beziehung, der Beziehung überhaupt nicht zur Fiktion geworden (entsprechend der Formel: wir beschreiben die Beziehung, als ob sie in der Objektität läge), sondern 1. eine andere Art der Beschreibung der Beziehung ist unmöglich, sie ist anschauungsgemäß, und die Anschauung ist nicht Fiktion, sondern — Anschauung; es gibt freilich eine realische und eine fiktionale Beschreibung, aber diese letztere ist nur insofern fiktionell, als die objektiven Verhältnisse fiktiv (motivisch) gedeutet werden, demnach auch die Beziehung so gedeutet wird; dabei ist aber die „Technik" der Beschreibung immer die gleiche: sie kann nur „an der Objektität" beschrieben werden, diese Tatsache ist anschauungsgemäß. 2. Die Fiktion in dieser Beschreibung ist — abgesehen von der fiktiven Deutung des Objekts — der Glaube, die Subjekt-Objekt-Beziehung läge „tatsächlich" in der Objektität oder doch sie könne nur so beschrieben werden, wie sie zu beschreiben wäre, wenn sie tatsächlich in der Objektität läge. Zu dem ersten Punkt ist zu sagen: die Verlegung der Subjekt-Objekt-Beziehung in die Objektität ist die Aufhebung der menschlichen Anschauung, das Subjekt fällt mit dem Objekt zusammen; oder es liegt die Identifikation des Subjekts mit dem Subjekt-Individuum und des Objekts mit dem Objekt-Individuum vor, — wir wissen aber, daß das Individuum lediglich anschauungsgemäß, d. h. gegenüber dem Subjekt existiert, daß das Subjekt lediglich den Objektpol des Individuums wahrnimmt und das zu diesem Objektpol gehörige Subjekt („sein Subjekt") mit dem anschauenden identisch ist, demnach nicht gesagt werden kann, die Beziehung läge in der Objektität und sonst nirgends. Zum zweiten Punkt ist zu bemerken, daß wir ja nicht wissen können, wie die Beziehung zu beschreiben wäre, wenn sie tatsächlich in der Objektität läge; wir können sie nur beschreiben, wie sie ist, d. h. eben als Subjekt-Objekt-Beziehung, als polaren Gegensatz, nicht wie sie wäre, wenn sie anders wäre, wie sie ist, z. B. wenn sie tatsächlich in der Objektität läge, interpolarer Gegensatz wäre usw., vgl. auch S. 375, 377.

sind in anderer Weise phänomenal nicht vorzufinden, somit erst in der Symbolanalyse erfahrbar. Wie also die Bewegung ist das Denken Schein, dessen Er-scheinung eben das Bewußte, die Aktualität ist.

Die Bewegung ist stets totale, d. h. eigenschaftliche und funktionelle (bald vorwiegend jene, bald vorwiegend diese) Veränderung. Mit der ersten Aktualität ist die Formbestimmtheit gegeben, die Aktualität kann nur Formbestimmtheit sein, sie wird als immer-anders verglichen, unterschieden, und Unterschied kann nur als bestimmte Form existieren. Als unterschieden ist die Aktualität eo ipso Erinnerung an ... eben das Unterschiedene, Verschiedene, Verglichene. Anschauen ist eo ipso vergleichen. Auf „Erinnerung" im engeren Sinne werden wir im § 105 zu sprechen kommen, hier sei darauf aufmerksam gemacht, daß in der Verändertheit die Erinnerung eo ipso gegeben ist, die Verändertheit nur als solche, das Seiende nur als verändert (sensil oder modal oder idealisch) erlebt werden kann, indem die vergangene und künftige Aktualität erinnert werden, d. h. in der Symbolik des Gegenwärtigen vertreten, Symbolkomponenten des Gegenwärtigen, der Aktualität sind. Die Aktualität als Symbol ist die Erinnerung aller möglichen Formbestimmtheiten, der vergangenen und der künftigen, und zwar im phylischen wie im ontischen Sinne.

Mit der Existenz der (zunächst nur sensilen oder modalen) primitiven Aktualität ist also die Symbolik und die Erinnerung gegeben. Die Aktualität kann nur existieren als Formbestimmtheit, und die Formbestimmtheit ist Unterschied, und Unterschied ist Erinnerung. Die Formbestimmtheit trägt alle möglichen Formbestimmtheiten „in sich", nicht, wie gesagt, als präexistente Existenzen, die existieren und zugleich noch nicht oder nicht mehr existieren, die als Kräfte oder differenzierte, eigenmächtige Triebkomponenten usw. in der Aktualität drinsitzen und wirken usw., sondern als Symbolkomponenten, die zusammen als Homogenität, nämlich als Aktualität erscheinen. Das Gegenwärtige ist Erinnerung alles Vergangenen und Künftigen, alles Werdens und Vergehens; es trägt Vergangenheit und Zukunft „im Innern", eben „erinnert", ins Innere aufgenommen. Freilich bedeutet diese Erinnerung nicht die Aufnahme differenzierter Individuen ins Innere eines andern Individuums, das nun gar „sich erinnern" (sich selber aufnehmen) kann, sondern Erinnerung ist Name und Begriff für die Tatsächlichkeit, für das Gegenwärtige als solches, für die objektive Gegenwart*). Das Gegenwärtige ist gegenwärtig nur als Erinnerung, die Formbestimmtheit existiert nur als Erinnerung „an" alle möglichen Formbestimmtheiten, die symbolisch, also homogen in der Aktualität vertreten sind. Das „Innere" der Aktualität ist sie selbst als komplex. In einem andern Sinne ist das Innere das unter der Oberfläche Liegende, und wieder in einem andern Sinne das hinter der Physis Liegende, das Metaphysische. Nun, die intensivsten Zergliederungen des Physischen bringen uns niemals an das Metaphysische, das „Innere der Natur", das Nichts, sondern verbleiben immer im Physischen. Ins Innere eingehen heißt also: in die Symbolik eingehen, in die Homogenität aller Formbestimmtheiten, die sich als Aktualität präsentiert. Hinter der Aktualität ist nicht etwa ein „leerer Raum", in dem die „erinnerten" Existenzen ein existentiales Dasein weiterführen, von dem aus sie wirken, leiten, kontrollieren, das Weltgeschehen eigenwillig beeinflussen könnten, aus dem sie wiederkommen, auferstehen, von neuem geboren werden könnten und so fort, vielmehr ist das Eingehen der Existenz ins Innere der andern lediglich die Objektänderung, die Existenz, die Aktualität ändert sich, die „neue" Aktualität, die neue Formbestimmtheit enthält die vorige als Symbolkomponente, löst sie sozusagen in sich

*) Vgl. die mit den Namen Hysterese, Mneme, Engramm usw. bezeichneten „Gedächtnisspuren". Hier der allgemeine biologische Tatbestand.

auf, so daß sie mit allen andern möglichen Formbestimmtheiten die Homogenität des Symbols ausmacht. Ihre „Wiederkehr" ist auch nur Objektänderung; niemals erscheint dieselbe Aktualität zweimal, die Aktualität ist immer-anders. Die „Wiederkehr" wird zwar sensil und modal erlebt, aber erkannt erst mit der Entwicklung der Begriffssphäre.

Indem so die jeweilige Formbestimmtheit sich in stetiger Reihe in eine andere umwandelt, ist sie Erinnerung, Symbol, und unter den Symbolkomponenten, die die gegenwärtige Formbestimmtheit ausmachen, stehen gewisse der „Ausreifung" zur folgenden Aktualität am nächsten, es existieren nacheinander zwei Aktualitäten als interpolare Gegensatzpartner, die eine Aktualität schließt sich in diesem Sinne an die andere an (diesen Sachverhalt gibt die Formel „Erinnerung an" trefflich wieder), so daß eine aus zwei usw. Aktualitäten bestehende Bewegungsperiode abläuft. Das Ur-Individuum, Eron genannt, polarer Gegensatz Aktualität: Nicht-Aktualität, Objekt: Subjekt, ist so zum „zweieronigen", „mehreronigen" Individuum, zum Eronenkomplex geworden.

So erweist sich das Seiende als bewegt. Die Bewegung an sich ist gleichmäßig-stetiger Ablauf. In der stetigen Reihenfolge der Aktualitäten kann es keine Geschwindigkeitsunterschiede geben. Von diesen kann man nur sprechen, indem man die aufeinander folgenden Aktualitäten der nämlichen Denkzellgruppe, also diese Bewegungsperioden miteinander vergleicht und eine mehr oder minder große Veränderung feststellt. Ich vergleiche z. B. die Blume A, die ich zu zwei Zeiten wahrnehme, mit sich selber und finde, daß sie jetzt frisch, jetzt schon welk ist. Ich vergleiche ebenso die Blume B und finde, daß sie noch frisch ist, während A schon welk ist. Ich sage also: A welkt rascher als B. Dies ein Beispiel der Differenz der eigenschaftlichen Veränderungsgeschwindigkeit. Ferner: ich sehe wiederholt den Wagen W die gleiche Strecke entlangfahren, er braucht das eine Mal fünf, das andere Mal zwei Minuten, ich nehme ihn das eine Mal in gleicher Helligkeit die ganze Strecke entlang, das andere Mal in gleicher Helligkeit am Anfang, in der Mitte und am Ende der Strecke wahr, während er in den Zwischenräumen nur schwachhell oder ganz unaktuell ist, d. h. die (etwa) gleich hellen Aktualitäten sind im ersten Falle eine stetige Reihe, im zweiten Falle von einander ortsverschieden, jedenfalls mehr als im ersten Falle, somit ist die Geschwindigkeit größer als im ersten Falle, und zwar die des Ortswechsels, worin sich besonders die Veränderung der Lagekomponente anzeigt. (Die Lagekomponente ist zusammen mit der Kraft- und der Richtungskomponente die koordinative Symbolkomponente, die das lage-, kraft- und richtungsmäßige Verhältnis der Aktualität zur Vor- und Nach-Aktualität ausmacht; die koordinativen Eronen gehen den Großhirnzellen vom Kleinhirn zu, vgl. § 52.)

Je mehr sich Formbestimmtheiten entwickeln, desto komplizierter werden diese — soeben schematisch aufgezeichneten — Verhältnisse, insbesondere mit Einsetzen und Differenzierung der Funktion der Begriffszellen. Nicht nur daß die Geschwindigkeit innerhalb der einzelnen Denksphäre wechselt, es haben auch die Bewegungen in den Denksphären im Verhältnis zueinander, also der Ablauf der sensilen Aktualitätenreihen im Verhältnis zu dem der modalen oder idealischen verschiedene Geschwindigkeit. Die Geschwindigkeiten werden zunächst nur sensil und modal, erst mit der Entwicklung der Begriffssphäre auch idealisch erlebt, d. h. das Wissen, daß die jetzt erlebte Bewegung verschieden ist von einer vergangenen oder künftigen, liegt in der idealischen Sphäre.

Die Geschwindigkeit als (Bezeichnung für) die Bewegungsdifferenz im Aktualitätenablauf ist nicht eine Fiktion, sondern eine in und mit der Aktualität

anschauungsgemäß gegebene biologische Tatsache, sie ist Schein wie die Bewegung selber. Der Wechsel der Erscheinung ist immer auch scheinbare Ortsveränderung, aber es sieht nicht so aus, als ob die Erscheinung ihren Ort wechselte, sondern sie wechselt ihn anschauungsgemäß scheinbar, augenscheinlich (ohren-, nasen- usw. scheinlich); wir sehen die Erscheinung nicht so an, wie wir sie ansehen würden, wenn sie „wirklich" den Ort wechselte, wir können ja gar nicht die Erscheinung anders anschauen, als wie sie tatsächlich ist, d. h. eben wie wir sie anschauen. Wir können die Erscheinung eben immer nur anschauen, nicht einmal so, wie sie „wirklich" ist, dann einmal so, wie sie „nicht wirklich" oder „unwirklich" ist; die Erscheinung ist doch nichts anderes als das Objekt zum Subjekt, sie kann nicht angeschaut werden — abgesehen davon, daß sie angeschaut wird; sie existiert nicht: einmal unangeschaut, als die „eigentliche vom Subjekt unabhängige, an sich seiende Wirklichkeit", von der ich aber dennoch wissen muß, falls ich diese außeranschauliche und doch gewußte Aktualität mit der andern, der angeschauten vergleiche und die eine oder die andere als „Fiktion" hinstelle, fiktional deute. Die Fiktion gehört zur motivischen Wahrscheinlichkeit, nicht zur Realität, zur Wahrheit. Das Objekt ist unbezweifelbare Wahrheit; nur wer das Objekt motivisch deutet, dem erscheint es fragwürdig, zweifelhaft, dem erscheint auch die Wahrheit zweifelhaft, dem ist die Wahrheit ein motivischer Gegensatz zur Unwahrheit, nur eine spezielle Formel für Zweifel, für den gibt es unwahre Wahrheiten und wahre Unwahrheiten, entsprechend der fiktionalen Wendung: es sieht so aus, als ob es wahr wäre. Das Objekt ist real, ist wahr, echt, gewiß, zuverlässig wie die Anschauung selber. Wer die Anschauung freilich selber zur Fiktion macht, ist Begriffsneurotiker.

Und ebenso wahr und echt wie die Erscheinung ist der Schein. Der Schein trügt, sagt man, aber er trügt nur den, der ihn nicht erkennt, der noch nicht weiß, daß der Schein — eben Schein und noch nicht Erscheinung ist, der den Schein motivisch deutet, nämlich als einen Schelm, der sich verstellt, ein anderer ist, als er „scheint", der sich lustig macht über die dummen Leute, die ihn für ehrlich nehmen, der diese Braven narrt — ein Abkömmling der infantilen Erfahrung, daß die Aktualität ihr Gesicht fortwährend wechselt, und daß allerlei Modales ungreifbar, unerreichbar ist, daß „nicht alle Blütenträume reifen", daß die Assoziation zwischen den einzelnen Denkzellen nicht immer gleichmäßig ist (so daß der Name nicht immer für den gleichen Gegenstand gilt usw.), woraus sich die Lüge als die Differenz der „subjektiven Wahrheit" von der „objektiven Wahrheit", d. h. die Differenz des individuellen Aktualitätenablaufes von dem durchschnittlichen ergibt (s. §§ 67, 78); dann wird der Schein zur Lüge assoziiert. Der Schein ist aber in keinem Sinne eine Lüge, sondern er ist klarer und wahrer Schein, gibt sich ehrlich als solcher zu erkennen und „kann nichts dafür", daß er von den meisten Leuten (allen Motivikern) noch nicht begriffen wird, sondern durchaus zum Schwindler gestempelt werden soll, der so tue, als ob er Erscheinung sei, während er sozusagen den Leuten andauernd zuruft: ich bin weder mit der Fiktion noch mit der Lüge verwandt und verschwägert, ich bin eine biologische Tatsache genau so gut wie die Erscheinung, in die ich eingehen werde, deren Vorstufe ich gewissermaßen bin, und gehöre ebensogut wie die Erscheinung und wie das Subjekt zur anthropoistischen Anschauung.

Es sieht also „nicht so aus, als ob" das Objekt seinen Ort wechsele, sondern dieser Ortswechsel ist Schein, der mit der Objektität gegeben ist, nicht erdichteter Fall, sondern anschauungsgemäß Realität. Mit der Aktualität als Verändertheit ist eo ipso der Ortswechsel gegeben. Veränderung und Ortswechsel fällt zusammen, es gibt keine Veränderung ohne Ortswechsel und keinen Ortswechsel ohne Veränderung. Eine

Aktualitätenreihe, deren einzelne Glieder wenig voneinander abweichen, scheint eine Bewegung von geringerer Geschwindigkeit als eine Aktualitätenfolge von „erheblichen" (erheblich von erheben) Unterschieden. Die Geschwindigkeit kann bis zur Unmerklichkeit gering sein, z. B. bemerken wir die Mondbewegung erst im Wechsel mit kontrastierenden Aktualitäten, z. B. Wolken, wobei die Aktualitätenfolge Wolke — Mond — Wolke — Mond usf. ist und erst nach einer gewissen Entwicklung des idealischen Denkens erkannt wird, daß beide sich bewegen, aber in verschiedener Geschwindigkeit. Die Bewegung eines fliegenden Pfeiles dagegen ist eine Reihe mit sehr großen lokativen Unterschieden der aufeinanderfolgenden Aktualitäten; die Aktualität Pfeilspitze wandelt sich um in die Aktualität Pfeilschaft und diese in die Aktualität Pfeilgefieder, und zwar in unmittelbarem Uebergange von der Spitze zum Schaft und zum Gefieder, so daß Zwischenglieder unbemerkt bleiben; noch geschwinder fliegt der Pfeil, wann ich nur die Spitze und das Gefieder sehe, so daß die Spitze unmittelbar in das Ende übergeht, die aufeinanderfolgenden Aktualitäten also stark different sind.

Die Aktualität wechselt nicht als solche, d. h. unverändert ihren Ort, sondern jede Aenderung ist total. Das Aktuellsein (Bewußtsein) pflanzt sich sozusagen von Denkzelle zu Denkzelle fort. Die Veränderung ist raumzeitlich, findet nach den zwei Dimensionen statt, die wir als Ausdehnung und Dauer beschreiben. Bei all diesen Ausführungen ist die Möglichkeit beiseite gelassen, daß ich z. B. die Augen mitbewege, einen Gegenstand mit den Augen verfolge (§ 89 Anm.); ich gebe hier das Schema der Aktualitätsänderung an, das mutatis mutandis für alle Aenderungen des Objekts als Aktualität der Denkzelle zutrifft. Die Geschwindigkeit einer Bewegung fällt zusammen mit der Differenz des Entwicklungsrhythmus der Symbolkomponenten; die Geschwindigkeit gibt lediglich Bewegungsdifferenzen an, nicht die Bewegung selbst. Der Uebergang der Aktualität in eine neue, die von der vorigen stark kontrastiert, geschieht als geschwindere Bewegung als der Uebergang in eine weniger kontrastierende. Der Kontrast ist bemerkbar, indem die Aktualität Erinnerung ist, und zwar an die nächstvorangegangene und nächstfolgende, darüber hinaus aber auch an alle andern möglichen Aktualitäten überhaupt; Erinnerung ist die Aktualität anschauungsgemäß, als Symbol, als komplex. Die Aktualität vergeht also hier und jetzt und die neue Aktualität ist ebenfalls hier und jetzt, aber der Uebergang der einen in die andere Aktualität ist ein Uebergang raumzeitlicher Art; das Hier und Jetzt ist also verschieden, wie die Aktualität verschieden ist, und mit der Aktualität ist die Zeiträumlichkeit fortwährend im Flusse. Indem die Aktualität Erinnerung ist, liegt in dem Jetzt und Hier auch das Vorige und Künftige, darüber hinaus die Raumzeitlichkeit überhaupt, die ja eben von den Aktualitäten keineswegs als ein Separates unterschieden ist.

In dieser Weise bilden die Aktualitäten gewisse Reihen, die häufiger oder oft ablaufen, und so oft sie ablaufen, gleichmäßig erscheinen. Indem die Aktualität Erinnerung an die nächstliegenden Vor- und Nachaktualitäten ist, erscheint sie als Symbol von Komponenten, die immer wieder oder oft oder selten in gleicher Reihenfolge zur Aktualität „heranreifen", in die Aktualität eintreten. Wir bezeichnen den Uebergang der Aktualität in eine andere als Bewegungsperiode; eine solche Aktualitätenreihe ist demnach eine Bewegungsperiode größeren Umfangs oder höherer Ordnung. Diese ist sozusagen abgegrenzt, von andern Bewegungsperioden unterschieden, indem auf die am „Ende" einer Bewegungsperiode liegende Aktualität eine solche folgt, die nicht mehr zur abgelaufenen Reihe gehört. Eine solche umgrenzte Aktualitätenreihe ist ein assoziatives System, ein Ganzes, ein Individuum „höherer Ordnung", und eine Gruppe solcher im genannten Sinne zusammengehöriger Aktualitätenreihen ist ein noch komplizierteres Individuum. Man kann für diese Komplexe die Be-

zeichnung Individuum beibehalten; das jeweils Wahrgenommene ist doch immer nur das Eron, das Ur-Individuum, die Reihenfolge der Aktualitäten einer individualen Reihe wird nicht als Verlauf wahrgenommen, sondern immer nur die eine Aktualität, dann die andere usf. Das Individuum kann also so kompliziert sein, wie es mag, es ist immer nur präsentiert als Aktualität, als Symbol gewisser „nächstliegender" Komponenten, darüber hinaus aller möglichen Komponenten. Ferner aber ist das kompliziertere Individuum als Begrenztheit individual: von den zugehörigen Aktualitätenreihen darf nichts oder nicht viel fehlen, sonst ist diese Individualität durchbrochen. Das Individuum ist also ein ganz bestimmter Komplex, der nicht mit einem Male, sondern als Reihenfolge der zugehörigen Aktualitäten wahrgenommen wird. Wir nennen schon die einzelne Formbestimmtheit individualspezifisch, die zu einem Individuum höherer Ordnung gehörigen Formbestimmtheiten sind es auch im Sinne dieser Individualität. Mehrere oder viele dieser Individuen höherer Ordnung gruppieren wir weiterhin zur Familie, Sippe, zum Stamm, zum Volk, zur Art usw., oder zur Zelle, zum Zellstaat des Organs oder des Organismus, oder zum Elektron, Atom, Molekül, kurz zu Eronenkomplexen der verschiedensten „Größe", wobei wir immer eingedenk bleiben, daß sämtliche Individual- oder Artgrößen vorgestellt werden als die jeweilige Aktualität, in der alle zu einem Individuum gehörigen, also in der ganzheitlichen Reihe auftretenden Formbestimmtheiten nicht als individuale Existenzen, sondern symbolisch vertreten sind. Die innerhalb der höheren Gruppe „Art" auftretenden typischen Formbestimmtheiten rechnen wir zur Artspezifität.

Individual- wie artspezifisch ist auch der Rhythmus, womit ich die spezifische Entwicklungsgeschwindigkeit der Symbolkomponenten zur Aktualität bezeichne, also den spezifischen raumzeitlichen Ablauf der Bewegungsperioden, die Geschwindigkeit der Reflexabläufe.

Die Formspezifität der Individuen, angefangen vom Ur- bis zum kompliziertesten Individuum, ist natürlich nicht mit der dafür gültigen Bezeichnung identisch. Die Beschreibung (Phänomenologie) ist nicht mit dem Beschriebenen (Phänomen) zu verwechseln (§ 87). Die Bezeichnungen sind Wörter, und zwar Gegenstände oder Begriffe und als solche formspezifisch; aber das Wort grün ist von der Farbe grün zu unterscheiden. Daß der Deutsche diese Farbe, die eine optische modale Aktualität ist, mit grün, der Franzose mit verde, der Engländer mit green, der Lateiner mit viridis usw. bezeichnet, d. h. mit dieser akustischen Aktualität assoziiert, ist eine Tatsache der Gruppenspezifität. Die Formbestimmtheit ist, wie sie ist; wie sie entstanden ist, haben wir kurz dargelegt: ihre Entstehung ist ein biologischer Vorgang, und die Frage, warum sie so sei und nicht anders, warum es überhaupt Unterschiede gebe, ist wie jede Frage motivisch und führt ohne weiteres in die infantilen und juvenilen Ringelreihen von Zweifeln, in dessen Wirbeln das Objekt schließlich gar selber verschwindet.

§ 89. Interindividuelles Verhältnis. Veränderung als Aufnahme und Abgabe. Präzision. Entfernung des Gefühls, des Gegenstandes, des Begriffes. Beständigkeit der Begriffe. Unendlichkeit, Ewigkeit

Die Reihenfolge der Bewegungsperioden ist das interindividuelle Verhältnis oder das interindividuelle Verhalten, die interpolare Gegensätzlichkeit. Wir beschreiben also die interindividuellen Verhältnisse (§ 15) als das Nacheinander von Bewegungsperioden und ihren Veränderungen; jede kürzere oder längere Bewegungsperiode ist ein Individuum von entsprechender Ausdehnung und ändert sich fortwährend, wie ja auch die Formbestimmtheit nie zweimal als dieselbe

erscheint. Die Individuen sind Eronenkomplexe kleineren oder größeren Umfangs, und ihre Veränderung, das ist eben ihr Verhalten, besteht in einer Verlängerung oder Verkürzung der spezifischen Bewegungsperiode sowie in der Veränderung der einzelnen beteiligten Formbestimmtheiten innerhalb einer spezifischen Grenze; geht die Veränderung über diese Grenze hinaus, hört das Individuum auf zu existieren, statt dessen bilden sich andere Individuen, andere Aktualitätenreihen, andere Bewegungsperioden. Das Individuum ist also (beschreibungsgemäß) eine Gruppe von Aktualitäten, die der Zahl und der Anordnung nach spezifisch sind, und indem diese Gruppe und ihre Komponenten sich fortwährend ändern, ist das Individuum immer nur mit sich selbst identisch und nie zweimal dasselbe. Die Veränderung beschreiben wir als Aufnahme und Abgabe von Eronen oder Eronenkomplexen, wissen dabei aber, daß Aufnahme und Abgabe die Aenderung bestimmter Aktualitätenabläufe (die eben die Individuen ausmachen) ist, daß der Aktualitätenablauf in der Aenderung der Aktualität (die immer-anders ist) und diese wiederum im Eingehen von Symbolkomponenten in die Aktualität besteht; die Symbolkomponenten sind nicht individuale Existenzen in der Existenz, der Aktualität, sondern Noch-nicht- und Nicht-mehr-Seiendes, das erst aus der Schein-Existenz zur Existenz wird, indem die Existenz, die Aktualität sich ändert. Die Aktualität ist Erinnerung zunächst an die benachbarten Vor- und Nach-Aktualitäten; diese sind in der Aktualität symbolisch vertreten (mit allen andern möglichen Aktualitäten), und eben als Symbol ist die Aktualität Erinnerung, so daß wir die Vor- und Nach-Aktualitäten als solche gewesenen und künftigen Aktualitäten beschreiben können, nicht aber als Symbolkomponenten, die im Symbol eine selbständige, individuale Existenz führen, was mit dem Wesen der Symbolkomponenten und des Symbols sich nicht verträgt. Die Aktualität ist nicht eine mosaikartige Zusammengesetztheit, nicht ein Aggregat von Teilen, sondern biologisch-phänomenale Homogenität; wir beschreiben also nicht die Teile der Aktualität, sondern diese Aktualität selbst im Flusse ihrer fortwährenden Veränderung; diese Beschreibung ist eben Symbolanalyse im realischen Sinne. Ich beschreibe nicht, als ob die Aktualität aus diversen Teilen zusammengesetzt wäre und ich diese einzeln als zugleich existierend beschreiben könnte (die Aktualität ist ja Symbol), sondern ich beschreibe die Aktualität als immer-anders, die Reihenfolge von Aktualitäten als solche, die alsdann in das Symbol eingehen. Die erstere Art der Beschreibung ist die fiktionelle, insofern der so Beschreibende meint, es sei überhaupt möglich, so zu beschreiben, wie beschrieben werden müßte, wenn die Aktualität aus einzelnen Teilen bestünde, die zugleich nebeneinander existierten; und weiterhin fiktionell insofern, als der Beschreibende meint, die Aktualität sei von ihren Teilen (oder überhaupt) bedingt oder gewirkt und überdies wirkten die einzelnen Teile als Individuen in der Aktualität aufeinander kausal oder konditional oder teleologisch ein. Wir erkennen dagegen, daß in Wahrheit jede Beschreibung aus Aktualitätenreihen besteht und Aktualitätenreihen entspricht, daß aber der motivische Mensch glaubt, er beschriebe etwas anderes und anders, als er eigentlich beschreibt, womit eben die Fiktion in die Beschreibung hineinkommt. (Hierzu p. 371 Fußnote.)

Die Aufnahme und Abgabe von Eronen und Eronenkomplexen bedeutet nicht, daß solche Teile in die Aktualität ein- oder aus ihr austreten, daß die Veränderung der Aktualität sich derart abspiele, daß ihr Bestand an Komponenten gemehrt oder gemindert werde; die Aktualität ist immer Symbol sämtlicher überhaupt möglichen Vor- und Nach-Aktualitäten, das Gegenwärtige ist immer Symbol alles Vergangenen und Künftigen. Die Aufnahme und Abgabe von Eronen ist vielmehr lediglich die Veränderung der Bewegungsperioden, der erfahrungsgemäß abgegrenzten Aktualitätenreihen, der „Ganzen", und zwar des Objektischen am Individuum oder an den Individuen, nicht des

Subjekts als polaren Gegensatzpartners. Die Aktualitätenreihen sind im Wachzustande des Menschen an ihren Termini ebensowenig zu Ende, wie das Land am Terminus, die Zeit am Termin zu Ende ist; und die Aktualität bleibt stets Symbol sämtlichen Vergangenen und Künftigen; die Abgrenzung, die Individuation im „höheren" Sinne ist lediglich Erfahrungssache, insofern (motivische oder realische) Wahrscheinlichkeit. Mit Aufnahme und Abgabe ist also das interindividuelle Verhalten, die Veränderung der Individuen, genauer des Physischen der Individuen, nicht der Subjekt-Objekt-Beziehung als solcher und nicht des Psychischen als des polaren Gegensatzpartners, mit dem zusammen das Physische das Individuum bildet, gemeint.

Die Präzision*) ist eine „Funktion" der Entfernung. Je näher die Aktualität liegt, desto schärfer ist sie umgrenzt, und ebenso das Individuum, die spezifische Aktualitätenreihe. Die Entfernung entspricht dem Grade der Gefühligkeit, damit zugleich der Anzahl der das Individuum ausmachenden Aktualitäten.

Das Gefühl selber ist sozusagen am stärksten gefühlig, es liegt also am nächsten, es wird ins Innere des Ich-Individuums oder doch nicht über die Oberfläche als die Abgrenzung des Individuums hinaus lokalisiert, mein Hunger kann nicht außerhalb von „mir" liegen, meine Angst ist nicht deine Angst, mein Schmerz liegt nicht dort in der Zimmerecke usf. Der Fötus lebt überhaupt nur in der Gefühlswelt, sie ist lokalisatorisch mit seiner Persönlichkeit identisch, die Welt der Gegenstände ist ihm noch nicht aufgegangen. Die Intensitäten der Gefühle entsprechen den Funktionsintensitäten der sympathisch-sensilen Reflexsysteme, die Extensitäten entsprechen der Zahl der aktuell funktionierenden Gefühlszellen, sind also engere oder weitere Begrenztheiten von Gefühlsreihen (Gefühlsindividuen).

Die Lokalisation der Gefühle ist beim Fötus-Kleinkind noch chaotisch unsicher, sie wird mit zunehmender Differenzierung präziser, wie ja auch die Gefühle präziser werden. So gruppieren sich die Gefühle nach den Organen, denen sie zugeordnet, in die sie lokalisiert sind. Magenhunger z. B. ist Aktualitätenreihe von spezifischen Gefühlszellen, die zu sympathischen Reflexsystemen gehören, die dem Magen zugeordnet sind (gastrale Hungerreflexsysteme). Wir sprechen ferner von Lungenangst, Kopfschmerz, Herzenstrauer, Genitalfreude usw. Die Hungergefühle sind in die weitrunden, die Angstgefühle in die engrunden, die Schmerzgefühle in die schrägen, die Trauergefühle in die kurz-geraden, die Freudegefühle in die lang-geraden Anordnungen (Muskelzellen usw.) lokalisiert und finden dort ihren Ausdruck (Kontraktionen). Die Lokalisation = anschauungsgemäße Entfernung ist nicht etwa Wirkung eines „psychischen Aktes" oder dgl., sondern eine rein biologische Tatsache, die mit der Spezifität der Aktualität gegeben ist. Die Intensitäts- oder Helligkeitsgrade der Gefühle „bestimmen" nicht die Lokalisation, diese entspricht der Ferne oder Nähe der Gefühle als solcher zur Gegenständlichkeit; diese Ferne oder Nähe ist aber am Gefühl selber unmerklich, wir müssen uns mit der Feststellung der lokalisatorischen Ferne oder Nähe begnügen. Die Gefühle sind die „Innenwelt", sie grenzt an die „Außenwelt", wie gemeinhin die Gegenständlichkeit — nach dem optischen Sinnesbezirk — genannt wird, doch überschneiden sich beide „Welten" vielfältig, so sind manche akustische, taktile, thermische Aktualitäten binnenlokalisiert, dazu die Geruchs-, Geschmacks-, Lage-, Kraft- und Richtungsaktualitäten überhaupt, diese räumliche „Kongruenz" besagt aber nicht, daß die binnenlokalisierten gegenständlichen Aktualitäten Teile der Innenwelt, also der Gefühlswelt wären.

*) Präzision ist nicht mit Helligkeit zu verwechseln. S. § 95.

Im Gegensatz zu den Gefühlen, die innerhalb der Grenzen des Organismus ihre örtliche Bestimmtheit haben, sind die Gefühle der Oberfläche, der Grenze gegen die „Außenwelt", der Gegenständlichkeit dicht benachbart; die Grenze des Organismus ist die Linie der weitestentfernten Gefühle oder der nächstliegenden Gegenstände. Wir begegnen da zunächst den Tastgefühlen und Tastgegenständen. Tasten wird oft als Fühlen bezeichnet, indes ist das Tasten eine Sinneswahrnehmung wie das Sehen, Hören, Schmecken, Riechen, ist also die Funktion eines Sinnesorgans, dessen Rindenzentrum eine sensile, modale und idealische Sphäre aufweist. Das Tastgefühl ist also die sensile Aktualität dieses Zentrums, so wie man auch von einem Seh- oder Hörgefühl usw. sprechen muß, d. h. es ist Hunger-, Angst-, Schmerz-, Trauer-, Freudegefühl, und diese Gefühle sind ja auch einzeln oder interferierend beim Tasten der verschiedenen Gegenstände (z. B. Berührungshunger, -angst usw.) bewußt. Das, was man gemeinhin Tastgefühl nennt, ist nicht die sensile Aktualität, sondern die modale, der Tastgegenstand. Wir wissen, daß sich die modale Zelle genetisch an die sensile anschließt, daß in diesem Sinne der Gegenstand sich gewissermaßen aus dem zugehörigen Gefühl entwickelt. Die taktile modale Aktualität darf also ebensowenig „Tastgefühl" heißen, wie der optische Gegenstand „Sehgefühl" heißt. Die Bezeichnung des taktilen Gegenstandes als Gefühl ist aber eingebürgert, indem man verschiedene Arten Gefühle unterscheidet, nämlich das Tast,- Temperatur-, Druck- usw. Gefühl von den sogenannten Allgemeingefühlen Hunger, Angst usw., und indem man weiterhin glaubt, es gäbe taktile Gegenstände abgesehen vom Tasten, also erst sei der Gegenstand da und dann würde er getastet, während realiter der taktile Gegenstand lediglich als taktile modale Aktualität existiert. Die Verwandtschaft des Tastens mit dem kutanen Schmerzgefühl macht weiterhin verständlich, daß man den Tastsinn mit Tastgefühl identifiziert *). Dieser Sachverhalt, auf den ich ja schon früher aufmerksam gemacht habe (§ 38), zeigt deutlich den Uebergangscharakter der Tastfunktion vom Gefühl als innenlokalisiertem Objekt zum Gegenstand als außenlokalisiertem Objekt, das also vom Subjekt weiter entfernt ist, und lediglich von diesen Entfernungsgraden ist hier die Rede.

*) Es besteht die Auffassung, daß sich alle Sinne aus dem Tastsinn entwickelt haben, dieser sei für den Fötus und das Kleinkind die Hauptsache, die übrigen Sinnesorgane seien Differenzierungen der Haut als des Tastorgans, z. B. das Sehen geschehe durch Lichtdruck, das Hören durch Luftdruck (auf das Trommelfell usw.), die kinästhetischen Wahrnehmungen (§ 52) durch Druck der Gelenkflächen auf einander — usf. Wie freilich die verschiedenen Wahrnehmungen, die Wahrnehmung überhaupt zustandekommen, bleibt „das ewige Rätsel", doch hat die gen. Auffassung insofern etwas Richtiges an sich, als die aufzunehmenden Eronen die peripheren Empfangsapparate der sensibeln Strecken der Reflexsysteme natürlich berühren, — anders ist ihre Aufnahme nicht zu denken und zu beschreiben; diese Aufnahme geschieht unbewußt (bewußt ist immer nur die Aktualität der Denkzelle!), aber wollen wir unbewußte Vorgänge beschreiben, so beschreiben wir allemal bewußte Vorgänge als vergangen oder künftig, jetzt also unbewußt (das Unbewußte an sich ist unbeschreibbar), wir können also die Eronenaufnahme (usw.) nur nach den bewußten optischen Wahrnehmungen von der Struktur der Reflexsysteme und ihrer Funktion beschreiben, und diese Wahrnehmungen enthalten symbolisch auch die Berührungen der benachbarten, also jeweils im Verhältnis stehenden Eronen. Diese Beschreibungstatsache berechtigt aber nicht zu der Annahme, daß alle Sinne Differenzierungen des Tastsinnes seien, es also „eigentlich" nur diesen gebe. Alle Organe sind ja Differenzierungen, nämlich der Keimzelle, und sie sind doch eben different, nach Eigenschaften und Funktionen verschieden. Daß sich also Auge und Ohr an bestimmten Stellen der embryonalen Oberfläche „anlegen", beweist nicht ihre Herkunft von „Haut" als Tastorgan, sondern beweist, daß gewisse Gruppen von Epithelzellen so-spezifisch sind, daß sich aus ihnen Auge bzw. Ohr entwickeln, daß sie also „Augen-" bzw. „Ohranlage" und hierin von den übrigen Epithelzellen verschieden sind. (Uebrigens sind embryonale Zellen in ihren Frühstadien so chaotisch, daß sie in gewissem Maße vertauschbar sind, vgl. *Hans Spemanns* Untersuchungen). — Die Annahme, daß alle Sinne dem taktilen entstammen, ist ebenso irrig wie die andere, daß alle Sinne „Funktionen" der optischen Welt, der „Außenwelt" seien. Realiter ist jeder Sinnesbezirk autochthon und nur eben mit den anderen assoziiert.

Die Tast-, Druck-, Temperatur- usw. Aktualität kann im lokalisatorischen Sinne z. B. in Schmerz übergehen, das modale taktile Objekt abgelöst werden vom sensilen Objekt, das ebenfalls an die Oberfläche lokalisiert wird; dieses sensile Objekt liegt in der taktilen Sphäre, aber die zuleitenden Nervenfasern sind andere (sympathische) wie die sensibeln Nerven, die die Tast- oder Wärme- oder Kälteeronen zentripetal führen. Von diesem „oberflächlichen" Schmerz (Eindringen ins Innere usw.) sowie dem Temperaturschmerz (Verbrennung durch Hitze oder Kälte) ist der „innere Schmerz" lokalisatorisch zu unterscheiden; er wird ins Herz, in den Kopf, in die Eingeweide des Bauches, in einzelne Nervenstämme usw. lokalisiert, ist aber seinem Wesen nach immer das einer Schwelle und ihrer Ueberschreitung entsprechende Gefühl wie auch der „äußere Schmerz". Der sogenannte „seelische Schmerz" ist ein profuses Uebergangsgefühl, gilt aber auch gemeinhin als synonym mit Trauergefühl, und dieses schließt sich ja in der Gefühlsreihe an den Schmerz an, kann aber auch auf traurige (d. i. trauergefühlige) gegenständliche oder begriffliche Erlebnisse folgen, ohne daß aktuelles Schmerzgefühl vorangegangen ist, kann mehr oder minder schmerzhaltig sein usw.

Die modalen Aktualitäten liegen, wie die psychobiologische Analyse stets erkennen läßt, genetisch mehr oder weniger weit von der sensilen Sphäre entfernt, sind entsprechend weniger oder mehr gefühlig. Die der sensilen Sphäre nächstliegenden Zellen sind die in der ontischen (und phylischen) Entwicklung frühestaktuellen. Die Gegenstände und Individuen der Kindheit sind die gefühligsten auch noch im späteren Alter; die Aktualitäten der sich später differenzierenden modalen Zellen sind in abnehmendem Grade gefühlig. Diese Gegenstände liegen dem Ich nicht so nahe wie die Gegenstände der Kindheit. Je mehr der Mensch heranwächst, desto mehr erweitert sich seine Lebenssphäre, desto weiter rücken die Gegenstände von ihm ab; die nächstliegenden sind und bleiben die ehemals infantilen, die gefühligsten Gegenstände und Individuen. Wir wissen, sämtliche Gegenstände sind „Abkömmlinge" der Urgegenstände Rund und Gerade, indem sich die modalen Zellen differenzieren und genetisch aneinander anschließen; die Urformen finden wir also in allen Gegenständen, diese sind Symbole der Urformen (der Urform und ihres interpolaren Gegensatzpartners), wie die Urformen Symbole aller möglichen Formen sind. Alle Gegenstände sind gehöhlt, gerundet usw. und (oder) gestreckt, eckig, vorragend usw., weiblich und (oder) männlich; bisexuell im Sinne der polaren Gegensätzlichkeit sind sie immer. Sie sind aber verschieden und verschieden stark gefühlig, und mit der Gefühligkeit ist die Entfernung der verschiedenen Gegenstände gegeben. Worauf ich „den größten Wert lege", was mir am liebsten ist, was ich nicht aus den Augen lasse, meine nächste Umgebung usw. — „steht mir am nächsten", d. h. ist am gefühligsten. Die Differenzierung der Gegenstände fällt zusammen mit der Differenz der Gefühligkeit, unter allen Gegenständen sind aber die frühest entwickelten „bevorzugt", und die „Auswahl", die ich für meine engste Umgebung unter Dingen und Personen treffe, geschieht immer derart, daß die „gewählten" Individuen von den ehemals infantilen Individuen am wenigsten weit entfernt, ihnen der Gefühligkeit nach am ähnlichsten sind. Realiter gesagt, „wähle" ich ja nicht, sondern bin immer „ohne mein Zutun", „von selbst" am nächsten umgeben von den gefühligsten Individuen, die von mir als die nächsten wahrgenommenen Individuen sind unter allen Umständen die stärkstgefühligen, mag das Gefühl Hunger oder Haß oder Neid oder Aerger oder Angst oder Schmerz usw. sein. Auf die Art der Gefühligkeit kommt es hierbei nicht an, nur auf den Grad: jemand kann seine „nächsten" Angehörigen oder den einen oder andern ersehnen oder hassen, die Stärke der Gefühligkeit dieser Personen ist in der Nähe oder Entfernung offenbar. Zwei Eheleute, die sich ständig zanken und dennoch zusammenbleiben, bekunden damit die Art und die Stärke ihrer

Gefühligkeit. Die Gefühligkeit wechselt mit dem Gegenstand; die Denkzellen verändern sich biologisch fortwährend, das „Liebesobjekt" kann jetzt ein anderes sein als vordem, aber immer steht es hinsichtlich der Gefühligkeit den ehemals infantilen Individuen nahe, und je mehr es diesen nahe steht, desto stärker ist die Gefühlsbindung, desto weniger ist es vom Ich entfernt. Dem König in Thule, dem sterbend seine Buhle einen goldenen Becher (Symbol ihrer Weiblichkeit) gab und dem nichts über diesen Becher ging, gleichen wir alle: der Ursprung, der Mutterleib, die natura-materia-mater, die Urform bleibt unser Leben lang unvergessen, ja ist in allen Symbolen Thema der Forschung und Wissenschaft, und unter allen Gegenständen und Individuen sind uns diejenigen die nächsten und gefühligsten, die der Urform und ihrem interpolaren Gegensatzpartner am „nächsten verwandt", die Aktualitäten der den sensilen Zellen (genetisch-funktionell) am dichtesten benachbarten Denkzellen sind. Das begriffliche Denken braucht davon allerdings nichts zu wissen.

Die Aktualität ist immer nur mit sich selbst identisch. Indem sie sich ändert, ändert sich ihre Gefühligkeit und ihre Entfernung vom Subjekt. Es ändern sich also auch die zu einer Bewegungsperiode, einem Individuum höherer Ordnung gehörigen Aktualitäten fortwährend, d. h. der Ablauf der Aktualitätsänderung ist nie zweimal derselbe, sondern jedesmal anders. Die Abweichungen des Ablaufes können allerdings sehr gering sein, so daß die Bewegungsperiode, das Individuum so und so oft zwar nicht als dasselbe, aber doch als das gleiche, genauer als das analogische *) erscheint. Entsprechend ändert sich auch die Gefühligkeit und die Entfernung. Die Entfernung wechselt also in Uebereinstimmung mit der Gefühligkeit, mit der Aktualität. Ein Individuum I, das mir jetzt nahe ist, ist nicht dasselbe wie ein gleiches oder analogisches Individuum I′, das mir ferner steht. In der Gegenwart ist immer nur ein Bewußtes da; das Individuum I geht dem Individuum I′ zeiträumlich voran, I braucht von I′ nur wenig verschieden zu sein, so wenig, daß es am gleichen Orte erscheint, also gleichgefühlig ist. Dennoch sind geringe Differenzen da, indem I von I′ überhaupt unterschieden wird. Die Unterschiede können aber auch erheblicher sein, es erscheint dann I′ näher oder entfernter als I, mehr oder minder gefühlig. Der Ablauf der Aenderung ist die Annäherung oder Abrückung des Objektes. Je näher das Objekt in jeder Gegenwart liegt, desto präziser ist es; es fällt auch die Präzision, die Schärfe der Abgrenzung mit der Gefühligkeit zusammen, d. h. in jeder Gegenwart ist das gefühligste Objekt auch das schärfstumgrenzte, schärfstbestimmte. Dabei ist das nächste Objekt des Erwachsenen präziser als das nächste Objekt des Kleinkindes usw. Die Präzision ist immer in Uebereinstimmung mit der jeweiligen Entwicklungsstufe.

Für den naiven Verstand ist ein zehn Meter entferntes Haus dasselbe wie das gleiche Haus hundert Meter entfernt. Beide Individuen sind indes realiter entsprechend ihrer Entfernungsdifferenz von einander verschieden. Die Entfernung und ihr Wechsel, die Raumzeitlichkeit überhaupt ist objektiv; das Subjekt ist das Nicht-Räumliche und das Nicht-Zeitliche, das Nicht-Bewegliche. Das Objekt ist mit dem Bewegten identisch; auch am Ich-Individuum ist nur das Objekt, nicht das Subjekt beweglich. Daß das Ich-Individuum sich z. B. auf ein Haus zu- oder von ihm wegbewegt, ist Reihenfolge von Aktualitäten, die wir nach Bewegungsperioden abgrenzen, wohl wissend, daß Bewegung der mit der Aktualität, der Erscheinung gegebene Schein ist. Das Haus kann nicht vom Subjekt zehn Meter und zugleich hundert Meter entfernt sein, die Reihe von Aktualitäten, die den Uebergang von zehn zu hundert Meter ausmachen, ist die Bewegung,

*) Ich gebrauche „gleich", „ähnlich" und „analogisch" synonym und unterscheide diese Begriffe von „der-, die-, dasselbe", „gleich" ist immer nur „in einem sehr hohen Grade ähnlich."

und die lokative Entfernung (Nähe oder Ferne) etwa gleichheller kinästhetischer Aktualitäten (Lagepunkte) gibt die Geschwindigkeit dieser Bewegung an (vergl. hierzu § 88). Entsprechend der größeren Entfernung ist die Gefühligkeit geringer, das Haus ist in hundert Meter Entfernung immer noch ein Haus, aber ein anderes wie das zehn Meter entfernte, das ja nun als modales Individuum nicht mehr da ist*).

Die Anzahl der Aktualitäten, die das hundert Meter entfernte Haus ausmachen, ist kleiner als die der Aktualitäten, die das zehn Meter entfernte Haus abgrenzen. In der Nähe nehme ich viel mehr „Einzelheiten" am Hause wahr als in der Ferne, und ist die Entfernung noch geringer, so sehe ich das Haus als Individuum überhaupt nicht mehr, sondern einen „Teil"; dieser Teil ist ein assoziatives System, eine Bewegungsperiode, die mit andern assoziativen Systemen verbunden ist, und zwar mit analogischen; erst der Ablauf dieser Systeme läßt den Teil als zum Hause, dem Individuum höherer Ordnung gehörig erscheinen. Je entfernter das Haus, desto weniger Aktualitäten gehören zu diesem Individuum, es erscheint somit kleiner als das aus einer größeren Anzahl von Aktualitäten bestehende nähere Individuum. An diesem Aktualitätenwechsel ist die Begriffssphäre mitbeteiligt; zwar ist jede Aktualität, wie wir gesehen haben, Erinnerung, aber die Tatsache, daß ich das weiß, daß ich das nähere Objekt mit dem analogischen entfernteren vergleichen kann, obwohl doch modal immer nur eines vorhanden ist, ist die idealische Beteiligung an der Differenzierung der Entfernung; diese idealische Beteiligung habe ich bisher außer Betracht gelassen, habe lediglich die modale Aktualitätsänderung im Sinne unsers Themas erörtert, wie sie sich vor der Entwicklung der idealischen Sphäre und in gewissen Zuständen vollzieht, bei denen die idealische Sphäre unaktuell ist (gewisse Rauschgrade, gewisse Stadien der Hypnose, gewisse Etappen des Einschlafens und des Erwachens, Angstzustände, gewisse Stufen von Gehirnerkrankungen einschließlich Psychosen).

Entfernung und ihr Wechsel ist S c h e i n **), ebenso wie Bewegung und Geschwindigkeit, die in und mit der Erscheinung anschauungsgemäß gegebene Aenderung Schein (nicht aber Fiktion) ist. Je weniger gefühlig die Gegenstände sind, desto weiter abgerückt vom Subjekt erscheinen sie, bis die Grenze des „Gesichtskreises", des modalen Horizontes, der Außenwelt erreicht ist und die Gegenständlichkeit ein Ende findet. Dieses Ende ist der Uebergang in die idealische Welt, die jenseits der modalen Entfernung und somit im „J e n s e i t s" liegt, zu deren Zeiträumlichkeit die U n e n d l i c h k e i t und E w i g k e i t gehört.

Die Begriffe der ersten Zone, die noch relativ gegenständig sind, haben noch einen Schimmer von modaler Zeiträumlichkeit. Der Begriff „dieses Haus" schwebt mir noch vor als eine Art schattenhaftes Gebilde, eine Art leibhaftige Erinnerung an den modalen Gegenstand, als eine Art Bild, als I d e e. Dieser modale „Rest" ist in den Begriffen der zweiten und der dritten Zone kaum mehr bemerkbar, ebenso wie die Gefühligkeit

*) Die Gefühligkeit ist der Wert (§ 73). Viele Dinge haben aber bei verschiedenen Entfernungen den gleichen Wert, z. B. Goldmünzen. Diese Werte sind Gemeinwerte, die sich aus vielen Vergleichen der individuellen (persönlichen) Gefühligkeitsgrade ergeben und kürzere oder längere Zeit (Konjunktur, Angebot und Nachfrage) gleich bleiben.

**) Damit ist nicht etwa gesagt, daß die Gegenstände tatsächlich nicht entfernt seien, und daß wir sie nur so anschauten, als ob sie entfernt seien, d. h. so anschauten, wie wir sie anschauen würden, wenn sie tatsächlich entfernt wären. Die Entfernung ist eine anschauungsgemäße Tatsache, und es gibt keine Möglichkeit, das Objekt anders als zeiträumlich anzuschauen. Auch der Schein ist anschauungsgemäße Tatsache. Die Entfernung ist insofern Schein, als sie, als solche unwahrnehmbar, unseiend, lediglich in und mit der Aktualität, der zeiträumlichen Bestimmtheit, dem Symbol der Zeiträumlichkeit „gegeben" ist. Vgl. § 85.

der Begriffe nur noch ganz gering ist. Der Begriff „Haus" als homogene Darstellung mehrerer oder vieler oder aller Häuser, der „Typus Haus", das „Haus überhaupt" oder wie man auch sagt: „das Haus an sich" und weiterhin „das Haussein", die „Hausheit" usw. sind Objekte von idealischer Zeiträumlichkeit, sind Vorstellungen inmitten anderer idealischer Aktualitäten, sind Symbole der zeiträumlichen Unterschiede, die werden und vergehen, deren Bewegungsperioden aber von den sensilen und den modalen darin abweichen, daß sie zumeist (s. § 106) in einer sehr viel geringeren (bis unmerklichen) Veränderungsgeschwindigkeit (§ 88) sich vollziehen. Die Begriffe der einzelnen Zonen sind in einem von der ersten zur dritten Zone zunehmenden Grade beständig, ebenso die Begriffsreihen, aus denen die Begriffsindividuen bestehen. Diese Beständigkeit ist aber nicht Unveränderlichkeit, sondern lediglich ein langsamerer Ablauf der Veränderung, d. h. eine so geringe Verändertheit der aufeinander folgenden Aktualitäten, daß sie, sooft sie da sind, der erinnerten idealischen Voraktualität „aufs Haar" gleichen. So oft also der Begriffstypus „Haus" z. B. der zweiten Zone aktuell ist, erscheint er fast derselbe wie der letztmalige aktuelle Begriff „Haus", und dieses „fast" ist eine äußerst geringe Größe. Und ebenso sind die Abläufe größerer Begriffsindividuen entsprechend den assoziativen Systemen von relativ hoher Beständigkeit. Der höchste Grad dieser relativen Beständigkeit, wie er den Begriffen der dritten (innersten) Zone und besonders den Endbegriffen zu eigen, ist zeiträumlich bezeichnet die Ewigkeit und Unendlichkeit.

Diese Wörter und die damit bezeichnete zeiträumliche Eigentümlichkeit der Begriffe gehören zur menschlichen Anschauung — wie es ja überhaupt kein „Außerhalb der menschlichen Anschauung" gibt. Alle Erlebnisse, d. h. Hunger-Angst-Schmerz-Trauer-Freudereihen sind „endlich", haben Anfang und Ende; für sie können jene Wörter nicht gelten, sie können nur die „Unvergänglichkeit" der Begriffe, speziell der Endbegriffe bezeichnen, zu denen ja auch der Gottesbegriff, der Inbegriff alles Väterlichen gehört. Im dämonistischen Denken werden diese Wörter zur Beschreibung des Metaphysischen verwendet: die Gottheit ist ewig und unendlich, der Geist, das Geistige, die Seele usw., kurz das Jenseits und das Jenseitige. Es versteht sich aus der biologischen Beschaffenheit der Begriffe, bes. der Endbegriffe, ihrer vagen Verschwommenheit, die an Chaotisches*) erinnert, daß sie besonders geeignet sind, dämonistisch gedeutet zu werden; sie gelten als geistig, Geister, als das spirituelle Wesen, die Quintessenz der materiellen (gegenständlichen) Welt, auch als Schöpfer „dieser" Welt, die etwa nur ein vergänglicher, ja wertloser Abglanz der „ewigen Idee" sei (Platons Ideenlehre, Ideokratie) usw.; vgl. § 81. Realiter sind, wie gesagt, die gegenständlichen Individuen als solche „vergänglich", d. h. werden und sterben, sind rascher veränderlich als die begrifflichen Individuen (auf dieser biologischen Tatsache beruht das Wiedererkennen, § 90), aber auch die Begriffe, die Ideen gehen mit dem Gehirn, das sie denkt, zugrunde, ja schon mit seiner Begriffssphäre. Und die Begriffe, also die Erinnerungen schließen sich genetisch-assoziativ immer an die Gegenstände an, niemals umgekehrt, und die Fiktion eines metaphysisch-kausalen Zusammenhanges entfällt, es entfällt auch die Fiktion und der Irrtum, man könne einen Begriff in der Gegenständlichkeit vorfinden und somit die

*) Im Chaos gibt es (noch) keine Unterschiede, auch keine zeiträumlichen; alle späteren Differenzierungen (differre aufteilen, sich unterscheiden) sind impliziert. Will man auf das Chaos, die Alleinheit überhaupt Raum- und Zeitbegriffe anwenden, so kann man auch da von Unendlichkeit und Ewigkeit sprechen, so lange eben das Chaos besteht. Das Chaos ist das schöpferische „Geistige" — wie die Gottheit als Endbegriff (Gott = Inbegriff alles Väterlichen), die nun auch nach jenem, sozusagen amtstitelmäßig, bezeichnet wird: als Alleinheit, Allmacht, Allgegenwart, Allwissenheit, Allweisheit usw., so auch als Unendlichkeit und Ewigkeit (vgl. Ew. Hoheit, Ew. Majestät usw.). S. 336 Fn., 363 Fn.

Wörter Ewigkeit und Unendlichkeit auch auf die Gegenständlichkeit (im allgemeinen oder im einzelnen) anwenden. Das Wort „Jenseits" gibt realiter auch nichts weiter an als einen Unterschied der Erscheinungsformen, die wir in der Objektität vorfinden: nämlich den, daß sich die Begriffe genetisch an die „diesseitigen", d. h. gegenständlichen Individuen, an den Horizont der Außenwelt anschließen, ohne natürlich das objektische, physische Wesen zu verlieren, aber auch ohne die gegenständliche Seinsform „im Jenseits" beizubehalten.

Anmerkung.

Ueber den Zusammenhang der Entfernung des Objekts und der Akkommodation sei folgendes angemerkt. Das Sehzentrum der Hirnrinde erhält sensile Eronen von sympathischen Empfangsstellen des Auges sowie innerer Organe, modale Eronen über den Nervus optikus, aus der sensilen Sphäre und von assoziierten Denkzellen her. Assoziationsbahnen erstrecken sich nach der motorischen Region der Hirnrinde, und zwar nach dem Zentrum für die Augenbewegungen (etwa Mitte der vorderen Zentralwindung); über die kleinen Pyramidenzellen verlaufen die Eronen in Richtung Drüsen und glatte Muskulatur des Auges (Mm. ciliaris, sphinkter pupillae und dilatator pupillae), über die großen Pyramiden bewegen sich andere Eronen in Richtung quergestreifte Muskeln des Auges (Mm. recti, obliqui, der Augenlider). Bei Akkommodation auf die Nähe ist die vordere Fläche der Linse stärker gekrümmt, indem eine Kontraktion des M. ciliaris stattfindet, zugleich ist die Pupille verengert (Kontraktion des M. sphinkter pupillae) und sind die Augenachsen konvergiert (Kontraktion der M. recti interni); die genannten Muskeln werden vom Nervus oculomotorius innerviert. Wann also den gen. Muskeln hinreichend Eronen zufließen, dann findet Akkomodation statt, um so stärker, je mehr Eronen zuströmen.

In einem optischen Denkzellenkomplex K steigt der Eronenverkehr kurvenmäßig an, das Objekt A erscheint. Währenddem sind Eronen zu den Akkommodationsmuskeln geflossen, das Auge „stellt sich ein", akkommodiert. Der Akkommodationspunkt ist aber keineswegs A, diese Aktualität ist nicht mehr da, sondern die folgende, die aber auch nicht mit dem Akkommodationspunkt oder dem dort gedachten „Objekt" identisch ist. Das modale Sehobjekt ist Aktualität der optischen Modalzellen, die Akkommodation aber ist Ausdruck von Eronen, die das motorische Rindenzentrum passiert haben. Die Eronen, die in das akkommodierte Auge, in die Macula lutea (Fovea centralis) einfließen, „bilden" ja erst — unter den bekannten Umständen: relativ stärkster Eronenstrom usw. — in der modalen Denkzelle der Sehsphäre den optischen Gegenstand; dieser ist also nicht etwa „an sich" da und wird je nachdem wahrgenommen oder nicht; es wird nicht auf einen „draußen befindlichen" Gegenstand akkommodiert und dieser nun „gesehen", es existiert vielmehr lediglich als Aktualität der Denkzelle, und es ist eine Fiktion, diese Aktualität so aufzufassen, als ob sie ein „an sich", also abgesehen von der relativen spezifischen Höchstfunktion der Denkzelle existierender Gegenstand sei, der wahrgenommen werden könne oder nicht. Die in die Fovea — als der zentral gelegenen Empfangsstelle der Netzhaut — einfließenden Eronen brauchen keineswegs die zur aktuellen Funktion der erreichten Denkzelle hinreichende Zahl zu haben. Woher die Eronen im Falle der Aktualität oder Unaktualität „stammen", ist die gleiche Frage wie die nach dem Ursprung der Welt — eine motivische Formel (§ 83). „Die Eronen" (also die Mehrzahl!) existieren nur in der Beschreibung. Und indem wir von Eronenaufnahme und -abgabe sprechen, sind wir uns völlig klar darüber, daß die z. B. in die optische Modalzelle einströmenden Eronen nicht von einem „Gegenstande" ausgehen, „auf den" die Augen akkommodiert sind, „der" mit der Aktualität der optischen Modalzelle kongruent ist, sondern daß lediglich die Aktualität das Existente ist, daß im Verbande des lebendigen Organismus die Sehzelle der Hirnrinde „sieht", nicht aber der Augapfel oder der Nervus opticus.

Die Akkommodation ist also Ausdruck von Eronen, die höchstwahrscheinlich vom optischen Zentrum her, über die motorische Region in die Akkommodationsmuskeln gelangt sind. Nun liegen in diesen wie in den andern Muskeln sensible Fasern, die Eronen aufnehmen und zum koordinativen (Lage-, Kraft-, Richtungs-)Zentrum geleiten. Dort können die einzelnen Phasen der Muskelaktion wahrgenommen werden, und zwar als solche, eben als Bewegungsphasen; der Muskelaktion, so beschreiben wir, kann eine spezifische Aktualitätenreihe des koordinativen Zentrums entsprechen (diese modalen Zellen können aber auch unaktuell fungieren, es kommt dann die Lage usw. nicht zum Bewußtsein). Dieser modalen Aktualitätenreihe entspricht weiterhin die zugehörige Begriffsreihe, d. h. es wird — bei der größeren Beständigkeit der idealischen Zellen — die Muskellage usw. als verändert, als anders erkannt. Damit ist aber keineswegs die Tatsache der Entfernung des Objekts erkannt, also der „Raum" physiologisch erklärt. Die Denkzellen des koordinativen Zentrums sind mit optischen Zellen assoziiert;

damit fällt aber keineswegs das Bewußtsein der Muskelaktion mit der Räumlichkeit und ihrer begrifflichen Erkennung zusammen.

Die scheinbare Entfernung des Objekts hat also mit der Akkommodation nicht den Zusammenhang, daß das Objekt näher oder ferner gesehen oder als näher oder entfernter erkannt wird, weil oder indem man so oder so akkommodiert. Sondern die scheinbare Entfernung ist mit dem Objekt eo ipso, homogen gegeben, „Objekt" und „raumzeitliche Bestimmtheit" (das Jetzt-Hier) ist ein und dasselbe. Das Objekt wird niemals erst wahrgenommen und dann lokalisiert oder sekundär als „im Raum lokalisiert" bewußt; es gibt kein „Raumbewußtsein" abgesehen von der Aktualität, die räumlich bestimmt ist, kein Bewußtsein, das ohne die raumzeitlich bestimmte Aktualität oder abgetrennt von ihr da wäre. Die Aktualitäten des koordinativen Zentrums sind nicht mit einem solchen „Raum- oder Zeitbewußtsein" zu verwechseln. Der koordinative Sinn ist die Wahrnehmung von Bewegungsphasen der Muskulatur (Gelenke, Sehnen), nicht aber der in und mit dem Objekt gegebenen raumzeitlichen Bestimmtheit. Die Aktualitäten des Muskelsinns sind selber raumzeitlich bestimmt. Dagegen ist die koordinative Symbolkomponente der Großhirnaktualitäten (entsprechend den aus der Kleinhirnrinde als dem koordinativen Zentrum über die Assoziationsfasern in die Denkzellen der übrigen Sinnesbezirke eingewanderten koordinativen Paßformen) = dem Lage-, Kraft- und Richtungsverhältnis der jeweiligen anschauungsgemäß zeiträumlichen Aktualität zur vorigen und zur folgenden, also dem Eingeordnetsein der Aktualität in die Reihe.

Der Uebergang der modalen Aktualität in die idealische des koordinativen Sinnes ist der Vergleich der Bewegungsphasen, die Schätzung der Entfernungsdifferenz von aufeinanderfolgenden Aktualitäten. Diese Schätzung entspricht dem Wechsel der Muskellage, hier also der Akkomodation. Je nach der Art und dem Grade der Gefühligkeit eines Gegenstandes verläuft im allgemeinen auch der akkommodatorische Ausdruck; entsprechend verlaufen die koordinativen Aktualitäten, die — als idealische — eine Schätzung der akkommodatorischen Veränderung, somit eine Entsprechung des optischen Erlebens der Raumzeitlichkeit, der Entfernungsdifferenz der optischen Aktualitäten sind, nicht aber diese Raumzeitlichkeit selber, nicht ein Mechanismus zur raumzeitlichen Lokalisation des sonst an sich raumzeitlich unbestimmten optischen Gegenstandes. Der Gegenstand, das Objekt überhaupt ist anschauungsgemäß raumzeitlich bestimmt. — Analoges gilt für die übrigen Sinnesgebiete.

§ 90. Vergleich. Erinnerung. Wiedererkennen. Déjà vu. Räumliches Sehen. Räumliches Tasten. Luft

Die Begriffe, besonders die Endbegriffe liegen also zeiträumlich in der Unendlichkeit. Indem sie so von relativ hoher Beständigkeit sind und indem sie Symbole sind, ist der Vergleich über die Begrifflichkeit gegeben, nämlich das Erkennen der Gefühle, der Gegenstände (und der rascher veränderlichen Begriffe) als Veränderheiten. Das Objekt ist „an sich" immer-anders, auch ohne daß es als Veränderheit begrifflich erkannt wird, ohne daß ich „weiß", daß es immer-anders ist. Auch ohne daß die idealische Sphäre in aktueller Funktion ist, wie bei gewissen pathologischen Zuständen der Hirnfunktion (s. S. 382), ist Gefühl und Gegenstand immer-anders, werden Gefühle und Gegenstände unterschieden, sie werden aber nicht „wiedererkannt", sie sind immer „neu", immer „noch nicht dagewesen", ihre Existenz ist lediglich als solche Erinnerung, Entfaltung der Urformen, sie bilden zusammen einen Konzern von Verwandten, Abkömmlingen art- und individualspezifischer Bestimmtheit, jede Formbestimmtheit ist Erinnerung an die sämtlichen möglichen Formbestimmtheiten und nur als solche überhaupt da, nur als solche möglich. Und in der Tat ist ja auch jede Aktualität neu, noch nicht dagewesen, indem nie eine Aktualität zweimal als dieselbe erscheint, sondern immer-anders; aber in dem Anders-sein ist ja schon die Erinnerung gegeben; ohne daß die Veränderheit an sich Erinnerung ist, kann ich sie nicht von andern unterscheiden, kann ich überhaupt nicht unterscheiden. Ohne daß die Begriffssphäre aktuell funktioniert, ist aber der Grad der Veränderheit nicht wahrzunehmen, sondern lediglich die Veränderheit, die mit der menschlichen Anschauung des Objekts überhaupt gegeben ist, indem es Symbol, Erinnerung ist. Den Grad der Differenz zwischen den Aktualitäten nimmt sozusagen erst die Begriffssphäre wahr.

Die idealische Aktualität entwickelt sich aus der sensilen und der modalen. Sie hat einen relativ hohen Grad von Beständigkeit, der sich bis zur Unmerklichkeit der Veränderung steigert. Die Veränderung der sensilen und der modalen Aktualitäten hat eine sehr viel höhere Geschwindigkeit*). Folgt nun auf die z. B. modale Aktualität die assoziierte idealische Aktualität, so entspricht diese letztere zwar der ersteren, ist sozusagen die Uebersetzung des Modalen ins Idealische, aber der Unterschied zwischen beiden Aktualitäten, deren letztere Erinnerung der ersteren und umgekehrt ist, kann die verschiedensten Grade haben. Es geht die modale Aktualität in die assoziierte idealische z. B. als stark differente über, so folgen zwei zusammengehörige, einander entsprechende und doch voneinander stark abweichende Aktualitäten; beide stellen gewissermaßen ein Gleiches dar, die eine modal, die andere idealisch, aber dieses Gleiche hat hier starke Unähnlichkeiten, abgesehen davon, daß die eine Aktualität Gegenstand, die andere Begriff ist. Dieser Uebergang der modalen in die idealische Formbestimmtheit ist der Vergleich; die in und mit der idealischen Aktualität anschauungsgemäß gegebene Erinnerung an die nächstliegende modale Formbestimmtheit ist das Wiedererkennen des Gegenstandes oder Individuums; der in der Erinnerung gegebene Differenzgrad ist der begrifflich erkannte Unterschied zwischen einer früheren Aktualität der gleichen modalen Zelle und der soeben vergangenen.

Ich habe einen Freund, von dem ich eine bestimmte begriffliche Vorstellung habe, die sich genetisch an die modale Aktualitätengruppe, die die Persönlichkeit dieses Freundes ausmacht, angeschlossen hat. Ich habe also den Freund seinem Habitus, seiner Sprechweise usw. nach in Erinnerung. Nach längerer Zeit treffe ich diesen Freund und sehe sofort, daß er sich stark verändert hat. Zunächst erkenne ich ihn überhaupt wieder, d. h. die neuerliche modale Aktualitätengruppe ist assoziiert mit der idealischen Gruppe, mit der die frühere Aktualitätengruppe auch assoziiert war, die jetzige modale Aktualitätengruppe geht also auch in jene begriffliche über, deren Aktualität die Erinnerung an den Freund darstellt. Ich denke hierbei nicht an Engramme, psychische Erinnerungsbilder oder Aehnliches, sondern an die Aktualität einer spezifischen Zelle oder Zellgruppe, die jedesmal, wann sie aktuell ist, den Freund und nur diesen darstellt, indem sie eben spezifisch ist und gar nicht anders kann als ein Bestimmtes aktuell haben, wie das bei jeder Zelle der Fall ist. So oft also diese idealische Zellgruppe aktuell funktioniert, erscheint mir der Freund in der Erinnerung, also auch ohne daß er modal gegenwärtig ist, indem diese idealische Zellgruppe nicht bloß mit den modalen Zellen, deren Aktualität die Persönlichkeit des Freundes ausmacht, sondern auch mit diversen andern modalen und auch idealischen Zellen wie mit andern assoziativen Systemen unmittelbar oder mittelbar in Verbindung steht, also auch von andern Stellen her Eronenströme aufnehmen kann.

Es wird also jetzt die modale Zellgruppe, deren Aktualität die Persönlichkeit des Freundes ist, sagen wir kurz: die Zellgruppe „Freund" neuerdings aktuell: der Freund erscheint modal. Indem auf diese modale Aktualität die assoziierte idealische folgt, erkenne ich den Freund wieder. Und indem die idealische Zellgruppe sich sehr viel weniger biologisch verändert hat als die modale Zellgruppe „Freund", erkenne ich eine starke Differenz zwischen der jetzigen modalen Aktualität und der aus ihr hervorgehenden idealischen: der Freund erscheint gegenüber dem „Erinnerungsbilde" sehr verändert. Ich sage ihm das, er erwidert aber, daß er im Gegenteil von allen möglichen andern Personen gehört habe, er habe sich nicht sehr verändert; diese andern

*) Vgl. aber § 106 (Hellsehen).

Personen haben einen andern, nämlich ihren spezifischen Differenzgrad zwischen der Aktualität der modalen Zellgruppe „Freund" und der jeweils auf deren Aktualität folgenden idealischen Aktualität, ihre idealischen Zellen haben sich in einer andern, nämlich in der individualspezifischen Weise verändert. Im Durchschnitt freilich, so zeigt die Erfahrung, ist der Rhythmus der Veränderung der Denkzellen soweit gleichmäßig bei den Mitgliedern einer Gruppe, die eine gewisse Hirnentwicklungsstufe präsentieren, daß die Urteile ungefähr, nämlich entsprechend gleichmäßig sind.

Nun kann auf die neuerliche modale Aktualität „Freund" die früher assoziierte idealische Aktualität nicht folgen: dann erkenne ich den Freund nicht wieder. Oder es folgt auf die modale Aktualität zwar jetzt auch die Funktion der assoziierten Begriffsgruppe, aber in einem zur Aktualität nur einzelner zugehöriger Zellen ausreichenden Grade: dann „kommt es mir so vor (habe ich den Eindruck), als ob" ich diesen Menschen schon mal gesehen hätte, habe ich eine „dunkle Erinnerung" an ihn und so fort. In dieser Weise kommt das „Déjà vu" und „Déjà vécu", das merkwürdige „Gefühl", diese Situation schon mal erlebt zu haben, zustande.

Die Differenz der Entfernung zweier gleicher oder analogischer Gegenstände wird in derselben Weise erkannt. Die größere oder geringere Entfernung des Objektes oder Objekt-Individuums vom Subjekt-Individuum fällt mit der Gefühligkeit zusammen, ist also mit der Modalität gegeben; und die Entfernung wechselt in Uebereinstimmung mit der Gefühligkeit, mit dem Gegenstande; die Präzision der örtlichen Bestimmtheit des Objektes (die natürlich immer auch zeitlich ist) entspricht der biologischen Differenziertheit der Modalzelle. Aber die Erkennung, daß der gleiche oder analogische Gegenstand jetzt einen andern Ort einnimmt als vorher, oder daß an Stelle des bisherigen ein anderer Gegenstand diesen Ort, diese Entfernung einnimmt, ist Vergleich, Uebergang der neuerlichen modalen Aktualität in die assoziierte idealische. Das hundert Meter entfernte Haus ist das gleiche oder analogische wie das zehn Meter entfernte, indem ich mich auf das Haus zubewegt habe; die Veränderung der modalen Aktualitätenfolge habe ich oben (Seite 381 f.) beschrieben: das Haus ist modaliter jetzt das gleiche wie vordem. Das Wissen aber, daß dieses Haus das gleiche ist wie vordem, liegt in der idealischen Sphäre. Die Aktualitätengruppe, die das hundert Meter entfernte Haus ausmacht, ist assoziiert mit einer idealischen Aktualitätengruppe zunächst der ersten Zone, die gleiche Zellgruppe wird neuerdings zu einem mehr minder großen Teil aktuell, nachdem ich mich dem Hause auf zehn Meter genähert habe: die jetzige modale Aktualität geht über in eine idealische, die entsprechend der größeren Beständigkeit noch ungefähr der Begriff „hundert Meter entferntes Haus" ist. Der Kontrast zwischen diesen beiden Aktualitätengruppen, zwischen dem jetzigen modalen und dem (d. h. folgenden) jetzigen idealischen Individuum ist die Erkenntnis der zeiträumlichen Unterschiede, das Wissen, daß dieses zehn Meter entfernte Haus das gleiche ist wie das hundert Meter entfernt gewesene und daß sich die Entfernung geändert hat; die Gefühligkeit hat sich mit der Entfernung und mit dem Individuum geändert.

Statt einer Waldparzelle sehe ich eines Tages ein Haus. Ich erinnere mich, daß hier Wald gestanden hat, d. h. die frühere modale Aktualität „Waldstück" (kurz gesagt) ist damals übergegangen in die entsprechende idealische Aktualität; diese wird neuerdings aktuell, indem die jetzige modale Aktualität „Haus" übergeht in die Aktualität, die der Begriff jenes Waldstückes ist; diese modalen sind mit diesen idealischen Zellen assoziiert, letztere langsamer veränderlich als erstere. Die Erinnerung, daß hier früher Wald gestanden hat, ist das Zeichen, daß diese Assoziation besteht. Ein anderer, bei

dem das an die modale Gruppe assoziierte System nicht der dem Waldstück entsprechende Begriff ist, erinnert sich auch nicht, daß hier Wald gestanden hat.

Das räumliche Sehen nennt man auch „körperliches" (stereoskopisches) Sehen; es ist mit der Modalität gegeben. Das Individuum ist eine spezifische Aktualitätenreihe, deren einzelne Glieder je nach der Gefühligkeit mehr minder weit vom Subjekt entfernt sind, so daß das Individuum körperlich erscheint. Das Wissen aber, daß das Individuum sich in seiner Körperlichkeit verändert hat, also jetzt anders erscheint als vordem, ist immer Uebergang der jeweiligen modalen Aktualität in die assoziierte idealische, deren Differenz von der modalen ist dasselbe wie Aehnlichkeit oder Unähnlichkeit. (Vom räumlichen Sehen ist das binokulare Sehen wohl zu unterscheiden, wovon später die Rede.)

Das räumliche Tasten, die taktile Unterscheidung von rund und gerade, dies auch nach den verschiedenen Härtegraden usw., ist modale Aktualitätenreihe; die taktile Aktualitätenreihe ist das taktile Individuum. Das Wissen von der Verändertheit eines taktilen Individuums ist wieder der Uebergang der modalen Aktualität in die — beständigere — idealische Aktualität, die erinnerungsgemäße Differenz der modalen Aktualität von der idealischen, in die jene übergeht. Ein Tasten „in den Raum hinaus" gibt es nicht; der Tastgegenstand ist nur an die Oberfläche lokalisiert. Das „Fern- oder Hellfühlen", worüber manche Blinden und „Seher" (mit geschlossenen Augen) berichten, derart, daß die Person Gegenstände fühlt, ohne sie zu tasten (zu berühren), ist die aktuelle Funktion taktiler sympathischer Nerven, wobei also Tastgefühle aktuell sind, und indem sensile Eronen in assoziierte taktile modale und idealische Denkzellen übergehen, auch halluzinoide Tastgegenstände und -begriffe auftreten können, beim Nichtblindgeborenen auch in Assoziation mit rudimentären Gesichtsvorstellungen.

Zwischen Subjekt- und Objekt-Individuum befindet sich Luft. Diese ist optisch durchsichtige gasige Aktualitätenreihe, als „Berührung" taktile Aktualitätenreihe. In phylisch wie ontisch frühinfantilen Zeiten ist das, was später Luft heißt, das „Nichts", der leere Raum, das gewaltige gewölbte Chaos, aus dem sich (mit der Differenzierung der Modalzellen) die Gegenstände herausheben und in das sie verschwinden (sobald die Modalzellen unaktuell sind). Demnächst wird der Lufthauch taktil (auch thermisch) und akustisch wahrgenommen, der Wind, das Wehen, der Odem, der Atem, das „Leben", später die Psyche, die in noch späteren Zeiten zur Bezeichnung des Nicht-Wahrnehmbaren, zur Identität mit Subjekt, mit dem Nicht-Seienden usw. wird. Als taktile Aktualität wird das Gasgemenge, was wir Luft nennen, an die Oberfläche des Subjekt-Individuums lokalisiert. Diese taktile Aktualität ist wie jede Aktualität immeranders. Der Vergleich als Wissen, daß die jetzige Aktualität oder Aktualitätenreihe, die wir Luft, Wind, Hauch usw. nennen, anders ist wie die analogische vorige oder künftige, ist wieder der Uebergang der modalen in die idealische taktile Aktualität. Optisch wird die Luft — eben als durchsichtig — ungenau lokalisiert, genauer aus dem Vergleich mit undurchsichtigen Gegenständen von präzisen Entfernungsunterschieden.

Hörgegenstände sind in geringere oder in größere Entfernung lokalisiert, je nach der Gefühligkeit; das Wissen, daß ein akustisches Individuum sich jetzt in einer andern Entfernung befindet als vorher, ist der geschilderte Uebergang der modalen Aktualität in die (beständigere) idealische. Die Riechgegenstände (Gerüche) und die Schmeckgegenstände (Geschmäcke) sind nur in die Nasenschleimhaut bzw. die Zunge (Geschmacksknospen), die koordinativen Gegenstände (Lage-, Kraft- und Richtungspunkte) in die Muskeln und Gelenke lokalisiert.

§ 91. Das Bewegungsgesetz

Indem sich die Bewegungsperioden fortwährend ändern, gewinnen und verlieren die Individuen an Ausdehnung oder Umfang, an Zahl der jedes Individuum ausmachenden Aktualitäten; obendrein ändern sich die einzelnen Formbestimmtheiten, deren jede immer nur mit sich selber identisch ist, nie zweimal als dieselbe erscheint. Alle Veränderung hält sich innerhalb spezifischer Grenzen. Wir beschreiben die Veränderung als Aufnahme und Abgabe von Eronen oder Eronenkomplexen, wobei wir uns klar sind, daß wir lediglich die Mehrung oder Minderung der das Individuum ausmachenden Aktualitäten und Aktualitätenreihen angeben, nicht etwa einen Ein- oder Austritt von Symbolkomponenten aus dem Symbol. Die Aenderung der Aktualität besteht ja nicht im Ein- und Austritt von Symbolkomponenten, so daß die eine Aktualität mehr oder weniger Symbolkomponenten aufwiese als die andere; die Symbolkomponenten sind ja auch nicht selbständige „Teile", die den Verband verlassen oder zu ihm hinzukommen könnten. Symbolkomponenten sind uns lediglich die Vor- und Nach-Aktualitäten, deren Verdichtung zur biologisch-phänomenalen Homogenität die (gegenwärtige) Aktualität bildet. So können auch dem Individuum nicht Symbolkomponenten verloren gehen oder zugelegt werden, sondern es kann nur die Reihe der Aktualitäten sich mindern oder mehren, wobei aber jede Aktualität alle möglichen Formbestimmtheiten überhaupt symbolisch enthält.

Jede Formbestimmtheit ist Symbol der Urformen und aller möglichen Formbestimmtheiten. Das Werden und Vergehen der Formbestimmtheit ist Evolution und Involution, ist Veränderung, B e w e g u n g — Bewegung nicht bloß im Sinne des Ortswechsels, also der Veränderung der koordinativen Symbolkomponenten, sondern auch der eigenschaftlichen Veränderung, also synonym mit Veränderung überhaupt. Und die Veränderung der Bewegungsperioden ist die Evolution und die Involution, die Bewegung der Individuen. Die Mehrung der zu einem Individuum gehörigen Aktualitäten oder der Zuwachs an Eronenkomplexen ist das W a c h s t u m, die Minderung an Aktualitäten, an Eronenkomplexen ist T e i l u n g oder Z e r f a l l. Das Wachstum des Individuums kann darin bestehen, daß Aktualitäten, die erinnerungsgemäß bisher zu andern Individuen gehört haben, jetzt zu diesem Individuum gehören, das also, aus der modalen Aktualität an die (beständigere) idealische übergehend, als verändert erkannt wird. Oder es treten Formbestimmtheiten zum Individuum hinzu, die bisher noch nicht aktuell waren; diese Formbestimmtheiten sind dann „neu" entwickelt, der Uebergang in die idealische Aktualitätengruppe, die dem modalen Individuum entspricht, wie es bisher beschaffen war, ist das Wissen von diesem Wachstum, von dieser Neuheit (Neuigkeit).

Es gibt also schon „N e u e s u n t e r d e r S o n n e", nämlich die Formbestimmtheiten, die bisher noch nicht aktuell waren und sich nun aus dem Unaktuellen, Unbewußten entwickelt haben; diese sind „mir neu", ich erlebe sie zum ersten Male. In diesem Sinne stehe ich, so lange die Zahl meiner aktuell funktionierenden Denkzellen zunimmt, immer wieder Neuem gegenüber. Dieses N e u e kann indes nur aktuell sein, indem es — a l t ist, nämlich als Symbolkomponente in allen bisherigen Formbestimmtheiten vertreten war. Die erste Formbestimmtheit, die mir einst gegenüberstand, war Symbol aller möglichen Entfaltungen, und jede dieser Entfaltungen ist Präsentant aller möglichen andern einschließlich der Urform und ihres interpolaren Gegensatzpartners. Die Zahl der möglichen Aktualitäten ist auf jeder Entwicklungsstufe, in jeder Gegenwart spezifisch; über meine eigne jeweilige Entwicklungsstufe kann ich nicht hinausgehen, kann nicht Formbestimmtheiten wahrnehmen, die noch nicht aktuell, bewußt gewesen sind oder sind — in dem Sinne, daß ich Symbolkomponenten als existent,

eben als Formbestimmtheiten wahrnehmen könnte während ihrer Prä- (oder auch Post-)Existenz, eben als Symbolkomponenten. Sowie eine neue Formbestimmtheit zu den bisherigen hinzukommt, ist meine Entwicklungsstufe eine andere. Von meiner jetzigen Entwicklungsstufe aus kann ich nicht Formbestimmtheiten wahrnehmen, die später einmal aktuell sein werden, es jetzt also noch nicht sind. Das ist selbstverständlich, bleibt aber vielfach unbeachtet, nämlich immer dann, wann man von „freien Affinitäten", „freiflottierenden Affekten" oder gar „freien Bindungen" spricht. Eine Formbestimmtheit ist immer nur als wahrgenommen da, d. h. als polarer und interpolarer Gegensatzpartner, niemals aber allein für sich, derart, daß sie existierte abgesehen von meiner Wahrnehmung, daß ich die existierende Formbestimmtheit wahrnehmen könne oder auch nicht, daß die neue Formbestimmtheit also bereits außerhalb meiner Wahrnehmung existiert habe und nun erst von mir wahrgenommen würde. Die neue Formbestimmtheit gehört zur gegenwärtigen Entwicklungsstufe, konnte von der vorigen aus noch nicht wahrgenommen werden, existierte noch nicht, d. h. war Symbolkomponente, im Symbol als homogenes Ingrediens, was eben nur biologisch zu verstehen ist, enthalten. Insofern freilich gibt es nichts Neues unter der Sonne: alle Formbestimmtheiten, die jemals wahrgenommen werden, sind bereits in der Urform symbolisch enthalten, und niemals kann eine Formbestimmtheit da sein, die „neu" hinzugekommen, die nicht schon wie in allen ihren Entfaltungen in der Urform symbolisch enthalten wäre. Eigentlich wäre nur eine solche Formbestimmtheit, die nicht vorher Symbolkomponente gewesen ist, als „neu" zu bezeichnen, und in diesem Sinne wird ja dieses Wort auch zumeist gebraucht; wir müssen uns aber in unsern Ansprüchen bescheiden: niemals wird man eine Formbestimmtheit erleben, die „neu" in diesem Sinne wäre, die nicht schon in der Urform sozusagen bereit läge oder gelegen hätte, die nicht schon „alt" wäre *).

Daß eine Formbestimmtheit, die sich neu entwickelt hat, die ich bisher noch nicht wahrgenommen hatte, in diesem Sinne „neu" ist, weiß ich vergleichsweise. Sensiliter oder modaliter wird die Formbestimmtheit als immer-anders einfach erlebt; es gehört zum Wesen der Formbestimmtheit, der Aktualität, des Objekts usw., daß sie (es) immer-anders, also immer-neu ist. Ohne begriffliche Funktion kann niemand das Neue als „neu" erkennen, sondern eben nur sensil und modal erleben. Erst der Uebergang der sensilen und modalen Aktualität in die beständigere idealische ist das Wissen der Veränderung. Indem die Formbestimmtheit sich innerhalb spezifischer Grenzen fortwährend ändert — nie erscheint zweimal dieselbe —, ist jede Formbestimmtheit mehr oder weniger neu; wir meinen hier aber mit „neu" solche Formbestimmtheiten, die von den bisherigen derart abweichen, daß sie jenseits ihrer spezifischen Veränderungsgrenze liegen; eine solche Formbestimmtheit hebt sich natürlich auch aus der vorhergehenden im Gange der Bewegung zeiträumlich hervor, aber die Umwandlung der vorigen in diese jetzige, diese neue Formbestimmtheit hat einen von dem bisherigen erheblich abweichenden Entwicklungsrhythmus, so daß die Aktualitätenreihe anders als vorher verläuft, was eben erkannt wird, indem die modale Aktualität sich rascher ändert als die assoziierte idealische. Wohlverstanden: es ist nicht ein Erkennendes da, das die Differenz als solche, abgelöst von dem Differierenden, oder beide Aktualitäten ver-

*) Von hier aus geht ein Weg zum Verständnis des „Gegensinns der Urworte", wie *Carl Abel* die Tatsache bezeichnet, daß ägypt. tem einschließen und ausschließen, ken stark und schwach, laau etwas (jemand) und nichts (niemand), kha über und unter, khels'ōri altjung usw. bedeuten, eine Erscheinung, die sich auch in andern „primitiven" Sprachen (sicherlich in allen) vorfindet und auf die auch in diesem Werke mehrfach hingewiesen wurde. Vergl. *Carl Abel, Ueber* den Gegensinn der Urworte, Leipzig 1884. Näheres in spezieller Schrift.

gleichend zugleich wahrnimmt; das Erkennen oder Wissen ist nicht eine Aktion des Subjekts gegenüber dem Objekt, dessen Veränderung beobachtet und auf seine verschiedenen Grade hin geprüft würde. Vielmehr ist erst die modale Aktualität, dann die idealische da, und indem die Aktualität Erinnerung ist, zunächst an die nächstliegende Vor- (und Nach-) Aktualität, ist sie eo ipso Präsentant des Grades der Veränderung, der um so höher ist, je beständiger die idealische Aktualität gegenüber der modalen oder sensilen ist: in dem Uebergange der modalen oder sensilen Aktualität in die idealische ist das Wissen des Grades der Veränderung gegeben, dem Subjekt gegenüber ist das Objekt einfach existent.

Ebensowenig wie mir ein Objekt gegenüberstehen kann, das noch nicht oder nicht mehr existiert, ebensowenig wie die Wahrnehmung sozusagen unterbrochen sein kann — in dem Sinne, daß ich etwas wahrnehme, das erst später existieren wird oder früher existiert hat, noch nicht oder nicht mehr aktuell, gegenwärtig, bewußt ist, daß ich also ein Unwahrnehmbares wahrnehme, ebensowenig wie eine Beziehung bestehen kann zwischen dem jetzt anschauenden Subjekt und dem Vor- oder Nach-Objekt (die natürlich ihrerseits zu „ihren Subjekten" in Beziehung stehen), ebensowenig kann das interindividuelle Verhältnis in der Weise bestehen, daß die Formbestimmtheit sozusagen frei endigt, daß die Endaktualität der das eine Individuum ausmachenden B e w e g u n g s p e r i o d e von der Anfangsaktualität der das partnerische Individuum ausmachenden Bewegungsperiode abgetrennt und erst in einer gewissen Zeit mit ihr verknüpft wird. Die Bewegungsperioden gehen vielmehr ohne Intervall ineinander über, die Endaktualität des Individuums A verändert sich, d. h. geht in die Anfangsaktualität des partnerischen Individuums B über, diese ist Erinnerung zunächst an die zu B noch gehörenden Aktualitäten, dann an jene Endaktualität von A, darüber hinaus an alle andern möglichen Aktualitäten (alle Denkzellen sind direkt oder indirekt mit einander assoziiert). Im Aktualitätenablauf gibt es (während des Wachzustandes, d. h. so lange die Wahrnehmung in der Hirnrinde den Grad der Aktualität überhaupt innehat) kein Intervall; vor Entwicklung der Begriffssphäre wird auch der Schlaf — zwar als Unterbrechung erlebt, aber nicht erkannt; erst der Uebergang der sensilen und modalen Aktualität in die beständigere idealische ist der Vergleich, das Wissen der Veränderung, das M a ß d e r Z e i t u n d d e s R a u m e s. In der wachen Dreisphären-Hirnrinde laufen die Assoziationen ununterbrochen weiter, eine Bewegungsperiode schließt sich unmittelbar an die andere an, ein Individuum an das andere. Wir sagen dazu: die Individuen, die sich aneinander anschließen, „p a s s e n" zueinander (in derselben Weise drückt sich die Verkehrssprache aus), und nennen die Endaktualität des einen Individuums und die Anfangsaktualität des andern p a ß r e c h t e F o r m b e s t i m m t h e i t e n oder kurz P a ß f o r m e n. Es können sonach die aufeinanderfolgenden Individuen zueinander nur Paßformen aufweisen; die Tatsache, daß zwei Individuen sich aneinander anschließen, ist das Zeichen, daß sie Paßformen zueinander haben; eine Möglichkeit, daß sich „unpassende" Individuen aneinander anschließen, gibt es nicht. Indem die Endaktualität des einen sich in die Anfangsaktualität des andern Individuums wandelt, passen beide zueinander; ein Individuum, das zu dem „gegenwärtigen" nicht paßt, kann sich an die das „gegenwärtige" ausmachende Aktualitätenreihe nicht anschließen. Die i n t e r p o l a r e G e g e n s ä t z l i c h k e i t, identisch mit der z e i t r ä u m l i c h e n U n t e r s c h i e d l i c h k e i t, besteht also immer nur zwischen „Partnern", zwischen Individuen mit Paßformen, zwischen solchen, die sich aneinander anschließen in dem Sinne, daß die Endaktualität des einen in die Anfangsaktualität des andern übergeht; diesen Uebergang nenne ich das i n t e r i n d i v i d u e l l e V e r h ä l t n i s. Individuen, die sich nicht aneinander anschließen, haben keine Paßformen, sind sich

fremd, nehmen sich (noch) nicht wahr, existieren (noch) nicht füreinander, kennen sich (noch) nicht, haben unmittelbar nichts miteinander zu schaffen usw. Der Grad der Fremdheit nimmt zu mit der Zahl der zwischen zwei Individuen liegenden Bewegungsperioden; nach Ablauf der einen Bewegungsperiode, die ein Individuum ist, folgen mehrere oder viele andere, und erst dann die des „fremden" Individuums. Verwandt im psychobiologischen Sinne sind Individuen, die sich am ähnlichsten sind, also als Ganze zueinander die meisten Paßformen haben, sich „am nächsten stehen". Im Verhältnis stehen aber immer die sich unmittelbar aneinander anschließenden Individuen; sie haben (sind) unter allen Individuen jetzt die Paßformen.

In gleicher Weise fasse ich die Mehrung und die Minderung der Zahl der das Individuum ausmachenden Formbestimmtheiten auf. Diese Zahl ist spezifisch, und ihre Aenderung kann während der Existenz des Individuums nur innerhalb spezifischer Grenzen sich vollziehen; geht die Aenderung über diese Grenzen hinaus, dann besteht dieses Individuum nicht mehr. Es kann sich also eine Aktualitätenreihe, die vorher mit einem bestimmten Terminus abgegrenzt war, derart verändern, daß dieser Terminus jetzt eine andere Aktualität ist, eine im Gange der Bewegungsperiode früher stationierte; das partnerische Individuum fängt also schon bei dieser Aktualität an, es ist an dieser Seite gewachsen, hat Eronenkomplexe des andern übernommen, das somit gemindert, geteilt, zerfallen ist. Die aufgenommenen Eronenkomplexe sind auch Paßformen, nur solche können anschauungsgemäß aufgenommen werden; ihre Abgabe aus dem Bestande eines Individuums und damit ihre Aufnahme in den Bestand des partnerischen ist lediglich eine Grenzverschiebung, die mit der fortwährenden Aenderung der Bewegungsperioden gegeben ist.

Die Bewegungsperioden sind art- und individualspezifisch; die Arten wie die Individuen unterscheiden sich, indem die sie ausmachenden Bewegungsperioden und deren Gruppen (assoziative Systeme höherer Ordnung) spezifisch sind, d. h. erfahrungsgemäß immer wieder in gleicher, ähnlicher, analogischer Weise vor sich gehen und sich ändern. Die Evolution wie die Involution der Individuen verläuft spezifisch. Die Individuen wachsen bis zu einer spezifischen Größe in einem spezifischen Rhythmus und mindern sich nach Erreichung dieser Größe wieder in spezifischem Rhythmus. Die höchstmögliche Stufe des Wachstums, die Akme der Bewegungsperiode im einzelnen wie in ihrer Gruppierung zu Individuen höherer Ordnung nenne ich die spezifische Wachstumsgrenze. Indem die Evolution wie die Involution in der Mehrung der Zahl der Formbestimmtheiten, die das Individuum ausmachen, bis zur spezifischen Wachstumsgrenze und dann in ihrer Minderung besteht und in spezifischem Rhythmus verläuft, ist die Existenz des Individuums spezifisch. Die motivische Auffassung, daß es Möglichkeiten (Kräfte, Einflüsse, Einwirkungen irgendwelcher Art) gäbe, die den spezifischen Ablauf der Bewegungsperioden geringerer oder höherer Ordnung irgendwie ändern könnten, so daß der Ablauf infolge der (somit metaphysischen) Einwirkung anders wie gemäß der biologischen Beschaffenheit der Individuen stattfände, ist die fiktionale Deutung der biologischen Erscheinungen, wie sie einer gewissen Entwicklungsstufe des Gehirns entspricht. Die Individuen „wirken" in diesem Sinne realiter gar nicht aufeinander ein, sondern sie sind Bewegungsperioden, Aktualitätenreihen, die in spezifischer Weise ablaufen, und zwar im Sinne der Evolution bis zur spezifischen Wachstumsgrenze und dann der Involution. Identifiziert man freilich „einwirken" mit diesem Geschehen („wirken" soviel wie „werken", „funktionieren", „tätig sein"), so kann man den Ausdruck, der dann nicht mehr motivisch ist, gelten lassen; indes wird „wirken" gemeinhin nicht in diesem, sondern im motivischen Sinne gebraucht, indem man die Individuen, insbesondere die Gehirnwesen zu eigenkräftigen,

eigenwilligen, von sich aus handelnden oder nach Maßgabe eines „Sittengesetzes", eines „Gewissens", eines „Bewußtseins" oder ähnlich bezeichneter immanenter oder emanenter und auch imminenter Mächte sich verhaltenden Wesen stempelt, von deren „Entschluß" es abhinge, ob das Geschehen im engeren oder weiteren Kreise so oder anders verlaufe; kurzum das „Wirken", die „Wirkung" und die „Ursache" usw. sind noch immer in der heutigen naiven und auch (größtenteils) wissenschaftlichen Auffassung dämonistischen Geblüts und bedeuten einen Eid auf die Kausalität, auf die Konditionalität, auf den Teleologismus, kurz auf die Fiktion.

Was motivisch als „Einwirkung" oder „Einfluß" bezeichnet wird, ist realiter Ablauf der Bewegungsperioden, Objektänderung, die mit der Anschauung überhaupt gegeben ist; somit ist auch die Aenderung der Bewegungsperioden anschauungsgemäß, die Aenderung der Individuen im Sinne der Evolution bis zur spezifischen Wachstumsgrenze und der Involution, nach art- und individualspezifischem Rhythmus verlaufend. Diese Bewegungsperioden haben die Form der Welle; indem das Individuum Eronen aufnimmt, wächst es, gewinnt es an Umfang bis zur spezifischen Grenze, alsdann nimmt es an Größe, Umfang wieder ab, es wird und vergeht, es blüht auf und welkt dahin und stirbt schließlich (löst sich auf, wobei seine Teile andere Verbindungen eingehen, sich zu neuen Individuen zusammenschließen oder an andere Individuen anschließen). Diese Lebenskurve setzt sich aus unzähligen Teilkurven integrativ zusammen. Jede Teilkurve und ihr Gesamt, die Lebenskurve sind für jedes Individuum spezifisch, sind rein biologische (autogene) Abläufe, die sich im Verhältnis zur Umwelt vollziehen, aber nicht von ihr oder sonstigen Mächten, Faktoren usw. verursacht werden.

Wachstum ist Mehrung, Entwicklung von Formbestimmtheiten. Indem die aufeinander folgenden Formbestimmtheiten Paßformen sind, können auch nur solche Formbestimmtheiten einem Individuum angehören, die innerhalb der Formspezifität liegen, die „paßrecht" sind. Die Uebernahme von Eronen in den Bestand eines Individuums erfolgt immer im Sinne der Vermehrung der Paßformen. Andere Formen wie Paßformen werden vom Individuum nicht wahr-, nicht aufgenommen, existieren (noch) nicht. Die Bewegung verläuft also im Sinne der Vermehrung der Paßformen bis zur spezifischen Wachstumsgrenze, alsdann folgt Teilung, Zerfall. Die Formbestimmtheiten, die jetzt ein Individuum ausmachen, sind Paßformen zu solchen, die „neu" hinzukommen, sei es als neu entwickelt, sei es als übernommen. Alle Formbestimmtheiten haben — abgesehen von ihrem polaren — den interpolaren Gegensatzpartner, zu ihm stehen sie im Verhältnis. Wechsel der Partner ist Verhältniswechsel. Indem wir das Individuum als ganzheitliche Gruppe von Formbestimmtheiten betrachten, gelten für alle Formbestimmtheiten die gleichen Grundtatsachen wie für die gegenwärtige; wie diese nur als interpolarer Gegensatzpartner zu der Vor- und Nach-Formbestimmtheit existiert, so sind alle Formbestimmtheiten das jeweilige Umwandlungsprodukt der Vor- und Nach-Formbestimmtheiten, und sofern wir überhaupt von Aktualitäten oder Formbestimmtheiten (in der Mehrzahl) sprechen, also Bewegung beschreiben, können wir diese immer nur als Partner, nie für sich allein, als „frei", „freiflottierend" auffassen. Sie sind nur zu denken als „gebunden", d. h. als interpolarer Gegensatz zur vorigen und zur folgenden Aktualität. Eine Unterbrechung des Bewegungsablaufes ist unmöglich, immer folgt auf eine Formbestimmtheit die andere, einen „Anfang" derart, daß „plötzlich", außer dem biologischen Zusammenhange eine Formbestimmtheit (die, wie oben bemerkt, dann eigentlich „neu" wäre) auftauchte, die also keinen Vorgänger hätte, können wir nicht erleben; eben dieser ununterbrochene Zusammenhang der Aktualitätenreihen macht die inter-

individuellen Verhältnisse aus, die interpolare Gegensätzlichkeit, die immer nur zwischen Paßformen besteht. In einem chemischen Gemisch sind ebensowenig „freie Valenzen" vorhanden wie im Verkehr von Menschen „freiflottierende Affekte", Gefühle, die nicht erwidert würden, die sich nicht auf einen — vielleicht zunächst unaktuellen — Gegenstand oder Begriff richteten und darin spezifisch wären, oder die nicht zum mindesten in sich selbst ihren Ablauf und Abschluß fänden. Alle solchen Redewendungen sind motivisch, sind Abkömmlinge dämonistischer Deutungen. Die Formbestimmtheit kann nur existieren als polarer Gegensatzpartner zur Nicht-Formbestimmtheit, zum Subjekt und als interpolarer Gegensatzpartner zur vorigen und zur folgenden Formbestimmtheit: die vorige ist nicht mehr existent, sie ist in die gegenwärtige übergegangen, die ihrerseits in die folgende übergeht. Eben dieses anschauungsgemäße interindividuelle Verhältnis nenne ich interpolare Gegensätzlichkeit. Die interpolaren Gegensatzpartner sind nicht gleichzeitig aktuell, sondern gehen ineinander über; interpolar ist der Gegensatz zwischen den aufeinander folgenden Formbestimmtheiten. Die Formbestimmtheit kann also nur existieren als Verändertheit, nämlich der vorigen Formbestimmtheit, die nun Symbolkomponente geworden ist. Der Formbestimmtheit ist immer eine andere vorausgegangen, und ihr folgt eine andere. Und in dieser „Abhängigkeit", in dieser Bindung oder diesem Verhältnis liegt der Gegensatz insofern, als eben die Formbestimmtheit eine Verändertheit der vorigen ist, die ich als Paßform bezeichne, und insofern, als die Reihen rund und gerade sind und das Runde stets zu seinem Geraden paßrecht, Partner ist. Aus diesem Zusammenhange kann die Formbestimmtheit niemals herausgelöst werden, sie kann nicht für sich bestehen, ohne die interpolaren und ohne den polaren Partner, kann nicht freie Valenz usw. sein, sondern befindet sich immer im Gefüge der zur Bewegungsperiode gehörenden Formbestimmtheiten. Ebenso kann sich eine „neue" Formbestimmtheit immer nur im Zusammenhange mit der vorigen, aus dieser vorigen entwickeln, und sie geht sogleich in die nächstfolgende über; beide sind die interpolaren Partner dieser neu entwickelten Formbestimmtheit.

Die Evolution besteht also in der Vermehrung der zur Bewegungsperiode, zum Individuum gehörigen Anzahl Formbestimmtheiten oder Aktualitäten, in der Vermehrung der Paßformen, der paßrechten (spezifischen) Eronenkomplexe. Und die Involution ist die Minderung dieser Zahl. Es werden Paßformen abgegeben, heißt: die spezifische Bewegungsperiode verkürzt sich, bis die spezifische Teilungsgrenze erreicht ist und nun die Vermehrung der Paßformen, das Wachstum wieder einsetzt, — oder das Individuum sich auflöst, zu bestehen aufhört, stirbt. Die Bewegungsperioden verlaufen also wellen- oder kurvenmäßig, sie verlaufen — periodisch, und jede Periode und ihre Veränderung ist art- und individualspezifisch. Jede Bewegungsperiode setzt sich also zusammen aus der aufsteigenden Strecke: Vermehrung der Paßformen, der Akme, der spezifischen Wachstumsgrenze und der absteigenden Strecke: der Verminderung der Paßformen bis zur spezifischen Teilungsgrenze. Die Formel für diesen Sachverhalt nenne ich Bewegungsgesetz.

§ 92. Weiteres über Individuum als Bewegungsperiode, über Beschreibung, über Verhältnis. Anziehung und Abstoßung. Polarisation. Werden und Vergehen. Regression

Dem Subjekt steht das Objekt immer nur als eine Formbestimmtheit, Aktualität gegenüber. Indem aber die Abläufe der Aktualitätsänderung sich in gewissen Perioden vollziehen, die erfahrungsgemäß oft wiederkehren, wobei die Veränderung der verschiedenen Aktualitäten innerhalb spezifischer Grenzen bleiben, spreche ich von Individuum als Name und Begriff für die spezifische Bewegungs-

periode und von Individuen. Der Uebergang der zum Individuum gehörigen sensilen und modalen Aktualitäten in die assoziierten (beständigeren) idealischen Aktualitäten ist der Vergleich, das Wissen von der Verändertheit der sensilen und modalen Aktualität gegenüber der analogischen früheren.

Wie schon mehrfach bemerkt, wird nun die begriffliche Existenz mit der sensilen und der modalen in dem Sinne gern verwechselt, daß die begriffliche Existenz, die Erinnerung als Beweis für die sensile oder modale Existenz des begrifflichen Individuums genommen wird. Mit einer gewissen Entwicklungsstufe des Gehirns ist die Denkweise gegeben, daß der Begriff als Gegenstand existieren könne; wir haben darin eine Fiktion und einen Irrtum erkannt. Ja die Tatsache, daß sich der Begriff genetisch an das Gefühl und den Gegenstand anschließt, wird weiterhin so gedeutet, daß nun immer dem Begriff ein (der) Gegenstand identisch entsprechen müsse, daß also, so oft ein Begriff da ist, auch der identische Gegenstand da sein müsse. Diese Fiktion ist z.B. in der Physik vertreten in der Form der Annahme, daß man den „kleinsten Teil" in der Welt der Gegenstände auffinden könne, während doch der „kleinste Teil" der Physiker ein Begriff ist, der von der Gegenstandswelt ziemlich weit entfernt liegt. Im allgemeinen Denken finden wir diese Fiktion vertreten in dem Glauben, daß die Individuen auch außerhalb der modalen Wahrnehmung existent seien, und zwar nicht bloß als Begriffe, sondern als modale Individuen, die nur eben ich jetzt nicht sehe, höre usw., deren „absolute" Existenz sich aber darin beweise, daß andere sie jetzt wahrnehmen, wie sie berichten. (Es ist da noch nicht erkannt, daß die Hirnrinde das Organ des Bewußtseins ist, und wie daselbst auf rein biologischem Wege das Bewußte entsteht, daß also — jeder Mensch hat seine Hirnrinde — meine Welt mit deiner Welt nicht identisch ist, somit die Annahme einer „absoluten" Welt, die der Einzelne „anguckt", unhaltbar ist.) Die Annahme einer an sich existenten Hinter-Welt, die auch ohne Menschen, die sie „angucken", da sei, findet eine vermeintliche Stütze in der Tatsache, daß analogische (gleiche) Bewegungsperioden mehr oder minder häufig abrollen, also analogische (gleiche) Individuen vorkommen (Erfahrung); dies wiederholte Erscheinen der gleichen Individuen, die man leicht für dieselben hält, könne nur so „erklärt" werden, daß diese Individuen auch außerhalb meiner Wahrnehmung existieren und nur zu Zeiten in meine Wahrnehmung zurückkehren und dann aus ihr wieder verschwinden.

Realiter ist die Aktualität da, existent, Aktualität und Existenz sind Synonyma. Sie ist polarer Gegensatzpartner zur Nicht-Aktualität (zum Subjekt) und interpolarer Partner zur Vor- und Nach-Aktualität. Das Unaktuelle, Unbewußte sind die Symbolkomponenten. Die Vor- und Nach-Aktualitäten sind also das Vor- und das Nach-Existente, existieren nicht mehr oder noch nicht und können somit nicht gleichzeitig existieren. Das Individuum existiert also nur, indem die es ausmachende Aktualitätenreihe abläuft; darauf folgt ein anderes Individuum, das Symbol ist für das vorige und folgende wie für alle möglichen Individuen überhaupt. Dies gilt für die sensilen wie die modalen wie die idealischen Individuen. Für die realische Beschreibung (§ 87) ist nun aber wesentlich, daß Symbolkomponenten nicht als solche, als noch nicht oder nicht mehr existent Entsprechungen haben, die wir eben Beschreibung nennen, sondern daß wir nur Aktualitäten und individuale Aktualitätenreihen beschreiben können; nur diese haben Entsprechungen in Worten und Sätzen. Ein Wort entspricht einem phänomenalen Individuum, heißt: dieses Individuum ist assoziiert mit dem phänomenologischen Individuum, dem Wort-Individuum, sei dies akustisch (gesprochen) oder optisch (geschrieben); der Eronenstrom hat sich direkt oder indirekt aus der einen in die andere Zellgruppe bewegt, er war dort Aktualität und ist es nun, verändert, wieder. Eben darin

besteht die Entsprechung, sie ist eine unmittelbare oder mittelbare Folge von phänomenalen Aktualitäten, nicht aber die Folge einer Aktualität auf die „entsprechende" Unaktualität, diese ist vielmehr in der „entsprechenden" Aktualität symbolisch vertreten. Alle Beschreibung „bezieht" sich realiter also auf Aktualitäten, niemals auf Symbolkomponenten; daß letzteres tatsächlich oder möglich sei, haben wir schon als Fiktion gekennzeichnet. Wir beschreiben aber nicht, „als ob" wir Aktualitäten beschrieben; hier liegt keine Fiktion vor, sondern eine biologische Tatsache, die eben mit der Beschreibung identisch ist; wir beschreiben, kann nie etwas anderes heißen als: wir bringen Entsprechungen von phänomenalen Aktualitäten vor, und diese Entsprechungen sind selbst Aktualitäten, nämlich phänomenologische.

Für die Beschreibung der kleinsten wie der größten Eronenkomplexe gilt also: sie werden immer als Individuen, als Existenzen, Aktualitäten beschrieben. Wir wissen aber, daß diese Tatsache eben die spezifische Eigentümlichkeit der Beschreibung ist, und daß, abgesehen von der Beschreibung, immer nur die Aktualität, das Gegenwärtige, die Formbestimmtheit existiert, alles andere noch nicht oder nicht mehr existiert. Bei der Besprechung der interindividuellen Verhältnisse mag dies nochmals besonders betont sein. Die beschriebenen Aktualitäten und Aktualitätenreihen (Individuen höherer Ordnung) sind jetzt allesamt unaktuell, die Beschreibung aber entspricht immer nur Aktualitäten, Existenzen, niemals Symbolkomponenten, Unaktuellem. Wir dürfen diesen Tatbestand nicht in dem Sinne mißdeuten (wie es eben die naive Denkweise tut), als ob die beschriebene Aktualität zugleich mit der Beschreibung selber aktuell wäre, als ob Name und Begriff einer zugleich mit ihm gegenwärtigen Aktualität entspräche, entsprechen könnte und entsprechen müßte.

Wir wissen, daß die interindividuellen Verhältnisse lediglich Aenderung der Bewegungsperioden sind, aber die Beschreibung kann nicht anders lauten wie: die Individuen verhalten sich zueinander, die Individuen bewegen sich, nehmen auf und geben ab, wachsen und teilen sich im Gange des zeiträumlichen Geschehens, dem Bewegungsgesetz entsprechend. Die Entwicklung bedeutet Vermehrung der Paßformen, der zu interpolaren Partnern paßrechten Formbestimmtheiten. Dem Subjekt gegenüber ist die Formbestimmtheit eo ipso, d. h. als Formbestimmtheit überhaupt da, sie „paßt" überhaupt, es ist sozusagen überflüssig, die Formbestimmtheit gegenüber dem Subjekt als Paßform zu kennzeichnen; im interpolaren Verhältnis stehen auch immer nur Paßformen, aber in der interpolaren Gegensätzlichkeit, in der Symbolanalyse beschreiben wir Individuen, die keine oder wenige Paßformen zueinander aufweisen, d. h. die mehr oder weniger weit voneinander entfernt sind. Die Annäherung (Anziehung) ist die beschreibungsgemäße Bewegung der Individuen zueinander, die Abnäherung (Abstoßung, interpolare Entfernung) ist die Bewegung der Individuen voneinander weg. Das heißt: Bewegungsperioden, die erinnerungsgemäß jetzt eher (später) aufeinander folgen als das vorige Mal, haben sich einander genähert (entfernt). Anziehung und Abstoßung sind nicht etwa Wirkungen von „Kräften" u. dgl. dämonischen Mächten, die in den Individuen drinsitzen oder von außen das Verhalten leiten, sondern sind lediglich zeiträumliche Aenderungen des Ablaufes der Bewegungsperioden, der Bewegung überhaupt. Anziehung ist immer Wachstum, Aufnahme von Eronenkomplexen, Vermehrung der Zahl der Formbestimmtheiten, Abstoßung ist Teilung, Abgabe von Eronenkomplexen, Verminderung der Zahl der Formbestimmtheiten. Die jeweilige Situation aller Individuen (kosmische Situation) ist der „Zustand", der mit der jetzt größtmöglichen Entwicklung von Formbestimmtheiten gegeben ist. In jeder Gegenwart hat jedes Individuum — immer beschreibungsgemäß — so viele Formbestimmtheiten entwickelt, wie

eben jetzt möglich sind. Und alle diese Formbestimmtheiten sind Paßformen: es schließt sich an jede Formbestimmtheit die andere an, die folgende, die Situation ist ebenso wie die einzelne Formbestimmtheit immer-anders. Die Bewegung ruht nicht. Die Individuen „liegen" immer bei- oder aneinander, es gibt keinen Zwischenraum, der „leer" wäre, und die Bewegung ist die Veränderung der Formbestimmtheit, die immer die andere Formbestimmtheit aus sich entwickelt, bis die Anzahl der das Individuum ausmachenden Formbestimmtheiten die spezifische Höchstzahl erreicht und nun die Bewegung in der Verminderung der Formbestimmtheiten besteht. Die Bewegung des Individuums A ist also die Reihe von Phasen, deren jede eine spezifische Evolutions- oder Involutionsstufe darstellt; die jeweils möglichen Formbestimmtheiten sind entwickelt und polar und interpolar gegensätzlich gebunden. Je mehr sich das Individuum entwickelt, desto zahlreicher sind die Formbestimmtheiten, und diese Vermehrung macht eben den Weg (die Bewegung) aus, den das Individuum genetisch zurücklegt. Wir beschreiben das Wachstum so, daß sich das Individuum A inmitten einer interpolar gegensätzlichen Umgebung von andern Individuen, die ebenfalls in Bewegung sind, bewegt, d. h. eine steigende Anzahl von Formbestimmtheiten und von interpolaren Gegensatzpartnern, von Paßformen aufweist; diese Bewegung ist die Polarisation. Polarisation und Bewegung fällt zusammen, ist eines; es gibt nur polarisierte Bewegung, und dieser Ausdruck ist sogar tautologisch, indem eben Polarisation mit Bewegung identisch ist. Sämtliche jeweiligen Formbestimmtheiten sind polar und interpolar gebunden; es gibt keine andern wie gebundene Formbestimmtheiten. Die Bewegung geht nun weiter, bis sie in die Bewegungsperiode, das Individuum B übergeht; man sagt dann, A hätte sich auf B zubewegt, B wäre das Ziel von A gewesen. Immer aber befindet sich jedes Individuum in der paßrechten Umgebung, eine andere Möglichkeit ist schlechterdings — unmöglich. Die „gedachte" Zielsetzung ist lediglich die sich an eine sensile oder modale Aktualität anschließende idealische Aktualitätenreihe, wie in den §§ 79, 81 dargetan. Indem erfahrungsgemäß die Individuen je eine spezifische Größe erreichen, kann sich an eine modale Aktualitätenreihe die idealische anschließen, nämlich die, daß dieses Individuum sich noch im Wachsen befindet, oder daß es nicht mehr wächst, sich bereits in Teilung befindet usw. In welchem Stadium es sich aber auch befinden mag, immer bewegt es sich, und immer sagt man: es bewege sich da und da hin, oder es werde von dem oder jenem Individuum angezogen oder abgestoßen oder ziehe selbst an oder stoße ab. Realiter handelt es sich einfach um Bewegung und nichts weiter, die entsprechend dem Bewegungsgesetz vor sich geht.

Die Bewegung umfaßt das Werden und Vergehen der Individuen. Werden ist Wachstum, Vergehen ist Teilung, Zerfall. Die Aktualität ist geworden und im Vergehen begriffen. Wir können nicht anders anschauen wie zeiträumlich, genauer: wir schauen zeiträumlich an, also ist die Aktualität geworden und vergeht. Wir wissen, Werden und Vergehen ist Schein, aber doch als solcher real, mit der Anschauung gegeben. Indem die Aktualität wird, vergeht sie zugleich, sie ist immer-anders, kann nur werden, indem sie vergeht, und nur vergehen, indem sie wird, aber in einem speziellen Sinne liegt das Werden „auf der andern Seite" wie das Vergehen, sind beide nicht identisch, fällt das Werden nicht mit dem Vergehen als synonym, als identisch zusammen. Beschreibend können wir freilich nur sagen: die Aktualität ist, d. h. sie ist geworden und sie ist vergänglich. Indes ist das Sein lediglich Uebergang, die Existenz immer-anders, die Zeit steht nicht still, und der Raum ist nicht fix *). Die Aktualität ist im Werden und Vergehen begriffen, sie ist Zenith einer Kurve, deren aufsteigende

*) Dauer und Ausdehnung als Maßeinheit und Mehrfaches von Maßeinheiten gibt es nur in der Beschreibung (als Beschreibung). Vgl. § 94.

Strecke Werden und deren absteigende Vergehen ist; wir nehmen diese Strecken, diese Bewegung als solche nicht wahr, sie ist eben lediglich synonym mit Verändertheit des Objekts, mit zeiträumlicher Unterschiedlichkeit, deren Symbol das jeweilige Objekt, das Wahrgenommene ist. Aber als Schein gehört Werden und Vergehen zur Anschauung.

Ebenso gehören Wachstum und Teilung zur Anschauung, und wir können nicht so beschreiben, daß wachsen und teilen, zerfallen identisch sei. Zwar ist das Wachstum des einen Individuums Teilung des oder der andern, aber es wächst doch eben das eine, während das andere vergeht. Auch das Wachsen des Individuums geht mit einem beständigen Zerfall einher, wie das an dem Schicksal der Aktualität ersichtlich; dennoch können wir nur so beschreiben, daß wir sagen: dieses Individuum wächst oder ist gegen früher (erinnerungsgemäß) gewachsen, oder es beginnt zu zerfallen, oder der Zerfall ist schon weit vorgeschritten usw. Gewiß sind, was die Zahl der Aktualitäten angeht, auf der aufsteigenden wie der abfallenden Strecke der Bewegung korrespondierende Etappen da, man kann aber nicht sagen, daß das werdende Individuum, das eine gewisse Etappe erreicht hat, identisch sei mit dem zerfallenden Individuum, das die korrespondierende Etappe erreicht hat; die Anzahl der das Individuum ausmachenden Aktualitäten ist zwar beide Male gleich, aber die Aktualitäten sind keineswegs dieselben, sondern nur analogisch. Uebrigens ist die Bewegung irreversibel: sie kann niemals rückwärts gehen, d. h. sie behält immer die spezifische Richtung bei, das Werden kann nicht als Vergehen und das Vergehen nicht als Werden auftreten. Eine Regression gibt es nicht in dem Sinne, daß ein Individuum sich „rückwärts" entwickele; auch die Involution ist nicht Re-, sondern Progression. Ein Individuum kann dieselbe Formbestimmtheit nie zweimal aufweisen, nie von einem Stadium auf ein früheres zurückkehren und damit die damaligen Formbestimmtheiten wieder haben; wohl aber entwickeln sich alle späteren Formbestimmtheiten aus und nach den früheren, diese bestehen in spezifischen Veränderheiten fort, und in welcher Folge, in welcher Anordnung und Zahl die Formbestimmtheiten sich mehren und mindern, sich verändern, das eben macht die Spezifität des Individuums aus. (Ueber Leben und Tod siehe § 104.)

Anmerkung.

Das Bewußte ist das Existente, Symbol des Unbewußten. Die Beschreibung ist Entsprechung von phänomenalen Aktualitäten, die jetzt im Symbol, im Bewußten als Symbolkomponenten enthalten sind. Das Beschriebene ist nicht mehr oder noch nicht aktuell, sondern nur die Beschreibung als Entsprechung ist Aktualitätenreihe. Jede dieser Aktualitäten ist also Entsprechung von Jetzt-Unbewußtem, die Beschreibung entspricht Bewußtem, das jetzt unbewußt ist. Die Formel: es kann nur Unbewußtes beschrieben werden, ist nicht genau, insofern als tatsächlich nur Bewußtes beschrieben wird, dieses Beschriebene aber jetzt während der Beschreibung unbewußt ist.

Meine Aktualität kann nicht zugleich die Aktualität eines anderen Individuums sein, das mir Bewußte ist nicht identisch mit dem Bewußten eines anderen Gehirnwesens. Die Annahme der Möglichkeit der Identität oder Kongruenz meines Bewußten mit dem Bewußten eines anderen Gehirnwesens fällt zusammen mit der Annahme der Möglichkeit der Identität oder Kongruenz zweier oder mehrerer oder aller Individuen, also des Subjekt- mit dem dem Objekt-Individuums oder des Subjekts mit dem Objekt, d. h. mit der Annahme der Möglichkeit, daß die menschliche Anschauung anders sein könne als wie sie ist, mit der Fiktion. Mein Objekt ist also nicht identisch mit irgendeinem anderen Objekt. Ebensowenig ist mein Unbewußtes (die Symbolkomponenten meines Bewußten) identisch mit dem Unbewußten, dessen Symbol das Bewußte eines andern Gehirnwesens ist. Es gibt (§2) phänomenal überhaupt nur ein Bewußtes, nur das Bewußte, das ich als „meines" erlebe und beschreibe, nur „mein" Objekt.

Es ist eine Fiktion anzunehmen, daß das Beschriebene, das ja während der Beschreibung unbewußt ist, dennoch existent sei, nämlich außerhalb meines Bewußtseins. Diese Fiktion hängt mit der Erfahrung zusammen, daß eine Beschreibung, die ich als von einem Objekt-Individuum ausgehend

lokalisiere (z. B. eine gedruckte Reisebeschreibung), die Entsprechung von Aktualitäten sein kann, die mir als Aktualitäten noch nicht vorgekommen, mir noch unbewußt sind. Es muß demnach mir-Unbewußtes anderen Gehirnwesen bewußt sein und mir-Bewußtes anderen Gehirnwesen unbewußt. Realiter ist dieser Satz meine Aktualitätenreihe, ist das „andern-Unbewußte" mein Begriff, Aktualität meiner idealischen Zellgruppe, existiert der Begriff „das andern-Unbewußte" lediglich als mein Bewußtes. Die Fiktion erweitert sich zu der Annahme, daß mein Objekt mit dem Objekt anderer Gehirnwesen identisch wäre oder sein könnte, so daß die Beschreibung einer solchen identischen Aktualität entsprechen könnte, und ferner, daß mein Unbewußtes mit dem Unbewußten anderer Gehirnwesen identisch wäre oder sein könnte. Ich könnte demnach Bewußtes oder Unbewußtes anderer Gehirnwesen als Identität mit meinem Bewußten oder Unbewußten beschreiben, oder: eine Beschreibung könnte identischen Aktualitäten entsprechen. Diese Fiktion liegt auch in der motivischen Deutung des Irrtums, der Lüge, der Verstellung, des Zweifels, der Schuld, Strafe usf.

Ich lese eine Reisebeschreibung als Fiktionalist, indem ich glaube, daß der Verfasser die Dinge genau so gesehen hat, wie ich sie gesehen haben würde, wenn ich die Reise an seiner Stelle gemacht hätte, oder daß ich genau dieselben Dinge wie er gesehen hätte, oder daß er sie, seine eigene Beschreibung lesend, genau so vorstellen könnte, wie er sie als modale Aktualitäten wahrgenommen hat, also die Erinnerung, der Begriff identisch wäre mit dem Gegenstand, oder endlich, daß er sie zweimal identisch sehen könnte. Realiter ist das Lesen der Reisebeschreibung eine Aktualitätenreihe meiner Gehirnzellen; mit diesen optischen Modalreihen sind assoziiert optische u. a. Begriffsreihen, z. B. mit den Wörtern „Pyramiden von Gizeh" Erinnerungen an meine Besichtigung oder an Abbildungen, die ich gesehen, oder an Beschreibungen, die ich gehört habe, usf. Selbst die Annahme, daß die Pyramiden, während ich die Beschreibung lese, noch „existieren", ist meine Aktualitätenreihe, die sich an die Beschreibung anschließt. Ueber die Aktualitäten, die der Verfasser beschreibt, denen die Beschreibung entspricht, kann ich nichts anderes sagen wie: daß sie zu seiner Individual- und Artspezifität gehören —, und selbst dieser Satz ist mein Urteil mit einem gewissen, meiner Erfahrung entsprechenden Wahrscheinlichkeitsgrad, indem nämlich Individuation und Vergleich sich zu einer Klassifikation der Individuen entwickeln und der häufige Ablauf analoger Aktualitätenreihen (die Erfahrung) in den Begriff der Spezifität im individuellen und überindividuellen Sinne eingeht. Die Reisebeschreibung ist nicht einmal ein „Beweis", daß der Verfasser die beschriebenen Länder oder Orte usw. überhaupt besucht hat (*Kants* Beschreibung der Londoner Kathedrale, *Karl Mays* Reisebeschreibungen)*).

Aus der Individuation und dem Vergleich entwickelt sich die idealische Wahrscheinlichkeit, daß die in meiner Welt existierenden Menschen eine (die) artspezifische, nämlich die menschliche Anschauung haben und jeder Mensch seine individualspezifische Anschauung habe. Mit der Spezifität ist die Differenz der Anschauung der Welten gegeben. Indem ich „mich" mit anderen Objekten vergleiche, kommt auch mir eine menschliche Anschauung zu mit sehr hoher Wahrscheinlichkeit, deren Grad entsprechend der mit dem Heranwachsen des Menschen zunehmenden Erfahrung sich erhöht. Somit erkenne ich, daß „die Welt" mein Erlebnis ist, und daß ich, was immer ich auch beschreibe, meine Aktualitäten beschreibe, mein Bewußtes, das als beschrieben unbewußt ist. Ich kann niemals Bewußtes anderer Menschen beschreiben, meine Beschreibung ist niemals Entsprechung der Aktualitäten anderer Gehirnwesen, und dasselbe gilt für das Unbewußte. Ich beschreibe aber meine Aktualitäten als Analoga zu den Aktualitäten der andern Gehirnwesen, speziell der Menschen. Ich beschreibe niemals die Welt anderer Menschen, sondern immer nur meine Welt, und zwar als Analogon zur Welt oder den Welten anderer Menschen. Jede Beschreibung, ob ich sie als von mir oder von andern ausgehend lokalisiere, spielt sich in meiner Welt ab.

Die Beschreibung des Verhaltens eines Menschen entspricht also meinen Aktualitäten, nicht dem Bewußten oder Unbewußten des X. Indem aber meine Aktualitäten und Unaktualitäten anschauungs-

*) Die Denkzellen sind individual-, gruppen-, artspezifisch. Gewisse Denkzellen des Individuums A können derart beschaffen sein, daß sie nur bis zu einer Aktualität von geringerer (z. B. traumhafter) Helligkeit funktionieren als die analogen Denkzellen anderer Menschen, die bis zu „voller" Helligkeit, d. h. bis zur Wachaktualität funktionieren. Bei entsprechend geringer Intensität des Eronenverkehrs in der Hirnrinde (Einengung des Bewußtseins, traumhaften Zuständen usw.) nimmt also A dieses Objekt wahr, das — analog von andern gruppenspezifischen Individuen erst bei vollem Eronenverkehr und dann entsprechend hell wahrgenommen wird. A kann es nur in dem spezifisch geringen Grade von Helligkeit wahrnehmen, indem die betr. Zelle oder Zellgruppe eben nur bis zu diesem Grade funktionieren kann. A steht also diesem Objekt genau so polar gegenüber wie die andern Menschen und kann es auch so beschreiben wie die andern, die Verschiedenheit liegt lediglich in der Helligkeit. Vgl. § 106.

gemäß Analoga der Aktualitäten und Unaktualitäten meiner Mitmenschen sind, ist meine Beschreibung die Entsprechung eines Analogons zur Welt des X. Auch die Beschreibung, die X „von sich" gibt, verläuft in meiner Welt und ist Entsprechung eines Analogons zur Welt des beschreibenden X. Es ist Fiktion anzunehmen, daß eine Beschreibung außerhalb meiner Welt verlaufen könne, sozusagen „rein objektiv", ohne „mich" als Subjekt. Es gibt eben nicht „die Welt", die, immer oder gewisse Zeit dieselbe bleibend, von verschiedenen Menschen als dieselbe beschrieben werden könne, die „an sich" da wäre, sondern es gibt nur meine Welt, und alles, was geschieht, spielt sich in meiner Welt ab. Es ist Fiktion, daß ich von der Welt des beschreibenden X mehr erführe als das zur Welt des X Analoge, das in meiner Welt liegt. Es ist Fiktion, die Identität der Welten zu setzen und anzunehmen, es könne eine Beschreibung außerhalb meiner Welt verlaufen oder eine „fremde" Welt in die meinige hineintragen, oder ich könnte die Welt so beschreiben, als ob sie nicht meine Welt wäre.

§ 93. Organisch — anorganisch: Existenz außerhalb der Wahrnehmung. Entstehung der Arten. Problem und Lösung. Problem als Dämon. Herkunft der Eronen

Die Zahl der Formbestimmtheiten ist unberechenbar. Die Formbestimmtheit ist immer-anders, also nie zweimal dieselbe, mag der Entwicklungsrhythmus rascher oder langsamer scheinen, mag es sich um die sensile oder modale oder idealische Formbestimmtheit handeln. Die relative Beständigkeit des Begriffes ist ja nur die relativ geringe Differenz der Verändertheiten. Indem aber die Formbestimmtheiten sich nur innerhalb der je spezifischen Grenzen ändern, sind sie doch eben Bestimmtheiten, ist die Fülle der Erscheinungen vorhanden, die, allerdings verändert, immer wieder aktuell sind und in diesem Sinne eine gewisse Dauer besitzen. Dies gilt auch für die zusammengesetzten Individuen, für die Bewegungsperioden, für die Aktualitätenreihen.

Wir unterscheiden demnach die Individuen entsprechend ihren spezifischen Formbestimmtheiten und ferner kleinere und größere Gruppen entsprechend den für alle zur Gruppe gehörigen Individuen spezifischen Formbestimmtheiten, die wir dann gruppenspezifische nennen. So unterscheiden wir das Mineral-, das Pflanzen- und das Tierreich oder die anorganische und die organische Welt und nennen die erstere gemeinhin tot, die letztere lebendig. Es ist klar, daß mit „tot" lediglich eine gewisse Gruppe von Formbestimmtheiten gemeint ist, die für alle diejenigen Individuen spezifisch ist, die wir zur anorganischen Welt rechnen; mit „lebendig" ist eine andere Gruppe von Formbestimmtheiten, nämlich die der organischen gemeint. Diese Bezeichnungen sind also lediglich klassifikatorische; ein wesentlicher Unterschied zwischen der einen oder andern Gruppe besteht nicht, wie ja eben alle Formbestimmtheiten sich aus der Urform entwickelt haben und diese symbolisch präsentieren.

Aus der Gruppe der organischen Wesen heben wir besonders die Gehirnwesen heraus und unter denen wieder die Menschen, mit denen sich das Ich-Individuum gleichsetzt. Die artspezifischen Formbestimmtheiten, die das Individuum Mensch ausmachen, insbesondere die Ausstattung mit einem spezifisch entwickelten Gehirn, schreibt sich das Ich-Individuum auch selber zu (in logischem Schluß: phänomenal wahrnehmen kann ich mein Gehirn nicht), ebenso weist das zum Ich-Individuum gehörige Objekt individualspezifische Formbestimmtheiten auf, die es von andern gleichartigen Individuen unterscheiden. Wir haben früher auseinandergesetzt, daß die Individuen entsprechend der Anordnung ihrer Formbestimmtheiten als rund und gerade, als weiblich oder männlich und als (je spezifische) Kombinationen solcher Anordnungen unterschieden werden. Im Wechsel der Aktualitäten zeigt sich, daß auf eine weibliche Anordnung immer eine männliche folgt, die wiederum von einer weib-

lichen gefolgt ist. Die interpolaren Partner sind also stets männlich : weiblich, eine Tatsache, die ja auch zur Beschreibung der Subjekt-Objekt-Beziehung Verwendung findet, indem alle Laute, Worte, Sätze objektisch sind, in der Objektität liegen und andere wie diese zur Beschreibung der Subjekt-Objekt-Beziehung nicht zur Verfügung stehen. Die interindividuellen Verhältnisse bestehen immer zwischen einer männlichen und weiblichen Anordnung der Formbestimmtheiten, in einer „bunten Reihe", die sich in einzelnen wie in Gruppierungen von Bewegungsperioden prinzipiell vorfindet; nie folgt auf männlich männlich, nie auf weiblich weiblich. Auch die größeren Gruppen, die wir Körperregionen nennen, sind spezifisch organisiert derart, daß die eine Region rund, gewölbt angeordnet ist, die andere gerade, eckig, kantig, vorragend usw., und alle Verhältnisse zwischen den Menschen untereinander, aber auch zu allen andern Individuen sind diesem Schema entsprechend gestaltet: immer steht einer weiblichen Anordnung eine männliche und umgekehrt gegenüber. Die Ausstattung mit gewölbten und vorragenden, mit weiblichen und männlichen Regionen sowie ihre spezifische Verteilung ist die Konstitution; sie ist individualspezifisch, und zwar derart, daß nur solche Individuen sich zueinander verhalten, die in irgendeinem Maße Paßformen aufweisen, indem die beiderseitigen Konstitutionen sich entsprechen. Es können eben immer nur solche Bewegungsperioden, solche Individuen sich aneinander anschließen, die Paßformen aufweisen, und die Tatsache, daß sie sich aneinander anschließen, ist das untrügliche Zeichen, daß sie Paßformen haben; die Extensität der Bindung zeigt die Zahl der gegensätzlichen Anordnungen, eben der Paßformen an, und die Dauerhaftigkeit der Bindung den gleichmäßigen Rhythmus der Aktualitätsänderung; ändern sich die partnerischen Konstitutionen ungleichmäßig, so nimmt die Zahl der Paßformen ab, die Partner entfernen sich voneinander, andere Partner treten heran. Auch die Aenderung der Konstitution ist individual-, aber auch gruppen- (familien- usw.)-spezifisch, im weiteren Sinne auch artspezifisch. Alle Verhältnisse sind Stadien der Bewegung, deren Gesetz wir oben formuliert haben.

Die Wissenschaft hat gezeigt, daß zwischen organischen und anorganischen Individuen ein wesentlicher Unterschied nicht besteht. Alles Seiende ist nach physikalischer Beschreibung aus Molekülen, Atomen, Elektronen zusammengesetzt; wir sagen psychobiologisch: das Seiende ist das Eron, die Aktualität als immer-anders, die Aktualitäten und ihre individualen Reihen sind Differenzierungen des ursprünglichen Chaos. Alle Formbestimmtheiten sind spezifisch, und wiederum ihre Anordnung zu Reihen, zu Bewegungsperioden, zu Individuen höherer Ordnung ist spezifisch. Die Emanation des Radiums *), die Ueberführung des Heliums in Wasserstoff, die chemischen Umsetzungen die Atomzertrümmerung, die anorganischen Vorgänge überhaupt sind Aenderungen der bisherigen Individuen analog den Aenderungen, die an und in den Organismen fortwährend stattfinden; die Bewegungsperioden, die die Individuen ausmachen, vergrößern oder verkürzen sich, die Individuen wachsen oder teilen sich oder zerfallen, das Individuum hört, sobald die spezifische Aenderungsamplitude überschritten wird, zu bestehen auf, d. h. die zum Individuum bisher vereinigten Eronenkomplexe schließen sich an andere Individuen an, zu denen also mehr Paßformen bestehen als zum bisherigen Verbande. Die Formbestimmtheit als Einzelheit, als „kleinster Teil", der, selbst eigenschaftslos, die „Materie" zusammensetzt, ist, wie dargetan, eine fiktionelle Erfindung; jede Formbestimmtheit ist polarer und interpolarer Gegensatzpartner, also ins allgemeine Gefüge paßrecht eingeordnet, ist Symbol, dessen fortwährende Aenderung die Individuation „ermöglicht". Wir beschreiben zwar, dem biologischen Mechanismus

*) Siehe mein Lehrbuch „Die Radioelemente in der Heilkunde".

entsprechend, das Objekt als eine Reihenfolge von Veränderheiten, aber wir wissen anderseits, daß es nicht soundsoviele Individuen zugleich gibt, sondern lediglich das Objekt, die Aktualität als immer-anders, als Symbol. Indem der Mensch alle Formbestimmtheiten — eine nach der andern — wahrnimmt, indem nur das Wahrgenommene, das Objekt in allen seinen Veränderheiten existiert, hat er als Ich-Individuum Paßformen für sämtliche möglichen Individuen; diese existieren ja nur in der menschlichen Anschauung, d. h. es existiert immer nur die Aktualität als Symbol aller andern möglichen Aktualitäten, und alles Seiende ist nur als Objekt zum Subjekt, als Etwas zum Nichts.

Der Mensch sieht einen Stein, eine Pflanze usw., heißt: er hat spezifische Eronen aufgenommen, und diese sind in gewisse Denkzellen gelangt und sind dort als Paßformen zu den einheimischen Eronenkomplexen in der Art der Symbolkomponenten an der Aktualität beteiligt. So beschreiben wir den Vorgang als eine Bewegungsperiode, die in der Objektität liegt. Die Beschreibung, es existiere abgesehen von der Wahrnehmung ein Stein, und von diesem gehen „Strahlen" aus, die ins Auge usw., dann in den Sehnerv usw. aufgenommen würden, ist fiktionell schon insofern, als dabei vorausgesetzt wird die Existenz des Steines abgesehen von seiner Existenz als Aktualität der Denkzelle, womit die Problematik, wie die Wahrnehmung als „psychischer Akt" zustandekommt, also das Leib-Seele-Problem gegeben ist. Die Frage, ob das Objekt außerhalb meiner Wahrnehmung auch noch da ist, ist der Versuch, die menschliche Anschauung zu sprengen, ist eine Frage, die — wie alle Fragen — die eigentliche Antwort selber ist, eine Formulierung des Zweifels, die zur motivischen Denkweise gehört und erst verschwinden wird, wann oder soweit der Mensch nicht mehr motivisch denkt. Es ist die ewige Frage nach dem Ursprung des Menschen, die auch hier implicite wieder gestellt wird, und die nichts weiter bedeutet als die motivische Anerkennung der Existenz des Objekts, als — Kausalität, Konditionalität, Teleologik, kurz Motivität. Der motivische Mensch nimmt die Welt wahr, also muß sie geschaffen, gewirkt, bedingt sein, einen Zweck haben usf., es muß ein Etwas, ein „höheres Wesen", ein (der) Wille, ein Schöpfer usw. außerhalb des Objekts da sein, der die Objekte geschaffen hat und sie erhält abgesehen davon, daß ich sie wahrnehme. Das Kind ist der Schöpfer, aber es ist zugleich Objekt, also geschaffen — wer löst das Rätsel? Der Juvenis hat diese Frage auch ins Wissenschaftliche übersetzt, aber damit keineswegs beantwortet derart, daß dies Rätsel nun gelöst sei, die Frage nicht mehr „nötig" sei. Der Juvenis glaubt gemeinhin immer noch an die Existenz der Individuen abgesehen davon, daß er sie wahrnimmt; er weiß gemeinhin noch nicht, daß sie lediglich als Aktualitäten seiner Denkzellen da sind und nicht mehr da sind, sobald die Hirnrinde nicht mehr aktuell funktioniert. Erst der Realist (im psychobiologischen Sinne) fragt und zweifelt nicht mehr, er erkennt das Objekt als polaren Gegensatzpartner des Subjekts, und zwar dem Wesen nach als das Etwas gegenüber dem Nichts; und er weiß, daß die Beschreibung ihrem Wesen nach die Entsprechung von Aktualitäten ist, die aber jetzt Symbolkomponenten sind und außerhalb der Wahrnehmung, außerhalb der Gegensätzlichkeit zum Subjekt nicht mehr oder noch nicht existieren. In diesem Sinne ist, wie nun wohl genugsam betont, unsere Beschreibung aufzufassen.

Indem nun also der Stein usw. Aktualität meiner Denkzelle ist, muß ja der den Stein in der Denkzelle präsentierende Eronenkomplex Paßform zu dem einheimischen Eronenkomplex sein. Die organische „Materie" muß also Paßform auch zur anorganischen „Materie" sein können, der Mensch also Paßformen zu allen seinen Objekten haben und diese zu ihm. Wir finden hier den Zusammenhang mit dem Problem der Phylogenese, also mit der Frage, wie die Anthropogonie „erklärt" werden

könne, wie überhaupt die Entstehung der Arten zu denken sei. Es muß sich doch — nach motivischer Auffassung — die anorganische Materie in die organische umwandeln können, und wir haben ja auch z. B. im Verdauungsvorgang eine Art Analogie zur Entstehung des „lebendigen" Eiweißes, indem aus „toten" Stoffen die Bausteine zum „lebendigen" Eiweiß hergestellt werden. Die Bemühungen der Chemiker, diesen physiologischen Vorgang nachzuahmen, „künstlich" lebendiges Eiweiß, Leben zu „schaffen", sind Abkömmlinge des Mythos vom Homunculus, also der frühmotivischen Deutung des Objekts als schaffend und zugleich geschaffen. Indem das Eiweiß — wie alle andern Formbestimmtheiten — (noch) nicht als Aktualität, Symbol aller möglichen Formbestimmtheiten, sondern als Mosaik kleinerer Teile aufgefaßt wird, meint man, es sei entstanden, indem zu einem gewissen, vielleicht noch anorganischen Komplex weitere Teile hinzugekommen seien, und zwar unter gewissen kosmischen Verhältnissen („Bedingungen", § 87). Die Forschung nach der Herkunft des Menschen und der Dinge überhaupt ist nicht bloß ein Charakteristikum des infantilen Menschen, ist keineswegs mit der sexuellen Aufklärung und mit der Ausübung des Geschlechtsverkehrs erledigt, sondern ist, wie gesagt, das einzige Problem aller motivischen Wissenschaft, mag sie heißen wie immer; diese Frage ist der „Inhalt" des motivischen Denkens überhaupt, und solange der Mensch motivisch denkt, ist der „Oedipuskomplex" weder zertrümmert noch abgebaut und wird der Mensch weiter von weltanschaulichen Zweifeln und allen Nöten, die mit dem Worte „Leib-Seele"-, „Welt-Gott-Problem" zusammengefaßt werden (einschließlich der besonderen Grade und Ausformungen, die man Neurose nennt), gepeinigt.

Der motivische Mensch hat noch nicht erkannt, daß tot und lebendig lediglich systematologische Unterschiede sind, und wer als Motiviker es erkannt hat, verhält sich im übrigen dennoch nicht danach. Die Welt ist — nicht mein Wille oder sonst ein Wille, wohl aber meine Vorstellung. Die Individuen werden entsprechend ihrer Spezifität in Gruppen gesondert (klassifiziert), die wiederum spezifisch sind und sich weiterhin zu größeren Gruppen, Individuen höherer Ordnung vereinen; die Aktualität ist Symbol, Komplex aller dieser, aller möglichen Formbestimmtheiten, aller Symbolkomponenten, und diese Aktualität ist Objekt des Subjekts, „liegt" als bewußt in der menschlichen Denkzelle. Die Welt ist also lediglich als mein Objekt, als Objekt des Subjekts da, und über seine Denkzellen hinaus kann der Mensch nicht einmal das Nichts erfahren. Nur die Gegenwart ist. Die „Lösung" motivischer Probleme ist lediglich Umformung, Formänderung des identischen „Inhalts". Andere Formbestimmtheiten sind (nacheinander) da — das ist alles. Ob oder was war, ist oder sein wird abgesehen von meinem Objekt, ist kein Problem und kann auch keines sein. Das Objekt selber ist das Problem; τὸ πρόβλημα das Vorgelegte, Vorgeworfene, der Vorwurf, dem Sinne nach identisch mit objectum; προβλής vorspringend, vorragend, hervorragend, beide von βάλλω, wovon auch σύμβολον Symbol *). Das Symbol ist also das Problem, die Sphinx, das Rätsel, der Dämon: wer das Symbol erkennt, dem ist es kein Problem mehr, die Erkennung ist die Vernichtung des Problems, wie sich die Sphinx in den Abgrund stürzt. Die Erkennung ist aber nicht im motivischen Sinne zu verstehen, nämlich als Frage- und Antwortspiel, sondern im realischen Sinne als Erkennung des Objektes, des Symbols, des Problems als solchen, seinem Wesen nach. Zunächst freilich ist das Objekt Problem: Zweifel, Frage, Zwang, Schuld oder Sühne, Ursache oder Wirkung usw. (Zeitalter des Motivismus); erst die Erkenntnis, daß das Objekt das Seiende schlechthin ist, physischer Pol des Ur-Indivi-

*) Vgl. S. 294 Fußnote.

duums, daß das Symbol die biologisch-phänomenale Homogenität seiner Komponenten ist, nicht eine Hierarchie dämonistischer Existenzen, daß die Kausalität, Konditionalität, Teleologik Denkweisen bestimmter Entwicklungsstufen sind, denen die realische Denkweise folgt, erst diese Erkenntnis, was denn eigentlich das Objekt, das Problem usw. dem Wesen nach ist, zeigt uns die Wahrheit: das Objekt als — Objekt, das nun nicht mehr Problem ist.

Hierzu gehört die Erkenntnis, daß das Objekt Aktualität der Denkzelle ist und abgesehen von dieser Aktualität nicht auch noch als Absolutes existiert, das also da wäre, gleichgültig ob der Mensch es wahrnähme oder nicht. Wie die oder eine Welt aussieht ohne Mensch, ist kein Problem. Die Welt ist entstanden mit der Aktualität der ersten menschlichen Denkzelle, d. h. sie war da als Aktualität meiner ersten Denkzelle. So viele Denkzellen, so viele Formbestimmtheiten. Bewegung ist Denken, Bewegtes ist Bewußtes, Bedachtes. Die Objektänderung spielt sich in meiner Gehirnrinde ab. Wesentliche Unterschiede (polare Gegensatzpartner) sind die Objekte nicht, sondern nur Form-Veränderthetten, Aktualitäten der Denkzellen. Die Entstehung des Organischen aus dem Anorganischen ist nur im motivischen Sinne Problem; realiter erleben wir diesen Uebergang fortwährend, indem die Bewegungsperioden, die Individuen sich fortwährend ändern, der Mensch z. B. stirbt, d. h. in Anorganisches übergeht. Alle motivischen Probleme erleben wir anschauend fortwährend — die Probleme und ihre eigentliche Lösung, das Seiende schlechthin, das nur im motivischen Zeitalter als Problem, als Rätsel, als Fragwürdigkeit usw. gedeutet wird. Die Theorien über Entstehung des Menschen aus vormenschlichen Perioden, die Anthropogonie, Kosmogonie, Theogonie usw. sind motivisch-kausale Deutungen des Objekts und seiner Aenderung. Die Darwin-Haeckelsche Abstammungslehre ist die Uebersetzung des naiven Dämonismus in die motivisch-kausale Wissenschaft, Theogonie als Anthropogonie; das gleiche gilt für die Freudsche Trieb- oder Libidolehre als theoretische Psychologie oder „Metapsychologie". Damit ist nichts gegen die motivische Wissenschaft, sondern nur etwas über sie gesagt. Gegen ein biologisches Phänomen etwas zu sagen — und die motivische Wissenschaft ist ein solches —, kann mir nicht in den Sinn kommen.

Die Möglichkeit, lebendiges Eiweiß „künstlich" herzustellen, oder die Entdeckung von „Zwischengliedern" zwischen Mensch und Affe usw. wären zwar Vermehrungen unserer Kenntnisse, aber nicht der realischen Erkenntnis. Die Wahrheit liegt klar vor uns, wir müssen sie nur sehen; sie kann nicht gemehrt oder gemindert werden. Die ontische Geschichte des Menschen erstreckt sich jetzt bis zur Amphimixis, die phylische kann unmöglich darüber hinausreichen. Die Herstellung des lebendigen und gar des menschlichen Eiweißes im Laboratorium ist „noch" nicht geglückt. Die Aktualitäten jeder Entwicklungsstufe sind auch der Zahl nach spezifisch; und wir haben „noch" keine Denkzellen, deren Aktualitätenreihe die Herstellung des lebendigen Eiweißes usw. ausmachen würde. Für die realische Erkenntnis bedeuten die „Fortschritte" der Wissenschaft, der Technik usw. keine Erweiterung: die Wahrheit ist nicht davon abhängig, ob die Zahl der möglichen Formbestimmtheiten ein wenig größer oder kleiner ist. Die Formbestimmtheit ist Symbol aller — auch in Zukunft — möglichen, und es gibt, wie wir noch sehen werden, Menschen, die solche „künftigen" Formbestimmtheiten „voraussehen". Alle Formbestimmtheiten sind Aktualitäten, die in den Denkzellen „liegen". Wir beschreiben dies derart, daß wir sagen, der Mensch hat Paßformen zu allem Wahrnehmbaren; er nimmt Eronen auf, nicht bloß in die Augen, Ohren usw., sondern in alle Empfangsapparate der Oberfläche, er nimmt optische, akustische, taktile, olfaktorische, gustatorische, thermische und koordinative sympathische und sensorische

Eronen auf (die idealischen entwickeln sich aus sensilen und modalen), und sie passieren den (ihren) Reflexweg und finden ihren Ausdruck in Form der Muskel- und Drüsenaktionen. Die Eronen gehen aber nicht von Individuen aus, die, abgesehen von diesen Eronen, existieren, sondern diese Eronen oder Eronenkomplexe, zur Aktualität gelangt, sind die Individuen selber. Weiter läßt sich über die Eronen nichts aussagen; woher sie kommen, wohin sie gehen, diese Frage ist — wie jede Frage — das Problem der „Schöpfung", das Problem, das die menschliche Anschauung selber dem Zweifel unterwirft, die Frage: wie kommt der Mensch zu seiner Anschauung? oder: wie ist der Mensch, die menschliche Anschauung entstanden? oder: welches ist die Ursache und die Wirkung seiner Existenz usw.? — jene Ur- und einzige Frage, die, indem sie überhaupt gestellt wird, die Möglichkeit fingiert, daß sich der Mensch aus seiner Anschauung hinausbegeben, diese zum Objekt haben, sie studieren, beurteilen, ableiten usw. könne, — ist die Frage als Charakteristikum der motivischen Denkweise. Hier sehen wir deutlich, daß die Fiktion in der Annahme besteht, es sei möglich, die menschliche Anschauung zu verlassen und das innerhalb der menschlichen Anschauung Befindliche, ja die Anschauung selber, das Anschauende und das Angeschaute anzuschauen oder das Objekt so anzuschauen, wie es angeschaut werden würde, wenn die Möglichkeit bestünde, sich aus der Anschauung hinauszubegeben und von diesem utopischen πού στῶ aus die Welt aus den Angeln zu heben oder die Superi oder wenigstens doch den Acheron zu bewegen.

Wir vergessen nicht, daß nur das Eron, streng genommen nur der physische Pol des Eron, wahrgenommen wird, daß Bewegung, Denken im Sein symbolisch vertreten ist, ferner daß die Aktualitätenreihe, die wir Beschreibung nennen, nicht dem gegenwärtigen Objekt (dieses ist Aktualität, die zur Beschreibung selber gehört, kann aber auch — während unbewußter Beschreibung, z. B. unbewußten Sprechens — eine andere, niemals aber die beschriebene sein), sondern den Objekten entspricht, die jetzt Symbolkomponenten sind, daß es also Fiktion ist, zu glauben, daß das Beschriebene jetzt noch existiere, zugleich mit der gegenwärtigen Aktualität (zwei oder mehrere Bewußte zugleich). Mithin kann es auch außerhalb der fiktionalen Denkweise keine Frage nach dieser nicht mehr vorhandenen Existenz mehr geben; diese Frage, z. B. nach der Herkunft, der Existenz überhaupt der Symbolkomponenten, der Eronen, die jetzt im Symbol vertreten sind und gar nicht mehr existieren, wird nur von dem gestellt, der noch nicht erkannt hat, daß das Objekt Symbol ist.

§ 94. Klassifizierung der Eronen. Reflexweg. Aufnahme, Oberfläche, Empfangsapparate. Eronenbewegung im Nervensystem: Umwandlung der Eronen, Reflexsysteme (assoziative Systeme), Kapazität, Plerose, Funktionsablauf, Geschwindigkeit des Eronenstromes (Reflex-, Assoziationszeit), Eronenstauung (Pleonase), Stauungszellen, „eingeklemmter Affekt", „psychisches Trauma". Eronenabgabe: Drüsen, glatte, quergestreifte Muskeln, Spezifität der Abgabe, Kontraktionswelle der glatten und der quergestreiften Muskeln, konsensuelle Funktion beider Arten (Geburt, Darmentleerung). Uebergang, Konstitution, individual-, gruppen-, artspezifisches Erleben der Uebergänge, Differenzierung der Ereignisse. Variationen in der Organisation der Reflexsysteme, „psychische" und „physische", „funktionelle" und „organische" Krankheiten, Heilung

Den Reflexweg habe ich im § 54 schematisch beschrieben und dabei auch die Gruppen angegeben, in die die Eronen einzuordnen sind. Wir unterscheiden also die sensiblen (zentripetalen) und die motorischen und sekretorischen (zentrifugalen) Eronen; jene fließen in den sensiblen (zuleitenden, afferenten), diese in den

motorisch-sekretorischen (ableitenden, efferenten) Strecken der Reflexsysteme. Ferner unterscheiden wir die sympathischen, die sensorischen und die idealischen, d.h. die im sympathischen bzw. sensorischen bzw. idealischen Anteil der Reflexsysteme fließenden Eronen. In der Hirnrinde findet der Uebergang der sensibeln Nerven in die motorisch-sekretorischen Nerven in der Berührung der sensibeln Nervenfaser mit der Denkzelle statt; letztere gehört zur motorisch-sekretorischen Strecke. Die idealischen Denkzellen erhalten ihre Nervenströme aus der sensilen und modalen Sphäre und stehen mit der Motorik nicht in unmittelbarer Verbindung, gehören aber zur motorischen Strecke. Die sympathischen Eronen, die in die sensile Sphäre einfließen, nenne ich die sensilen Eronen zum Unterschied von denen, die die Hirnrinde nicht erreichen, den präsensilen, und von denen, die sie verlassen haben, den postsensilen; analog gibt es prämodale, modale und postmodale sowie präidealische, idealische und postidealische Eronen. Die in den Assoziationsbahnen sich bewegenden Eronen gehören zu den motorisch-sekretorischen.

Die sensilen Eronen sind je nach ihrer Spezifität Hunger-, Angst-, Schmerz-, Trauer- oder Freudeeronen; jede Sorte tritt in die zugehörigen Zellen ein, und nur in diese; nur Paßformen werden aufgenommen. Entsprechend unterscheiden wir präsensile Hunger-, Angst-, Schmerz-, Trauer- und Freudeeronen; die präsensilen Hungereronen sind also solche, die, sofern und indem sie die sensile Sphäre erreichen, zu sensilen Hungereronen werden. Wir erkennen also auch den im Sympathikus verkehrenden Eronen Gruppen- und Individualspezifität zu und nennen die Gruppen nach den Bezeichnungen, die wir den sensilen Aktualitäten beilegen.

Die sensorischen Eronen zerfallen in die Gruppen: optische, akustische, taktile, olfaktorische, gustatorische, thermische, kinästhetische (Lage-), statische (Kraft-) und topische (Richtungs-) Eronen (die letzten drei sind zusammen die koordinativen) — nach den neun Sinnesgebieten. Zu jedem Sinnesgebiet gehören ein sensiles und ein idealisches Gebiet; jedem Gegenstand jedes Sinneszentrums ist also ein (sein) Gefühl und ein (sein) Begriff (seine Erinnerung) genetisch assoziiert.

Die Aufnahme und die Abgabe der Eronen erfolgt an der Oberfläche der Zelle, des Zellaggregats, des Organs, des Organismus. Wie immer auch Aufnahme und Abgabe stattfinden mag, eine Schwelle-Oeffnung muß da sein, wir können den Uebergang nicht anders wie als Passage einer Schwelle-Oeffnung beschreiben. Auch die Epithelzellen der Haut z.B. nehmen Eronen auf und geben sie nach innen zu weiter, somit als eine Art Filter funktionierend, analog dem Trommelfell, den vorderen Augenmedien usw. An manchen Stellen der Haut finden sich auch interepitheliale Lücken, wie auch die Zellen selbst durch mikroskopisch sichtbare Oeffnungen der Zellwand, durch interzelluläre Protoplasmabrücken miteinander verbunden sind. Noch weit größere Oeffnungen sind die Poren, die Oeffnungen der Schweißdrüsen und die Mündungen der Haarkanäle. Die größten Oeffnungen führen in die Mund-, die Nasen-, die Genital-, die Blasen-, die Darmhöhle. Die größeren Oeffnungen und Höhlen sind Aufnahme- und Abgabestellen zugleich, d.h. sie sind mit Empfangsapparaten und mit Ausdrucksapparaten (elastische Fasern, Muskelfasern, Drüsenzellen) ausgestattet. Immerhin ist aber auch da noch die grundsätzliche Differenziertheit der Oeffnungen in aufnehmende und abgebende zu bemerken: der Mund nimmt vorwiegend auf, der After gibt normaliter nur ab usw.

Die Eronenklassen sind spezifisch; die einzelnen Eronen sind art-, gruppen-, individualspezifisch. Ebenso sind die Aufnahmestellen spezifisch (nur Paßformen werden aufgenommen), wie auch die Eronenbewegung im Organismus, im Kosmos überhaupt, entsprechend der Formspezifität erfolgt (Bewegungsgesetz). Es gibt also spezifische sympathische und sensorische Empfangsapparate für Hunger-, Angst-, Schmerz-, Trauer- und Freude-Eronen. Ihre Funktion ist die Empfindung (emp = in, hinein und finden, analog empfangen); sie geht unbewußt vor sich, das Bewußte ist erst die Aktualität „in" der Denkzelle. Die Aufnahmeapparate sind speziell angeordnet: die für die Hungereronen liegen in weiter Rundung (Höhlung), die für die Angsteronen in enger Rundung (Oeffnung), die für die Schmerzeronen in gedrehter Reihe (Schwelle), die für die Trauereronen in kurzer, die für die Freudeeronen in langer Geraden; die Anordnung entspricht der der Ausdrucksapparate. Es sind eben die Hunger-, Angst-, Schmerz-, Trauer- und Freude-Reflexsysteme zu unterscheiden, ihre spezifischen Funktionen sind die Hunger-, Angst-, Schmerz-, Trauer- und Freude-Reflexe. Von den Empfangsstellen bewegen sich die Eronen, sich innerhalb ihrer Spezifität stetig ändernd, zell- und zentralwärts und können je nach Spezifität bis zu „ihren" Denkzellen gelangen, auch aus dem sympathischen Anteil des Reflexsystems in den sensorischen, in der Hirnrinde auch in den idealischen Anteil übertreten und — nach Verlassen der Hirnrinde — umgekehrt als postmodale und postideatische wieder sympathische werden.

Die Aufnahmestellen der (prämodalen) sensorischen Eronen sind die Sinnesorgane, deren jedes wiederum als Ganzes art- und individualspezifisch ist, wie dies auch für alle Einzelteile zutrifft. Auch diese Eronen absolvieren ihre Reflexbahn, die auch über kortikale Zellen führen kann.

Die Anzahl der Empfangsapparate der verschiedenen Eronenklassen ist wiederum individual- und artspezifisch. Ihr entspricht die Zahl der kortikalen Zellen sowie die Zahl der Ausdrucksapparate, wie sich aus dem Verhalten ergibt. Diese Entsprechung ist nicht oder braucht nicht zu sein eine Uebereinstimmung: die Neuronen integrieren sich von der Peripherie zum Hirn und desintegrieren sich zur Hirnrinde mit ihren 9—10 Milliarden Nervenzellen. Der Organismus ist eine ganzheitliche Kombination von Reflexsystemen, und zwar besteht er normaliter aus etwa (normale Variationsbreite!) gleichvielen Hunger-, Angst-, Schmerz-, Trauer- und Freudesystemen. Wer relativ viele Hungerempfangsstellen hat, hat auch relativ viele kortikale Hungerzellen und Hungerausdrucksapparate, somit auch relativ viele Hungerfunktionen; er ist ein normaler Hunger- oder Willensmensch. Ebenso gibt es einen normalen Angstmenschen (vorsichtig, zurückhaltend), einen normalen Schmerzmenschen (empfindlich, scharf, genau, forscherisch), einen normalen Trauermenschen (schwerfällig, langsam, beschaulich) und einen normalen Freudemenschen (heiter, vergnügt, flott). Außerhalb der normalen Variationsbreite liegen die analogen kranken Typen: der kranke Hungermensch (hypertrophierte Hungerreflexe, die die infantile Entwicklungsstufe nicht überschritten haben, gierig-süchtig, brutal, gewalttätig, tyrannisch, geht über Leichen), der kranke Angstmensch (scheu, aufsässig-unterwürfig, bockig, verstockt, feige), der kranke Schmerzmensch (wehleidig, schmerzgequält, zersetzend, spitzfindig, dreherisch), der kranke Trauermensch (depressiv, schwarzseherisch, pomadig) und der kranke Freudemensch (überheiter, läppisch, Himmel voller Geigen, überflott). Dazu die Misch- und Stauungstypen in Konstitution, Weltanschauung, Charakter und Temperament. Die gen. Entsprechung gibt also eine konstitutionelle und funktionelle Relation an.

Die Bewegung der Eronen geht auch in der Hirnrinde von Zelle zu Zelle des assoziativen Systems, von dem wir im § 54 gesprochen haben. Auch diese

Bewegung erfolgt gemäß der Spezifität, die Eronen verändern sich in bestimmter (eben je spezifischer) Weise. Zwar werden aus Hunger- nicht Angst- oder Schmerzeronen usw., ebenso wenig wie aus Hunger- Angst- oder Schmerzreflexsysteme usw. werden; wohl aber sind in allen Reflexsystemen einschl. Denkzellen Eronen aller Gefühlsspezies als Paßformen vorhanden, von der einen Art in überwiegender Zahl, z. B. in Hungerzellen vorwiegend Hunger-, in Angstzellen vorwiegend Angsteronen usw.; ihrer aller Symbol ist die Aktualität. Dies gilt für alle Denkzellen. Ferner können sich sensile Eronen in entsprechende modale und (über diese Zwischenstufe) in idealische entwickeln, und ebenso können aus modalen und idealischen Eronen wieder sensile (präsensile) entstehen, aber nicht „rückläufig", sondern auf dem Wege über die Neuriten und ihre Kollateralen, auf dem Wege über die assoziatorischen Zellen oder auch außerhalb des Organismus. Ferner können sich z. B. optische modale und idealische Eronen auf dem Assoziationswege in akustische oder taktile oder olfaktorische usw. umwandeln, kurz die modalen Eronen des einen Zentrums entsprechend ihrer Spezifität in solche eines andern Zentrums übergehen; und ebenso die idealischen. In jeder Denkzelle eines, z. B. des optischen Sinneszentrums sind Paßformen auch aus allen andern Sinneszentren vorhanden, ebenfalls Symbolkomponenten der Aktualität, so daß z. B. ein bestimmter Gegenstand lautet, berührt, riecht, schmeckt, warmkalt ist, im lage-, kraft- und richtungsmäßigen Verhältnis zur Umgebung steht, so auch mit „seinem" Laut (Geräusch, Klang, Ton) usw., also mit der ihm eigentümlichen akustischen, ferner taktilen usw. Aktualitätenreihe assoziiert ist; diese Symbolkomponenten machen gewisse Eigenschaften aus, die Veränderung der koordinativen Symbolkomponenten die Bewegung als Ortswechsel und Funktion. Alle diese Bewegungen verlaufen als Auf- und Abbau von Eronenkomplexen; die Bewegungsperiode, bestehend aus der Evolution (Wachstum) bis zur spezifischen Wachstumsgrenze und der Involution (Abgabe, Teilung, Zerfall) bis zur spezifischen Teilungsgrenze ist das Integral der Schwingungen und Wellenlängen der beteiligten Eronen.

Es kann also ein optischer Gegenstand nicht bloß vom Sehorgan her existieren (modale Eronen sind über den Nervus opticus zugeströmt), sondern auch vom akustischen, taktilen usw. Zentrum her — je nach dem spezifischen Verlauf (der „Schaltung") der Assoziationen; oder die optische modale Aktualität kann auftreten während der Passage von Eronen, die aus der sensilen Sphäre zugeflossen sind. Der optische Gegenstand kann also auch bei geschlossenen Augen da sein, allerdings dann in einer besonderen, nämlich im allgemeinen geringeren Helligkeit, als sie die auf Eronenzufluß vom Opticus her folgenden optischen Aktualitäten haben. Der bei geschlossenen Augen existente optische Gegenstand ist nicht zu verwechseln mit dem optischen Begriff („Nachbild" *); die modale Aktualität, die bei geschlossenen Augen, im Traume usw. auftreten kann, ist halluzinatorischer Art, der Gegenstand wird als solcher, so, wie er ist, wahrgenommen; der optische Begriff dagegen hat nur noch wenig Gegenständiges an sich und ist vom optischen Gegenstand, auch dem von geringer Helligkeit, leicht zu unterscheiden. — Uebrigens ist die Tatsache, daß wir im Traum, also bei geschlossenen Augen, Gefühle, Gegenstände und auch Begriffe erleben, ein Beweis dafür, daß „die Welt" mein Bewußtes ist, also nicht noch obendrein existiert.

Im analogen Zusammenhange kann ich einen Klang, einen Duft, einen Tastgegenstand wahrnehmen, ohne daß die Eronen (alle) auf den entsprechenden sensorischen Nervenbahnen zugewandert sind (Gehörs-, Geruchs-, Tast- usw. Halluzinationen). Das alltägliche Leben wimmelt von Beispielen hierfür; besonders aber ist diese Tatsache

*) im Unterschied vom eidetischen „Anschauungsbild", das gegenständlich ist.

bei manchen Neurotikern und Psychotikern zu beobachten, sowie bei Suggestionierten, die z. B. aus dem Parkett des Zimmers einen Rosenstrauch wachsen sehen und Rosen abpflücken usw. oder die in einer okkultistischen Sitzung „Geister" klopfen hören oder sie sehen oder sich von ihnen berührt fühlen usw.

Gleichgültig, woher die Eronen kommen, in deren Passage durch die modale Denkzelle die Aktualität eingeschaltet ist, immer ist die modale (und auch die idealische) Aktualität, wie dargetan, gefühlig, koinzidiert der Grad der Gefühligkeit mit dem Grade, den der Umwandlungsprozeß der modalen Eronen von der sensilen oder präsensilen Ausgangsform erreicht hat, und gibt die genetische (örtliche wie funktionelle) Nähe oder Ferne der betreffenden Denkzelle von der sensilen Sphäre an: je länger der entwicklungsgeschichtliche Weg des die modale (und die idealische) Aktualität ausmachenden Eronenkomplexes ist, desto geringer ist seine Gefühligkeit. Auch die direkt, d. h. nicht über die sensile Zelle, sondern über den sensorischen Nerven in die modale Zelle zuwandernden Eronen sind in dem Sinne spezifisch, daß die Aktualität der gleichen Zelle immer eine spezifische (und spezifisch sich verändernde) Gefühligkeit aufweist, mag der Eronenstrom über die sensile Zelle oder über den sensorischen Nerven einlaufen. Die sensorischen Eronen sind Entwicklungsformen der sensilen oder präsensilen; letztere stellen sozusagen die „Grundsubstanz" dar, und wir müssen annehmen, daß sich auch in der „Außenwelt", außerhalb des Organismus, präsensile Formen (oder solche Formen, die bei der sympathischen Aufnahme in den Organismus in die sogenannten präsensilen übergehen) zu solchen Formen entwickeln können, die wir bei der Aufnahme in die sensorischen Nerven als sensorische, als prämodale bezeichnen. In idealische Formen können sensile und modale Eronen aber nur in der Hirnrinde übergehen: die polymorphen Zellen sind nur über die sensilen und modalen Zellen, nicht aber direkt von sensibeln Nerven aus zu erreichen. Die Welt der Begriffe ersteht aus der Welt der Gegenstände, beide erstehen aus der Welt der Gefühle.

Dagegen wandeln sich die idealischen Eronen im Gange ihrer spezifischen Bewegungsperiode außerhalb der Hirnrinde in solche Formen um, die ihren präsensilen Ausgangsformen entsprechen. Idealische Eronen als solche verlassen den Organismus nicht — oder: es werden idealische Eronen als solche nicht abgegeben, sondern Formen, die den Vorstufen entsprechen. Somit werden im interindividuellen Verkehr nur solche Paßformen ausgetauscht, die wir bei ihrer Aufnahme als präsensile oder prämodale bezeichnen. (Es ist klar, daß diese Beschreibung eben — Beschreibung, Symbolanalyse ist; wahrgenommen wird oder ist nur das Eron, genauer der physische Pol des Eron.)

Jedes Individuum hat seine spezifische Bewegungsperiode, vielmehr: Individuum und Bewegungsperiode ist identisch. Und ebenso ist Bewegungsperiode und Funktion identisch, und wiederum Bewegungsperiode und Entwicklungsrhythmus, wobei hier als „Entwicklung" der ganze Ablauf der Bewegungskurve, also einschließlich Involution, gemeint ist. Die Nervenzelle mit ihren Fortsätzen ist eine individuale Einheit, die ihre spezifische Bewegungskurve durchlebt. Sie wächst bis zur spezifischen Wachstumsgrenze und mindert sich bis zur spezifischen Teilungsgrenze oder bis zum Zerfall, wobei sich die „Splitter" andern Individuen (Paßformen) anschließen. „Wachsen" heißt: aufnehmen; es werden also Paßformen aufgenommen, bis die spezifische Wachstumsgrenze erreicht ist. Die Zellen, die sich zu Zellkomplexen, Organen usw., also z. B. zu assoziativen Systemen (§ 54) angeordnet haben oder anordnen, stellen in ihrer Gesamtheit ein Individuum höherer Komplexität dar, das ebenfalls seine spezifische Bewegungskurve ablebt, d. h. in jeder Gegenwart einen gewissen Status dieser Kurve innehat, genauer:

präsentiert. Weiterhin bilden die assoziativen Systeme Gruppen höherer Ordnung — jede eine individuale Reihe. Dies gilt natürlich „auch" für die Aktualitätenreihe der Denkzellen: eine Art dieser individualen Reihen sind ja die Zellen, Zellkomplexe, Organe und der Organismus und seine Gruppen. Jedes dieser mehr oder minder komplexen Individuen ist mit „spezifischer Bewegungsperiode" identisch, wächst periodisch an und mindert sich, dieses Werden und Vergehen macht die Periode aus, die art- und individualspezifisch ist.

Die Denkzelle nimmt also Eronen auf bis zu einem gewissen (spezifischen) Füllungsgrade, den man mit Kapazität bezeichnen mag. Diese Kapazität hat nun auch selbst ihre Kurve: sie ist je nach der Etappe, die die Denkzelle im Gange ihrer Bewegungsperiode erreicht hat, verschieden, immer aber für diese Etappe spezifisch, d. h. diese Etappe besteht eben in einem gewissen Füllungsgrade, der die koinzidierende Kapazität angibt. Die Zelle kann nur so viele Eronen beherbergen, wie ihrer jeweiligen Kapazität, ihrem jeweiligen Status der periodalen Entwicklungskurve entspricht, die ihrerseits dem jeweiligen Status der zugehörigen Bewegungsperiode höherer Ordnung entspricht. Mehr als die Zelle jeweils Paßformen aufweist, sind Partner nicht da — oder: so viele Paßformen, so viele Partner, „freie" Paßformen, „freie Valenzen" finden sich in der Phänomenalität nicht vor, sondern diese Wörter gehören zur fiktionalen Beschreibung. Es können also in die Zelle weder Eronen, für die ein einheimischer Partner fehlt, aufgenommen werden, noch sind einheimische Partner „frei", ohne Bindung. Das Einfließen von Eronen — wie die Bewegung überhaupt — vollzieht sich biotisch, ist Ablauf der Bewegungsperioden der beteiligten Individuen, wobei ein Partner immer seinen Gegensatz, Gegenpartner hat (Verhältnis).

Von einer Stauung, Eronenstauung im üblichen Sinne des Wortes, nämlich in dem Sinne, daß mehr Eronen in der Zelle sich befänden, als „eigentlich" hineingehörten, kann nicht die Rede sein. Die Zelle kann immer nur entsprechend ihrer jeweiligen Kapazität Eronen aufnehmen, die Anzahl der jeweils in der Zelle befindlichen Eronen macht ja eben die Kapazität aus. Wir können nur von „Füllung", nicht von „Ueberfüllung" im landläufigen Sinne sprechen. In der Zelle mit der jeweils relativ größten Kapazität „liegt" die Beziehung Nichtbewußt-Bewußt, „liegt" das Bewußte, die Aktualität. Diese Zelle hat also jetzt unter den Denkzellen die größte Kapazität; letztere kann aber kleiner sein, als die in der Bewegungsperiode dieser Zelle, dieses Systemes usw. überhaupt mögliche Kapazität, ist also auch als die jetzt größte noch immer relativ. So ist es auch aufzufassen, daß wir sagen: in der Zelle, die vom jeweils stärksten Eronenstrom passiert wird, „liegt" das Bewußte. „Stärkst" heißt „relativ stärkst". Eine „Stauung" im üblichen Sinne findet hierbei nicht statt. Die Eronen fließen entsprechend der jeweiligen Kapazität ein. Je nach dem Status der Bewegungskurve der Zelle, des assoziativen Systems, der höheren assoziativen Individuen, der Hirnrinde im ganzen usw. ist die „größte" Eronenzahl größer oder kleiner, ist die Aktualität heller oder weniger hell (Wachaktualität in ihren Abstufungen, traumhafte Aktualität usw.). Wir sprechen also von „Füllung" oder „Plerose" (πλήρωσις) der Denkzellen und meinen damit den Zustand der Zelle, der mit der Akme der (höher oder niedriger verlaufenden) Bewegungskurve zusammenfällt.

Es sei dahingestellt, ob die Nervenfibrillen auch in der Denkzelle erhalten bleiben, so daß der Eronenstrom in diesen Bahnen weiterfließt; auf alle Fälle müssen wir annehmen, daß die Abgrenzung der Fibrillen in der Zelle so wenig dicht ist, daß ein intensiver Eronenverkehr interfibrillär stattfinden kann. Es müssen auch besondere Paßformen zum Zellkern gelangen können. Wir schließen, daß im Zellkern der plerotischen Zelle die Subjekt-Objekt-Beziehung liegt; s. § 95.

Die Plerose ist die Akme des Bewegungsablaufes, die, wie eben erörtert, entsprechend der im Gange der Periode jeweils erreichten Kapazität der Zelle, ihres assoziativen Systems usw. höher oder niedriger sein kann. Eine irgendwie abgrenzbare Dauer hat die Akme ebensowenig, wie sie einen irgendwie bestimmbaren Raum hat; es wird lediglich die Aktualität, die mit der Akme zusammenfällt, raumzeitlich erlebt, angeschaut. Die Aktualität ist an sich, anschauungsgemäß raumzeitlich bestimmt, Symbol der Raumzeitlichkeit. „Ich" bestimme weder zeitlich noch räumlich, sondern das Objekt ist anschauungsgemäß zeiträumlich, und lediglich die Beschreibung, in der ja überhaupt erst die Mehrzahl, die Reihe entsprechend der Tatsache, daß die Aktualität immeranders ist, vorkommt, lautet: die Zeit hätte eine Dauer und der Raum eine Ausdehnung, und ich könnte beides „bestimmen". Uebrigens sei hervorgehoben, daß mit der Akme, mit der Plerosis der Denkzelle keineswegs die Subjekt-Objekt-Beziehung zusammenzufallen braucht; auch die plerotische Zelle kann immer noch unaktuell funktionieren, die Aktualität „liegt", wie gesagt, stets in der vom relativ stärksten Eronenstrom passierten Zelle.

Auf die Akme folgt also die absteigende Funktionsstrecke, die Zelle entleert sich. Die einheimischen Eronenkomplexe geben ab, teilen sich, zerfallen, erleben ihre episodische Involution — wie auch die Zelle als Ganzes, als Individuum höherer Ordnung. „Die Bindungen" werden sozusagen „eingezogen", die Zahl der Paßformen wird geringer. Die Eronenkomplexe bewegen sich eben durch die Zelle, werden nicht einfach mechanisch hindurchgeschwemmt wie die Last eines Schiffes; ihre Bewegung ist Veränderung.

Der Zufluß, der Füllungsgrad der Zelle und der Abfluß stehen in spezifischem Zusammenhang. Die Zelle ist nicht ein Geldbeutel, in den man Markstücke hineinlegt und dem man welche entnimmt; ihre Funktion ist biologisch. Die sensible Faser gehört zu einem Neuron, die Zelle und ihre Fortsätze bilden ein anderes Neuron — Organismen von verschiedenem (eben spezifischem) Rhythmus. Sie sind allerdings genetisch eng verwandt; die Zelle ist einem Empfangsapparat zugeordnet, der an bestimmter Stelle liegt, ihre Aktualität ist raumzeitlich bestimmt. Auch die sensile Aktualität wird auf ein bestimmtes Ausgangsorgan der Eronen „bezogen". Die Aktualität der sensilen Genitalzelle, wo immer sie sich befindet (ob im optischen oder taktilen oder akustischen usw. Zentrum), ist stets ein Liebesgefühl (Liebeshunger, -angst, -schmerz usw.), die Aktualität der dem Magen zugeordneten sensilen Zelle ist stets ein in den Magen lokalisiertes Gefühl usw. Dies auch in den Fällen, in denen der Hauptzufluß nicht mehr von dem zugeordneten Organ stammt, sondern von pervers assoziierten Stellen. Ebenso ist normaliter das Ausdrucks- oder Endorgan des Reflexes Muskel oder Drüse des Empfangsorgans; der Eronenstrom aus der sensilen Genitalzelle z. B. fließt hauptwegig in die genitale glatte Muskulatur und die Genitaldrüsen usw., nur bei perverser Assoziation zu andern Abgabestellen. Aber bei aller genetischen Verwandtschaft sind das sensible Neuron und das motorische Neuron Individuen für sich, spezifische Entwicklungsformen, spezifische Bewegungsperioden. Sie sind im allgemeinen („normaliter") aufeinander „abgestimmt", derart, daß ihre Bewegungskurven einander entsprechen, der Eronenabfluß („Eronengefälle") aus dem sensibeln Neuron korrespondiert mit der Kapazität der sensilen oder modalen Zelle und ihren assoziativen Verwandten, auch mit der Kapazität der peripheren motorischen und sekretorischen Neuronen und der Muskel- und Drüsenzelle als den Ausdrucksorganen. Die ganze Reflexbahn ist eine Bewegungsperiode höherer Ordnung, eine funktionelle, genetische Einheit, deren Funktionskurve als Ganze die Funktionskurven der zugehörigen Teile im Sinne der Interferenz sozusagen in sich aufnimmt — derart, daß jeder Punkt der

Kurve höherer Ordnung Schnittpunkt sämtlicher am Reflexsystem beteiligten Kurven ist und so einen gewissen Punkt der Funktionskurve jedes Teiles symbolisch darstellt (darüber hinaus sämtlicher Kurven der Reflexe überhaupt, worin ja eben die anschauungsgemäße Symbolik des Objekts gegeben ist).

Somit pflanzt sich der Eronenstrom wellenartig durch das Reflexsystem fort, ist jeweils eine Stelle im System die plerotische. Und unter allen Systemen, die eine höhere Einheit, ein Zentrum, eine Denksphäre, die Hirnrinde, den Organismus, den Kosmos überhaupt bilden, ist jeweils eine Stelle, ein raumzeitlicher Punkt plerotisch, d. h. nun aktuell — dieser raumzeitliche „Punkt" ist die Aktualität, das Gegenwärtige, das Objekt, das Symbol.

Die Geschwindigkeit dieser Welle, des Reflexablaufes, der Rhythmus, ist wiederum art- und individualspezifisch (s. weiter hinten unter 5). Die Reflexzeit für den elektrischen Strom ist nach physiologischen Experimenten am menschlichen Nerven ca. 40 bis 60 m pro Sekunde, wobei man Differenzen der Geschwindigkeit in der sensibeln und in der motorischen Strecke beobachtet hat. Auch die Assoziationszeit ist in zahlreichen Experimenten gemessen worden, über die man sich in den Werken der physiologischen Psychologie orientieren mag. Hier sei nur hervorgehoben, daß sich mit noch so vielen Experimenten immer nur „Werte" von geringer Wahrscheinlichkeit gewinnen lassen; die Umstände wechseln fortwährend, die Kapazität der einzelnen Zelle ändert sich unausgesetzt, die assoziativen Verbindungen sind nur symbolanalytisch mit einer gewissen (oder vielmehr ungewissen) Wahrscheinlichkeit zu ermitteln, der Gang der Eronenströme, die fortwährend in der Hirnrinde, im Organismus usw. verkehren, die Zahl der Eronen, die Funktionshöhe der Systeme, damit die Art der Eronen, deren Geschwindigkeit doch spezifisch ist, kann nur in rohen Schätzungen, wenn überhaupt, beschrieben werden. Die „Fehlerquellen" mehren sich in dem Zusammensein lebendiger Personen, in der Verschiedenartigkeit und Unberechenbarkeit des Eronenaustausches bis zur völligen „Wertlosigkeit" der gefundenen „Werte". Zu jedem Versuchsergebnis müssen möglichst viele Einzelheiten der „Versuchsbedingungen" angegeben werden, aber es kann immer nur über eine sehr beschränkte Anzahl berichtet werden, über eine kleine Anzahl von Umständen, die neben den unzähligen andern für „präfungent" *) gehalten werden und die sich obendrein niemals genau wiederholen. Endlich gilt beim Experimentieren fast durchweg die kausale Denkweise, und zu dem Kreise ihrer Fiktionen gehört die Mehrzahl von Lehrsätzen, die aus dem Experiment abgeleitet werden (womit allerdings nur etwas über, nicht etwa gegen das Experiment gesagt ist).

Spezifität deckt sich mit Verschiedenheit oder Besonderheit. Jeder einzelne Reflex ist von allen andern verschieden, jede Zelle, jede Aktualität von allen andern. Der Durchschnitt, die Norm ist ein Begriff für die relativ häufige analogische Wiederkehr gewisser Aktualitätenreihen. Norm ist mit „relativ größter Erfahrung" identisch. Normal ist das unter Analogem Häufigste. Die Norm hat also eine Variationsbreite. Sie ist eine statistische Größe — wie alle Regeln und Gesetze. Einen „normalen Vorgang" im üblichen fiktionalen Sinne gibt es nicht, nur solche Vorgänge, die innerhalb der spezifischen Veränderungsamplitude analogischer Aktualitätenreihen liegen. Ein Vorgang, der außerhalb der normalen Variationsbreite verläuft, gilt relativ zu jenen analogischen Vorgängen als abnorm, krankhaft. Es ist klar, daß die Uebergänge von „normal" zu „abnormal" nicht immer scharf abzugrenzen sind. Jeder Vorgang ist für sich weder normal noch ab-

*) Als „präfungente Systeme" bezeichne ich solche, deren Funktionsgrad der jeweilig höchste ist.

normal, sondern tatsächlich; er ist normal oder abnormal nur im Verhältnis zu analogischen Vorgängen.

Zu den normalen Reflexabläufen einschl. Funktionsweise der Denkzellen rechnen wir auch die Eronenstauung, auf die wir hiermit zurückkommen. Ich sagte oben, daß es eine Stauung im landläufigen Sinne nicht gibt. Es können unmöglich in eine Zelle mehr Eronen hineingepreßt werden oder sonstwie in ihr Aufenthalt finden, als ihrer jeweiligen Kapazität entspricht. Die Kapazität kann nun aber besonders groß sein im Verhältnis zum Zu- und Abfluß. Die Zelle kann im Verhältnis zum zuleitenden sensibeln Neuron (genauer: zu den zuleitenden Neuronen; die Zelle empfängt ja nicht bloß aus einem Neuron, sondern aus mehreren, worunter freilich immer eines der Hauptweg ist) und zum Neuriten besonders geräumig sein. Eine solche Zelle nimmt im Gange ihrer Funktionsperiode relativ zahlreiche Eronen auf — relativ zur Kapazität der zuleitenden und der ableitenden Bahn. Es findet eine Zeitlang Zufluß statt und dabei ein relativ geringer Abfluß, die Eronen werden „aufgesammelt", „gestaut", indem die Zelle relativ viele Paßformen entwickelt. Solche Zellen nenne ich Stauungszellen und im Zustande der „Füllung" pleonastische Zellen, den Zustand der Füllung selber Pleonase (πλεόνασις). Mit der Unterscheidung von Plerosis und Pleonasis, von plerotischen und pleonastischen Denkzellen ist lediglich ausgedrückt, daß das Verhältnis der Kapazität zum Abfluß bei jenen kleiner ist als bei diesen. In der Gleichung K: A = x ist also x größer, wann es sich um eine pleonastische Zelle, als wann es sich um eine plerotische Zelle handelt. Die „absolute" Größe von K und von A ist für diese Unterscheidung ebenso unwesentlich wie die absolute Größe von Z als Zufluß. Einzig das Verhältnis K : A entscheidet, ob eine Zelle pleonastisch oder plerotisch ist. Dem Verhältnis K : A entspricht übrigens das Verhältnis K : Z. Mit ansteigender Funktionskurve der Zelle steigt die Kapazität, der Eronenzufluß; dies ist bei allen Zellen der Fall. Aber bei den pleonastischen Zellen erreicht der Eronenzufluß im Verhältnis zum Abfluß einen höheren Grad als bei den plerotischen Zellen.

Diese Differenziertheit der Denkzellen verstößt nicht gegen unsere Auffassung, daß die Aktualität in der vom relativ stärksten Eronenstrom passierten Zelle liege. Ich sagte ja schon, daß die absoluten Zahlen für diese Differenzierung unerheblich sind. Die Zahl der von einer pleonastischen Zelle aufzunehmenden Eronen kann kleiner sein als die Zahl der von einer plerotischen Zelle aufzunehmenden Eronen. Der für eine pleonastische Zelle „stärkste" Eronenstrom kann schwächer sein als der für eine plerotische Zelle stärkste. Obendrein kommt in Betracht das jeweilige Funktionsstadium der Zelle. Nur die Größe K : A unterscheidet die pleonastische Zelle von der plerotischen.

Solche Stauungszellen sind u. a. die Ekel-, die Haßzellen. Wir dürfen annehmen, daß die embryonalen Zellen, auch die Nerven- und die Muskelzellen in kurzschlägigen Rhythmen funktionieren. Gerade an den Kontraktionen der Muskelfibrillen zeigt sich dieser Rhythmus; im Gange der Entwicklung nähert sich der Rhythmus der Bewegungen allmählich dem der extrauterinen, die zunächst auch noch „unkoordiniert" verlaufen, den krampfartigen Typus noch klarer erkennen lassen als die späteren Muskelaktionen. Die Anzahl der konfungenten Elemente mehrt sich, ihre Aktionen folgen einander in dichterer Reihe, bis sie später im extrauterinen Leben ineinander überfließen. Die Fortsätze der Nervenzellen formen sich aus, die zu- wie die ableitenden Fasern festigen ihre Verbindungen, und die zunehmende Markreifung schränkt das interfibrilläre Irradiieren der Eronen nach und nach ein, isoliert die Nervenfasern und ihre Zellen; funktionelle Einheiten, Systeme bilden sich heraus, die Denkzellen entwickeln sich zu plerotischen Zentralen, aus denen die Eronen zu ebenfalls plerotisch funktionierenden Endstationen abfließen.

Im Gange der Phylogenese und der Ontogenese wird ein Stadium erreicht, von dem an sich pleonastische Zellen zu differenzieren beginnen. Gewisse Hirnrindenzellen der sensilen Sphäre wachsen zu Gebilden aus, die durch eine Disharmonie des Zu- und Abflusses der Eronen und der Kapazität der Zelle gekennzeichnet sind — in dem oben beschriebenen Sinne. Diese Elemente entleeren sich in kurzschlägigen Rhythmen, krampfartig wie die zugeordneten Endorgane. Dabei sind diese Zellen aber nicht als infantil, als „zurückgeblieben" zu betrachten, brauchen ebensowenig perverse Assoziationen zu haben wie die Hunger-, Angst- usw. Zellen. In ihrer Eigenart, ihrer Spezifität können sie sich genau so gut wie die andern Spezies der Gefühlszellen entwickeln. Diese Zellen sind die Stauungszellen. Sie treten auf in den Zeiten höherer Kultur und der folgenden Perioden (des „nervösen" Zeitalters). Der Primitive ekelt sich nicht, kennt keinen Haß. „Eigentliche" Urvölker gibt es offenbar nicht mehr. Aus den Beobachtungen der heutigen „Wilden" und des jungen Kindes darf man aber schließen, daß Ekel und Haß „moderne" Gefühle sind und daß auch die Angststarre, der Schreck ursprünglich noch in „plerotischer", noch nicht in „pleonastischer" Art verlaufen sind.

Die Stauungszellen können wie die andern Spezies der Denkzellen „zurückbleiben", auf einer infantilen Entwicklungsstufe verharren, sie sind dann auch pervers assoziiert, und je nach der Zahl und der Funktionsfrequenz dieser infantil, d. h. nach embryonaler oder infantiler Art funktionierenden Zellen tritt die Besonderheit weniger oder mehr zutage (Ekel-, Haßneurose usw.).

Während das Kind im Mutterleibe als Getränk das mit seinem Harn vermengte Fruchtwasser und als „feste Nahrung" Schwimmstoffe, bestehend aus Epithelfetzen, Haaren, fötalen Darmausscheidungen usw., zur Verfügung hat und nach der Geburt auch mit seinen Exkrementen spielt, sie ißt oder doch kostet, sind die beteiligten sensilen Zellen keineswegs pleonastisch; der aktuelle Ekel stellt sich erst im Laufe der ersten Monate oder Jahre ein, die beteiligten sensilen und modalen, dann auch begrifflichen Denkzellen differenzieren sich allmählich zu aktuell-pleonastischen. So werden Kot und Harn in erster Linie, aber je nach der Individualität des Kindes auch alle möglichen andern Gegenstände „ekelig", „ekelerregend", sagen wir genauer: ekelgefühlig. (Der Gegenstand verursacht ja nicht den Ekel oder sonst ein Gefühl, sondern ist vielmehr eine Entwicklungsform der zugehörigen sensilen Eronen, geht in diesem Sinne aus dem Gefühl hervor; erst ist das Gefühl in der Genese da, dann der assoziierte Gegenstand, dann der Begriff; im fertigen System kann die Reihe wechseln.

Die Zahl der sich in dieser Weise differenzierenden Denkzellen wie auch der Grad der erreichten Entwicklungsstufe ist wiederum spezifisch. Ein Mensch, der „sich vor allem ekelt", hat eine relativ große Zahl oder Funktionsfrequenz von Ekelzellen, ist ein Ekelneurotiker, „das ganze Leben" ist ihm (mehr oder weniger) „zuwider", er ist „lebensüberdrüssig". Auch die Verteilung der pleonastischen Zellen auf die einzelnen Hirnrindenregionen ist spezifisch. Ebenso die Art der sensilen Zellen, die sich zu pleonastischen differenziert haben. Wir haben im zweiten Teil dieses Buches nur das Ekel- und das Haßgefühl besprochen. Es gibt aber sicher auch pleonastische Angst-, Schmerz- und Trauerzellen, die entsprechenden Gefühle, z. B. ein Gefühl, das der Angst entspräche wie der Haß dem Hunger, der Ekel der Freude (Sättigung) entspricht, sind nur nicht phänomenal so scharf abgegrenzt wie Haß und Ekel und haben auch keine speziellen Namen. Man darf nicht glauben, daß sich die Pleonase in einer längeren Dauer des betreffenden Gefühls kund tue; „Dauer" ist soviel wie Reihe gleicher Aktualitäten (S. 411), die einzelne, d. h. jeweilige Aktualität läßt sich zeitlich nicht abgrenzen, sie i s t zeitlich, zeiträumlich, jetzt-hier. Mögen noch so viele Eronen in einer

Zelle Aufnahme finden, die Aktualität ist doch nur zeiträumlich im Sinne der Anschauung. Sie fällt immer nur mit der Akme der Funktionskurve der jetzt höchstfungenten Zelle zusammen. Das „pleonastische" Gefühl ist eine spezifische Nuance des „Grundgefühls", dieses als Aktualität der sensilen Zellen genommen, von der sich eben die pleonastischen differenziert haben. Ebenso ist der „pleonastische" Gegenstand, der ekel- oder haßgefühlige, eine spezifische Aktualität; der haßgefühlige Gegenstand ist Aktualität einer andern (veränderten) Zellgruppe wie der Gegenstand, bei dessen neuerlichem Anblick ich mich erinnere, daß ich ihn früher gehaßt habe.

Pleonastische Zellen können in jedem Sinneszentrum vorkommen, wie ja nach unserer Auffassung die Oeffnungen und Höhlen in jedem Zentrum vertreten sind. Es gibt also einen Hörekel und Hörhaß, einen Geruchsekel („ich kann den Kerl nicht riechen"), einen optischen Ekel und Haß, einen taktilen Ekel und Haß usw. Die hierbei beteiligten sympathischen (genauer: parasympathischen) Eronen können vom Genitale, vom Magen usw. ausgehen, abnormaliter auch in perverser Assoziation, so daß z. B. vom Genitale ausgehende Eronen in Gefühlszellen einmünden, die dem Magen zugeordnet sind, und ihren Ausdruck im Magen finden (Magenekel statt Genitalekel) usw. Der Ekel ist eine Abart der Freude oder Sättigung, man sagt auch Ueberfreude, Uebersättigung, Ueberdruß. Der Haß ist eine Abart des Hungers: Ueberhunger, unerfüllter und unerfüllbarer Hunger, der eben nur als Haß in Form der Rache gestillt werden kann. Gewisse Hungerzellen sind im Sinne der Pleonase differenziert: der Hunger wird zum Haß; der Abfluß der Hungereronen ist zunächst relativ gering, die Eronen stauen sich an, erst nach Erreichung der Funktionsakme fließen die Eronen, auch über große Pyramidenzellen, in stürmischen, krampfartigen bzw. krampfigen Rhythmen ab: der Haßausdruck (Wutausbruch) erscheint, eine starke Motilität, stärker als die des Hungers. Ebenso verhält es sich mit den Ekelzellen: der Abfluß der Freude- oder Sättigungseronen ist zunächst relativ gering, die Eronen stauen sich an, mit der Akme beginnt der relativ stürmische Abfluß der Eronen aus der „gestauten" Zelle, der Ausdruck dieser Eronen besteht in spezifischer Sekretion und Motilität, derart, daß eine plötzliche Erweiterung z. B. des Magens stattfindet, das Individuum sich von dem bisherigen Verhältnispartner rasch abwendet und entfernt, nach Abfluß der Ekeleronen ihm wieder zuwendet usw. Taktiler Ekel prägt sich in einer „Ueberempfindlichkeit" gegen Berührung aus, wie Ekel ja auch gern als Ueberempfindlichkeit bezeichnet wird. Je nach der Zahl und Funktionsfrequenz der Stauungszellen, nach der Ausbildung ihrer assoziativen Systeme, nach der jeweiligen Funktionsstufe dieser Zellen usw. ergeben sich allerlei Varianten des Verhaltens, die als krampfartig normal, als krampfig abnormal sind. Der Ekel ist als „Meidung", „Ablehnung" leicht mit den Angstausdrücken zu verwechseln, besonders mit den pathologischen Formen, den Uebertreibungen, die man auch — ebenso wie die übertriebenen Schmerzausdrücke (Schmerzneurose) — gern als Ueberempfindlichkeit bezeichnet. Immer sind die speziellen Stauungszellen der verschiedenen Zentren assoziiert; der Berührungsekel tritt in Gesellschaft des Sehekels usw. auf.

Daß es auch pleonastische Angst-, Schmerz- und Trauerzellen (-reflexsysteme) gibt, obwohl ihre Aktualitäten von den plerotischen Gefühlen nicht unterscheidbar sind, darf man aus solchen Ausdrucksweisen schließen, die als plötzliche, explosive Aktionen, als krampfartige in der Norm, als krampfige in der Abnorm stattfinden, und zwar als die besonderen Typen des Erschreckens bzw. des Schocks mit Flucht (auch „Flucht nach vorn"), Angriffs- und Abwehrbewegungen (z. B. kämpferische Tätlichkeiten, auch Wortgefechte, zerstörerische Behandlung von Tieren, Pflanzen und Sachen, Zerreißen, Zerstückeln, Zertrümmern usw.), Loslassen, Zusammenbrechen usw.; mit „Erschrecken" bezeichnet man gewöhnlich den plötzlichen Angstausdruck, doch darf

man auch von Schmerz- und Freudeschreck sprechen, kaum aber von Hunger- und Trauerschreck. Wie gesagt, ist die Zahl der Stauungszellen, das zahlenmäßige Verhältnis der pleonastischen Hunger-, Angst-, Schmerz- usw. Zellen zueinander, der relative Entwicklungsgrad der einzelnen Zellen und Zellsorten usw. individualspezifisch. Eine „impulse" („triebhafte") Tötung ist Ausdruck von Hunger- oder Haß- und Schmerzstauungsreflexen, auch Angstreflexe (Angst vor dem, den man tötet) und oft auch Trauerreflexe (Zerstückelung, auch Selbstverstümmelung) können beteiligt sein *).

In einem pleonastischen System können die Begriffszellen besonders reichlich entwickelt sein, die Gefühlszellen zurücktreten. Es spielt sich dann der Ekel, der Haß usw. vorwiegend in der Begriffswelt ab, sozusagen theoretisch, abstrakt. Die Begriffszellen haben nur eine geringe Verbindung zur Motilität, der „Hasser in Gedanken" ist also zur Haßtat um so weniger fähig, je mehr er begrifflich haßt. Dasselbe gilt für die Ausdruckweisen der andern Spezies pleonastischer sowie der plerotischen Reflexe.

Man kann die Eronenstauung mit einer Akkumulation vergleichen, die in der Spezifität der gestauten Systeme gegeben ist. Diese Akkumulation erinnert an die Freudschen „eingeklemmten Affekte". Die Affekte haben nach der bisher gültigen Auffassung „psychischen" Charakter. Sie sind nach Freud „Triebbesetzungen" psychischer Instanzen, psychischer Faktoren, die „verdrängt" sein sollen und aus der Verdrängung heraus auf das übrige psychische Geschehen wirken, gegen ihresgleichen oder gegen die übergeordneten, verdrängenden oder zulassenden Instanzen (Bewußtsein, Ueber-Ich, Gewissen usw.) angehen, sich durchsetzen wollen, „sublimiert" werden können oder nicht usw. Die Verdrängung des Nicht-mehr-Erlaubten oder -Statthaften ist gleichbedeutend mit der Freudschen Einklemmung und diese mindestens nahe verwandt mit der Fixierung des Affektes, der Libido an jene verdrängten Objekte oder Triebregungen usw., auf die nun das Individuum oder die Libido oder das Ich zurückkehren, regredieren könne usw., womit denn — nach Freud — das Wesen der Neurose erklärt werden könne. Ein solcher eingeklemmter oder fixierter Affekt solle sich nun viele Jahre, ja Jahrzehnte erhalten und sogar noch Libidoquanten anziehen können, mit deren Hilfe sich schließlich das Verdrängte gegenüber den kontrollierenden und zensurierenden Instanzen durchsetzen („abreagieren") könne oder, dennoch zurückgewiesen, doch eben die unterirdischen Tendenzen zur Wirkung bringe, die die eine Partei des neurotischen Konflikts ausmachen. Daher sucht die Freudsche Psychoanalyse nach solchen Verdrängungen, Fixationspunkten der Libido, auch nach „psychischen Traumen", die ja wohl nichts weiter bedeuten können als das Erlebnis der Verdrängung, das Erlebnis, das verdrängt werden soll oder muß. Die Verdrängung soll in der Analyse aufgehoben, das Verdrängte zum Bewußtsein gebracht und „sublimiert" werden usw.

Mit all diesen motivischen Spekulationen, die auch im therapeutischen Sinne im Motivismus stecken bleiben und trotz vielmonatiger, ja ein- und mehrjähriger Behandlung Kranker nicht zur endgültigen Befreiung von Zwang und Zweifel in ihren vielfältigen Kombinationen und Komplikationen führen können, hat die hier vorgetragene realische Auffassung nur im genetischen Sinne zu tun (ich habe auch die Freudsche Lehre theoretisch und praktisch studiert). Abgesehen von der Fiktivität der Verdrängungs- und Fixationstheorie und ihrer Ausführungen, ist die hier als Eronenstauung bezeichnete Funktionsweise gewisser Zellen und assoziierter Systeme nicht eine Einklemmung oder eine Fixation an irgendein infantiles „Psychi-

*) Der „Triebverbrecher" hat innerhalb seiner infantilistischen Systeme mehr sensile Stauungszellen aktuell als der „Intelligenzverbrecher", der in seinen infantilistischen Systemen reichlicher Begriffszellen aufweist.

sches" oder sonstiges X, das so zu einem unterirdischen Kraftzentrum mit subversiven Tendenzen wird, sondern gehört zur Formspezifität gewisser Zellen, gewisser sensibelmotorischer Verbindungen und verläuft in ihrem spezifischen Rhythmus, kommt also nicht zum Stillstand auf Jahre oder Jahrzehnte, zum Stillstand überhaupt. Die sensibelmotorischen Verbindungen werden andauernd begangen, immer wird aufgenommen und abgegeben, die Organisation dieser oder anderer Reflexbahnen, die Form der Eronenkomplexe ändert sich nur innerhalb spezifischer Grenzen (diese Grenzen gehören zur Spezifität), die Individualität bleibt bei diesen Aenderungen erhalten. Die sogenannten „psychischen Traumen" sind Reflexe von größerem Ausmaße, die — wie alle andern — spezifisch-periodisch auftreten und zueinander Analogien sind („Uebergänge", s. weiter hinten); in die beteiligten Systeme werden relativ zahlreiche Eronen aufgenommen — bis zur spezifischen Grenze, auf deren Erreichung die Teilung, die absteigende Kurvenstrecke folgt. Im Falle der Neurose sind gewisse Systeme funktionell infantil geblieben, ihr Entwicklungsniveau ist verschieden von dem der andern Systeme, die mit ihnen zusammen den Organismus bilden; der Reflexablauf dieser „zurückgebliebenen" Systeme ist ein nahes Analogon zum infantilen Ablauf, innerhalb eines im übrigen höherdifferenzierten Organismus, nur sind diese kranken Funktionen spezifitätgemäß gewuchert (hypertrophiert) und dabei ausgealtert (die kranken Reflexsysteme sind jeweils ebenso alt wie die reiferen), dazu pervers assoziiert, sind also als infantilistisch oft nicht ohne weiteres, d. h. ohne fachmännische Einsicht erkennbar. Uebrigens entspricht diesem funktionellen Infantilismus der anatomische Infantilismus, den wir als das Wesen der sog. organischen, besser: anatomischen Krankheiten (der echten Geschwülste und Entzündungen) erkannt haben (vgl. Cohnheim, Ribbert u. a.). Also auch die rein funktionellen Krankheiten sind eine entwicklungsbiologische Tatsächlichkeit. Aber der „eingeklemmte Affekt , die „fixierte Libido" ist so nicht gemeint, sie sollen „Psychisches" sein, die Einklemmung soll von einem Erlebnis verursacht, von anderen psychischen Instanzen bewirkt sein usw.: die rein biologische Auffassung des gesunden und des kranken Geschehens, wie ich sie erarbeitet habe und hier darstelle, widerspricht der bisherigen und noch allgemein gültigen motivischen Deutung „psychischer" Vorgänge. —

Die Abgabe der Eronen erfolgt ebenfalls rhythmisch — wie alle Bewegung —, und zwar spezifisch-rhythmisch, in spezifischen Perioden. Jede Muskel- und jede Drüsenzelle hat ihren Zuleitungsnerven; die Eronen treten in die Muskel- oder Drüsenzelle ein, und dieser Eintritt ist der Beginn einer Kontraktionswelle, die mit dem weiteren Zufluß von Eronen ansteigt. Ist die spezifische Höhe der Kontraktionskurve erreicht, dann beginnt der Austritt durch Pforten der Oberfläche der Muskel- und Drüsenzellen. Das zwischen den Muskelfibrillen liegende Sarkoplasma nimmt die Eronen auf; durch das die Muskelfaser umhüllende Sarkolemm hindurch wandern die Eronen weiter nach außen, bewegen sich in der Richtung zu den abgebenden Oeffnungen der Haut oder Schleimhaut (oder werden auch je nach Formspezifität von besonderen sensibeln Nervenfasern der Muskeln wieder zentralwärts geleitet bis zu den Gehirnzentren des Lage-, Kraft- und Richtungssinnes). Analog liegen die Verhältnisse in den Drüsen, deren kontraktile Elemente besonders die elastischen Fasern sind. Uebrigens hat auch das Epithel sekretorische Funktionen. Aus dem Blute und der Lymphe hinzutretende Eronen vergesellschaften sich mit den aus den Nerven austretenden. Auf Einzelheiten kann hier nicht eingegangen werden.

Die in die Peripherie ziehenden Neuriten der sensilen Zellen (wie auch die der kleinen Pyramidenzellen der Assoziationszentren) leiten zu glatten Muskeln und Drüsen. Die glatten Muskeln, die sich hauptsächlich an den inneren Organen, den Ein-

geweiden (Magen-Darm, Herz-Blut-Lymphgefäße, Nieren-Harnleiter, innere Zeugungsorgane einschl. Hoden-Samenstrang usw.) und an vielen andern Stellen vorfinden, sind Entwicklungsformen des Mesenchyms (des embryologischen Zwischenblattes) und genetisch und funktionell eng verwandt mit den elastischen Fasern, die wir m. E. nicht bloß als Stützgewebe aufzufassen haben, sondern als eine im Sinne einer Vorstufe der Muskelkontraktion fungierende mesenchymale Gewebsart. Die Funktion der verschiedenen Differenzierungsformen des Mesenchyms erschöpft sich keineswegs im Stützen und Binden. Der N. sympathikus innerviert diese Gewebe. Die Skelettmuskeln gehören entwicklungsgeschichtlich zum mittleren Keimblatt, dem „unstreitig wichtigsten Mutterboden für die mesenchymatösen Gewebe" (O. Hertwig). Die glatten und die quergestreiften Muskeln leiten sich also von einem gemeinsamen Ursprung ab, es gehen auch die glatten Muskeln z. B. der Speiseröhre nach oben zu in quergestreifte über, die Ausgänge der großen Höhlen sind mit einem inneren glatten und einem äußeren quergestreiften Sphinkter (Schließmuskel) ausgestattet. Die Herzmuskelfasern stehen in ihrem Bau und Verhalten zwischen den glatten und quergestreiften Muskelfasern: das Herz hat sich aus dem zentralen Abschnitt der Hauptarterie Aorta differenziert. Die quergestreiften Muskeln werden von den Neuriten der großen Pyramidenzellen direkt oder über das motorische Feld innerviert. Indem die kleinen Pyramiden mit den großen assoziiert sind, ist auf diesem Wege die sensile Sphäre an den Aktionen der Skelettmuskeln mehr oder minder stark funktionell beteiligt; das Gleiche gilt für die polymorphen Zellen: sympathogener und ideogener Anteil, impulsive und besonnene Ausdrucksweisen.

Die embryonalen Muskel- (und wohl auch Drüsen-)Aktionen sind, wie bereits erwähnt, zuckend, krampfartig. Die Reflexe verlaufen zunächst über das Rückenmark, dann entsprechend der jeweiligen Entwicklungsstufe über die infrakortikalen und kortikalen Nervenzellen, wobei sich, je mehr die Funktion der Denkzellen und damit der Grad ihrer Teilnahme an den Reflexabläufen sich erhöht, der Rhythmus der Bewegungen mehr und mehr dem der extrauterinen annähert. Auch die extrauterinen Muskel- und Drüsenaktionen, zunächst unkoordiniert, chaotisch, dann zunehmend koordiniert, schließlich harmonisch, setzen sich aus einzelnen Zuckungen der kontraktilen Elemente zusammen. Man bezeichnet mit Krämpfen bestimmte krankhafte Besonderheiten der Muskelkontraktionen; tonischer Krampf ist Bezeichnung für länger anhaltende, in vielen kleinschlägigen Rhythmen verlaufende Kontraktionswellen, klonische Krämpfe sind gröbere, in schärfer ausgeprägten Intervallen oder Rucken aufeinander folgende Aktionen; beide Arten sind häufig vergesellschaftet und bestehen auch grundsätzlich in Zuckungen der Fibrillen und Fasern. Aber auch die harmonische Muskel- wie Drüsentätigkeit ist eine Reihenfolge spezifischer Rhythmen, die ineinander übergehen und so eine mehr oder minder gleichmäßige Kurve bilden. Abweichungen von der harmonischen Eronenabgabe entsprechen Abweichungen in der Organisation der sensibel-motorisch-sekretorischen Verbindungen, Beeinträchtigungen oder Ausschaltungen gewisser kleinerer oder größerer Gebiete innerhalb des Systems der Reflexabläufe, also auch der assoziativen Systeme einzelner Denksphären usf. Krampfartig sind in der Norm die Ausdrucksaktionen der Stauungsreflexe. Krampfig sind pathologische Ausdrucksaktionen, sowohl die plerotischer wie pleonastischer Reflexe im Falle übersteigerter (gewucherter, hypertrophierter) Funktion, wobei die Aktionen jener mehr tonisch, dieser mehr klonisch sind. Bei alledem handelt es sich um rein biologisches (pathobiologisches) Geschehen; der Fiktion der Seele (psychische, psychogene Ausdrücke, psychische Erregungen, Motive usw.) bedürfen wir auch hier nicht.

Die verschiedenen Arten der Eronen haben je ihren spezifischen Ausdruck, die Reflexsysteme führen also zu je bestimmten Ausdrucksapparaten hin, und zwar die sympathischen zu den elastischen Fasern, Drüsen und Muskeln der inneren Organe (zu denen auch die sympathischen Anteile der Haut usw. zu rechnen sind), die sensorischen zu den äußeren Organen, den Skelettmuskeln. Die inneren Organe sind Höhlen oder Röhren (z. B. Herz, Blutgefäße, Magen, Darm) oder aus solchen Anordnungen zusammengesetzt (z. B. Niere, Milz, Leber). Die Wandungen bestehen aus rund, schräg und längs angeordneten Fasern, und zwar gehören an einem bestimmten Organ oder Organabschnitt (z. B. Darmabschnitt) die längeren Rundfasern als Ausdrucksapparate zu den Hungerreflexsystemen, sind also sympathische Hungerausdrucksapparate, die kürzeren Rundfasern (besonders an den Oeffnungen angeordnet) zu den Angstsystemen, die Schrägfasern (besonders an den Schwellen angeordnet) zu den Schmerzsystemen, die kürzeren Längsfasern zu den Trauersystemen und die längeren Längsfasern zu den Freudesystemen (unter „Fasern" sind die elastischen und die Muskelfasern, Muskelzellen zu verstehen). Die Kontraktion der Hungerausdrucksapparate ist eine Einengung der Höhle bis zu einer gewissen, der Hungerweite; die Kontraktion der Angstausdrucksapparate ist die weitere Verengung bis zum Verschluß der Oeffnung; die Kontraktion der Schmerzausdrucksapparate ist die Drehung, Windung der Schwelle, wobei je nach der Richtung der Fasern eine Verengung (Zusammendrehung) oder eine Erweiterung im geringen Maße (Aufdrehung) stattfindet; die Kontraktion der Trauerausdrucksapparate ist die langsam beginnende Erweiterung; die Kontraktion der Freudeausdrucksapparate ist die sich vollendende Erweiterung. Hierbei bewegt sich das Füllmaterial der Höhlen-Röhren abschnittweise aus dem weiten Rund durch die Oeffnung und Schwelle sich einengend und drehend stückweise, dann ganz in die neue Höhle, den sich anschließenden Abschnitt hinüber.

So verstehen wir die Funktionsabläufe der inneren Organe einschl. der Drüsen — und analog, nämlich als Verengungen, Drehungen und Streckungen bzw. (an Armen und Beinen) Beugungen, Drehungen und Streckungen vollziehen sich die Aktionen der Skelettmuskeln (Rumpf- und Extremitätenmuskeln), die ebenfalls rund, schräg und gerade angeordnet sind. Ein vollständiger Funktionsablauf, z. B. die Herzaktion, besteht also aus Verengung (Hunger-, dann Angstausdruck), Drehung (Schmerzausdruck) und Erweiterung (Trauer-, dann Freudeausdruck); dann folgt der neue Funktionsablauf. Alle diese Funktionen vollziehen sich in geringeren oder höheren Intensitäten unausgesetzt, so lange der Organismus existiert; die zu den einzelnen Reflexsystemen gehörenden Hirnrindenzellen (Denkzellen) brauchen dabei nicht aktuell zu funktionieren, d. h. wir brauchen von diesen Funktionen „nichts zu wissen", sie können sich unbewußt abspielen und tun dies auch jeweils bis auf eine, eben bis auf die, deren Intensität die relativ höchste, die akmetische ist, deren Höhepunkt mit dem Erscheinen der Aktualität in der Denkzelle zusammenfällt. Es ist klar, daß sich im Falle der funktionellen Hypertrophie (Wucherung) von Reflexsystemen auch die Ausdrucksaktionen hypertrophisch, d. h. krampfig vollziehen; besonders auffällig sind die Symptome der Angst- und Schmerzausdrücke, die sich bei den sog. Organneurosen an inneren Organen abspielen und zu inneren Verkrampfungen, Verstopfungen, Stauungen, Drüsenverschlüssen mit ihren Folgeerscheinungen führen. Analog können auch die Skelettmuskeln (s. o.) krampfig funktionieren, z. B. beim Zittern, bei Krämpfen, Ticks, der Angststarre usw.

Sämtliche Reflexsysteme sind während des Bestandes des Organismus ständig in

Funktion; funktionslose Organe gibt es ebensowenig wie eigenschaftslose. Ihre Funktion ist aber nicht gleichmäßig, sondern verläuft in Kurven, und zwar hat jedes Reflexsystem seine spezifische Funktionskurve. Die Kurve steigt an und fällt ab, steigt dann wieder an und fällt wieder ab usw., in einer für jedes Reflexsystem spezifischen Periodik. Es sind also bald diese, bald jene Systeme in geringerer oder höherer Funktion; die Funktionsintensität ist die Stärke des jeweils im System fließenden Eronenstromes. Für die Denkzellen gilt, daß jeweils eine den höchsten Funktionsgrad inne hat, bei dem das Objekt, das Bewußte, die Aktualität erscheint, wie früher beschrieben. So verstehen wir den unaufhörlichen Wechsel und den Zusammenhang des menschlichen Erlebens und Verhaltens.

Es zeigt sich nun, daß dem Schema nach alles Erleben sich als Uebergang in der Reihenfolge Hunger, Angst, Schmerz, Trauer, Freude vollzieht, mag es in der Gefühls- oder Gegenstands- oder Begriffswelt oder, wie meist, in den drei Sphären wechselnd ablaufen. Ein „vollständiges Erlebnis" ist eine solche Reihe; es gibt auch „unvollständige Erlebnisse", solche, bei denen die eine oder die andere Gefühlsspezies unaktuell bleibt. Das Leben setzt sich sonach aus Uebergängen, Erlebnissen zusammen. Das erste Stadium ist das Hungerstadium (Hunger im trophischen wie im genischen Sinne, also im Ernährungs-Arbeits- wie im Liebesgebiet, Verlangen, Begehren nach ..., Gefühl der leeren Höhle), dann folgt das Angststadium (Gefühl der Enge, der Oeffnung, Beengung, Hemmung), dann das Schmerzstadium (Gefühl der Schwelle, der Drehung, Trennung, des Abschieds), dann das Trauerstadium (Gefühl des Teil- oder Stückseins, des Verlassenseins, der Ermattung), endlich beschließt das Freudestadium das Erlebnis (Gefühl des Ganz-, Vollendetseins, des Erfolges, Sieges). Im Gegenständlichen vollzieht sich besonders deutlich dieser Uebergang so, daß sich aus einem Runden ein Gerades ent-wickelt, das Füllmaterial die bisherige Umgebung verläßt, aus ihr hervor-geht und so in eine neue Umgebung, ein neues Rund eingeht. Das Runde ist das Hunger- und (falls enggerundet, als Oeffnung) das Angstgefühlige, das Gerade ist das Trauer- (als Stück) und das Freudegefühlige (als Ganzes, Vollendetes), schmerzgefühlig ist das Gedrehte. Es gibt nur Rundes (Gehöhltes, Leeres) und Gerades (Gestrecktes, Volles), beides kann auch gedreht, also schmerzgefühlig sein. Kombinationen von Rund und Gerade sind die zusammengestzten Individuen; so ist das Weib vorwiegend aus runden, der Mann vorwiegend aus geraden Anordnungen zusammengesetzt. Statt „rund" kann man auch weiblich (im unisexuellen Sinne), negativ, statt „gerade" auch männlich (im unisexuellen Sinne), positiv sagen.

Die einzelnen Erlebnisse sind von geringerer oder höherer Intensität, sie sind „gewöhnliche" und „krisische". Ein typisches Beispiel für eine „Krisis" ist die Geburt. Das geburtsreife Kind hungert nach „Freiheit", nach Verlassen seiner eng gewordenen Welt, nach der neuen Lebenssphäre, seine Organe sind bis zu dem Grade entwickelt, daß die Nahrung, der aus dem mütterlichen Blute übernommene Sauerstoff usw. nicht mehr ausreichen. Dies ist das erste, das Hungerstadium. Aber der Weg in die neue Welt ist dornenvoll: die Angst vor der Schwelle, dem Abschied vom Bisherigen stellt sich ein, das Kind engt sich ein, „macht sich dünn", bereitet sich auf den Uebergang vor: Angststadium. Nun tritt das Kind in den engen Beckenring ein, dreht, bohrt, windet („Wehen") sich durch das harte Hindernis hindurch, arbeitet sich rhythmisch (entsprechend jeder mütterlichen Wehe) durch den weichen Geburtskanal hindurch, bis es die Pforte der Lichtwelt erreicht: Schmerzstadium. So „schneidet" das Kind „durch", wie der Geburtshelfer sagt, nimmt Abschied vom Mutterleibe, der erste Schrei ertönt. Stückweise überschreitet das Kind die Schwelle,

dann wird es abgenabelt, die Brücke zur Mutter, zum verlassenen Paradiese wird durchtrennt, traurig, vergrämt, abgekämpft, ausgestoßen, ausgesetzt, ein Stück des einstig Mutter-Kind-Ganzen ruht das Neugeborene, und erst allmählich (nach Ansicht der alten Physiologen dauert das Trauerstadium volle sieben Wochen) kommt ein leises, ein trauriges Lächeln auf. Schließlich hat sich das Kind erholt, die Trauer ist vorüber, das Freudestadium beginnt, das Kind lächelt und lacht, es ist zufrieden, gesättigt, die Atmung ist im Gange, es hat die große Probe auf Lebensfähigkeit bestanden. Ich schilderte das Geburts e r l e b n i s ; natürlich „weiß" das Kind hierüber in Worten nichts zu berichten. Die Geburt ist die gemeinsame „Arbeit" von Mutter und Kind, die einzelnen Stadien als die Hochfunktionen der Hunger-, Angst- usw. Reflexsysteme koinzidieren, die Mutter hungert nach Austreibung des Kindes, nach der genetischen Teilung, der Befreiung von der hinreichend schweren (geburtsreifen) Last, dann geht sie ins Angststadium über: die Oeffnungen des Geburtskanals verengen sich, die Angst vor der Entscheidung, dem Abschied, der Leistung („ob wohl alles gut gehen wird" usw.) kommt auf, die Wehen erreichen ihren Höhepunkt, das Schmerzstadium ist da, die verengte-sicherweiternde Schwelle wird überschritten, die Trennung findet statt, die Durchschneidung der Nabelschnur löst das letzte Band, die Ermattung nach der Arbeit, also das Trauerstadium setzt ein und geht schließlich ins Freudestadium über. In abnormalen Fällen sind einzelne Stadien bes. in- und extensiv, „übertrieben"; hieraus verstehen sich die funktionellen Abweichungen der Geburten von der Norm. Die Art, wie sich die Geburt vollzieht, zeigt die Konstitution von Mutter und Kind an, und so wie jemand seine Geburt durchlebt, durchlebt er sämtliche weiteren Uebergänge seines Lebens.

Analog wie die Geburt vollziehen sich alle Funktionen des Organismus, alle Aufnahmen und Abgaben, alle inneren Uebergänge. Hierbei bestehen funktionelle Zusammenhänge zwischen „k o n s e n s u e l l e n" sympathischen und sensorischen Muskeln, d. s. Muskeln, die als Ausdrucksorgane zu den Reflexsystemen gleicher Gefühlsspezies gehören. Das Zusammenspiel konsensueller Muskeln nenne ich „K o n f u n k t i o n". So arbeiten die inneren und die äußeren Atmungsmuskeln, die Muskeln des Darmes und des Rumpfes (z. B. bei der Kotentleerung) zusammen usw.. Funktionell angeschlossen sind auch die regionär zugehörigen Drüsen. Alle diese Vorgänge sind Einzelfälle im Schema aller Vorgänge überhaupt: jeder Vor-gang, Uebergang ist eine Hunger-Angst-Schmerz-Trauer-Freudereihe, ein Hervor-gehen eines Geraden aus einem Runden und damit Ein-gehen in das neue (paßrechte) Rund. Unter „Rund" ist nicht nur die mathematische Kreislinie zu verstehen, sondern jeder Hohlraum, z. B. auch ein Zimmer, in dem ich als „Gerades" sitze. Der Hohlraum ist hungergefühlig, die Oeffnung angstgefühlig, die Schwelle und das sie passierende Gerade schmerzgefühlig, das gerade Stück „draußen" trauer- und dann das Ganze freudegefühlig. Ich sitze z. B. im Zimmer und habe „Lufthunger" oder „Hunger, spazieren zu gehen". Ich gehe zur Tür überlegend, ob ich nicht lieber bei der Arbeit bleiben solle, habe also eine gewisse Hemmung, Zurückhaltung, Vorsicht, befinde mich dabei in der aus dem Hohlraum zur Schwelle führenden Oeffnung (Verengung der Zimmerwände oder, falls die Tür in der Mitte einer Wand, Enge des Luftschlauches, der eben zur Schwelle führt): Angststadium. Ich drehe nun die Tür auf und mich über die Schwelle: Schmerzstadium, und zwar gehe ich „stückweise" hinaus: zuerst mit dem einen Fuß, dem einen Bein, dem Kopf usw. und bleibe auch noch, die Tür hinter mir schließend, eine kurze Zeit stehen: Trauerstadium; endlich wende ich mich ab und gehe „entschlossen" meines Weges: Freudestadium. Natürlich muß man nicht annehmen, daß die hierbei ablaufenden Reflexe immer und in allen Teilen bewußt wären, daß ich also z. B. eine bewußte

Angst, einen bewußten Schmerz (als Gefühle) hätte. Vielmehr verlaufen jeweils alle Reflexe bis auf einen unbewußt, und bei einem Vorgange brauchen die Gefühle überhaupt nicht aktuell zu sein, er kann sich gegenständlich vollziehen oder auch begrifflich, also in der Erinnerung.

Das Schema des menschlichen Erlebens ist auch in der Paradiessage dargestellt. Adam hungert nach „Erkenntnis", d. h. nach der Einweihung in die Geheimnisse der Großen, des Gottes-Vaters, nach dem Wissen, was gut und böse ist, aber dann setzt die Angst ein, das Schwanken: soll, darf, kann ich — oder nicht? So droht Gott-Vater dem Sohn-Geschöpf den Tod als Strafe für die Empörung-Sünde an, aber die Schlange Eva-Weib verheißt ihm die Erfüllung seines Verlangens nach Reife. Die „Versuchung" geht vorüber, Adam „sündigt", entringt dem Gott-Vater das Geheimnis, überschreitet mit Eva die Schwelle — auch die des Paradieses (der Kindheit), wird ausgestoßen wie das Kind aus dem Mutterleibe — und schaut traurig zurück nach dem „verlorenen Paradies", in das es keine Rückkehr gibt (so wenig wie das Kind wieder in den Mutterleib gehen kann, so wenig wie ein Fortschritt, ein Entwicklungsschritt, ein Geschehen rückgängig, ungeschehen gemacht werden, wie jemand auch nur um den geringsten Bruchteil einer Sekunde jünger werden kann). Dann aber strafft sich sein Mut: mit Eva vereint fordert er „sein Jahrhundert in die Schranken", sieht er stolz und aufrecht der Zukunft entgegen. — Analog Wotans Weg zur Erda, Siegfrieds Weg zur Brünnhilde usw. usw.

Die Paradiessage ist ein typisches Beispiel der primitiven Pubertätsfeiern. Bei allen Völkern hat die herangewachsene Jugend die Reifeprüfungen zu bestehen, die als hochkrisische Entwicklungsschritte Analogien zur Geburt sind und wie diese feierlich-festlich verlaufen. Ursprünglich war diese Prüfung ein Kampf zwischen dem Jungen und dem Alten (den Aelteren, Eltern), dem jungen und dem alten Gott, und der Kampf ging auf Leben oder Tod: wer unterlag, verlor sein Leben. Mit steigender Kultur milderten sich die Sitten*), aber irgendwelche „Kämpfe", heutzutage in Form von allerlei Leistungs- und Gesinnungsproben (Konfirmation, Abendmahl, Schulentlassung, Gesellen-, Meisterprüfung, Abiturium, Staatsexamen, sportliche, militärische Kämpfe, ferner Liebesproben) finden statt und werden immer stattfinden. Jeder gesunde Mensch hat seine „Zeugnisse" aufzuweisen, wer keine hat, ist krank, mag er sich auch als Genie gebärden. Da ist auch das Verlangen nach Größe, der Hunger nach Aufnahme in den Kreis der Erwachsenen (Gläubigen, Eingeweihten usw.) der erste Akt der Feier. Dann folgt die Angst, ob das schwierige Werk gelingen werde, die Prüfung bestanden werden könne, die Zeit der letzten Vorbereitung. Nun kommt die Prüfung selber (Schmerzstadium), wobei der Adept „geschunden", „geschliffen", „gezwickt", „peinlich" (vgl. mittelalterliche Foltermethoden) befragt wird, antworten und so über sein Wissen Auskunft geben muß und will, über seine Reife, in den Kreis der

*) Immerhin sterben noch viele junge Leute den Pubertätstod. Die auf Wehrfähigkeit zu probende Jugend zieht in den Krieg, die Pubertätsprobe des Volkes, unter Führung der Aelteren, Erprobten und muß sich bewähren, um als vollwertig anerkannt zu werden. Für das Vaterland (Land des Vaters, der Väter, des Urvaters-Urahns, der den Namen Gott führte und führt) als das höchste Gemeinschaftsgut setzt der gesunde Kulturmensch sein Leben ein, nicht mehr für persönliche Ziele. Nur der Primitive und der, soweit neurotisch, ihm ähnliche Fanatiker lebt und stirbt für seine eignen Interessen, die er allerdings mit denen „der Welt" identifiziert (chaotisch-animistisch-magische Denkweise). Auch den Liebestod stirbt der gesunde Kulturmensch schon lange nicht mehr (§ 34), er ist nunmehr pathologisch, ein Atavismus-Anachronismus (als Mord oder Selbstmord oder Duelltod), und die Dichter berichten uns ausgiebig auch über solche „Heldentaten", wie sie ja mit Vorliebe ihre Stoffe aus der Pathologie nehmen, die offenbar interessanter ist als die Norm. Indem aber die Kindheit mit dem Uebergange ins Jugend-Erwachsenenalter dahin ist, „stirbt" jedermann den Pubertätstod.

Großen aufgenommen zu werden. Gut, der Prüfling löst die Aufgabe, besteht die Probe, den Kampf, verläßt damit die bisherige Umgebung, die Schule, das Elternhaus, kommt sich wie verlassen vor und trauert der verlorenen Kindheit nach. Aber dann kommt die Freude über den gewonnenen Sieg, das erreichte Ziel, den verdienten Eintritt in die höhere Lebensgemeinschaft mit ihren Rechten und Pflichten auf.

Alle Uebergänge sind also Analogien. Sie unterscheiden sich als solche von geringerer In- und Extensität, die wir Alltagserlebnisse nennen, von solchen, die sich nach In- und Extensität als Krisen herausheben. Solche Hauptübergänge sind die Amphimixis (Vereinigung von Samen- und Eizelle, Gründung des Individuums), die Geburt, der Schuleintritt, die Pubertätsprüfung mit den folgenden weiteren Prüfungen, zuletzt die Meisterprüfung in Beruf und Liebe, die Gründung des Hausstandes, der Familie, die Ueberschreitung der Lebenshöhe, der Eintritt des Klimakteriums (bei Mann und Weib), der Tod. Hierbei treten auch die entwicklungsmäßigen Unterschiede, die Differenzierungen hervor, sie entsprechen der Differenzierung des Organismus einschl. der Hirnrinde als des Bewußtseinsorgans. Jeder Mensch erlebt auf seine Weise, gemäß seiner Konstitution, d. h. der Art und Weise der ganzheitlichen Kombination von Reflexsystemen, die eben seinen, den individualspezifischen Organismus ausmachen. Aus den Vergleichen der Individuen ergeben sich Gemeinsamkeiten, Klassen, Gruppen, deren jede wiederum spezifisch, gruppenspezifisch und artspezifisch ist. So auch, wie sich aus dem Verhalten schließen läßt, die Erlebnisse: auch sie sind individual-, gruppen-, artspezifisch, Erlebnisse des Einzelnen und solche einer kleineren oder größeren Gruppe, Ereignisse von geringerer oder größerer und großer Reichweite, letztens Weltereignisse*). Hierbei sind wir uns klar, daß jedes Erlebnis oder Ereignis, auch das kleinste, „kosmisch", die jeweilige Präsentanz der kosmischen Situation ist, daß die Aktualität das biologische Symbol der kosmischen Situation und aus ihr nicht hinauszudenken ist.

Aus den Vergleichen ergibt sich ferner die Norm und die Abnorm der Uebergänge, der Erlebnisse. Die normalen, d. s. die unter Analogem häufigsten, also statistisch ausgerechneten Abläufe liegen innerhalb einer Variationsbreite, die wir eben die normale nennen, die abnormalen liegen außerhalb der normalen, in einer abnormalen Variationsbreite. Ein Straßenübergang z. B. ist für manche Menschen derart hochgefühlig, daß er als eine „Haupt- und Staatsaktion" erlebt wird; die Straße (der Platz, die Schwelle) ist da Aktualität einer infantilistischen Modalzellgruppe, assoziiert mit hypertrophierten Angstgefühlen, die man ebenfalls als „kindisch" bezeichnet. Der Angstneurotiker erlebt und benimmt sich wie, genauer als Kleinkind, das auch noch nicht allein über die Straße geht, das die Straße noch unklar, verworren, gespenstisch, als Lebens-Todesgefahr erlebt. Jeder Neurotiker, gleich ob Gefühls- oder Gegenstands- oder Begriffsneurotiker, gleich auch welche Gefühlsspezies hypertroph (im infantilen Entwicklungsraum) entartet ist, wähnt sich in seinen kranken Erlebnissen dem Schick-

*) Die Gesamtheit der Hirnrinden der Volksgenossen kann man als ethnische Hirnrinde bezeichnen. Der spezifischen Struktur der ethnischen Hirnrinde entspricht der Volkscharakter. Ein Volk mit relativ vielen Hungerzellen (Hungerreflexsystemen) geht vorwiegend auf Eroberungen aus (Dollars, Dominions). Ein Volk, das vorwiegend Angstzellen aufweist, ist ständig auf der Flucht, in der Diaspora, auf der Suche nach Sicherheiten, Sicherungspakten. Ein Volk mit relativ vielen Schmerzzellen bewohnt immer ein Land, das von allen Seiten eingezwängt, eingekreist, ein historisches Schlachtfeld, zerrissen usw. ist. Ein Volk mit relativ vielen Trauerzellen ist immer zerstückelt, unterjocht, aufgeteilt, trübsinnig bis melancholisch. Ein Volk mit relativ vielen Freudezellen ist vorwiegend heiter, zufrieden, satt, bedürfnislos, liederfreudig. Auch hier findet sich unter den Volksgenossen die normale und die abnormale Variationsbreite. Vgl. ds. § Anm. 2.

sal, dem dämonischen Leben oder Tod, dem Verhängnis gegenüber und befindet sich so ständig im Kampfe (genauer: Krampfe) auf Leben oder Tod, beide im dämonischen Sinne; er wähnt sich als den Magier, der die feindliche Dämonie entmachten muß, sei sie Leben oder Tod, Gott oder Teufel, die beide „absolute Partner" und doch vielleicht wesenseins sind (auch das Leben tötet, auch der Tod belebt — und „mitten im Leben sind wir vom Tode umfangen"; weltanschaulicher Zweifel). Dies als Beispiel abnormen Erlebens; Eingehendes in einem besonderen Werke über die Psychobiologie der Krankheit. —

Wir überblicken zum Schlusse eine Reihe von Variationen in der Organisation der Reflexsysteme.

1. Spezifisch ist der Ablauf der Funktionskurve jeder einzelnen Reflexbahn sowie ihrer Gruppen im engeren oder weiteren oder weitesten Sinne. Spezifisch ist auch der Ablauf der Funktionskurve jedes Teiles jedes Reflexsystems, des Empfangsorgans, der sensibeln Strecke, der motorischen oder sekretorischen Strecke, des Endorgans und aller Teile dieser Teile. Der Eronenkomplex, das Eron ist spezifisch. Alle Systeme befinden sich stets in Funktion, d. h. im Ablauf der spezifischen Funktionskurve, in Bewegung, die gemäß dem Bewegungsgesetz verläuft (§ 91). Jedes System hat jeweils einen „Punkt" seiner Bewegungsperiode erreicht und ist auch da spezifisch, d. h. auch die Veränderung vollzieht sich innerhalb der Spezifität. Unter allen Systemen, die zusammen einen Organismus ausmachen, ist immer eines und weiterhin eine Gruppe den andern an Intensität im Ablauf der Funktionskurve voraus, ist präfungent. Die Aktualität „liegt" in dem jeweils präfungenten System. Das präfungente System wird vom jeweils relativ stärksten Eronenstrom passiert, d. h. dieser Eronenstrom ist unter allen jetzt die Reflexbahnen passierenden der stärkste, braucht aber keineswegs der überhaupt stärkstmögliche zu sein, der in dieser Reflexbahn oder in diesem Organismus vorkommt („relativ"). Analoge Systeme verschiedener Individuen haben einen analogen Funktionsablauf, sind analoge Bewegungsperioden; nach der Anzahl analoger Systeme ordnen wir die Individuen zu Gruppen, zu Arten und sprechen von Gruppen- und Artspezifität. Es sind also auch die Aktualitäten solcher verwandter Individuen gruppen-, artspezifisch; sie sind aber auch immer individualspezifisch.

2. Spezifisch ist das Reflexsystem nicht nur hinsichtlich der jeweiligen Kapazität des Ganzen wie seiner Teile, sondern auch hinsichtlich das Mechanismus des Ueberganges der Eronen aus dem einen Neuron in das andere, aus der sensibeln Strecke in die motorische, sekretorische, assoziatorische usw. Die Endverästelungen der Nervenfasern stehen mit den Dendriten der Nervenzellen oder deren Oberfläche in Kontaktverbindung, die motorischen Nervenfasern enden mit einer auf dem Sarkolemm der Muskelzelle liegenden „Muskelplatte" oder einer analogen Verdickung, ebenso ist der Uebergangsapparat der sekretorischen Nerven auf die Drüsenzelle eine kleine Verdickung. Diese Kontakte können mehr oder weniger leicht passierbar sein, es kann eine — in verschiedenen Funktionsstadien verschieden weitgehende — Lockerung bis zur Diastase zwischen den sich sonst berührenden Elementen bestehen, die Ueberleitung des Eronenstromes kann je nach der Entwicklung und der Funktionsstufe der Neuroglia (des sog. Nervenkittes, des sog. Stützgerüstes des Nervensystems, nach C. L. Schleich des Isoliergewebes der Nervenfasern und -zellen) rascher oder langsamer vor sich gehen. Diese Differenzen können sich wieder nur auf einzelne oder mehrere oder viele Systeme, und zwar des einen oder mehrerer Zentren oder der einen oder andern Denksphäre ausdehnen usf. Der Mensch mit „langer Leitung", der begriffsstutzige Mensch, der langsame Denker, den man auch unter sehr gebildeten

Leuten *) antrifft, der ausdruckskarge Mensch gehört zu den Vertretern dieser Variation. Es kann hierbei eine relativ langsame Assimilierung der aufgenommenen Eronen bestehen, derart, daß die Geschwindigkeit des Eronenstromes überhaupt relativ gering ist, die Eronen schon bis zu und bei ihrer Aufnahme in die Empfangsapparate sich dem spezifischen Entwicklungsrhythmus der einheimischen Eronenkomplexe angepaßt haben; entsprechend verläuft auch die Abgabe relativ langsam. Die Diastase der sich sonst berührenden Elemente (die man etwa Ueberleitungshemmung, aber ohne kausalen Sinn, nennen mag) kann periodisch zu- und abnehmen, und zwar bis ins Krankhafte hinein, also bis zu den Graden der neurotischen und psychotischen Verlangsamung oder Dissoziation des Denkens oder subkortikaler und subzerebraler Reflexabläufe, wofür als Beispiel die sog. Sensibilitätsstörungen angeführt seien, d. s. Lockerungen bis Unterbrechungen von Kontaktverbindungen im Verlaufe taktiler oder (und) thermischer Reflexsysteme, so daß Berührungen oder (und) Wärme-Kälte, auch solche schmerzhafter Art, nur schwach oder gar nicht zum Bewußtsein kommen und die entspr. motorisch-sekretorischen Ausdrücke reduziert oder aufgehoben sind. Bei anatomischen Zerstörungen in oder von Neuronen der Reflexsysteme sind die Ueberleitungen des Eronenstromes (Nervenstromes) dauernd gemindert bis unterbrochen, doch können sich Nebenleitungen intensivieren oder herausbilden — usf.

3. Spezifisch ist die Zahl und die Funktionsintensität der Reflexsysteme, die einen Organismus zusammensetzen, auch derer, die zu einer Sinnesgruppe, also zum optischen oder akustischen usw. Zentrum gehören. So ist die Zahl und die Funktionshöhe der Hunger-, Angst-, Schmerz- usw. Systeme intra- wie interindividuell verschieden; ein Sinneszentrum weist relativ viele, ein anderes relativ wenige Angst-, Trauer-, Freudezellen usw. auf, deren Funktionsgrad jeweils verschieden ist. Ein Mensch mit relativ vielen Angstsystemen ist für Angsteronen besonders „empfänglich", ist vorwiegend „ängstlich", erlebt entsprechend häufig Angstsituationen, die Uebergänge sind vorwiegend angstgefühlig, die „Angstobjekte" (angstgefühligen Gegenstände und Begriffe) sind besonders zahlreich; entweder sind alle oder mehrere oder gewisse Zentren derart konstituiert. Dasselbe gilt für die andern Gefühlsspezies. Demgemäß sind auch die betr. Funktionen relativ zahlreich und insgesamt von relativ hoher Intensität, doch kommt eine relative Zahl und Intensität der Reflexe auch bei einer gleichen Zahl von Reflexsystemen vor. Auch hier besteht eine normale Variationsbreite, so daß man gesunde Hunger-, Angst-, Schmerz-, Trauer- und Freudemenschen zu unterscheiden hat — je nach Ueberwiegen der einen oder der andern Sorte der Reflexsysteme. Die Uebergänge ins Krankhafte, also zu den entspr. Typen kranker Menschen sind fließend. Krankhaft ist alles anatomische oder funktionelle Zuviel und Zuwenig.

4. Spezifisch ist — auf jeder Entwicklungsstufe — das Verhältnis der Ausbildung der drei Denksphären und wiederum in diesem Sinne der einzelnen Zentren. Im allgemeinen tritt, wie beschrieben, mit dem Heranwachsen des Menschen die sensile Sphäre gegenüber der modalen und später auch der idealischen Sphäre nach und nach zurück. Es kann aber die sensile Sphäre überhaupt relativ gering entwickelt sein, ein solcher Mensch ist von klein auf gefühlsarm, ein ruhiger, gelassener, stabiler Charakter — im Gegensatz zu dem leidenschaftlichen, aufbrausenden, rasch entflammten, schwankenden, in steilen Kurven lebenden „Gefühlsmenschen". In beiden Fällen kann die modale und die idealische Sphäre sich gut entwickeln und

*) „Bildung" ist Name und Begriff für die Anzahl und den Funktionsgrad der Denkzellen, insonderheit der idealischen.

ein normaler Mensch heranwachsen. Doch ist auch hier im allgemeinen die abweichende relativ geringe oder breite Entwicklung der sensilen Sphäre mit einer späteren abweichenden Entwicklung der andern Denksphären verbunden. Die Entwicklung der modalen und der idealischen Sphäre kann nun wieder besonders hoch oder gering oder im Verhältnis der einzelnen Zentren ungleichmäßig sein und so zu den verschiedensten („visuellen", „akustischen" usw.) Typen, auch krankhafter Art (z. B. bis zur Imbezillität und Idiotie) führen. Vergl. §§ 70—73.

5. Spezifisch ist die Strömungsgeschwindigkeit der Eronen im Reflexsystem, also die Anzahl der Reflexe in der Zeiteinheit, die Frequenz der Reflexe, die Reflexzeit, der Rhythmus, den zusammen mit der Intensität man „das Temperament" nennt *). Die Geschwindigkeit einer Ausdrucksbewegung gibt die Geschwindigkeit des Gesamtreflexes, also auch die des nervalen Anteils an, sie gehört zum Gesamtreflex. Die Geschwindigkeit einer Bewegung wird in der in der Zeiteinheit zurückgelegten Strecke ausgedrückt. In einem Hunger-Angst-Schmerz-Trauer-Freude-Gefüge sind die Hungerausdrucksapparate, die Hungermuskeln im Rund länger als die Angstmuskeln, die Schmerzmuskeln sind schräg angeordnet, die Trauermuskeln sind die kurzen, die Freudemuskeln die langen Längsmuskeln; so die sympathischen wie die sensorischen Muskeln. Die Kontraktion der längeren Muskeln geht zur Zurücklegung ihrer Kontraktionsstrecke ceteris paribus (d. h. bei gleicher Verlaufszeit und Intensität) geschwinder vor sich als die Kontraktion der kürzeren Muskelzelle. Im Ablaufe der Funktionsperiode eines Gefüges ist also grundsätzlich die Hungerkontraktion bis zum Beginn der Angstkontraktion geschwinder als die sich anschließende Angstkontraktion, die Hungerbewegung geschwinder als die sich anschließende Angstbewegung. Man sagt, die Angstbewegung ist „gehemmt", sie setzt die Hungerbewegung in einem langsameren Tempo fort. „Hemmung" hat also keinen kausalen Sinn, sondern gibt nur einen bestimmten Rhythmus im Vergleiche zu einem andern an. Aehnlich langsam, in spezifischer Nuance, geschieht die Schmerzbewegung (Drehung), sodann die Trauerbewegung, die in ihrer spezifischen Art gehemmt ist und sich zu einer Bewegungspause verlangsamen kann. Dann schließt sich die Freudebewegung an, deren Geschwindigkeit der der Hungerbewegung gleichkommt. Die Geschwindigkeit einer Muskelaktion ist um so größer, je höher die Kontraktionsintensität in der Zeiteinheit ansteigt. Allgemein: die Hungerreflexe sind geschwinder als die zugehörigen Angstreflexe, diese sind etwa gleichgeschwind wie die Schmerz- und Trauerreflexe, und die Freudereflexe sind so geschwind wie die Hungerreflexe. Es gibt aber auch „beschleunigte Hemmung".

Gewisse sympathische Eronen sind so-spezifisch, daß sie zu sensorischen werden, also in sensorische Nerven übertreten können; ich nenne sie sympathogene Eronen. Analog können idealische Eronen spezifitätgemäß in sensorische Nerven übertreten: ideogene Eronen. Es zeigt sich nun, daß hochsympathogene sensorische Ausdrucksaktionen — man nennt sie impulsiv, sensorische Gefühlsausdrücke — rascher verlaufen als hochideogene sensorische Ausdrucksaktionen, die man besonnen, überlegt, sensori-

*) Die Geschwindigkeit der „Nervenerregung" im motorischen Nerven wurde von *Helmholtz* und *Baxt* mittelst elektrischen Stromes bestimmt: sie beträgt hierbei 30—40 m in der Sekunde; im sensibeln Nerven beträgt sie 30—60 m. Der Uebergang der elektrischen Erregung vom Nerven auf den Muskel dauert nach *Bernstein* etwa 1/300 Sek. Die „persönliche Gleichung", das ist die Zeit, die zwischen der Wahrnehmung einer Erscheinung und dem entsprechenden Ausdruck vergeht, beträgt nach *Hirsch, Helmholtz, Donders* 0,1—0,2 Sekunden. Von einem „blitzschnellen Denken" kann also im Ernst nicht gesprochen werden: die Fortpflanzungsgeschwindigkeit des Lichtes und der elektromagnetischen Schwingung wird mit 300 000 km in der Sekunde berechnet.

sche Begriffsausdrücke nennt. Hiernach scheint der Schluß berechtigt, daß die sympathischen Reflexe geschwinder verlaufen als die sensorischen und diese als die idealischen *).

Ueber die Psychobiologie des Temperaments werde ich in besonderer Schrift berichten.

6. Spezifisch ist die Ausstattung der Hirnrinde mit Stauungszellen sowohl der Zahl wie der Art (Haß- oder Ekel- oder pleonastische Angst- usw. Zellen) wie dem Entwicklungsgrade nach. Je zahlreicher sie sind, desto mehr machen sich ihre Funktionen im organismischen Funktionsgesamt geltend. Kranke, also infantilistische Systeme sind pervers assoziiert, wobei aber auch die übrigen Systeme, die ganze Hirnrinde ein bestimmtes strukturelles und funktionelles (beides fällt zusammen) Gepräge hat, in das die Stauungszellen „hineinpassen". Die Neurose oder Psychose — alle Krankheiten, alle Besonderheiten überhaupt sind nicht als auf ein isoliertes infantilistisches System, eine isolierte Systemgruppe beschränkt anzusehen, sondern entsprechen immer der Konstitution des Organismus, d. h. der spezifischen Organisation der Reflexsysteme. Die infantilistischen Systeme sind freilich charakteristische Züge des Gesamtbildes, insbesondere zu Zeiten der Präfunktion, die sich steil aus dem allgemeinen Rhythmus erheben oder in lang hingestreckten Kurven verlaufen kann (akute oder chronische Krankheit).

Auch für die mit Stauungszellen ausgestattete Hirnrinde gelten die Variationsmöglichkeiten, die wir hier besprochen haben und noch besprechen werden. Hier nur ein paar Beispiele aus der Pathologie. Der Genitalekel kann pervers auf den Mund oder Magen oder Darm „bezogen" werden (s. unter 7) und sich als maximale Erweiterung der Höhlen ausdrücken mit Stauung und darauf folgendem krampfigem Auswerfen des Inhalts (Speichel, Magen-Darminhalt). Hier erhält die dem Mund, Magen, Darm zugeordnete Ekelzelle ihren Hauptzufluß pervers aus der Genitalregion, das Ekelgefühl wird auf Mund, Magen, Darm „bezogen", obwohl die Ekeleronen aus dem Genitale stammen. Je nachdem in welchem Zentrum sich diese Assoziationen abspielen, sind die beteiligten Gegenstände und Begriffe optischer oder akustischer oder olfaktorischer usw. Art. Oder hypertrophe Ekelzellen sind den Bronchien, der Lunge zugeordnet, der Ausdruck dieser Reflexe ist eine akute oder chronische, rein funktionelle oder anatomische ektatische oder emphysematische Erweiterung der zugehörigen Bronchial- oder Lungenteile mit folgendem Krampfhusten und Auswurf des gestauten Schleimes („maulvolle Expektoration"). Natürlich sind die Ekeleronen nicht isoliert in Funktion, alle Ausdrücke sind kompliziert aus den verschiedensten Eronenzuflüssen und lassen sich „auf Anhieb" nur im Groben diagnostizieren, bis in feinere Einzelheiten nur auf dem Wege der psychobiologischen Analyse.

Ueber abnorm reichliche Haßreflexsysteme und Haßreflexe, auch in perverser Assoziation zur Genitalregion, ist vom Epileptiker zu berichten; auch die gutmütigen Fälle zeigen bei näherer Untersuchung ein erhebliches Haßingrediens. Der „Krampfanfall" mit dem wilden Umsichschlagen, den Zerstörungen, Selbst- und Fremdverletzungen bis

*) Daß die Kontraktion der glatten Muskeln träger vor sich geht als die der quergestreiften, ist nicht als Zeichen für die längere Reflexzeit im Sympathikus aufzufassen, sondern für den besonderen Ausdrucksmechanismus; es werden nämlich die abzuführenden Eronen erst noch in Ganglien oder gangliösen Geflechten gespeichert, die sich allenthalben in großer Zahl vorfinden und Zentren für die zugeordneten Gewebsabschnitte bilden (vergl. Automatie der Herzaktion usw.). — Die Tatsache, daß die Assoziationen in der idealischen Sphäre vielfach anders verlaufen wie in der gegenständlichen, daß sich z. B. an das Begriffsindividuum („Erinnerungsbild") eines nahen Gegenstandes unmittelbar das eines sehr weit entfernten anschließen kann, hat nichts mit der Geschwindigkeit des Eronenstromes zu tun, sondern ist eben eine Eigentümlichkeit der Struktur des assoziativen Netzes in der Begriffssphäre.

zum Selbstmord und Fremdmord ist vorwiegend Ausdruck von Haßreflexen, verbunden mit Angst- und Schmerzreflexen, bis die „Entspannung", die Müdigkeit (Trauerstadium) einsetzt und der Kranke beruhigt einschläft (Freudestadium). Viele Neurotiker sind Epileptoide in der Art des Petit mal, mit Bewußtseinstrübungen, Schwindel, Rotsehen, Abwesenheitszuständen, Verfolgungswahn usf.; zu diesen Neurotikern gehören die Hysterischen mit periodischen Krampfanfällen klonischer Art, wobei ebenfalls pleonastische Reflexe beteiligt sind.

Diese Beispiele mögen hier genügen.

7. Spezifisch ist der jeweilige Entwicklungsgrad der Reflexsysteme sowohl als der organismischen Gesamtheit wie auch der einzelnen im Verhältnis zueinander. Die jeweilige Entwicklungsfront des Gesunden ist einheitlich mit normaler Variationsbreite, sie ist harmonisch der Entwicklungshöhe (dem Differenzierungsgrade) wie der Zahl und dem Funktionsgesamt der zu den einzelnen Gefühlsspezies gehörenden Reflexsysteme nach. In die normale Variationsbreite fallen die Unterschiede in der Differenzierung der einzelnen Sinnesgebiete (am höchsten und breitesten entwickelt ist beim gesunden Menschen das Sehgebiet, dann das Hör-, das Tastgebiet usw.), ferner die vorzügliche Differenzierung bestimmter Denkzellgebilde im Verhältnis zu anderen (Begabung, Interessengebiet, Berufstätigkeit, Liebesbindung usw.). Pathologisch ist die geschichtete, disharmonische Entwicklungsfront, die sich also aus Anteilen verschiedener Entwicklungsstufen zusammensetzt. Alles Kranke ist infantilistisch, d. h. auf infantiler Entwicklungsstufe verblieben, und zwar in Assoziation mit höherdifferenzierten Reflexsystemen des Organismus. Krankheit ist Entwicklungsdifferenz. Infantilistische Systeme können im Ganzen alsbald verkümmern, veröden, eine relativ kurze Lebensdauer haben oder verspätet ihre Entwicklung nachholen und hierbei „übers Ziel schießen", wuchern, wobei die Einordnung in das Gefüge des Ganzen allemal „verkehrt" (pervers) ist, also „mißglückt". Die Verödung oder Wucherung kann an einem Teile des Systems besonders ausgeprägt sein, z. B. am Empfangsorgan (Verödung: Atrophie, oft unter akuter und chronischer Entzündung, der sympathischen oder sensorischen Aufnahmestellen, periphere Hypästhesie bis „Gefühlsverlust", Erblindung, Ertaubung usw. — anderseits Wucherung: Geschwulstbildung mannigfacher Art und Entzündung mit mehr minder ausgesprochenen Aufnahmestörungen) oder am Endorgan (Muskelatrophie, Verödung der Drüsen usw., anderseits Wucherung der Muskulatur, Drüsengeschwülste, Gewebsentzündung mit Störungen der Abgabe) oder an verschiedenen Stellen der nervalen Bahn (Steigerung oder Herabsetzung der Ueberleitung, der Reflexabläufe überhaupt, Atrophie oder Hypertrophie). Ebenso können sich in der Hirnrinde atrophische oder hypertrophische, hypo- oder hyperfunktionelle Veränderungen einstellen, und zwar in den verschiedensten Ausmaßen und Graden*). Alle organischen, richtiger anatomischen (stofflichen) Krankheiten gehören hierher, sie alle sind (pathologische) Evolutions- oder Involutionsvorgänge infantilistischer Systeme.

Die Lebenskurve der infantilistischen Systeme kann aber auch der des übrigen Organismus näher angeglichen sein oder sich angleichen: wir haben dann die rein funktionellen Krankheiten. Der Grad dieser Abweichungen gibt das Maß der Entwicklungsdifferenz der Reflexsysteme an. Alle infantilistischen Systeme sind pervers assoziiert. In der Hirnrinde kann sich die Entwicklungsdifferenz vorwiegend auf

*) Die Bakterien u. a. Mikrobien, z. B. die Spirochäten bei der Paralyse, die „Grippeerreger" bei der Encephalitis epidemica usw. sind nicht „Ursache" der krankhaften Veränderungen, sondern lediglich Begleiter; die bakteriologische Diagnose gehört zur Symptomatologie, nicht zur Aetiologie.

die sensilen oder modalen oder idealischen Zellen oder die zu- oder die ableitenden Neuronen oder die Assoziationsfasern erstrecken; demgemäß gestalten sich die weiteren Assoziationen. Die in infantilistischen Systemen auftretenden sensilen, modalen oder idealischen Aktualitäten sind als krank different von den analogen Aktualitäten normaler Systeme, und ebenso nehmen an diesen Besonderheiten immer auch die assoziierten Aktualitäten in gewissem Maße teil. Die Entwicklung infantilistischer Systeme und Systemgruppen kann solche Grade erreichen, daß ihre Funktion den Unkundigen — und sie sind sehr zahlreich — als eine besondere, auch besonders hohe „Leistungsfähigkeit" imponiert (z. B. die „Einseitigkeit" des Künstlers, des Gelehrten usw. ist vielfach neurotisch, braucht es aber nicht zu sein, es kann im Rahmen der ganzen harmonisch entwickelten Hirnrinde ein Bezirk sich reicher als die übrigen entfaltet haben).

Die einzelnen Systeme und Systemgruppen haben je ihre spezifische Funktionskurve. Die Präfunktion gewisser Systeme kann mehr minder lange anhalten. Es können kleinere oder größere Systemgruppen kürzere oder längere Zeit in einem exzessiv geringen Maße funktionieren, „ausgeschaltet sein" — im Zusammenhang mit Gefäßspasmen und Ischämie des Gehirns. Diese Ausschaltung kann sich über ganze Zentren, ja ganze Denksphären, die Hirnrinde überhaupt ausdehnen (neurotische Dämmerzustände, Ohnmachten wie leichtere Bewußtseinsstörungen, analoge psychotische Erscheinungen).

Alle normalen und krankhaften sog. „psychischen Erscheinungen oder Vorgänge" sind physisch, sind spezifische Reflexabläufe. Die „H e i l u n g" der sog. „psychischen" Störungen oder Krankheiten, zu denen auch die „nervösen" Besonderheiten rechnen, geschieht im Wege des Ausgleichs der Entwicklungsdifferenz der beteiligten infantilistischen Systeme. Indem auch bei den sog. physischen Krankheiten der nervöse Anteil des Reflexbogens mehr oder minder krank ist, geht die Heilung des nervösen Anteils immer mit einer Besserung oder auch mit einer Heilung des Ausgangs- und des Endorgans des Reflexsystems einher. Die Heilung ist also ein Evolutions- oder Involutionsvorgang, ein biologisches Geschehen, bei dem der Arzt und seine Therapie nicht eine kausale Rolle spielt, sondern als Aktualitätenreihe zeiträumlich eingeordnet ist. In einem engeren Sinne ist „Heilung" die absteigende Funktionsstrecke der infantilistischen Systeme, die in eine kürzer oder länger dauernde unaktuelle Funktionsweise (Latenz) eintreten können, bis ihre neuerliche Präfunktion wieder als Krankheit erscheint. Die echte Heilung, also der Ausgleich der Entwicklungsdifferenz ist nur bei den Neurosen möglich, und zwar mittels Erkenntnistherapie.

A n m e r k u n g 1.

Die Intensität und Extensität der mit aktueller Funktion von Denkzellen verlaufenden Reflexe sind die Grade der A u f m e r k s a m k e i t. Aufmerken — merken — Marke — markieren = mit einem Zeichen versehen, bezeichnen, kenntlich machen, abgrenzen usw.; in dem „auf" liegt der Weg zur Aktualität angegeben. Aufmerken ist eigentlich soviel wie wahrnehmen, hat aber die Bedeutung eines intensiven und extensiven Wahrnehmens; das „aufgemerkte" Objekt ist relativ hellbewußt und Glied einer relativ hellbewußten Aktualitätenreihe. Je stärker der beteiligte Eronenstrom, je umfangreicher die Gruppe der beteiligten Reflexsysteme, desto „größer" die Aufmerksamkeit. A u f m e r k s a m k e i t i s t Name u n d B e g r i f f f ü r d i e T a t s a c h e, d a ß a n e i n e m E r l e b n i s r e l a t i v h e l l e u n d r e l a t i v v i e l e A k t u a l i t ä t e n b e t e i l i g t s i n d. Der Grad der Aufmerksamkeit entspricht der Anzahl und dem Grade der Helligkeit dieser Aktualitäten. Im Wachzustande ist der Mensch immer aufmerksam, nur eben in verschiedenem Grade; ebenso spezifisch sind die „aufgemerkten" Aktualitäten. Ein Kind ist beim Unterricht u n a u f m e r k s a m, heißt: die von ihm aufgemerkten Aktualitäten fallen aus der Reihe der den Unterrichtsstoff ausmachenden Aktualitäten hinaus; das Kind „hat seine Gedanken wo anders", aufmerksam ist es auch, vielleicht viel intensiver und extensiver als die andern Kinder, die dem Unterricht folgen, es ist „anders" aufmerksam. Dieses „unaufmerksame" Kind zu tadeln und die andern („aufmerksamen") Kinder zu loben, ist unverständig, ist motivisch, fiktional. Es wird nämlich vorausgesetzt, daß man es „in der Hand habe", die Aufmerk-

samkeit „zu lenken", hierhin oder dorthin, nach freiem Willen usw.; damit wird dieser Wille oder die Seele usw. als Dämon, als Kraft u. dgl. gedacht und ferner unlogischer Weise dem Menschen nun wieder die Fähigkeit zugeschrieben, diesen Dämon zu beherrschen, wobei denn ein zweiter mächtigerer Dämon im Menschen, in der Seele fingiert und die Zauberei und Hexerei psychologisch-hierarchisch organisiert wird. Intensität und Extensität der Reflexabläufe gehören zur Spezifität — und es gehört auch zur Spezifität, daß das „unaufmerksame" Kind auf seine „Unaufmerksamkeit" — aufmerksam (gemacht) wird, d. h. daß sich an die abschweifenden Aktualitätenreihe eine akustische oder optische usw. Aktualitätenreihe anschließt, die die Aufforderung zum Anschluß an den Unterrichtsstoff und somit dieser Uebergang selber ist.

Anmerkung 2.

Mit der Individuation und dem Vergleich ist die Individual-, Gruppen-, Artspezifität gegeben. Die Reflexsysteme sind somit spezifisch in diesem Sinne. Der analoge Ablauf analoger Systeme ist das gruppenweise Erleben des Gleichen. Die Gruppe kann mehr oder weniger zahlreiche Genossen umfassen; je nach der Spezifität der beteiligten analogen Reflexsysteme ist die Gruppe eine religiöse, wissenschaftliche, politische, künstlerische, sportliche usw. Gemeinschaft. Die Gruppe kann eine Familie, eine Sippe, ein Stamm, ein Volk, eine Mehrheit von Völkern sein. Wir sprechen von gemeinsamen Schicksalen, von Volks- und Völkerreligionen, von der öffentlichen Meinung, der Mode usw. Hierbei haben wir es mit „normalen" Vorgängen zu tun. In diese Vorgänge mischen sich um so mehr krankhafte Züge, je mehr infantilistische Reflexsysteme beteiligt sind; das Gruppenerlebnis nimmt dann den Charakter der pathologischen Massensuggestion an (vgl. §§ 108—110). Hierher gehören die Endemien und Epidemien jeglicher Art; die sog. psychischen Epidemien wie Tanzwut, Flagellantismus, Massenmord und Massenselbstmord, Okkultismus, religiöses, politisches Sektierertum usw. sind von den sog. physischen Epidemien wie Pest, Cholera, Grippe, Syphilis usw. nur symptomatisch unterschieden, d. h. die Epidemien sind spezifisch je nach der Art, der Zahl, der Funktionsstufe der beteiligten Reflexsysteme, und auch ihr Ablauf ist spezifisch. Die „Ansteckung" besteht darin, daß die Zahl der zu einer endemischen oder epidemischen Masse gehörigen Individuen, also die Zahl derer, die einen Uebergang analogisch erleben, zunimmt. Sobald die Masse ihre spezifische Wachstumsgrenze erreicht hat, sobald die Zahl der Individuen, die analoge infantilistische Systeme in analoger Funktionsstufe aufweisen, ihr Maximum erreicht hat, sobald die Epidemie ihren Höhepunkt erreicht hat, beginnt sie abzufallen, an Heftigkeit zu verlieren. Es sind also nicht Schlagworte oder Beispiele oder Bazillen Ursache, Grund oder Schuld der Epidemien, sondern sie gehören zu den spezifischen Begleiterscheinungen, gehören zu dem spezifischen Ablauf der Epidemie. Und ebenso gehört es zu der spezifischen Kurve der Epidemie, daß man die vermeintliche Ursache „bekämpft". En- oder Epidemien sind Infantilismen, Archaismen, sie kommen also nur in Kulturzeiten vor*). Und es ist eben Kennzeichen des Motivismus (Kausalismus usw.), daß man „Ursachen" sieht und sie „bekämpft", soweit sie „schädliche Wirkungen" haben, und daß man das biologische Absinken der epidemischen Kurve als „Wirkung" der „ergriffenen Maßnahmen" deutet und z. B. der Wissenschaft und ihren Vertretern als Verdienst und Ruhm anrechnet, anderseits das („trotz" dieser Maßnahmen erfolgende) biologische Weitergreifen der Epidemie als ein „Versagen", ja sogar als Beweis der Schädlichkeit der ergriffenen Maßnahmen, am Ende gar als Böswilligkeit der mit der Bekämpfung betrauten Personen (der Aerzte, Geistlichen, Politiker usw. und ihrer Hilfspersonen) hinstellt und diese verhöhnt oder sonstwie brandmarkt. Auch hier stoßen wir — wie überall — auf den dämonistischen Charakter des Kausalismus. Er zeigt sich auch in der Deutung der normalen Gruppenerlebnisse, für die immer ein Jemand (oder eine Anzahl von Jemands) auf Erden oder im Himmel verantwortlich gemacht, gepriesen oder verflucht, gelobt oder getadelt wird.

§ 95. Eronenverkehr im Zellkern. Anschauung als genisch. Zentrales — peripheres Sehen. Binokulares Sehen. Helligkeit des Bewußtseins. Der Fremdling in der Zelle

Der Zellkern besteht aus Substanzen, die nur ihm eigentümlich sind (z. B. festere und lockere Verbindungen von Nukleinsäure mit Eiweiß, Nukleoprotein), und weist eine spezifische biologische Struktur auf. Die Aktualitätenreihe, die das Indivi-

*) S. *Otto Stoll*, Suggestion und Hypnotismus in der Völkerpsychologie. 2. Aufl. Leipzig 1904; Stoll hat aber den Begriff „Suggestion" überdehnt, indem er alles gemeinsame Erleben, wie z. B. das rohdämonistische der Primitiven, für Suggestion hält. Das Werk sollte in keiner Volks- und Gelehrtenbibliothek fehlen!

duum Zellkern ausmachen, sind also spezifische Formbestimmtheiten, die ihre spezifischen Paßformen haben. Die in die Denkzelle eintretenden Eronen bewegen sich nicht samt und sonders und ohne weiteres zum Zellkern, sondern nur Paßformen gelangen zum Kern, nur Eronenkomplexe, die, sich verändernd, im Gange ihrer Bewegungsperioden zum Kern gelangen, sind Paßformen. So wie das Spermatozoon nach dem Eindringen in die Eizelle zerstückelt wird und nur der Kopf, das „Kernstück", Spermakern genannt, zum Eikern mit einer Art feierlichen Zeremoniells hinbewegt, bis beide Kerne, beide Hälften*) Hochzeit machen, sich vereinigen (Amphimixis), wobei aber beider Wesenheiten erhalten bleiben, so ist der Kern jeder Zelle (die Kerne aller Zellen eines Individuums stammen von dem einen Kern der Keimzelle ab) nicht ohne weiteres zugänglich. Die Eronenbewegung innerhalb einer Zelle ist also ein äußerst kompliziertes, sich fortwährend änderndes System von Polarisationen, von Bewegungsperioden der interpolaren Partner, die sich gemäß dem Bewegungsgesetz verhalten. Diese — wie alle biologischen Vorgänge lassen sich nur biologisch verstehen; die physikalische und chemische Untersuchung kann das Biologische an sich niemals erfassen.

Je näher ein Eronenkomplex dem Kern der Denkzelle rückt, desto mehr Paßformen entwickelt er für die nächstbenachbarte Umgebung des Kernes. Sind in seiner Formspezifität die zu denen des Zellkernes paßrechten Formbestimmtheiten gelegen, dann tritt er in den Bestand des Zellkernes ein, indem er zu einheimischen Partnern des Kernes ins Verhältnis tritt. Das Verhältnis kann innig oder locker sein, je nach der Zahl der Paßformen. Der Eronenkomplex kann aus dem Verhältnis rasch wieder ausscheiden oder längere Zeit dem Kern angehören. Bei jeder Zellteilung geht in jede der beiden jungen Zellen die biologische Hälfte des Mutterkernes über; diese Hälfte ergänzt sich, indem sie Paßformen aufnimmt, wächst bis zur spezifischen Grenze, bei deren Erreichung die neue Teilung einsetzt. Die Zellteilung schränkt sich sehr ein, nachdem das Individuum die spezifische Zahl Zellen, also die spezifische Wachstumsgrenze, erreicht hat. Aber die Zellkerne verändern sich fortwährend weiter, nehmen auf und geben ab: vorwiegend genische (zeugerische), aber auch trophische (ernährerische) Stoffe. Der Zellkern enthält wieder einen Kern, den Nucleolus, und dieser wieder einen Zentralkörper, eine Hauptsubstanz, die auf dem Höhepunkte der Funktionskurve der Zelle mit der ankommenden fremden Hauptsubstanz ins Verhältnis tritt; dieses Verhältnis ist ein genisches.

Das Verhältnis des fremden Eronenkomplexes zum zentralen Kernkomplex ist mit B e w u ß t s e i n verbunden. Der fremde Eronenkomplex ist, sofern er aufgenommen wird, männlich gegenüber dem einheimischen, der aufnimmt; ersterer ist gestreckt oder streckt sich und vereinigt sich mit dem einheimischen gewölbten in der Art der Amphimixis, bei der der männliche Partner vom weiblichen aufgenommen wird. Auch der Koitus ist eine solche Paarung (coire = zusammengehen, sich vereinigen, verbinden, paaren), und so kann man auch die Paarung der beiden Hauptsubstanzen im Zellkern mit dem Koitus vergleichen. Diese spezifische Funktion der Denkzelle und ihres Kernes ist derart, daß auf dem Höhepunkte der Funktionskurve das fremde männliche Eron die biologische Eigentümlichkeit „bewußt" erreicht, als „das Bewußte" (die Aktualität, das Objekt) erscheint. Die Zelle ist also matriarchalisch organisiert. Der in seiner spezifischen Bewegungsperiode empfangsbereite einheimische Eronenkomplex, immer nur einer unter allen, öffnet sich dem fremden gegenüber, der sich in dem Maße streckt, wie ihm geöffnet wird: das Eindringen geschieht allmählich, dem graduellen Vordringen

*) Der Kern der reifen Samenzelle wie der der reifen Eizelle enthält nur noch die biologische Hälfte der Chromatinsubstanzen (nur je 12 Chromosomen statt 24) des „vollständigen" Zellkernes.

entspricht das „Reifen" des Objekts, das Werden der Aktualität. Die intimste Vereinigung, die der jeweiligen Entwicklungsstufe entsprechend möglich ist, vergleichbar dem Orgasmus, ist der „Moment" des Bewußtseins. Die Akme der Vereinigung koinzidiert mit dem Erscheinen, der Existenz des Objekts, der spezifischen Formbestimmtheit. Mit der Erreichung der Akme wendet sich die Funktionskurve abwärts, der gepaarte Eronenkomplex zerfällt, die Aktualität als biologischer Punkt ist nicht mehr, sie ist übergegangen in die neue Aktualität, die entweder in der gleichen Denkzelle (bei wiederholter Akme und somit wiederholter Paarung der einheimischen mit einer paßrechten fremden Hauptsubstanz) oder in einer assoziierten Denkzelle „liegt". Die Beziehung, die Anschauung, die polar-gegensätzliche Zugleichheit Subjekt : Objekt, Nichts : Etwas ist also eine rein biologische und nur so erst voll verstehbare Tatsächlichkeit, es entfällt die Rätselhaftigkeit, Problematik, Widersprüchlichkeit, ja Absurdität der dämonistischen Deutung, der Fiktion der physisch : metaphysischen Zwiewelt, die Unlösbarkeit des Problems der Wahrnehmung.

Je nach der Reife, der Entwicklungsstufe der Denkzelle geht ihre Funktion bis zum Bewußtsein oder noch nicht oder nicht mehr. Die Denkzelle muß sozusagen zeugungsreif sein, sonst ist sie nicht „mannbar", kann nicht (in der geschilderten Weise) „empfangen" („konzipieren" — vgl. Konzeption als Bezeichnung für Denkvorgänge —, „kapieren", „apperzipieren" usw.), nicht zur aktuellen Funktion gelangen; ihre zeugerische Hauptfunktion ist nicht mehr die generative Teilung, sondern eben die Entstehung der Anschauung, des Bewußten. Auch die noch nicht oder nicht mehr zeugungsreife Denkzelle funktioniert, aber es erscheint das Objekt noch nicht oder nicht mehr. Auch die zeugungsreife Denkzelle kommt nur dann zum vollen „Orgasmus", zur Aktualität, wann sie im Gange ihrer Bewegungsperiode ihren Höhepunkt erreicht hat, und diesen Höhepunkt kann nun wieder im Gange der Bewegungsperiode der Denksphären überhaupt jeweils nur eine einzige Zelle erreichen, wie früher vergleichsweise bemerkt: von allen Wellen des Meeres ist in jeder Gegenwart nur eine die höchste. Das Reifen der Zelle zur periodischen Entwicklungshöhe entspricht dem Bewegungsgesetz: geschieht als Vermehrung der Paßformen bis zur spezifischen Grenze, d. h. es werden unter allen Zellen von dieser die meisten Eronen aufgenommen, der stärkste Eronenstrom passiert diese Zelle, und unter den passierenden Eronen finden sich die (im Verhältnis zu den andern Zellen) meisten Paßformen für die Kernsubstanzen, und unter den Kernsubstanzen ist ein Eronenkomplex der reifste, der nun mit dem reifsten der zuströmenden Fremdlinge die momentane „Ehe" schließt. Das Bewußtsein „liegt" also immer in der Denkzelle, die vom stärksten Eronenstrom passiert wird. Was in den andern Denkzellen in dieser Zeit geschieht, ist unbewußt; die Funktion dieser andern Zellen erreicht keinesfalls das Bewußtsein, kann sich aber dem Bewußtsein minder oder mehr nähern, je nach der Stärke des passierenden Eronenstromes; der Vergleich mit den Wellen des Meeres ist auch hier statthaft: so wie da in jeder Gegenwart auf die höchste Erhebung die nächsthöchste und auf diese wieder die nächsthöchste folgt, ist auch die Stärke der Eronenströme, die Funktionshöhe der Denkzellen, die Annäherung an den Pegel des Bewußtseins abgestuft.

Wir erleben diese Kurve, deren Zenith das Bewußtsein ist, besonders deutlich beim Sehakt, wo wir das zentrale oder direkte Sehen vom peripheren oder indirekten unterscheiden. Die „Strahlen", die in die Netzhautelemente der Macula lutea und von da in die zugehörigen optischen Denkzellen ein-strömen, stammen nach ophthalmologischer Deutung vom schärfst-gesehenen Objekte, d. h. das schärfstgesehene Objekt liegt immer im Blickpunkt der Augen, und der Blickpunkt ist der Schnittpunkt der von der Macula lutea ausgehenden Blicklinien (das Objekt ist also

„der Punkt"). Je weiter entfernt von der Macula lutea die „lichtaufnehmenden" Netzhautelemente liegen, desto undeutlicher erscheint das Objekt, wie man sagt. Nun spricht der anatomische Bau der menschlichen Netzhaut dafür, daß die Fovea „am stärksten lichtempfindlich ist": sie besteht fast nur aus Zapfen, und jeder ist mit einer eignen zentripetalen Nervenfaser verbunden, während die übrigen Netzhautstellen neben weniger Zapfen mehr Stäbchen, die offenbar weniger „lichtempfindlich" sind, aufweisen und mehrere dieser Elemente mit einer zentripetalen Nervenfaser verbunden sind. Es strömen also die Lichteronen, richtig: die optischen Eronen am zahlreichsten in die Fovea ein. Man muß sich dann die Anordnung der optischen Neuronen so vorstellen, daß jede optische Denkzelle von den in die Fovea aufgenommenen Eronen erreichbar ist, indem in der Ganglienzellenschicht der Netzhaut, im subkortikalen und kortikalen Zentrum die Endverästelungen der Neuronen die mannigfachsten Kontaktverbindungen haben und die aufgenommenen Eronen entsprechend der Formspezifität, entsprechend dem Bewegungsgesetz zentralwärts strömen. Als Funktionseigentümlichkeit derjenigen Denkzelle, die jeweils vom stärksten Eronenstrom passiert wird, erscheint das optische Objekt, das nach üblicher Beschreibung *) in der Gesichtslinie, beim binokularen Sehen im Schnittpunkt der Gesichtslinien liegt. Die dieser Zelle benachbarten Zellen sind von mit der Entfernung von jener Zelle abnehmend starken Eronenströmen passiert, ihre Funktion erreicht einen entsprechend geringeren Grad, sie ist unbewußt, die dortigen Eronenkomplexe sind Vor- und Nach-Objekte. Auch der Vergleich dieser Verhältnisse mit einem Gebirge ist zutreffend: auch das Gebirge besteht aus einer Anzahl von Erhebungen, unter denen eine die höchste ist, während die andern allmählich bis zur Ebene hin abfallen.

Ob man das Peripher-Wahrgenommene als Vorbewußtes vom Bewußten und Unbewußten abgrenzt oder es zum Unbewußten rechnet, ist an sich unwesentlich, keinesfalls kann man, wie das Freud tut, von „Zensurstellen" sprechen, die zwischen diesen „psychischen Instanzen" eine Art Aufsicht ausüben und entscheiden sollen, ob eine „Triebregung" ins Vorbewußte oder aus diesem ins Bewußte eintreten darf oder verdrängt werden muß; derartige Konstruktionen sind doch eitel Mystik. Der Eronenverkehr geht in der Hirnrinde wie überall gemäß dem Bewegungs-

*) Den psychobiologischen Sachverhalt habe ich im § 89 Anm. erläutert. Zwischen der Aufnahme der Eronen in den peripheren Sehapparat und dem Dasein der optischen Aktualität liegt ein gewisser Zeitraum; der Weg der Eronen zum Sehzentrum ist Veränderung, die Aktualität ist also keinesfalls mit Eronen identisch, wie sie peripher aufgenommen werden. Ebenso liegt zwischen optischer Aktualität und folgender Akkommodation (deren Ablauf ja Ausdruck jener Eronen ist) ein Zeitraum, und wiederum sind die ausgedrückten Eronen mit jenen nicht identisch, deren Passage durch die optische Modalzelle mit der Aktualität verbunden war. Die Aktualität ist also weder mit dem Akkommodations- oder Blickpunkt noch mit einem kausaliter daselbst gedachten „Gegenstand", von dem Strahlen ausgehen, identisch. Die genannten Zeiträume (Reflex-, Assoziationszeit) sind aber im allgemeinen so klein, daß die zeiträumlich bestimmte optische Aktualität im Blickpunkt lokalisiert scheint. Der Blickpunkt, d. h. der Grad der Akkommodation entspricht der optischen Aktualität so, wie sich die Intensitäten und Spezies der an der aktuellen Funktion der Denkzelle und der Akkommodationsbewegung beteiligten Eronenströme entsprechen. Die Aktualität ist also das Objekt, und beim binokularen Sehen funktioniert erst eine Denkzelle des linken, dann die analoge des rechten (oder umgekehrt) Teils des Sehzentrums aktuell, doch geht diese Reihe so rasch vor sich, daß man „glaubt", die beiden Aktualitäten seien eine und dieselbe oder würden durch einen „seelischen" Akt vereinheitlicht, wobei man „das Objekt" sozusagen nochmals — objektiviert, nämlich zum vom Bewußtsein unabhängigen und demnach objektiven Objekt fingiert, das von der Seele mittels der beiden physischen (!) Sehapparate „angeguckt" wird. Hierher gehört auch die schon komisch anmutende Fiktion, daß die Augen die Welt infolge der Strahlenbrechung in der Linse „eigentlich" verkehrt wahrnehmen und erst die Seele in ihrer Weisheit das Obere nach unten und das Untere nach oben lokalisiere und so erst die Welt „richtig" wahrnehme (bis auf die Augen und das Gehirn, das auch die allwissende göttliche Seele niemals wahrnehmen kann!).

gesetz vor sich, das die Formspezifität involviert. Dämonische Mächte, die zensieren und kontrollieren und, mit einer mystischen Kraft, einem Willen usw. begabt, die sog. Triebregungen hin und her schieben, die „Libidobesetzungen" ökonomisch-dynamisch-topisch verteilen (auf wen oder was?) usw., sind durchaus entbehrlich.

Mit der Bezeichnung des Peripher-Wahrgenommenen als Vorbewußtes — abgesehen vom Unbewußten — ist freilich die Fiktion verbunden, es gäbe außer dem Bewußten noch anderes Bewußtes, außer dem „eigentlichen" Objekt noch andere Objekte, die im Symbol nicht als Komponenten vertreten, sondern selbständig, obschon vorbewußt oder nebenbewußt, existierten, es gäbe also mehrere Objekte zu gleicher Zeit. Dies ist realiter nicht der Fall. Das Peripher-Gesehene, -Gehörte usw. ist eben noch nicht oder nicht mehr gesehen, gehört usw. Objekt ist lediglich das Zentral-Gesehene usw., das Bewußte, nicht aber dieses und das Peripher-Gesehene zugleich. Ein Peripher-Gesehenes kann Objekt werden, aber dann ist das bisherige Objekt peripher-gesehen oder überhaupt aus dem Gesichtskreis ausgetreten, ein Peripher-Wahrgenommenes eines andern sensibeln oder sensorischen Systems geworden, auf alle Fälle aber im Objekt symbolisch vertreten. Alles Peripher-Wahrgenommene gehört zu den Symbolkomponenten; peripher-wahrgenommen oder -wahrnehmbar ist identisch mit noch-nicht und nicht-mehr-wahrgenommen oder -wahrnehmbar, mit unbewußt, gehört zur biologisch-phänomenalen Homogenität, die das Symbol ist. Die Veränderung des Symbols geht nicht so vor sich, daß plötzlich (atomistisch) die jetzige Formbestimmtheit abgelöst wird von der nächsten, sondern die Veränderung ist ein stetiger Uebergang und die der Aktualität nächstliegenden Symbolkomponenten sind das „Peripher-Wahrgenommene". Ich rechne alle Symbolkomponenten zum Unbewußten, dieses ist das Vor- und das Nachbewußte. Das Peripher-Wahrgenommene ist als „vorbewußt" unbewußt, ist nicht ein zweites Bewußtes, Existenz in oder außer der Existenz, Objekt in oder außer dem Objekt, und Unbewußtes, Vorbewußtes, Bewußtes sind nicht „psychische Instanzen", die sich nach dämonischer Art verhalten.

Es gibt immer nur ein Bewußtes, das Gegenwärtige. Auch beim binokularen Sehen wird „das" Objekt erst „von dem einen, dann vom andern Auge usw. wahrgenommen", d. h. ist Aktualität erst einer linken, dann einer rechten optischen Denkzelle (oder umgekehrt). Ein Lineal, mit seitwärts gekehrten Flächen in gerader Richtung nach vorn an die Nase gehalten, zeigt die eine oder die andere Fläche, je nachdem man das eine oder andere Auge schließt, und dabei rückt das entferntere Ende hinüber und herüber. Jedes Auge sieht also den Körper anders, und zwar folgen die linken und die rechten Aktualitäten so rasch aufeinander, daß uns „der" Gegenstand als „einer" erscheint. Eine „Verschmelzung" der beiden Objekte kann keineswegs stattfinden; die eine Sehzelle liegt in der linken, die andere in der rechten Hemisphäre, die assoziierten Begriffszellen ebenfalls; eine direkte Assoziation zwischen dem Sehzentrum der linken und der rechten Hemisphäre besteht außer Balkenfasern nicht; die Optikuskreuzung (Chiasma) hat mit einer Verschmelzung nichts zu tun. Uebrigens ist das körperliche Sehen (mit dem binokularen nicht zu verwechseln) die lokative Differenz der rasch aufeinanderfolgenden optischen Aktualitäten.

Die Denkzellen sind in einer periodisch an- und abschwellenden spezifischen Funktion begriffen, abgesehen von den trophischen Vorgängen, die ebenfalls in spezifischer Periode verlaufen. Die Funktion, die Bewegungsperiode im engeren wie im weiteren Sinne ist kurvenmäßig. Die Akme aller Kurven der Denkzellen und ihrer assoziativen Systeme ist das Bewußte, alle in dieser Gegenwart niedrigeren Einzelkurven sind in

die Gesamtkurve der Rindenfunktion eingegangen, in ihr symbolisch vertreten, sie sind das Unbewußte, dessen Symbol das Bewußte ist. Je nach der Höhe der Akme, d. h. je nach der Stärke des die aktuelle Zelle passierenden, jetzt also stärksten Eronenstromes ist das Bewußte mehr oder weniger „hell". Diese Helligkeit des Bewußtseins ist nicht mit der Präzision des Gegenstandes (s. S. 378) zu verwechseln; diese letztere entspricht der Differenziertheit der Denkzelle und fällt so zusammen mit der Nähe der modalen Zellen zur sensilen Sphäre, indem die frühestentwickelten modalen Zellen im allgemeinen in jeder Gegenwart einen höheren Differenzierungsgrad erreicht haben als die späterentwickelten; die Präzision ist also dasselbe wie die Gefühligkeit, wie die Entfernung des Gegenstandes vom Subjekt. Die Helligkeit des Bewußtseins ist dagegen die jeweilige Ordinatenhöhe der Gesamtkurve der Funktion der Rindenzellen, sofern diese überhaupt den Bewußtseinsgrad erreicht haben. Die die Rindenzellen passierenden Eronenströme können so schwach sein, daß die Akme der Gesamtkurve den Bewußtseinsgrad noch nicht oder nicht mehr erreicht. Es finden sich in diesem Stadium keine Paßformen für den Zellkern oder nur solche für „untergeordnete" Zellsubstanzen. Die Eronen strömen am Kern vorbei, er befindet sich in der Periode der Erschlaffung, wie auch die Funktion der Zelle überhaupt reduziert ist, indem die Bewegungsperiode sich in der Nähe der spezifischen Teilungsgrenze befindet oder bei ihr angelangt ist. Dieses Stadium ist der Schlaf (s. § 107). Die Zunahme des Eronenverkehrs in der Hirnrinde ist der Uebergang vom Schlaf zum Wachen, ist das Erwachen, ist der Traum (s. § 107). Hierbei ist immer eine Zelle vom relativ stärksten Eronenstrom durchflossen, und indem nun schon auch Paßformen für die wesentlichen Kernsubstanzen da sind, erscheint das (Traum-)Bewußtsein, die (Traum-) Aktualität. Während des Erwachens steigt also die Bewegungsperiode der Kernsubstanzen der Denkzellen an, der Beginn dieser Periode liegt noch im Schlafe. Nunmehr erscheint zwar die Aktualität, aber noch „dunkel", „verschwommen", in der Art, wie einstmals die primitive Funktion der ersten Denkzellen verlief, nicht aber in derselben, sondern in analogischer Weise. Je mehr Eronen einströmen, desto mehr schreitet das Erwachen vorwärts, langsamer oder rascher, je nach der Formspezifität der beteiligten Eronenkomplexe. Endlich erreicht die Bewegungsperiode der zentralen Kernsubstanzen, der Zelle überhaupt ihren Höhepunkt: die Ehe des einheimischen mit dem fremden Eronenkomplex, jetzt Akme der Bewegungsperiode, wird geschlossen, die spezifische Wachstumsgrenze ist erreicht, der „Orgasmus" ist da, das Objekt erscheint als „vollbewußt", als bewußt schlechthin, die Teilung setzt ein, die Aktualität geht in die nächste über, indem nun auch die andern Zellen erwacht sind und jeweils eine vom stärksten Eronenstrom passiert wird. Die Helligkeit des Bewußtseins ist also auch nicht mit dem Peripher-Wahrgenommenen oder dem Unbewußten zu verwechseln. Auch bei relativ geringer Helligkeit, z. B. im Traum, ist das in diesem Grade Bewußte Symbol des Unbewußten (einschließlich des Peripher-Wahrgenommenen, das auch im Traume — also bei geschlossenen Augen — Symbolkomponente ist). Die Helligkeit des Bewußtseins ist lediglich Angabe der verschiedenen Grade, über die die Funktionskurve der Hirnrinde verläuft, etwa so wie Unlust und Lust die einzelnen Grade der Gefühlskurven bezeichnen.

Zur „Entzündung" des Bewußtseins sind die einheimischen Partner der Denkzelle offenbar nicht geeignet. Nur die Vereinigung der „Königin" mit dem Fremdling ist mit der Subjekt-Objekt-Beziehung verbunden. Auch die einheimischen Eronen sind sich Partner, aber diese Verhältnisse sind zu Zeiten höherer Differenzierung sozusagen unfruchtbar, es sind mehr trophische Verhältnisse, weniger solche der spezifischen Art, die also in die Kurve der spezifischen Denkfunktion gehören. Die „Inzucht" ist

offenbar nicht „beliebt". Indes muß der Fremdling Paßformen aufweisen, nämlich gerade diejenigen, auf die es ankommt, die spezifischen, und diese weist eben nur der Ankömmling auf: indem er ankommt. Die Veränderung der Paßformen, die eben die Bewegung, die Polarisation ausmacht, ist die Lebensgeschichte des Ankömmlings, sein Woher und auch sein Wohin. Ein Eronenkomplex ist immer da, wo er die jeweils größtmögliche Zahl von Partnern hat. Er kommt in die Denkzelle von weither oder aus der Nachbarschaft, direkt aus der sensiblen Bahn oder aus einer assoziierten Zelle, und ersterer ist offenbar mehr „geschätzt": er ist „weit her", ein πολύτροπος, ein πολύμητις, ein vielerfahrenes, ein gereistes oder bereistes Individuum mit vielen Paßformen, er bringt sozusagen Neuigkeiten aus aller Welt, aus unerhörten Fernen, er ist ein Märchenerzähler, ein Fahrender, ein Held, freilich auch immerhin ein Fremdling, der sich erst „anpassen" muß, der, je näher er heranrückt, um so mehr Paßformen entwickelt. Nun, er wird aufgenommen, die Weiblichkeit der Zelle steht zur Verfügung, er nimmt sich die Königin, selbst königlichen Geblüts, oder eine Geringere — je nach der Formspezifität. Aber erst die königliche Eheschließung entzündet die Fackel des Eros zu ihrer hellsten Glut.

Es liegt nahe, diese Verhältnisse der Denkzelle — wie jeder andern Zelle — mit den Gepflogenheiten zu vergleichen, die wir im Verkehr der größeren Individuen, der Menschen und ihrer Gruppen beobachten und von denen die Völkerpsychologie berichtet. Danach läßt sich der Zellkern mit dem fürstlichen Hofe vergleichen, die Zelle mit der Gruppe Bluts- und Stammesverwandter, der fremde Eronenkomplex mit dem Fremden, der an der Palisade, an dem Dorfwall, an der Stadtmauer, an der Landesgrenze erscheint und Einlaß begehrt. Ein Fremder — ein Feind und doch ein Freund, ein hostis und doch ein hospes, ein Held und doch ein „Elender" (der im Elend = Ausland weilt), willkommen und doch „mit Vorsicht zu genießen" (genießen!). Er wurde dereinst auf seine Paßrechtheit geprüft: im Kampfe getötet und aufgefressen, oder er wurde Sieger, eroberte sich Besitz und Weib, starb in den Schauern der Wollust oder mit „Nachhilfe" und wurde „einverleibt", oder er wurde König und nach rituell vorgeschriebenem Zeitraum rechtens getötet und verspeist — und diese Sitten der „Wilden" sind heute noch, auch bei den höchstkultivierten Völkern, umgeformt freilich, aber doch eben nur um- und ausgeformt, differenziert im Schwange: der einreisende Fremde muß an der Grenze den Paß mit dem Visum vorlegen, der Besucher bei Hofe muß die Wache, die ihn prüft, passieren und warten, ob und bis es dem Herrscher paßt, ihn zu empfangen, wer ins Theater will, muß eine Einlaßkarte haben, der Besucher auch eines schlichten Menschen muß klingeln, seinen Begehr mitteilen, sich prüfen lassen, und wird, je nachdem es paßt oder nicht, empfangen oder abgelehnt, der Bewerber muß sich prüfen lassen, ob er in die Familie paßt oder nicht, usw. Wie der Eroberer in alten Zeiten die „Hand" („man hält um die Hand an") der Königin oder — in Ermangelung einer solchen — die Weiber der Stadt, die Landestöchter (Ehrenjungfrauen!) zur Verfügung hatte (z. B. Oedipus die Jokaste, Odysseus die Nausikaa, Lohengrin die Elsa), wie der mittelalterliche Feldherr von den schönsten Frauen der Stadt möglichst im Evakostüm „empfangen" wurde (vgl. die Soldatenlieder, in denen die Stadt, die Festung usw. stets als Weib, als spröde Schöne usw. besungen wird), so gibt es noch heute Volksstämme, bei denen es Sitte ist, dem Gastfreund die Frau oder Tochter des Hauses (filia hospitalis) beizulegen (und es wäre schwere Kränkung, das Gastgeschenk zu verschmähen), und dem Cicisbeo, dem Ehehelfer usw. begegnen wir heute im Hausfreund. Auch legen unsere Rassenhygieniker Wert auf die Verhütung der Inzucht, in der Absicht, die Volksgesundheit zu korrigieren, obwohl diese immer der jeweiligen Entwicklungsstufe des Volksorganismus entspricht, und die Ehe zwischen nahen Bluts-

verwandten ist verboten; das fremde Blut, der fremde Same wird begehrt, es muß einer „weit her sein", dann gilt er etwas, im Vaterlande aber gilt der Prophet nichts.

Nun, auch der fremde Eronenkomplex ist sozusagen der Leckerbissen für die Herrscherin, die im Zellkern Hof hält, sie zieht ihn den einheimischen Bewerbern vor, nimmt ihn an und auf, verschlingt ihn im Liebesakt. Das Eintreffen des Fremden heißt: die Bewegungsperiode geht ihren Gang, und bis zur spezifischen Wachstumsgrenze werden immer mehr Paßformen entwickelt, immer mehr fremde Partner, an ihrer Spitze die fremde Hauptsubstanz, sind zur Stelle. In der Frühzeit der Entwicklung freilich sind Aufnahme und Abgabe noch relativ gering, die Formbestimmtheiten, zu denen fremde Eronenkomplexe Partner sind, entfalten sich erst mit dem Anstieg der Entwicklung (Dif-ferenzierung), mit dem Anschwellen der Funktion; die Reife der Zelle ist der Geschlechtsreife des Individuums vergleichbar, mit deren Herannahen ja auch die Paßformen zu fremden Partnern sich entwickeln: diese Paßformen bleiben freilich immer spezifisch, innerhalb der Formspezifität des Individuums. Und anderseits mindert sich mit Ueberschreiten der Entwicklungshöhe die Zahl der Paßformen, und die fortschreitende Involution bedeutet: Einengung des „Interessenkreises", des Verkehrskreises, Beschränkung der Zahl der Objekte, Nachlassen der Beweglichkeit, Festhalten an der Gewohnheit, Verkümmerung der „Vielseitigkeit" auf das Verhältnis zur nächsten Umgebung. Der Strom fremder Eronen, der die Denkzellen passiert, schwillt an bis zur spezifischen Entwicklungshöhe und versiegt mehr und mehr nach ihrer Erreichung, bis nur noch ein Bächlein fließt. Dieses Auf und Ab gilt für die genetische wie für die episodische Entwicklungskurve, also für die Lebensdauer wie für die einzelne Funktionswelle des Reflexsystems. Erst die hinreichend ausdifferenzierte, ausgereifte Denkzelle erreicht den Funktionsgrad, bei dem die Vereinigung der beiden führenden Substanzen in der spezifischen Art der Entstehung des Bewußten, allgemein des Bewußtseins, der Anschauung stattfindet; und diese Funktions- oder Entwicklungskurve bis zu aktueller Spitze wiederholt sich als Einzelwelle periodisch immer wieder gemäß der fortschreitenden Differenzierung. Dabei ist jedes Bewußte (jede Aktualität, jedes Objekt) spezifisch für eben die aktuell funktionierende Denkzelle und ihr Symbol: die homogene Präsentanz aller Zellsubstanzen, deren jede ja auch spezifisch und somit einmalig ist, darüber hinaus Symbol aller Eronen, aller möglichen Aktualitäten (jede Denkzelle ist mit jeder andern direkt oder indirekt assoziiert). Vom Höhepunkte der Differenzierungen geht die Involution vor sich, bis die Fähigkeit der Denkzelle zu aktueller Funktion erlischt. Und ebenso fällt jede einzelne Funktionskurve von der Akme an wieder ab — bis zum nächsten Anstieg der Welle.

§ 96. Die Bewegungsperiode als weiblich : männliches System

Eine Bewegungsperiode (§§ 88, 89) ist eine Aktualitätenreihe von gewisser Abgrenzung, ein assoziatives System, eine Ganzheit, ein zusammengesetztes Individuum (alles Synonyma). „Abgrenzung" bedeutet nicht, daß ein Individuum von Nichts umgeben sei (Nichts kommt in der Objektität nicht vor), sondern daß sich die letzten, die Randaktualitäten eines Systems als zu ihm gehörig von denen des sich anschließenden Systems als zu diesem gehörig abheben. Alle Anordnungen, wo immer sie sich vorfinden (ob in der organischen oder anorganischen Welt), sind Analoga zu denen, die sich am oder im menschlichen Organismus vorfinden. Es gibt eben nur Rundes (Hunger- und Angstgefühliges) und Gerades (Trauer- und Freudegefühliges), beides kann auch gedreht (Schmerzgefühliges) sein. Dies im Gegenständlichen aller Sinnesgebiete. Die Begriffe sind die „Erinnerungen" an die Gegenstände und somit wie diese

strukturiert. Auch die Gefühle verlaufen in runden und geraden Reihen entsprechend den Rundungen und Geraden der zugeordneten Organe sowie der andern genetisch assoziierten Gegenstände und Begriffe. Das Runde (Gehöhlte, Leere) heißt auch das Weibliche, das Negative; das Gerade (Vorragende, Volle) heißt auch das Männliche, das Positive, beides im unisexuellen Sinne. Wie die grundsätzlichen Strukturen Analoga der menschlichen sind, so gelten für sie auch die Bezeichnungen der menschlichen Interpolarität. Die Dinge gruppieren sich um den Menschen, die Weltanschauung ist anthropozentrisch und anthropoistisch (§§ 1, 2). Alle zusammengesetzten Individuen sind aus Rund und Gerade (und Gedreht) kombiniert. Die vorwiegend Rundungen aufweisenden Individuen sind superfeminin, sind Weiber bzw. weibliche Tiere und Pflanzen, die vorwiegend Gerades aufweisenden Individuen sind supermaskulin, sind Männer bzw. männliche Tiere und Pflanzen. Auch für die anorganische Natur gelten diese Bezeichnungen, wenigstens weiblich und männlich, und sind auch vielfach gebräuchlich: auch die anorganischen Individuen führen den weiblichen und den männlichen Artikel, auch vielfach („metaphorisch") Namen aus der Beschreibung des Menschen (z. B. Bergkopf, -nase, -fuß, Gesicht der Landschaft, Stimme des Meeres, Auge des Himmels usf., in der Chemie z. B. Affinität, Verbindung, negativ und positiv usf.), wie sie in der dämonistischen Deutung als von anthropomorphen Dämonen bewohnt gelten; sämtliche „Lebensprozesse" finden sich auch in der anorganischen Natur vor (Atmung, Stoffwechsel, Wachstum, Absterben, Fortpflanzung); auch die Aktualitäten, die wir als „anorganische" klassifizieren, sind Objektpole der menschlichen Anschauung, stimmen also mit der ab origine bisexuellen Organisation des menschlichen Organismus, die natürlich auch für die Struktur und Funktion der Denkzellen gilt. „Neutral" sein (etwa im Sinne des „sächlichen" Artikels der Grammatik) heißt nicht: weder weiblich noch männlich, sondern ein Drittes sein, heißt vielmehr: noch chaotisch, indifferent oder doch noch nicht entschieden weiblich oder männlich, Weib oder Mann sein oder dafür gelten (z. B. das Kind).

Jeder Vor-gang ist ein Hervor-gang, eine Ent-wicklung (aus der Einwicklung), ein Ueber-gang, nämlich eines Geraden aus dem bisherigen Rund (der bisherigen Umgebung, Umwelt, Sphäre) durch die Oeffnung über die Schwelle stückweise, dann ganz in ein anderes (neues) Rund, und zwar nicht eines beliebigen, sondern des paßrechten. Niemals geht ein Rundes aus einem Geraden hervor. Man steckt den Bleistift in die Hülse, die Feder ins Tintenfaß, den Finger in die Tasche, den Knopf durch das Loch, den Arm in den Aermel, das Bein in die Hose, die Beine in den Rock, die Wurst in den Mund, den Penis in die Scheide, man gießt den Kaffeestrahl in die Tasse, aus der Tasse in den Mund, man setzt sich in den Sessel, legt sich ins Bett usw. usw., niemals umgekehrt; auch bei allen Maschinen, überhaupt allenthalben geht ein Gerades in das paßrechte Rund. Sofern die Kugel den Lauf verläßt, ist sie ein Gerades, d. h. bilden die Berührungspunkte eine gerade (genau: gedrehte) Linie.

Ferner gibt es Vorgänge derart, daß ein Rundes selber sich zu einem Geraden aufwickelt, z. B. ein Bindfaden streckt sich aus einem Rund zu einer Geraden, ein Knoten wird gelöst, dabei sind die Aktualitäten „Bindfaden im Rund" nicht dieselben wie die „Bindfaden gerade", jene sind hunger-, dann angst-, diese trauer-, dann freudegefühlig, beide als gedreht schmerzgefühlig, jene sind diesen nur sehr ähnlich bis gleich (§ 97).

Endlich gibt es Uebergänge derart, daß sich an ein Rundes ein Gerades linear anschließt, z. B. an ein Wellental ein Wellenberg. Hierzu ist zu bemerken, daß alle Bewegungen, alle Aktualitätenreihen wellenartig vor sich gehen. Die „absolute" Kreislinie, Gerade, Fläche-Ebene sind mathematische Abstraktionen, bei denen die phänomenalen Ungleichmäßigkeiten weggedacht werden. Ein noch so exakt geschärftes

Rasiermesser ist unter der Lupe eine Säge, eine noch so fein gezogene Gerade ein „Gebirge", auch die gedachte (also begriffliche) Gerade ist so uneben wie der gegenständliche Strich, Fläche liegt auf Fläche nur in der Art einer Verzahnung von Vorsprüngen und Vertiefungen usw. Nicht zwei aufeinander folgende Aktualitäten — geschweige gar mehrere und viele — liegen in einer „absoluten" Runden oder Geraden, sondern in einer Wellenlinie von je spezifischer Koordinatik, die wie die „ganze" Aktualität immer-anders ist. Auch nicht „zufällig" ist die „absolute Linie" möglich: es kommt praktisch nie vor und es widerspricht auch der Logik anzunehmen, daß zwei oder mehrere Aktualitäten „identische" Richtungskomponenten — bei sonstiger Veränderung — haben (zwei können eben nicht eins, nicht identisch sein).

Bei den zusammengesetzten Individuen finden sich alle diese Arten der Uebergänge vor: Aufnahme und Abgabe von Eronen durch die äußeren und inneren Schwellen-Oeffnungen hindurch (z. B. Aufnahme von Eronen in die sensibeln Nervenendigungen, von Eronenkomplexen in den Mund, den Magen, die Lunge usw., Abgabe von Eronen bei den Muskelkontraktionen, von Eronenkomplexen aus inneren Höhlen durch Oeffnungen-Schwellen hindurch usw.), ferner Uebergang von Rundungen in Gerade (z. B. Beugungen-Drehungen-Streckungen), endlich Anschluß gerader an runde Linien (z. B. geht die Schulterrundung in den geraden Arm über).

Der Organismus ist in dieser Weise aus weiblichen und männlichen Anordnungen konstituiert — gemäß der Tatsache, daß er sich aus der Keimzelle, die aus dem weiblichen und dem männlichen (mütterlichen und väterlichen) Keimling entstanden, also bisexuell ist, auf dem Wege der Zellteilungen entwickelt hat. Wir unterscheiden am Organismus die Ernährungsorgane und das Zeugungsorgan, die trophischen und die genischen Reflexsysteme mit ihren Empfangs- und Ausdrucksapparaten. Der trophische Anteil des Organismus ist der Magen-Darm-Traktus nebst Anhängen (wie Leber usw.), der Atmungstraktus und der Herz-Gefäß-Nierentraktus; es gehören dazu auch die sensorischen Nerven mit ihren Ausdrucksorganen, deren Funktion die Arbeit (der Nahrungserwerb) ist. Der genische Anteil ist zentral das Zeugungsorgan sowie die sensorischen Nerven mit ihren Ausdrucksorganen, deren Funktion die zeugerischen Handlungen sind. Trophik und Genik sind mannigfach miteinander verschränkt (pathologisch auch im Sinne der Perversion). Die extragenitale Liebe ist die sog. platonische (Eltern-Kindliebe, Freundschaft, Liebhabereien, Wohltätigkeit, „reine" Kunst und Wissenschaft): Funktion der nicht wesentlich mit genitalen Reflexsystemen assoziierten genischen Anteile der Sinnesorgane. Die trophischen und die genischen Reflexsysteme differenzieren sich also aus der Keimzelle. Wir sind somit berechtigt, ja verpflichtet, die Bezeichnungen „weiblich" und „männlich" nicht bloß für die Genik, sondern auch für die Trophik, d. h. überhaupt für alle vorkommenden Anordnungen zu verwenden — synonym mit rund und gerade, gehöhlt und gestreckt, leer und voll, negativ und positiv; zudem entsteht ja auch die trophische Aktualität im Ablauf der spezifischen Hauptfunktion des Denkzellkerns, die eine genische ist.

Die zu einem zusammengesetzten Individuum, zu einer Bewegungsperiode gehörenden Aktualitäten sind relativ fest, innig, stabil miteinander assoziiert, diese Assoziationen laufen immer wieder in gleicher Weise ab. Systeme geringerer Größenordnung sind integrierende Teile von solchen höherer Größenordnung. So ist der Mensch eine aus vielen kleineren assoziativen Systemen sich zusammensetzende größere Bewegungsperiode, wobei „zusammengesetzt" nicht ein atomistisch-mosaikartiges Aggregat angibt, sondern die biologische Einheit. Die Grundstruktur ist allenthalben die weiblich-männliche Bewegungsperiode.

§ 97. Aktualitätenreihe in einer Denkzelle

Die Vereinigung des fremden, gegenüber dem einheimischen immer männlichen Eronenkomplexes mit diesem einheimischen im Kern der Denkzelle ist mit Bewußtsein verbunden. Der Moment der intimsten „Umarmung" fällt mit dem Erscheinen des Bewußten zusammen. Wir verstehen die Entstehung des Bewußtseins als die spezifische Funktion der Denkzelle; die die Vereinigung der Partner ausmachende Entwicklung von Paßformen erreicht ihren Höhepunkt, und diese Akme ist das Bewußtsein. In der Muskelzelle ist die analoge Akme (der Kontraktion) der Beginn der Erschlaffung, in der Drüsenzelle ist die Akme der Beginn der Sekretion, in der Zelle überhaupt ist die Akme der Aufnahme der Beginn der Abgabe, die Akme der Evolution der Beginn der Involution. Die Akme kann unmittelbar in eine zweite übergehen; dies geschieht, falls die einheimische Hauptsubstanz nach der momentanen „Hochzeit" mit dem einen Partner sogleich einen Nachfolger annimmt, oder falls sie sogleich nach der „Hochzeit" „entthront" wird, stirbt (sich aufteilt) und sogleich von einer Nachfolgerin ersetzt wird, die sogleich „Hochzeit" feiert. Diese Denkzelle wird zwei — oder mehrfach hintereinander — gemäß ihrer biologischen Funktionsperiodik — vom relativ stärksten Eronenstrom durchflossen. Dies gilt für jede Denkzelle, also Gefühls-, Gegenstands- und Begriffszelle jedes Sinneszentrums. Die Aktualitäten einer Denkzelle sind die gleichen, d. h. die nächstähnlichen; man spricht ungenau von „demselben" Objekt und fingiert, es sei als „dasselbe" an sich vorhanden und werde wiederholt ins Bewußtsein (das seelisch, ja die Seele sei) gerückt oder von der Seele angeschaut; realiter ist die Aktualität nur mit sich selbst identisch und sind sich zwei oder mehrere Aktualitäten einer Denkzelle eben nur gleich. So ist z. B. der grüne Bleistift hier eine sehr große Reihe gleicher Aktualitäten (biologischer Punkte), und so oft „dieser" Bleistift mein Bewußtes ist, ist er der gleiche (der „nämliche"), nicht aber derselbe (wie schon die Tatsache des Wiedererkennens beweist, § 90). Es ist also jetzt und nachher — bei entsprechender biologischer Veränderung — die gleiche (nämliche) Denkzelle in aktueller Funktion, assoziiert mit andern zum Ganzen gehörenden Denkzellen. Beispiele gibt es auf allen Sinnesgebieten unzählige. In der Veränderung der Aktualität im Sinne der Gleichheit zeigt sich die stetige biologische Veränderung der Denkzelle an, sie ist so bewußt, wenn auch unwissentlich. Die Veränderung bleibt immer im Rahmen der Spezifität: aus der Zelle A kann niemals die Zelle B werden. Die Aktualitätenreihe „dieser Bleistift" bleibt, so oft sie auftritt, Funktionseigentümlichkeit der gleichen Zellgruppe, und ist der Bleistift verbraucht, so ist die Zellgruppe — unter Abschmelzen — unaktuell geworden, kann aber, bei entsprechender biologischer Beschaffenheit, wieder zu aktueller Funktion gelangen: dann ist ein anderer, aber gleicher Bleistift aktuell, der freilich dem vorigen Bleistift nicht mehr so ganz ähnlich ist, wie es „sich" der verbrauchte bei seinem wiederholten Aktuellsein war. Was für die einzelne Denkzelle gilt, gilt natürlich auch für die assoziativen Zellsysteme; auch ihre Aktualitätenreihen sind immer die gleichen Individuen, so lange eben das System als zu aktueller Funktion fähig besteht.

§ 98. Erklärung und Erkenntnis. Das Jawort an die Welt. Nichts — Etwas als Endbegriffe. Jenseits. Grenze

„Bewußtsein" ist das Charakteristikum der Denkzellen, das Wort kennzeichnet ihre Funktionsakme, wobei die beiden Hauptsubstanzen des Zellkerns, der Zelle sich vereinigen, also die Akme der spezifischen Bewegungsperiode dieser Eronenkomplexe.

„Bewußt" kennzeichnet die Totalqualität des männlichen Partners der weiblichen Hauptsubstanz im Momente der (jeweiligen) Höchstreife. Das Bewußte ist also Funktionseigentümlichkeit der Denkzelle. Damit ist keine Erklärung des Bewußtseins gegeben, sondern eine Erkenntnis. Erklärung ist die Antwort auf die Frage „warum?". Erklären ist: etwas Unklares klarstellen, klarmachen, aufklären, ein Dunkles aufhellen (clarus: klar, hell). Es wird ein Entwicklungsprozeß angegeben: ein Verhülltes geht aus der Umhüllung hervor, die Höhle ist immer dunkler als das aus ihr Hervorgehende, das also ans Licht Kommende. Erklären ist: die Umstände ermitteln, aus denen sich etwas ergibt, ist: das, was ist, aus unklaren Vorstufen ableiten. So geht der Entwicklungsprozeß der Anschauung aus dem tiefsten Grade der Unklarheit durch die sich mehr und mehr aufhellenden Grade der Unklarheit hindurch bis zur vollen Klarheit, aus der Chaotik und den primitivsten (rohen) dämonistischen Deutungen durch die Verdünnungsgrade der Dämonie hindurch (animistisches, magisches, mythisches, mystisches, motivisch-kausales Denken) bis zum realischen Denken, das völlig dämonie-, fiktionsfrei ist.

Faßt man die Frage „warum?" dämonistisch, so gibt es überhaupt keine Erklärungen: die Frage nach dem Metaphysischen und an es, ist niemals zu beantworten. Die Antwort auf die Frage „warum blüht die Blume?" lautet: „weil Gott sie blühen läßt". Aber das ist ja nur eine Scheinantwort, eine Wiederholung der Frage in anderer Form (§ 83), eine Tautologie; und realiter existiert das Metaphysische ja gar nicht (wird ja nur fingiert), also kann es auch keine Antwort geben; aber auch falls es existiert, kann es als meta-physisch eine physische Frage schlechterdings weder hören noch beantworten. Faßt man die Frage realisch, so ist das Blühen erklärt aus der biologischen Genese, der Ableitung aus dem Keim und seinen Produzenten. Das Bewußtsein ist also erklärt, sobald wir seine biologische Genese ermittelt haben, also die Umstände, unter denen es entsteht. Als vorhanden ist aber Bewußtsein nicht zu erklären, d. h. es gibt am Bewußten als solchem nichts zu erklären, es gibt nichts zu bezweifeln, das Objekt ist kein Problem, sondern eben Aktualität der Denkzelle. Problem ist das Bewußte nur im dämonistischen Denken: da ist es das physisch-metaphysische Doppelwesen, das Rätsel schlechthin, da bedarf das Objekt, das Seiende der „Erklärung", um anerkannt zu werden, d. h. eben der kausalen Ableitung aus dem Metaphysischen, die, wie gesagt, fiktiv-tautologisch ist. Realiter ist das Bewußte, das Seiende einfach da, es ist das Physische als das Einzig-Existente, die Denkfunktion „erklären" ist für das Seiende als solches, das Sein (Abstraktum) als solches überhaupt nicht anwendbar. Alle Erklärungen sind physische Vollzüge (Wortreihen) und beschreiben physische Zusammenhänge, niemals können sie das Physische als solches (etwa als Geschöpf des Metaphysischen) erklären. Ebenso wenig wie das Seiende eines Beweises bedarf, um anerkannt zu werden, bedarf es einer Erklärung — und es gibt hierfür auch weder Beweis noch Erklärung (§ 78). Somit ist das Seiende, das Sein auch nicht nicht-erklärbar oder unerklärbar, also ein, ja das Geheimnis, das Rätsel. Erklären oder nicht-erklären kommt für das Seiende als solches überhaupt nicht in Betracht. Dies ist keine Resignation, sondern im Gegenteil eine Erkenntnis, die Erkenntnis, die das Jawort an die Welt ausspricht.

Das Bewußte erklären wir nicht, sondern erkennen es (an) und verstehen es als den Objektpol gegenüber dem Subjektpol der Anschauung. Auch die Definition der Struktur der Anschauung ist keine Erklärung, sondern eine Erkenntnis. Wir beschreiben die Anschauung als die Polarität Nichts: Etwas, die koinzidiert mit dem Höhepunkte der Vereinigung zweier interpolarer Partner, nämlich der Hauptsubstanzen im Kern der Denkzelle, wobei wir auf die Amphimixis als „Vorlage" verweisen. Der einheimische

Eronenkomplex ist weiblich, er nimmt den fremden Eronenkomplex als männlich auf. Jener ist also eine Höhlung, in die dieser eingeht: so spielt sich ja jede Vereinigung, jeder Uebergang ab, und dieses Naturgesetz muß natürlich (logischer Schluß von unbestreitbarer Richtigkeit) auch für die Vorgänge in der Denkzelle gelten. Die Höhlung ist objektisch die Umrandung, sie ist Etwas im polaren Gegensatz zum „Nichts in der Höhle", sie ist als Umrandung überhaupt nur da im Gegensatz zum Umrandeten, das polar nur Nichts, interpolar nur Etwas (nämlich das sie Erfüllende, das Füllmaterial) sein kann. Damit ist das Nichts nicht etwa aufgeteilt, so daß in jeder Umrandung ein Stück Nichts enthalten sei, sondern es ist lediglich die anschauungsgemäße Gegensätzlichkeit herausgestellt. Nichts ist Nichts, das Nichtteilbare, Nichtlokalisierbare, Nichtwahrnehmbare usw., das Nichtseiende. So wie die Umrandung nur da ist im polaren Gegensatz zum Nichts, so auch das in die Umrandung eingehende Gerade: es geht ja nicht in die Substanz als solche ein (die Substanz ist impermeabel, der Pfeil fliegt durch die Luft nicht derart, daß er die gasige Substanz Luft als solche zerteilt, sondern derart, daß er die Luftteilchen, zwischen denen Nichts ist, trennt, er fliegt also ins Nichts, usw.), es geht ins Nichts zwischen den Substanzteilchen ein, ins Nichts zwischen den Etwassen, die sich berühren und beim Eindringen des Geraden auseinanderweichen.

Die polare Gegensätzlichkeit, die Anschauung, die Subjekt-Objekt-, die Seele-Leib-, dem Wesen nach die Nichts-Etwas-Beziehung entspricht also in der beschriebenen Art und Weise der interpolaren Gegensätzlichkeit, dem Verhältnis der beiden Hauptsubstanzen im Zellkern der Denkzelle. Beziehung wie Verhältnis bestehen immer nur zwischen Partnern, anders sind beide nicht zu beschreiben. Der Einwand, Nichts könne nicht Partner sein, trifft insofern zu, als Nichts eben nicht Etwas, also zum Etwas nicht Etwas-Partner ist und sein kann; er trifft aber insofern nicht zu, als wir von der Anschauung sprechen, also von der Tatsache, daß das Etwas „da" (existent und damit jetzt-hier, lokalisiert, „entfernt") ist, also rein logisch nur Gegensatz zum Nichts sein kann, „von" dem es eben „entfernt erscheint". Wir können gar nicht anders erleben und beschreiben wie in Gegensätzen, denken also anschauungsgemäß zum Etwas das Nichts hinzu. Uebrigens kann ja auch „die Seele", das Metaphysische nicht anders Partner des Leibes, des Physischen sein wie das Nichts: die Seele kann niemals Leib, das Metaphysische niemals Physisches — und derart Partner sein, die Seele usw. kann immer nur polarer Partner des Leibes usw. sein, freilich wird sie vom Seelengläubigen zweifelig, -widersprüchlich als materiell oder immateriell „gedacht". Die Erkenntnis, daß „die Seele" Nichts ist (d. h. daß die sogenannten seelischen Vorgänge usw. realiter biologische sind, nämlich Nervenfunktionen), ändert also natürlich an der Struktur der Anschauung nichts, und der genannte Einwand müßte gegen die Annahme einer Partnerschaft Seele : Leib (Gott : Welt) gerichtet werden und dies zwar berechtigterweise insofern, als man eben über die „Natur" der Seele (Gottes) nicht das geringste Sichere, ja überhaupt „nichts" aussagen kann.

Die Umrandung setzt sich als objektisch, physisch von dem „I n n e r e n" ab, und eben dieses Innere ist nicht das die Umrandung-Höhle erfüllende Objektische, Physische, sondern das zu ihr Polar-Gegensätzliche: die Seele, das Nichts. Man kann in diesem Sinne auch von Form und Inhalt sprechen: Umrandung Form, Seele Inhalt; doch sind diese Wörter für die Interpolarität gebräuchlich. Das „Absetzen" ist nicht so zu verstehen, als ob zwischen „dem Aeußeren", eben dem Physischen und „dem Inneren", eben dem Psychischen eine Grenze vorhanden wäre; das „Absetzen" ist wieder lediglich erkenntnistheoretisch, anschauungsgemäß zu verstehen: es existiert nur das Physische, „Grenzen" kann es nur im Physischen geben. Setzt man Seele = Inne-

res, so ist über das „Wesen" der Seele natürlich noch nichts ausgesagt, beide Wörter sind da Synonyma (vgl. „die Seele" des Gewehrs, der Kanone usw., womit eben „das Innere", nicht die Luft gemeint ist); es zeigt sich aber, daß „Seele" offenbar nichts Physisches meint, wiewohl ursprünglich Seele, Psyche soviel wie Atem, Hauch, Lebensluft und somit Leben selber ist, also Physisches bezeichnete, das nur damals als physisch noch nicht erkannt wurde (vgl. seine Seele, sein Leben aushauchen, d. h. den letzten Atem von sich geben; Luft ist durchsichtig, man sagt unrichtig: unsichtbar, also „im-materiell", eben seelisch, psychisch, s. Anm.), es ist also a priori der polare (anschauungsgemäße) Gegensatz angegeben. Der Seelenbegriff leitet sich also von dieser Gegensätzlichkeit her, vom Weiblichen, vom Weibe als dem vorwiegend gehöhlten Wesen, das als Kernmerkmal die Geschlechtshöhle aufweist. Das Gerade ist „von innen" gesehen ebenfalls gehöhlt, Umrandung, somit ebenfalls polar-gegensätzlich dem „Inneren", „hat" also auch „Seele"; indes leitet sich auch da, wie ersichtlich, der Seelenbegriff vom Weiblichen ab. Das Männliche, so auch der Mann als vorwiegend gerades Wesen, das als Kernmerkmal den erigierten Penis aufweist, „hat" also „Seele" nur, sofern sich weibliche Anordnungen an ihm vorfinden; das Männliche steht aber auch dem „Inneren" des interpolar partnerischen Weiblichen, also der Seele dieses Weiblichen polar gegenüber. Das Weib hat mehr Seele als der Mann, so sagt man. Man identifiziert Seele auch mit „Gemüt" als Gesamt der Gefühle; ein gemütvoller Mensch ist ein seelenvoller (als Mann etwas feminin), Gemütsruhe ist soviel wie Seelenruhe. Die Gefühlssphäre ist im Verhältnis zur Begriffssphäre beim Weib breiter entwickelt als beim Manne, bei dem die Begriffssphäre im Verhältnis zur Gefühlssphäre breiter entwickelt ist, und wir sehen auch da wieder die Zugehörigkeit des Seelenbegriffes, des Endbegriffes „Seele" zur weiblichen Linie. Die Begrifflichkeit ist das, was man dämonistisch „Geist", „Geistiges" nennt und auch ins Innere oder doch ins metaphysische Jenseits verlegt; an „Geist" übertrifft der Mann das Weib, und man weiß nun nicht, ob man den Geist zur Seele rechnen soll oder nicht, vermutlich ist er der Sohn der Seele, „des Lebens" und als „lebensfeindlich" sogar der Widersacher seiner Mutter (L. Klages); hieraus wird der alte Streit verständlich, ob die Seele weiblich (ἡ ψυχή, anima) oder männlich ὁ νοῦς, animus, der Geist) sei. Nun wir wissen jetzt, daß anschauungsgemäß Seele Nichts ist und daß die sogenannten seelisch-geistigen Vorgänge Nervenfunktionen, also physische, biologische Vorgänge bei Weib und Mann sind, auch das Nichts (Psyche) ein Endbegriff der weiblichen Linie, Etwas (Physis) ein Endbegriff der männlichen Linie ist. Diesem Sachverhalt wird unsere Beschreibung des spezifischen Hauptvorganges im Denkzellkern gerecht. Die Aktualität ist anschauungsgemäß, also polar-gegensätzlich männlich, aber eben zu runden und geraden Reihen angeordnet, die wir interpolar weiblich und männlich nennen.

Nichts ist das Nichtwahrnehmbare (es ist das Wahrnehmende, wobei auch diese Bezeichnung der Objektbeschreibung entlehnt ist, S. 45, 58). Nichts ist als Wort Name und Begriff für den polaren Gegensatz zum Etwas wie die Seele zum Leibe, das Subjekt zum Objekt, das psychische Ich zum physischen Ich oder Du, wie Gott-Dämon zur Welt usw., kurz wie das Metaphysische zum Physischen. Man darf das Nichtwahrnehmbare nicht mit dem Unwahrnehmbaren, das Nichtsichtbare mit dem Unsichtbaren, das Nichtbewußte mit dem Unbewußten usw., kurz das Nicht- mit dem Unverwechseln. „Un-" ist „Noch-nicht-" und „Nicht-mehr-". Das Unsichtbare ist das Noch-nicht- und Nicht-mehr-Sichtbare, es kann sichtbar (bewußt usw.) werden, wie es sichtbar war. Das Nichtsichtbare aber kann weder sichtbar noch unsichtbar werden. Während also die interpolaren Partner ineinander übergehen, die aufeinanderfolgenden Aktualitäten sind, bleibt der Gegensatz der polaren Partner, des Nichtwahrnehmbaren

und Wahrnehmbaren-Wahrgenommenen usw., des Subjekts und des Objekts bestehen: das Nichtwahrnehmbare usw. kann niemals Wahrgenommenes, das Subjekt niemals Objekt, die Seele niemals leiblich, körperlich, das Psychische niemals Physisches werden, der Gott als metaphysisches, absolutes „Wesen" kann niemals „irdische" Gestalt annehmen, irdisch werden, und ebenso wenig kann das Physische jemals Psychisches werden. Realiter: das Nichts kann niemals zum Etwas werden und umgekehrt, das Nichts kommt in der Objektität nicht vor, das Wort Nichts ist zwar objektisch, ist aber eben zur Bezeichnung des dem Objekt Polar-Gegensätzlichen verwendet. Irgend eine andere Angabe ist der Versuch, die Anschauung zu sprengen, — und dieser Versuch ist natürlich vergeblich.

Auch die „Leere" der Höhle darf nicht mit der Seele, dem Nichts verwechselt oder identifiziert werden. Einen Raum, der „absolut leer" wäre, gibt es phänomenal nicht, mindestens ist Luft darin als derzeitige Reihe von Paßformen, die ersetzt werden durch den in den Raum eingehenden festen oder flüssigen Körper. Luft ist dinglich, ein Gasgemenge. Ein „leeres Gefäß" ist im vulgären Sprachgebrauch ein Gefäß, in dem sich zur Zeit nicht der paßrechte flüssige oder feste Körper befindet. Der objektische Inhalt ist da Luft, der subjektische Inhalt ist Nichts. Die Luft kann, wie das Otto von Guericke zeigte, ausgepumpt werden, damit wird aber nicht Nichts, wie er annahm, erzeugt, sondern nur verdünnte Luft, also speziell verändertes gasiges Etwas hergestellt. Der Primitive freilich wußte noch nicht, daß die Luft objektisch ist (§ 90), er verwechselte durchsichtig mit unsichtbar und deutete die Luft als metaphysisch, als Seelenreich, als Wohnort der Geister, der Lebens- und der Todesdämonen, deren Wirken sich als Berührung, als Geräusch, als Bewegung des Bewegten, auch als Duft — all das als gut oder böse — „offenbart", die auch in den Leib ein- und aus ihm ausgehen. Gemäß der noch geringen Differenzierungsstufe seiner Hirnrinde als des Organs des Bewußtseins erlebte und erlebt der Primitive, analog auch das junge Kind jeder Kulturstufe, „die Dinge" chaotisch, dann gespenstisch-schemenhaft, als Zauberwesen, die von dämonischer Macht „erfüllt" sind und aus denen diese Macht wirkt; besonders geeignet für diese dämonistische Deutung ist die „unsichtbare" Luft, die auch den Menschenleib „belebt, beseelt", so lange er „atmet" (geht, steht, spricht usw.), und die ihn verläßt, sobald er nicht mehr atmet („fällt", liegt, stumm ist usw.). Aus der Deutung, daß die Luft unsichtbar und der Wohnort der Seelen und Geister oder selber seelisch-geistig sei, entwickelte sich dann das Problem vom „leeren Raum".

Das dem Physischen Polar-Gegensätzliche, also das Psychische, Metaphysische, das wir als Nichts erkannt haben, wird auch als das Jenseitige, sein „Raum" als das Jenseits bezeichnet. Dieses Jenseits liegt also „hinter" (μετά) den Dingen, „auf der andern Seite", „im Inneren des Aeußeren". Es ist uns freilich nicht vergönnt, die „andere Seite" anzuschauen, „hinter die Dinge" zu schauen — im Sinne des Eindringens ins Metaphysische; so sehr wir das Physische zerlegen, immer treffen wir auf — das Physische, „hinter" den Dingen liegen realiter immer nur wieder Dinge. Es ist Fiktion, daß „die andere Seite", „das Jenseits" existiere, also Objekt, also — diesseitig sei, daß sie Quantität und Qualität habe, Formbestimmtheit sei im polaren Gegensatz zur — Formbestimmtheit, also auch in ungelehrten und gelehrten „Untersuchungen" erforscht und beschrieben werden könne, daß die jenseitigen „Wesen" aus dem Jenseits ins Diesseits herüberkommen, sich manifestieren, objektivieren, materialisieren können (Geistererscheinungen, okkultistische, parapsychologische, realiter illusive oder halluzinative Phänomene, die besonders bei Massensuggestionen, also bei herabgesetzter Hirnfunktion vorkommen). Es ist Fiktion, „hinter" dem Horizont, „hinter" der Welt, „jenseits" des

Irdischen eine andere Welt zu vermuten, die mit Göttern und Gott*), mit Engeln und Teufeln bevölkert und auch sonst ungefähr wie die „Menschenwelt" eingerichtet sei, mag man „jene Welt" Olymp oder Walhall (Asgard, Asenheim) oder Himmel oder Tartaros oder Niflheim oder Hölle usw. nennen. Es ist Fiktion, daß „jenes Reich" der Aufenthaltsort der abgeschiedenen Seelen sei. Es ist Fiktion, daß im Leibe eine (seine) Seele, das (sein) Seelisch-Geistige(s) wohne und wirke und daß die Seele sich vom Leibe trennen könne und, an sich jenseitig, im Jenseits ein selbständiges Dasein führe, ja sogar mit einer erhöhten, einer überirdischen (eben dämonischen) Macht ausgestattet sei, die die Sterblichen zu spüren bekommen können, daß daselbst die Unsterblichkeit, die ewige Seligkeit und Verdammnis zu Hause sei als Eigentümlichkeit des dortigen Seins, der dortigen Wesen, denen die Beherrschung des Weltalls (sie befinden sich also außerhalb des Welt-a l l s !) nach irdisch-hierarchischen Amtsbefugnissen zugeschrieben wird. Es ist Fiktion, daß ein Gegensatzpartner ohne den andern, also das Subjekt ohne das Objekt, die Seele ohne den Leib, realiter das Nichts ohne das Etwas „zu denken sei" und sogar phänomenal vorkomme, daß die Seele (von Gott oder-und Teufel als weiß oder schwarz) in den irdischen Leib sozusagen hineingeborgt sei und in und aus dieser „sterblichen Hülle" eine überirdische Macht spielen lasse, mag man sie magisch oder dämonistisch oder theistisch oder energistisch oder psychologistisch „erklären". Realiter existiert das metaphysische Jenseits mit allen seinen Bewohnern ebenso wenig wie die dämonische Seele im Leibe, ist die dämonistische Dogmatik in allen ihren Entwicklungsstufen lediglich Deutung des Physischen, die so lange gilt, wie die Hirnrinde noch nicht hinreichend differenziert ist, also die Welt noch unklar erlebt und beschrieben wird, gewiß in einem genetisch abnehmenden Grade der Unklarheit, aber doch eben noch unklar, d. h. als ein Doppel aus Diesseits und Jenseits usw., kurz aus Physisch und Metaphysisch. „Jenseits" im realischen Sinne ist das auf das eine Physische folgende, dahinter liegende Physische, z. B. das jenseitige Ufer des Flusses usw. Das Wort kann aber auch auf die an die Gegenständlichkeit sich anschließende Begrifflichkeit angewendet werden, sofern wir jene mit „diesseitig" bezeichnen. Wir nennen dann die Welt der Gefühle die I n n e n w e l t, die Welt der Gegenstände die A u ß e n w e l t (§ 89), die Welt der Begriffe das J e n s e i t s. „Hinter den Dingen" im dämonistischen Sinne liegt Nichts. Damit wird das Metaphysische nicht bloß durchgestrichen und damit negativ anerkannt (vgl. die negative Theologie des Mittelalters, ferner Nirwana als die Seinsform des Nichtseienden), sondern das Physische wird als das Einzig-Existente, also das Etwas und damit als das Polar-Gegensätzliche zum Nichts erkannt — und diese Gegensätzlichkeit ist eben die Anschauung.

Mit dieser Erkenntnis entfällt auch das Problem der G r e n z e zwischen Seele und Leib, Gott und Welt, Jenseits und Diesseits, Metaphysich und Physisch, Subjekt und Objekt. Zum dämonistischen Denken gehört das Rätsel, wo und wie denn das Metaphysische an das Physische angrenzen könne, so daß man sagen könne: bis daunddahin reicht das Physische, dann beginnt das Psychische. Oder grenzen beide „Reiche" gar nicht aneinander? Wie aber wäre dann eine gegenseitige Wirkung möglich, und was sollte zwischen den beiden Reichen und ihren Bewohnern liegen? Physisch und Metaphysisch sind absolut wesensverschieden, es ist ebenso unvorstellbar, daß und wie und wo sie einander berühren, wie und wo sie sich beeinflussen können, wie es unvorstellbar ist, daß sie sich nicht berühren, nicht beeinflussen (es wäre ja dann die ganze Lehre von der Zwiewelt sinnlos). Grenzt Gott an die Welt, oder ist er von ihr ent-

*) Vgl. hierzu die etwa gleichsinnigen Ausführungen von *Alfred Beyer* in „Der Sieg des Denkens" S. 173 ff. (Berlin 1925), ein Buch, das mir erst nach Abschluß des meinigen bekannt geworden ist.

fernt, und was liegt zwischen ihm und ihr, und wie ist die Einwirkung auf die Welt und der Welt auf Gott (z. B. im Gebet) möglich? Und das Gleiche gilt für Teufel und Welt. Und wie stehen Gott und Teufel räumlich zueinander? Grenzt der Himmel an die Hölle, und wie können sich Gott und Teufel, beide doch allmächtig (!), beide auch allgegenwärtig (!), gegenseitig in ihrem „ewigen" (also aussichtslosen!) Kampfe das Allergeringste tun? Unlösbares Problem. Man tröstet sich mit dem göttlichen Geheimnis, mit den schwachen menschlichen Sinnen, mit dem langweiligen Narkotikum des Denkens, der Vernunft: ignoramus — ignorabimus. Die realische Erkenntnis, daß das Metaphysische, wie immer es benannt werden mag, nur fingiert, in das Physische nur hineingedeutet wird, tatsächlich nicht existiert, Nichts ist, überwindet auch diese Problematik: zwischen Nichts und Etwas kann es freilich keine Grenze, auch keine Einwirkung geben, diese Gegensätzlichkeit ist ja eben die Anschauung, auf die Anschauung ist der Begriff „Grenze" überhaupt nicht anwendbar, Grenze gibt es nur im Physischen, in der interpolaren Gegensätzlichkeit. Mit Grenze bezeichnet man die Randaktualitäten der zusammengesetzten Individuen (§ 96). Die Abgrenzung ist um so schärfer, je mehr die aneinander angrenzenden Individuen verschieden sind (also auch je näher die Individuen liegen), und je fester die assoziative Verknüpfung des Individuums zum Ganzen ist. Sehr oft sind die Individuen von Luft umgeben, also durch Luftschichten voneinander getrennt; diese Abgrenzung ist besonders präzis (ein Haus hebt sich von der umgebenden Luft genauer ab als von einem anstoßenden Hause). Indem die Aktualität immer-anders ist und die Aktualitäten stetig ineinander übergehen, sind alle Grenzen „fließend", gibt es also keine „absolute Grenze". Auch die Innenwelt grenzt an die Außenwelt und diese an das Jenseits (im realischen Sinne, also an die Begrifflichkeit), auch dies im Sinne der stetigen Veränderung, des stetigen Ueberganges der einen Aktualität in die andere.

Anmerkung.

„Seele" malt das „S", das Sausen, Wehen, Hauchen (vgl. § 9, Anm. 1, § 35 Anm., § 57 Anm.), ist also sinnidentisch mit Psyche. Etymologisch gehört Seele zu got. saivala, altn. sál, sól, ostn. sial (runisch siol), sael, gotl. sail, wofür Grundformen siw(a)lô und saiw(i)lô; norw. saal, sael, sjael; schwed. sjal; dän. sjael, ags, sâwel, sâwl, sâul; engl. soul; im Deutschen ist saiw(a)lô zu sêula, sêola usw. geworden. Zu dieser Familie gehört vermutlich lat. saevus heftig, tobend (ventus), griech. (σ)αί(ϝ)όλος beweglich (verwandt mit ἄημι wehe, s. § 90 Anm.), sanskr. SU hauchen, atmen (s. § 59 Anm.). Sprachbiologisch gehört zu Seele sicher auch „See" (urgerm. sai-wiz, vgl. [σ]αί[ϝ]όλος), das sausend, heftig, tobend Bewegte, eigentl. nur das Sausen beim Meereswogen, also Uebertragung etwa wie πόντος Meer und pon(t)s Brücke usw. Seele ist Hauch, Odem, Atem, Weben, Leben, Luft, realiter das Nichts in der (und aus der) Höhle. — Und Psyche? Psyche stammt von der Wurzel SPU, griech. φυ (in φῦσα Blase, das Blasen, der Blasebalg, φυσάω blase, φυσιάω schnaube usw., latein. pusula, pustula Bläschen, lit. pusti blasen, wehen, pusten; aus SPU mit Metathesis ψύχω hauche, atme, blase, kühle, ψυχή mit derselben Bedeutung wie Seele. — Dagegen stammt φύσις von Skt.-Wurzel BHU werden und — sein, griech. φύω zeuge, φύομαι werde, wachse usw., lat. fu, fuam, fui, futurus, futuo, foetus, fecundus usw., ahd. bim, unser bin. (Daz got. bauan wohnen, bauen.) Vgl. auch § 80 Anm.

§ 99. Psyche als Nichts. Grenze der Erkenntnis

Die Psyche ist Endbegriff, der sich genetisch ableitet von Gefühlen und Gegenständen weiblichen Charakters. Sie ist identisch mit dem Nichts, das sich ebenfalls ableitet vom Weiblichen, und zwar von dem zur Umrandung Polar-Gegensätzlichen, als das ursprünglich Luft, Hauch, Atem, Leben usw. aufgefaßt wird und das erst in der realischen Erkenntnis zum Nichts im Sinne des polaren Gegensatzes zum Etwas wird. Ein Etwas, das mit „Nichts" usw. bezeichnet wird, ist in der Objektität nicht da; alles Objektische ist „Etwas", kann nicht „Nichts" sein; d. h. der Endbegriff „Etwas" leitet

sich ab vom Objektischen, Männlichen, begreift alle Objekte als solche in sich. Wir müssen das Nichts — Nichts, die Psyche — Psyche, das Subjekt — Subjekt sein lassen. Das Nichts ist eben Nichts, und seine Synonyma benennen ebenfalls Nichts. Die „Welt" des Nichts ist Nichts, die „Welt" der Psyche, des Subjekts, des Ichs ist Nichts. Die Wissenschaft, die sich mit der Psyche beschäftigt, sucht das Nichts zu erforschen, die Psychologie im eigentlichen Sinne des Wortes ist die Wissenschaft vom Nichts, und es ist verständlich, daß die Erforschung des Nichts, mag sie „Oberflächen-" oder „Tiefenpsychologie" (mit letzterem Ausdruck bezeichnet F r e u d seine Psychologie) sein, — zu nichts führen kann. Indes sieht ja die bisherige Psychologie einschließlich der Freudschen die Psyche nicht als Nichts, sondern als ein rätselhaftes, unerforschliches „Wesen" an, ist somit eine Disziplin, die unter einem Pseudonym geht, indem sie ihr eigenes Objekt noch nicht erkannt hat; sie gibt an, ihr Objekt sei „die Psyche", und sucht nun dieser Psyche in der Objektität habhaft zu werden, indem sie gewisse physiologische oder biologische Verhaltensweisen als psychisch oder als „psychisch bedingt" oder „psychisch verursacht" hinstellt und auf diesen fiktiven Grundlagen sogar „metapsychologische" Spekulationen aufbaut.

Die Psyche ist das Nichts, das Nicht-Seiende, Nicht-Bewußte, Nicht-Wahrnehmbare usw., das Negativ zum Positiv der Physis, des Objekts. Das Nichts kann natürlich nicht wahrnehmen, nicht anschauen; wir haben aber genugsam betont, daß die Subjekt-Objekt-Beziehung nur mit den für die Objektwelt gemünzten Worten beschreibbar ist, es gibt eben keine andern Worte, die Bezeichnungen Psyche, Nichts, Subjekt, Ich selber sind der Objektität entnommen. Die Formel: „das Subjekt nimmt das Objekt wahr" ist also nur in dem Sinne zu verstehen, daß das Subjekt polarer Gegensatzpartner zum Objekt ist, und alle Beschreibung ist Entsprechung von Aktualitäten, von Objekten, genauer vom Objekt als immer-anders, zu dem das Subjekt im polaren Gegensatz steht. Die Psyche ist das Nichts, und alle Beschreibung, selbst der Satz „die Psyche ist das Nichts" ist nur möglich, indem das Objekt dem Subjekt polar gegenübersteht, indem die menschliche Anschauung so ist, wie sie ist.

Wir können auch die Vorgänge in der Denkzelle nur nach den objektischen Verhältnissen, als solche beschreiben, vom Nichts, der Psyche läßt sich nichts weiter sagen, als daß dieser Begriff, synonym mit Subjekt, Inhalt, Ich, die polare Gegensätzlichkeit zum Objekt angibt, die die menschliche Anschauung ist. Das Aufnehmende ist der einheimische Eronenkomplex der Denkzelle, das Aufgenommene die fremde Paßform, die also interpolarer Gegensatzpartner zu jenem ist. Das Objekt ist sowohl Begriff wie Gegenstand wie Gefühl gegenüber der Psyche, dem Nichts. Auch im Gehirn ist das Nichts natürlich nicht wahrnehmbar, nicht beschreibbar, nicht objektisch. Der aufnehmende Eronenkomplex öffnet sich entsprechend der Entwicklung der Paßformen des eindringenden Eronenkomplexes, dessen Bewegung, Eindringen eben der Entwicklungsgang der Paßformen ist, wie die Aufnahme die Entwicklung der Paßformen des einheimischen Eronenkomplexes ist. Daß sich in der Oeffnung oder Höhlung des Aufnehmenden das Nichts im Sinne eines Etwas, eines Wahrnehmbaren befände, daß ich also sagen könnte: seht her, da ist das Nichts! und nun geht das Etwas in das Nichts hinein, diese Vorstellung ist fiktional. Die Uebertragung objektischer Verhältnisse auf die Subjekt-Objekt-Beziehung ist genetisch zu verstehen, nämlich als die einer gewissen (der dämonistischen) Entwicklungsstufe des Denkens eigentümliche Verwechslung oder Identifizierung des Subjekts mit dem Subjekt-Individuum, des Ichs mit dem Ich-Individuum, der Psyche mit der Zugleichheit von Psyche und Physis. Im realischen Denken ist es klar, daß wir die Anschauung nicht „eigentlich", d. h. daß wir nur das Etwas, nicht aber das Nichts (also die Seele, das Subjekt usw.) beschreiben können, und daß

die Beschreibung selber objektisch ist. Eine „metaphysische" Beschreibung (Sprache) gibt es ebenso wenig wie das Metaphysische selber. Das Subjekt kann sich weder selbst beschreiben noch beschrieben werden; dagegen wird das Subjekt-Individuum wie das Objekt-Individuum von ihm selbst oder anderen beschrieben. Die Anwendung objektischer Bezeichnungen auf die Anschauung ist ein Notbehelf, aber ein unvermeidlicher; man darf davon nur nicht verführt werden, das Subjekt, die Seele, das Metaphysische für Physisches, das Nichts für Etwas zu halten.

Indem wir die Seele als Nichts erkannt haben, heben wir nicht etwa die Gegensätzlichkeit und damit die menschliche Anschauung auf. Es kann gesagt werden, das Nichts komme als Gegensatzpartner zum Etwas nicht in Betracht, das Objekt als allein existent sei eben allein da, und sein Gegensatzpartner, der nichts sei, nicht da sei, sei eben kein Gegensatzpartner, mithin gebe es den polaren Gegensatz überhaupt nicht. Dagegen ist nur eine Tatsache anzuführen: die, daß das Objekt angeschaut wird, daß es die menschliche Anschauung, daß es — eben das Objekt gibt. Auch die Auffassung, daß in und mit der Existenz zugleich auch die Anschaulichkeit gegeben sei und es eines Anschauenden nicht bedürfe, daß vielmehr, wie hier ja auch immer betont, anschauen und angeschaut werden ein objektives Verhalten sei und für die sog. Subjekt-Objekt-Beziehung gar nicht zutreffen könne, indem der polare Gegensatz überhaupt nicht existiere, — auch diese Auffassung konstatiert doch die Anschauung, die Tatsache, daß „der Mensch" anschaut und angeschaut wird. Und eben dies ist ja der Ausgangspunkt unserer Darlegungen, in deren Ablauf wir erkannt haben, was denn nun eigentlich anschaut und was angeschaut wird, was denn eigentlich das Subjekt, die Psyche, das Ich und — ja nun eben der Gegensatzpartner, das Objekt, die Physis, das Du sei. Wer aber sich darauf beruft, daß ja die interpolare Gegensätzlichkeit ausreiche, die Anschauung zu „erklären" oder zu verstehen, der läßt außer acht die Tatsache, daß das Subjekt niemals in das Du, der Inhalt niemals in die Form übergehen kann und umgekehrt. Wir können uns „drehen und wenden", wie wir „wollen", aus der Anschauung kommen wir nicht hinaus, und diese Anschauung ist die Subjekt-Objekt-Beziehung, die Beziehung Nichts-Etwas, Psyche-Physis usw., wobei die interpolare Gegensätzlichkeit in der Objektität liegt. Wir dürfen uns bloß nicht scheuen, den Seelenbegriff auf seine Genese zu untersuchen und hierbei seine Identität mit dem Nichts zu erkennen. Die Anschauung ist, wie sie ist; ob sie uns gefällt oder nicht, ob wir einverstanden sind oder nicht, ob wir uns eine bessere wünschen oder nicht usw., das ist sozusagen der Anschauung höchst gleichgültig, d. h. vielmehr unsere Denkweise ist ja eben die Anschauung selbst, und wir können uns nicht über die menschliche Anschauung hinaus begeben und sie „von draußen" betrachten und nach motivischer Fiktion kritisieren und zensieren und gar nach unserm Geschmack ummodeln. Ob wir also über das Subjekt, das Nichts usw. „befriedigende" Auskunft erhalten oder nicht, es „steht" jedenfalls, wie wir das beschreiben, dem Objekt, dem Etwas gegenüber, kann nie mit ihm verschmelzen, eins werden, wie das die interpolaren Gegensätze tun, — und eben diese polare Gegensätzlichkeit (Wahrnehmung), zu der die interpolare Gegensätzlichkeit (Denken) gehört, ist die Anschauung. Darüber hinaus gibt es keine Erkenntnis; diese Erkenntnis ist das letztmögliche menschliche Wissen, die letztmögliche Wahrheit.

§ 100. Weiteres über interpolare Gegensätzlichkeit. Bewußtsein — Sein. Unbewußtes. Es

Die interpolaren Gegensätze heißen nicht interpolar als zwischen Subjekt und Objekt, zwischen den Polen befindlich, derart, daß der eine Pol hier und dort der andere Pol

existierte und nun die interpolaren Individuen sich zwischen diesen feststehenden Polen hin und her bewegten, — sondern mit „interpolar" ist das Verhältnis der Aktualitäten gemeint, also die Veränderung des einen Pols, nämlich des Objekt-Pols, die aber nun nicht „intrapolar" ist, im Pole selber stattfindet, sondern die Veränderung des Pols selber gegenüber dem Subjekt-Pol ist, so daß zwar die Subjekt-Objekt-Beziehung als solche immer dieselbe bleibt, aber der Objekt-Pol in immer wechselnder Entfernung oder als immer-andere Bestimmtheit erscheint. Die Bewegung ist das Verhältnis der Aktualitäten, ist Polarisation, aber in dem Sinne, daß die Partner, die den Gegensatz bilden, ineinander übergehen, daß also diese Pole keine „echten" (feststehenden) Pole sind, sondern Etappen, die in der Beschreibung existieren; interpolar hat also die Bedeutung von interobjektisch oder, indem das Objekt zum Objekt-Individuum gehört, interindividuell.

Die interpolaren Gegensätze sind also die aufeinanderfolgenden Aktualitäten; ihre Entfernung vom Subjekt-Pol entspricht ihrer Gefühligkeit, bei den Gefühlen der Lokalisation des Gefühls. Man kann die interpolaren Gegensätze auch die „unechten", den polaren Gegensatz den „echten" nennen. Die polare Gegensätzlichkeit bleibt als solche unberührt im Wechsel der Erscheinung, mit der sich immer auch die (scheinbare) Entfernung vom Subjekt-Pol ändert. Die Pole des polaren Gegensatzes nähern und entfernen sich also scheinbar voneinander im Wechsel der Erscheinung, im Wechsel der interpolaren Gegensätze, der zeiträumlichen Unterschiede, der Individuen, die — wohlverstanden — immer Symbolkomponenten der Erscheinung, in ihr nicht als Individuen enthalten sind, sondern als solche nur beschrieben werden. Die Pole des polaren Gegensatzes oder (indem man die Beziehung des Subjekts zu jeder Aktualität individualisiert) der polaren Gegensätze können aber niemals ineinander übergehen, solange die menschliche Anschauung besteht.

Die polare Beziehung, die in der Denkzelle liegt, nennen wir nichtbewußt-bewußt. Mit der Individuation sind aber auch gehirnlose Individuen gegeben, denen wir also auch die spezifische Funktion des Gehirns nicht zuschreiben können. Indem wir aber Individuen überhaupt beschreiben, nämlich Zugleichheiten von Subjekt und Objekt, die dem anschauenden Subjekt gegenüberstehen, sprechen wir ihnen „ein Subjekt" zu, „eine Psyche", die ebenfalls „anschaut", der gegenüber das „angeschaute" Objekt polarer Gegensatzpartner ist, wie „mir" selbst gegenüber. Das Objekt ist „mir" gegenüber immer-anders, es ist „interpolar" verändert, und es ist zugleich polarer Gegensatzpartner zu „seinem" Subjekt. In der Beschreibung sind sämtliche Aktualitäten solche Individuen. Die interpolaren Gegensätze sind nur die Veränderheiten als die Objekt-Pole der Eronen, Individuen.

Die hirnlosen Individuen haben also auch eine Subjekt-Objekt-Beziehung, diese nennen wir aber nicht „nichtbewußt-bewußt", sondern „nichtseiend-seiend". Den Zellen des Organismus z. B. sprechen wir kein Bewußtsein zu, indem wir damit die spezifische Funktion der Denkzelle bezeichnen, wohl aber sprechen wir ihnen die Beziehung Nichts-Etwas, Psyche-Physis, Nichtsein-Sein zu. „Die Welt" ist ihnen „seiend", die Funktion der Denkzelle kommt ihnen aber nicht zu, sie „wissen" nicht, für ihr Objekt kommt die Bezeichnung „bewußt" ebensowenig in Betracht wie für ihr Subjekt die Bezeichnung „nicht-bewußt", wobei aber nur der Gegensatz des „nicht-bewußt" zu „bewußt" betont wird, während es an sich unerheblich ist, ob wir der Psyche, dem Nichts die Bezeichnung „nicht-bewußt" oder „nicht-seiend" beilegen.

„Mein" Objekt ist also bewußt, ein anderes Objekt als das Bewußte kann es für mich nicht geben; das Objekt ist aber immer-anders, anschau-

ungsgemäß Symbol aller möglichen Objekte, der Vor- und Nach-Objekte, deren Beschreibung die Entsprechung von Existenzen ist und nur sein kann.

In diesem Sinne wird den Vor- und Nach-Objekten, die, wie gesagt, phänomenalisch Symbolkomponenten sind, also nicht mehr oder noch nicht „sind", ein „Sein" zugeschrieben, das sie eben nur in der Beschreibung führen, das sie zwar einmal geführt haben und später wieder führen können, aber jetzt nicht mehr oder noch nicht führen. Auf diesem Wege kommen wir zu einem „Sein" des Noch-nicht und des Nicht-mehr-Seienden, des Unbewußten. Und indem „bewußt" und „nicht-bewußt" für die denkmäßige Beziehung reserviert ist, bezeichnen wir jenes „Sein" der nicht-mehr- und der noch-nicht-seienden Individuen, soweit diese nicht Hirnwesen sind, als ein „So-Sein", wie der beschriebenen Aktualität entspricht. Das Bewußte „ist" auch, in diesem Sinne ist der Begriff „Sein" ein solcher, der auch Bewußtsein in sich begreift; Sein ist der Endbegriff, der mit Objektivität schlechthin identisch ist. Anderseits komme ich zum Sein nur über das Bewußtsein, über das Sein des Bewußten, über das Seiende, das ich als bewußt bezeichne, dessen Zustand gemeinsam mit dem spezifischen Sein des Objekts der andern Gehirnwesen in den Begriff Bewußtsein eingeht; somit ist Bewußtsein Endbegriff, der das Sein schlechthin in sich begreift. Beide Begriffe sind demnach Aktualitäten von Denkzellen der innersten Begriffszone, die aufs engste miteinander assoziiert sind und sozusagen in einer Linie liegen. (Als gesprochene und geschriebene [gedruckte] Wörter sind sie natürlich gegenständlich.)

In der Beschreibung führt also das Unbewußte ein „Sein", das ihm in der Anschauung selber nicht mehr oder noch nicht zukommt. „Das Unbewußte" ist für uns Name und Begriff für die Symbolkomponenten, für das in der Aktualität symbolisch vertretene Noch-nicht- oder Nicht-mehr-Seiende. Das Bewußte ist das Objekt, Symbol des Unbewußten, das Unbewußte, Unseiende ist im Bewußten, Seienden präsentiert, ein „Sein" hat es nur in der Beschreibung, die ja auch zur Bezeichnung des Unbewußten, Unseienden nur Wörter verwenden kann, die „eigentlich" das Bewußte, Seiende beschreiben (das Unbewußte, Unseiende „an sich" ist unbeschreibbar, das Nichtbewußte, Nichtseiende nichtbeschreibbar).

Das Unbewußte ist nicht mit dem Chaos zu verwechseln, das wir als Urform erkannt haben, als die ursprüngliche Bewußtseinsform, aus der sich alle künftigen Formbestimmtheiten entwickeln, die das primitive Objekt ist, mit dessen Erscheinen aber implicite auch schon die interpolare Gegensätzlichkeit in der sensilen Sphäre, später in der modalen und in der begrifflichen Sphäre gegeben ist. Die Urform ist schon Symbol des Unbewußten. Indem aber die primitiven interpolaren Gegensätze in ihrer wechselnden Aktualität nur erst schwach umrissen, wenig präzise, verschwommen erscheinen, und auch bis zu einer gewissen Entwicklungsstufe des extrauterinen Lebens nicht nach dem Geschlechtscharakter erkannt und wörtlich bezeichnet werden, ist das Objekt zunächst ein Neutrum, dessen Wechsel zwar als rund und gerade erlebt, aber noch nicht als männlich und weiblich aufgefaßt wird. Dieses primitive Objekt ist das Es.

Zunächst ist das Es mit dem Chaos identisch, mit dem Seienden schlechthin. In diesem Sinne ist Es noch die Wurzel ES, von der sich εἶναι, εἰμί, esse, sum, sein ableitet *). Indem sich das Chaos zu allen möglichen Formbestimmtheiten differenziert, „gibt es" Aktualitäten, Individuen. In der Formel „es gibt" wird das Es als das

*) Skt. ásmi sum, ásti est, sat seiend, hierzu Wurzel SA (SU); vgl. § 59 Anm.

Gebende, d. h. Schaffende, Erzeugende, als Pandora, die aus ihrem Füllhorn die Erscheinungen vor die Menschen hinzaubert, anerkannt. Das Es ist also die Urform, aus der sich alle Dinge entwickeln, und alle Dinge, die die Welt füllen, sind von diesem Es gegeben, sind je zugleich Symbol dieses Es. Das Kind, das diesem Es gegenübersteht, das das Es geschaffen hat und von ihm geschaffen ist, ist selbst ein Es, indem Schöpfer und Geschöpf wesensgleich sein müssen.

Das Pronomen personale „es" leitet sich allerdings wohl nicht vom Stamme ES ab, sondern vom lateinischen id, gotischen ita, griechischen ἑ oder ἑ, dieses wieder verkürzt aus σϝι, wovon lateinisch sui, sibi, se; das Pronomen „es" ist also sprachlich nicht mit dem „es" in „es gibt" synonym, sondern nur homonym, aber die enge Verwandtschaft beider „es" ist offensichtlich.

Das Bewußte, das Unbewußte und neuerdings, von Groddeck eingeführt, das Es spielen in der Psychoanalyse eine große Rolle. In seiner Broschüre „Das Ich und das Es" (Wien 1923) spricht Freud das Bewußtsein „als eine Qualität des Psychischen" an, „die zu andern Qualitäten hinzukommen oder wegbleiben mag". Ferner gebe es „sehr starke seelische Vorgänge oder Vorstellungen", „die nicht bewußt sein können, weil eine gewisse Kraft sich dem widersetzt". „Diese Theorie wird dadurch unwiderleglich, daß sich in der psychoanalytischen Technik Mittel gefunden haben, mit deren Hilfe man die widerstrebende Kraft aufheben und die betreffenden Vorstellungen bewußt machen kann." „Den Zustand, in dem diese sich vor der Bewußtmachung befanden, heißen wir Verdrängung, und die Kraft, welche die Verdrängung herbeigeführt und aufrechterhalten hat, behaupten wir während der analytischen Arbeit als Widerstand zu verspüren. Unseren Begriff des Unbewußten gewinnen wir also aus der Lehre von der Verdrängung. Das Verdrängte ist uns das Vorbild des Unbewußten. Wir sehen aber, daß wir zweierlei Unbewußtes haben, das latente doch bewußtseinsfähige und das Verdrängte, an sich und ohne weiteres nicht bewußtseinsfähige." „Wir heißen das Latente, das nur deskriptiv unbewußt ist, nicht im dynamischen Sinne, vorbewußt; den Namen unbewußt beschränken wir auf das dynamisch unbewußte Verdrängte" (Seite 9—12). „Wir haben uns die Vorstellung einer zusammenhängenden Organisation der seelischen Vorgänge in einer Person gebildet und heißen diese das Ich derselben. An diesem Ich hängt das Bewußtsein, es beherrscht die Zugänge zur Motilität, d. i.: zur Abfuhr der Erregungen in die Außenwelt; es ist diejenige seelische Instanz, welche eine Kontrolle über alle ihre Partialvorgänge ausübt, welche zur Nachtzeit schlafen geht und dann immer noch die Traumzensur handhabt. Von diesem Ich gehen auch die Verdrängungen aus ... Das durch die Verdrängung Beseitigte stellt sich in der Analyse dem Ich gegenüber, und es wird der Analyse die Aufgabe gestellt, die Widerstände aufzuheben, die das Ich gegen die Beschäftigung mit dem Verdrängten äußert." Hierbei wird der Widerstand beim Analysanden bemerkbar. „Da aber dieser Widerstand sicherlich von seinem Ich ausgeht und diesem angehört, so stehen wir vor einer unvorhergesehenen Situation. Wir haben im Ich selbst etwas gefunden, was auch unbewußt ist, sich gerade so benimmt wie das Verdrängte, d. h. starke Wirkungen äußert, ohne selbst bewußt zu werden, und zu dessen Bewußtmachung es einer besonderen Arbeit bedarf. Die Folge dieser Erfahrung für die analytische Praxis ist, daß wir in unendlich viele Undeutlichkeiten und Schwierigkeiten geraten, wenn wir an unserer gewohnten Ausdrucksweise festhalten und z. B. die Neurose auf einen Konflikt zwischen dem Bewußten und dem Unbewußten zurückführen wollen." . . . „Wir erkennen, daß das Unbewußte nicht mit dem Verdrängten zusammenfällt; es bleibt richtig, daß alles Verdrängte unbewußt ist, aber nicht alles Unbewußte ist auch verdrängt." „Wenn wir uns so vor der Nötigung sehen, ein drittes, nicht verdrängtes Unbewußtes

aufzustellen, so müssen wir zugestehen, daß der Charakter des Unbewußtseins für uns an Bedeutung verliert. Er wird zu einer vieldeutigen Qualität, die nicht die weitgehenden und ausschließenden Folgerungen gestattet, für die wir ihn gerne verwertet hätten. Doch müssen wir uns hüten, ihn zu vernachlässigen, denn schließlich ist die Eigenschaft bewußt oder nicht die einzige Leuchte im Dunkel der Tiefenpsychologie" S. 14—17). Nach weiteren rein spekulativen Ausführungen über äußere und innere Wahrnehmung schlägt Freud vor, der Einsicht Groddecks Rechnung zu tragen, der immer wieder betont, daß das, was wir unser Ich heißen, sich im Leben wesentlich passiv verhält, daß wir nach seinem Ausdruck gelebt werden von unbekannten unbeherrschbaren Mächten", und „das vom System W (Wahrnehmung, Verf.) ausgehende Wesen, das zunächst vorbewußt ist, das Ich zu heißen, das andere Psychische aber, in welches es sich fortsetzt und das sich wie unbewußt verhält, nach Groddecks Gebrauch das Es". „Ein Individuum ist nun für uns ein psychisches Es, unerkannt und unbewußt, diesem sitzt das Ich oberflächlich auf, aus dem W-System als Kern entwickelt . . . Das Ich ist vom Es nicht scharf getrennt, es fließt nach unten hin mit ihm zusammen. Aber auch das Verdrängte fließt mit dem Es zusammen, ist nur ein Teil von ihm. Das Verdrängte ist nur vom Ich durch die Verdrängungswiderstände scharf geschieden, durch das Es kann es mit ihm kommunizieren . . . Etwa fügen wir noch hinzu, daß das Ich eine ‚Hörkappe' trägt, nach dem Zeugnis der Gehirnanatomie nur auf einer Seite (gemeint ist offenbar das Hörzentrum, Verf.). Sie sitzt ihm sozusagen schief auf." (S. 25—27.)

Das vorstehende ausführliche Zitat führt das Fiktionelle der Freudschen „unwiderleglichen" Theoretik deutlich vor Augen. Bewußtsein ist eine Qualität des Psychischen, aber diese Qualität „hängt am Ich", das doch „die zusammenhängende Organisation der seelischen Vorgänge in einer Person" (oder die Vorstellung hiervon?) sein soll, also doch hiernach das Bewußtsein einschließen müßte. Das Bewußtsein, das „am Ich hängt", beherrscht in echt dämonischer Weise die Zugänge zur Motilität, kontrolliert als seelische Instanz alle ihre Partialvorgänge (kontrolliert sich also selber), wird also als ein mindestens Zwiefaches gedacht, dessen einer Teil den andern, in dem sich die Partialvorgänge vollziehen, kontrolliert! Das Bewußtsein kontrolliert das Bewußtsein (!) und handhabt sogar während des Schlafes die Traumzensur (über wen oder was? über das Unbewußte oder das Ich oder sich selbst oder über die sämtlichen „psychischen Instanzen" — und das im Schlafe, worin also der mystische „Zensor", dem so überaus wichtige Funktionen wie das Kontrollieren und Prüfen des andrängenden Unbewußten oder der verdrängten Triebregungen usw. obliegen, einsam wacht, und zwar ist er mit dem schlafenden Bewußtsein identisch?). „Von diesem Ich gehen auch die Verdrängungen aus", aber das Ich, an dem das Bewußtsein hängt, ist ja wohl selber Verdrängtes — oder nur teilweise Verdrängtes, dann herrscht im Ich selber wieder Uneinigkeit und ein Teil verdrängt den andern. Die Kräfte der Verdrängung gehen vom Ich aus, aber das Ich ist „das vom W-System ausgehende Wesen, das zunächst vorbewußt ist", also verdrängt das Verdrängte oder das Vorbewußte, während doch „die psychoanalytische Technik Mittel gefunden hat", mit deren Hilfe das Verdrängte bewußt gemacht werden soll. Was hat aber das Bewußtsein mit dem Verdrängten zu tun, das doch vom Ich, dem Vorbewußten, verdrängt sein soll und eben von diesem Ich durch die Verdrängungswiderstände, die mit der „Kraft, welche die Verdrängung herbeiführt und aufrecht hält", identisch sind, in der Weise gefesselt wird, daß es nicht bewußt werden kann? (Man beachte: es wird nicht gesagt, daß die „Kraft" verdrängt, sondern sie führt erst wieder etwas, nämlich die Verdrängung herbei — eine echt motivische Phraseologie.) Am Ende ist also das Ich zum Teil bewußt, zum

Teil unbewußt oder vorbewußt; welcher Teil wäre das eine, welcher das andere, und wie sollte eine solche Konstruktion verstanden werden? „Wir haben im Ich selbst etwas gefunden, das auch unbewußt ist", also muß doch das Ich bewußt sein, während aber doch Bewußtsein „am Ich hängt", so ähnlich wie das Ich die „sozusagen schiefaufsitzende Hörkappe" (sic!) trägt. Das Ich ist also zum Teil bewußt, zum Teil vor- oder unbewußt, das Bewußtsein hängt am Ich, ob sich das bewußte oder vorbewußte Ich die Hörkappe schief aufgesetzt hat, wird nicht gesagt. Freud hat also im Bewußten etwas Unbewußtes gefunden, das ja eigentlich verdrängt sein muß, aber doch nun eben nicht verdrängt ist, also eigentlich doch bewußt ist, falls der Begriff der Verdrängung überhaupt noch eine Bedeutung haben soll; und das „Unbewußte im Bewußten" kann doch nur ein Etwas sein, das bewußt und unbewußt zugleich ist. „Wir müssen zugestehen, daß der Charakter des Unbewußtseins für uns an Bedeutung verliert" (indem nämlich drei Sorten von Unbewußtem aufgestellt werden), „wir geraten in unendlich viele Undeutlichkeiten und Schwierigkeiten, wenn wir unsere gewohnte Ausdrucksweise festhalten"; die „einzige Leuchte im Dunkel der Tiefenpsychologie" ist nichts weiter wie das mystische Glimmen dämonistischer Spekulationen.

Dies das neueste — und zwar ein besonders illustres und illustrierendes — Beispiel des Fiktionalismus über und um das Unbewußte. Es gilt als das psychische Chaos, als ein Reich in der Tiefe der Seele, das jederzeit im Menschen (nach C. G. Jung als ein „Kollektives") wohnt und das Bewußtsein und all das, was man Lebensäußerungen nennt, in rätselhafter und unergründlicher Weise schafft oder verursacht. Realiter ist „das Unbewußte" einfach Bezeichnung für die Funktionsintensität der Denkzellen, die unterhalb der Akme, mit der das Bewußte erscheint, liegt, also für das Gesamt der Symbolkomponenten des jeweiligen Bewußten. Unter allen Denkzellen hat jeweils eine den aktuellen Funktionsgrad erreicht, alle übrigen funktionieren in diesem Moment unaktuell, unbewußt. Das Unbewußte ist also physisch wie das Bewußte, das sein biologisches Symbol ist. Die Muskel- und Drüsenfunktionen, die bewußten und die unbewußten, sind Reflexausdrücke.

Ich füge hinzu: die Psychoanalyse, die von Breuer und Freud gefunden und von Freud und seinen Mitarbeitern ausgebaut worden ist, halte ich dem Prinzip nach, nämlich als Einführung des genetischen Gedankens in die Neurosenlehre für den wichtigsten Fortschritt auf diesem Gebiete und ihre Auffindung und Ausarbeitung für eine geniale Leistung. Aber sie ist in der Durchführung irregegangen — in der Art, daß das ganze große Lehrgebäude auf dem schmalen Fundament einiger Erfahrungen an (zunächst hypnotisierten) Hysterischen unter unzulässigen Verallgemeinerungen errichtet wurde. Obendrein verliert sich die psychoanalytische Theorie, die im wesentlichen von Freud stammt, in psychologische Spekulationen, wie oben einige angeführt. Energetisches ist eingemengt, aber die Biologie ist so gut wie völlig vernachlässigt, wie denn Freud der Ansicht ist, daß alle Versuche, die psychischen Phänomene aus der Biologie des Gehirns usw. zu verstehen, scheitern müssen (Vorlesungen z. E. in d. Psy.). Ja gerade von den „Anleihen bei der biologischen Wissenschaft" behauptet Freud, daß sie „die Unsicherheit unserer Spekulation zu einem hohen Grade steigern" (Jenseits des Lustprinzips, 1923, p. 88). Freilich fügt er ahnungsvoll hinzu, daß wir von der Biologie die überraschendsten Aufklärungen zu erwarten haben, „vielleicht gerade solche, durch die unser ganzer künstlicher Bau von Hypothesen umgeblasen wird!" Auch indem er letzten Endes seine Theorien als künstlichen Bau von Hypothesen erkannt hat, erweist sich Sigmund Freud als der große Forscher, der hohe Anerkennung verdient. Er erklärt (p. 87 l. c.), daß die Selbstkritik durchaus nicht zu besonderer Toleranz gegen abweichende Meinungen verpflichte, und daß man unerbittlich Theorien

abweisen dürfe, denen schon die ersten Schritte in der Beobachtung widersprechen, und wird somit um so eher mit der Abweisung derjenigen seiner eignen Theorien einverstanden sein, denen nicht bloß die ersten, sondern auch die weiteren und die letzten Schritte in der Analyse aufs entschiedenste widersprechen. Seine Vermutung hat Freud auch nicht getrogen: meine Psychobiologie macht allen Fiktionen und Hypothesen um die Seele, das Bewußtsein, das Unbewußte usw., kurz aller Metaphysik ein Ende, sie klärt auch das Wesen der Krankheit und der Genesung, und an die Stelle der Psychoanalyse, worunter die Freudsche (von ihm der Name) zu verstehen ist, tritt die Erkenntnistherapie, die zur Psychobiologie gehörende Neurosentherapie, die den Neurotiker mit den Mitteln der Erkenntnis aus all seinen dämonistischen Zweifeln zur realischen Erkenntnis und damit zur Genesung führt. Vgl. § 101. Eingehendes in besonderer Darstellung.

§ 101. Unbewußte Wahrnehmungen, Verhältnisse usw., unbewußter Wunsch, unbewußter Wille, unbewußtes Wissen

Wahrnehmung und Denken machen die menschliche Anschauung aus. Wahrnehmung ist synonym mit Subjekt-Objekt-Beziehung, mit Beziehung schlechthin. Das Denken ist die Bewegung, die Objektänderung, die in und mit dem Objekt — eben anschauungsgemäß — gegeben ist und deren Ablauf die Reihe der Paßformen, der aufeinanderfolgenden Aktualitäten, der interindividuellen Verhältnisse ist. Vom Individuum nehme ich nur den Objekt-Pol wahr, aber eben als solchen, als Objekt-Pol zu „seinem" Subjekt-Pol; indem das Individuum die Zugleichheit von Objekt und Subjekt ist, bestehen zwischen den Individuen auch Beziehungen: das Subjekt jedes Individuums schaut „sein" Objekt ebenfalls als immer-anders an. Wahrgenommen ist aber immer nur das Objekt, und dessen Veränderung habe ich als die Reihe der interindividuellen Verhältnisse — im Gegensatz zur Beziehung — bezeichnet. Die Beziehung ist die polare Gegensätzlichkeit, das Verhältnis die interpolare Gegensätzlichkeit.

Die Objektänderung, die Bewegung, das Denken existiert nur „in" meiner Wahrnehmung; nur indem ich wahrnehme, denke ich; das Gegenwärtige ist Symbol des Vergangenen und Künftigen, Symbol der Bewegung, des Denkens, ist Erinnerung des Ungegenwärtigen. Die Wahrnehmung begreift also in diesem Sinne das Denken in sich, d. h. die Individuation, die Reihenfolge der Aktualitäten als Objekt-Pole von Individuen oder kurz als Individuen. Unter diesen erkenne ich (vergleichend-erinnernd) als meinesgleichen die Menschen und in ihnen als Organ des Denkens und der speziellen Wahrnehmung, die die Beziehung nichtbewußt-bewußt ist, das Gehirn. Wahrnehmung ist die Beziehung schlechthin, die Subjekt-Objekt-Beziehung ganz allgemein, sie kommt allen Individuen, allem Seienden zu; die Beziehung nichtbewußt-bewußt aber „liegt" lediglich in der Denkzelle und diese in der Hirnrinde; wie die Objektänderung in andern Beziehungen stattfindet, hängt von der Spezifität der Individuen ab, die in meiner Wahrnehmung, in der Beziehung nichtbewußt-bewußt aktuell werden können; der Stein „denkt" nicht, er hat kein Gehirn, aber er steht als Individuum in Beziehung zu andern Individuen — abgesehen vom Verhältnis —, hat seine spezifische „Anschauung", und das Seiende als polarer Gegensatzpartner zum Nicht-Seienden bewegt sich — anders kann ich den Stein usw. nicht anschauen —, doch heißt diese Bewegung nicht „Denken", sondern hat noch keinen Namen erhalten. Die Bewegung aber, deren Symbol das Bewußte ist, heißt Denken, und alle Bewegung geht vor sich als Aenderung meines Objekts, also sofern die Beziehung nichtbewußt-bewußt in meiner Denkzelle besteht. Zu dieser Anschauung, zu dieser Beziehung nichtbewußt-bewußt gehört die Bewegung der

Objekte, die polare Gegensatzpartner in den interindividuellen Beziehungen sind, wie denn eben die Objektität lediglich „mir", dem Ich gegenüber existiert.

Ich nehme nun gewisse Objekte in einer gewissen Reihenfolge wahr, die ich so beschreibe: die Beziehung nichtbewußt-bewußt „liegt" abwechselnd in der einen oder andern Denkzelle, die Bewegung in der Hirnrinde aber, das Denken geht vor sich, so lange der Mensch lebt, also auch in den Denkzellen, in denen zur Zeit die Beziehung nichtbewußt-bewußt, die spezifische Wahrnehmung nicht mehr oder noch nicht liegt. Indem nun das Bewußte zur spezifischen Beziehung gehört, geschieht das Denken unbewußt und ist das Bewußte Symbol des Unbewußten, des Denkens. Die Bewegung verläuft nach dem Bewegungsgesetz, ist eine Reihenfolge von Verhältnissen und — sofern die Individuen „Subjekt" sind — Beziehungen, die somit mir gegenüber unbewußt sind, indem ja immer nur in einer Denkzelle die Beziehung nichtbewußt-bewußt liegt. Die Funktion der Denkzellen ist somit unbewußt oder unaktuell — bis auf die Funktion der jeweils einen Denkzelle, in der die Beziehung nichtbewußt-bewußt liegt; diese Denkzelle funktioniert jetzt aktuell, ihr spezifisch ist die Aktualität. In diesem Sinne sprechen wir also von unbewußten Beziehungen, Wahrnehmungen, Verhältnissen, Erinnerungen, Vorstellungen, Gefühlen, Gegenständen und Begriffen — unbewußt in dem Sinne, daß diese Vor- und Nachobjekte nur mir, dem Subjekt gegenüber unbewußt, im Bewußten symbolisch vertreten sind; ich sage dazu auch Vor- und Nach-Beziehungen, Vor- und Nachgefühle, -Gegenstände -Begriffe, Vor- und Nach-Gegenwärtiges — kurz: Vor- und Nach-Objekte (Noch-nicht- und Nicht-mehr-Seiendes). Ebenso sind sämtliche Vorgänge unbewußt und mir gegenüber im Bewußten symbolisch vertreten, auch alle möglichen Beziehungen als beschreibungsgemäße Spezialfälle des anschauungsgemäß möglichen Zuständlichen*).

Erläutern wir den Sachverhalt noch am Wunsch (vgl. §§ 65 ff.). Mit Wunsch bezeichnet man motivisch eine in der dunkelsten Tiefe der Seele und aus ihr wirkende Instanz oder Regung und ihre inneren und äußeren Ausdrucksformen und schreibt dem Wunsch, besonders wohl dem unbewußten, oder (synonym) dem Willen oder dem willensmäßigen Wissen (der Idee) die dämonische Macht-Allmacht zu, die alles Gewünschte-Gewollte erzaubere, verursache, lenke und leite, ja das eigentliche metaphysische Weltprinzip, die Gottheit selber sei, — immerhin aber doch nun wieder vom Ich beherrscht werden solle, als böse (!) abzusperren, zu verdrängen, zu korrigieren sei, sich aber zur Wehr setze: Dämonie gegen Dämonie, Gottheit gegen Gottheit, Oben gegen Unten (Sinnlichkeit als teuflisch!), Apollon gegen Dionysos usw., — woran sich dann die motivischen Zirkelspekulationen um Schuld und Strafe, Sünde und Sühne, Verantwortlichkeit, Selbstbeherrschung usw. usw., kurz das Gesamt der Rätseleien und Widersprüchlichkeiten und Sinnlosigkeiten des physisch-metaphysischen Fiktionalismus,

*) Selbstverständlich besagt „unbewußte Vorstellung" usw. nicht etwa, daß meine Vorstellung als solche, meine Aktualität als solche, kurz mir Bewußtes (Gefühl, Gegenstand, Begriff) als solches auch mir unbewußt sein könne, daß Bewußtes als solches „ins Unbewußte übergehen", als Bewußtes „im Unbewußten" weiterexistieren könne. Das mir Bewußte ist eben — mir bewußt; und das Bewußte ist immer nur mit sich selbst identisch. Wohl aber kann erfahrungs- und beschreibungsgemäß ein dem mir Bewußten Analoges einem andern Gehirnwesen, insbesondere Menschen bewußt oder unbewußt sein, ebenso kann ein Analogon zu dem einem Gehirnwesen (Menschen) Bewußten mir bewußt oder unbewußt sein, wie im § 92, bes. Anm., dargetan. Auch läßt sich die Objektänderung gar nicht anders beschreiben, als indem wir sagen: die Aktualität A geht in die Aktualität B über, indem sich ein Entwicklungsvorgang innerhalb der Homogenität vollzieht, wobei die Aktualität A Symbolkomponente von B wird. Während der Aktualität B ist also A Vor-Objekt, Vor-Aktualität usw. (phänomenologisch) und unaktuell, unbewußt (phänomenal); indem dieses jetzt unbewußte, also frühere B in der Beschreibung immer noch als „beschriebenes B" figuriert, kann, ja muß man von „unbewußten Vorstellungen" usw. sprechen.

der Zwie-Welt-Deuterei anschließen. Realiter ist der Mensch ein rein biologischer Organismus, ein Reflexwesen. Den Hungerreflex bezeichnen wir auch mit Wunsch, auf höherem biologischen Niveau mit Willen. Unbewußte Wünsche sind also Hungerreflexe, deren Funktionsintensitäten unterhalb der Akme verlaufen, mit der das Hungergefühl, der bewußte Wunsch erscheint. Analog unbewußte und bewußte Angst u. a. Gefühle, ebenso Gegenstände und Begriffe. Die unbewußten Wünsche finden natürlich wie alle unbewußten und bewußten Reflexe ihren Ausdruck in Form der spezifischen Kontraktionen und Sekretionen, und diese Ausdrücke können wiederum unbewußt oder bewußt sein, im letzteren Falle also als mehr oder minder ausgedehnte und helle Aktualitätenreihe verlaufen. An die Hungerreflexe schließen sich rein zeiträumlich die Angst-, Schmerz-, Trauer- und Freudereflexe an, wie früher beschrieben. Die unbewußten oder bewußten Wünsche (usw.) sind also keine Dämonen, die miteinander und mit andern „Regungen" im Kampfe liegen, von andern seelischen oder geistigen Instanzen verdrängt, eingeklemmt werden, dann aus der Tiefe wieder auftauchen usw., — wovon die Psychoanalyse so viel zu fabeln weiß (besonders in ihrer Traumdeutung). Der Wunsch ist auch nicht die dämonische Ursache des Fortganges des „gewünschten" Erlebnisses, sondern lediglich der Anfang, das erste Stadium, an das sich die weiteren anschließen. Ob das Erlebnis mit dem gewünschten Ziele (Freudestadium) endet oder anderswie, muß abgewartet werden und richtet sich nach den rein biologischen Tatsachen des Assoziationsverlaufes (der Reflexschaltung), der Funktionsperiodik, der genetischen und episodischen Zusammenhänge. Gute Wünsche sind solche, die sich auf gute Ziele richten, also gesunde Wünsche (zu denen natürlich auch die normalen sinnlichen gehören). Böse Wünsche sind kranke Wünsche, sie richten sich auf kranke oder normnahe Ziele; normale Ziele gibt es nicht im kranken Erleben. Die bösen Wünsche lassen sich weder beherrschen noch unterdrücken usw.; die Bezeichnungen sind motivisch, sie geben realiter nur Varianten im Ablauf der Erlebnisse an, z. B. können kranke und gesündere Hungerreflexe nach der Intensität sich abwechseln, oder es können sich intensivere Angstreflexe anschließen, so daß die Hungerreflexe in Hemmung übergehen, oder es können sich an die Hungerreflexe assoziativ Begriffsreihen (Ueberlegungen, Besinnung) anschließen, so daß der Hungerausdruck gemäßigt oder sonstwie modifiziert erfolgt, usw. Dies alles trifft natürlich genau so für die unbewußten wie die bewußten Wünsche zu. Es entfällt der Glaube an die Existenz und (unerklärliche) Wirksamkeit seelisch-geistiger „Instanzen", die sich gegenseitig befehden und vertragen und den physischen Organismus als Werkzeug, Waffe usw. benutzen (es wäre „wünschenswert", daß die Dämonen ihre ewigen, somit aussichtslosen Kämpfe direkt mit einander führen und den Menschen in Ruhe lassen würden); es entfällt der ganze Hexensabbath der Triebe und Triebregungen und ihrer dämonischen Widersacher. Gott erlöse uns von dem Dämonenglauben, aber dann müßte er uns — von sich selber (sofern dämonisch „gedacht") erlösen! Die dämonistische Deutung der Welt, der Glaube an die Existenz und Wirksamkeit des Metaphysischen ist der Wahn der Menschheit — der normale in der Art des Wähnens, der pathologische in der Art des neurotischen und des psychologischen Wahnsinns.

§ 102. Innere und äußere Wahrnehmung

Wahrnehmung ist Subjekt-Objekt-Beziehung. Das Objekt ist Gefühl, Gegenstand oder Begriff. Das Gefühl wird ins Innere des Subjekt-Individuums lokalisiert, die Gegenstände in die „Außenwelt", die Begriffe in die Unendlichkeit (§§ 89, 98). Das Gefühl liegt also scheinbar dem Subjekt am nächsten, die Gegenstände weiter ab, die Begriffe am weitesten entfernt, in einer Entfernung, die keine modale mehr ist (Jenseits usw.).

Die Tatsache der Wahrnehmung hängt aber nicht etwa von der Entfernung ab, derart, daß ein ins Innere des Subjekt-Individuums lokalisiertes Objekt (Gefühl) oder ein in die Unendlichkeit verlegtes Objekt (Begriff) noch nicht oder nicht mehr wahrgenommen würde. Objekt sein, heißt: wahrgenommen werden oder wahrgenommen sein („praeesse"), heißt polarer Gegensatzpartner zum Subjekt sein. Man kann also von „innerer Wahrnehmung" nur insofern sprechen, als das Gefühl in das Innere oder keinesfalls über die Oberfläche des Individuums hinaus lokalisiert ist, von „äußerer Wahrnehmung" nur in dem Sinne, daß der Gegenstand über die Grenze des Individuums hinaus lokalisiert ist. Innere Wahrnehmung ist nicht die Wahrnehmung eines im Innern des Individuums gelegenen Gegenstandes derart, daß gewisse psychische Instanzen die Aufgabe hätten, innere Vorgänge wahrzunehmen, während andere nach außen (äußere Wahrnehmung) gekehrt wären und äußere Vorgänge wahrnähmen — und wie die motivische Phraseologie lauten mag. Ich kann als unversehrter Mensch ja auch meine inneren Organe gegenständlich gar nicht wahrnehmen, unter keinen Umständen kann ich mein Gehirn wahrnehmen; die inneren Organe sind lediglich in Form der Gefühle im Bewußtsein vertreten.

Alle Wahrnehmung ist Subjekt-Objekt-Beziehung; sofern die Wahrnehmung Nichtbewußt-Bewußt, sofern das Objekt bewußt und Symbol des Unbewußten ist, „liegt" sie in der Denkzelle, findet im Zellkern der Denkzelle statt, und mit dieser Wahrnehmung ist auch die Lokalisation des Objekts gegeben. Es wird also bei der „inneren Wahrnehmung" nicht ein Objekt wahrgenommen, das sich an einer bestimmten Stelle im Innern befindet, abgesehen davon, daß es wahrnehmungsgemäß dahin lokalisiert ist, das also abgesehen von meiner Wahrnehmung da ist und nun wahrgenommen werden kann oder nicht, dabei aber doch da ist — was ja eben die Fiktion ausmacht. Ebensowenig existiert der Gegenstand außerhalb des Organismus abgesehen von meiner Wahrnehmung; das Bewußte ist immer nur polarer Gegensatzpartner des Nicht-Bewußten, und diese Beziehung liegt in der modalen Denkzelle, wobei das Objekt Gegenstand und zugleich lokalisiert ist; über Entfernung haben wir uns im § 89 verständigt. Auch in der realischen Beschreibung wird nicht behauptet, daß das Beschriebene, also die Aktualität, der die Beschreibung entspricht, als ein Etwas da wäre abgesehen von der Existenz, der die Beschreibung entspricht, also auch da wäre abgesehen von der Beschreibung. Die Art der Beschreibung, bei der geglaubt wird, das Beschriebene existiere abgesehen von der Beschreibung als der Entsprechung einer Aktualität, ist fiktional. Somit kann man sagen: alle Wahrnehmung ist „innere", indem sie — als nichtbewußt-bewußt — in der Denkzelle stattfindet. Wer aber systematologisch innere und äußere Wahrnehmung unterscheidet, muß sich über den biologischen Sachverhalt klar sein.

Die Tatsache, daß es traumhafte Aktualitäten gibt, wird gern als Beweis für die Besonderheit der inneren Wahrnehmung angeführt, wie man den Traum in primitiven Zeiten als Beweis für die Existenz der „Seele" als eines im Körper befindlichen separaten Wesens deutet. Ueber den Traum siehe den § 107. Hier sei nur angemerkt, daß die Traumaktualitäten genau so Objekte sind wie alle andern, und sofern sie Gegenstände sind, auch über die Grenze des Individuums hinaus lokalisiert sind, wie jedes Traumerleben zeigt. Im Traum werden die Denkzellen von Eronenströmen von geringerer Stärke als im Wachen passiert, diese Stärke reicht nur zur traumhaften Aktualität aus, gewinnt aber alsbald die zur Aktualität des Wachseins gehörige Stärke. Die Traum-Wahrnehmung ist von der Wach-Wahrnehmung grundsätzlich keineswegs verschieden, nur die Helligkeit des Bewußten ist geringer im Traume als im Wachen. Die Traumerinnerung ist aber Begriffsreihe, liegt im Wachen, ist wie andere Begriffe auch lokalisiert.

Die Begriffe haben ihren Platz nicht in der modalen Zeiträumlichkeit, in der „Außenwelt", aber auch nicht in der sensilen „Innenwelt", sondern sind in der Unendlichkeit lokalisiert. Die Begriffe der ersten Zone „schweben" uns noch in leise angedeuteten Umrissen vor, aber schon die der zweiten und gar die der dritten Zone entbehren der zeiträumlichen Bestimmtheit, wie wir sie an den modalen Objekten kennen. Und doch sind auch sie Symbole der Zeiträumlichkeit, sind Objekte, sind wahrgenommen. Auch „Unendlichkeit" ist ein zeiträumlicher Begriff, und zwar Begriff für eine über die modale hinausreichende zeiträumliche Entfernung, eben für die idealische Zeiträumlichkeit. Der Begriff ist anschauungsgemäß auch zeiträumliche Bestimmtheit, eben die idealische, nur ist diese Bestimmtheit ganz anders wie die modale, die wir nach Kilo- oder mit Chrono- oder Thermo- und andern Metern messen, und ganz anders wie die sensile, die wir nach Intensitäten messen. Die idealische Zeiträumlichkeit hat ihr besonderes Maß: sie kann nur nach Begriffen gemessen werden, wie die modale Zeiträumlichkeit nach gegenständlichen, die sensile Welt nach Gefühlsgrößen gemessen werden kann. Die drei Welten sind inkommensurabel. Gewisse lokalisatorische Begriffe bezeichnen die idealische Zeiträumlichkeit, die vom Horizonte an beginnt; ihrer sind nicht viele: räumliche z. B. jenseits, unermeßlich, unendlich, zeitliche z. B. ewig, unvergänglich, auch unendlich usw. Mit diesen wenigen Worten wird die phänomenale Entfernung des Begriffes vom Subjekt beschrieben, diese phänomenale Entfernung, die in und mit dem Phänomen gegebene Lokalisation kann eben nicht anders gekennzeichnet werden wie mit „unendlich".

Ist nun die Begriffswahrnehmung eine „innere" Wahrnehmung? Jedenfalls ist sie von der Gefühlswahrnehmung verschieden, und keinesfalls ist sie eine äußere wie die Gegenstandswahrnehmung. Mit Rücksicht darauf, daß man psychologisch die „Seele" (die Gefühle) wie den „Geist" (die Begriffe) ins Innere des Körpers verlegt und übrigens die Außenwelt als „auch noch" oder „eigentlich" unabhängig vom Bewußtsein existent und somit „anschaubar" fingiert, mag man die Unendlichkeit ins Innere (des Kopfes?!) verlegen und das Begriffsdenken als „inneren Vorgang" ansehen. Realiter ist aber auch die Gegenstandswahrnehmung ein innerer, nämlich auch ein Hirnvorgang, und wir ziehen vor, die Begriffswahrnehmung als „jenseitige" — im Unterschied von der „äußeren Wahrnehmung" als der Gegenstandswahrnehmung und von der „inneren Wahrnehmung" als der Gefühlswahrnehmung — zu bezeichnen, falls man diese Bezeichnungsweise überhaupt beibehalten will.

§ 103. Anschauung und Denkweise

Wir unterscheiden also drei Welten, die sensile, die modale und die idealische; sie sind die Objekte als Aktualitäten der drei Denksphären. Entsprechend der Entwicklung des Menschen lebt der geburtsnahe Fötus zunächst in der sensilen Welt, die seine Leiblichkeit umfaßt; schon um die Geburt herum dämmert die modale Welt auf, schließt sich das Außen an das Innen in chaotischer Einheitlichkeit an. Später erwacht auch die idealische Sphäre zu aktueller Funktion, aber auch die Begrifflichkeit ist da noch vom Gegenständlichen und Gefühllichen ungeschieden. Nun zerfällt — im 3. Lebensjahre etwa — die alleine Welt zum Ich und Du, zu Individuen, zunächst noch vagen Schemen von animistischer Einheitlichkeit, auch beginnt sich die Gefühls- von der Gegenstands- und der Begriffswelt zu scheiden. Weiterhin geht die metaphysische Alleinheit der animistischen Weltanschauung in die Entwicklungsstufe der magischen Weltanschauung mit zunehmender Individuierung der Zaubermächte über, aber auch da kann sich noch alles in alles verwandeln, sind alle Gefühle, Gegenstände und Begriffe märchenhafte

Wesen, mit denen sich das Ich, selbst ein Märchenwesen, zu befassen hat im Sinne des „Zauber gegen Zauber". Es schließt sich das mythische Denken an: das Zeitalter der Götter- und Heldensage, das schon klarer persönliche (anthropomorphe) Dämonen, Götter und ihre irdischen Erscheinungen kennt. Dann organisiert sich die Göttergesellschaft — genau so wie die irdische Gemeinschaft, in die ja jene in Wahrheit nur hineingedeutet wird —, immer mehr an einer pyramidischen Rangordnung, an deren Spitze der Götter-, Gott-Vater, der sogenannte Eingott (μόνος θεός) steht. Es tritt also — um die Pubertät — das Gott-Welt-Problem auf, als Uebergang zur Leib-Seele-Problematik, naturkundlich zum Kausalitätsproblem des humanischen Zeitalters, der jugendlichen und erwachsenen Lebensperiode. Schließlich — im maturen Zeitalter — verdünnt sich der metaphysische „Anteil" oder „Gehalt" der Menschen und Dinge soweit, daß er gegenüber der physischen Wesenheit weit zurücktritt und endlich — im realischen Denken — als bloße Fiktion erkannt wird, die somit entfällt und nur noch historisch-entwicklungsgeschichtliches Interesse hat. Nun ist die Welt der Gefühle, Gegenstände und Begriffe, die Welt der Objekte rein physisch, biologisch, das Rätsel „Mensch", das Rätsel seiner Herkunft und Zukunft ist zu voller Klarheit gelöst, das Objekt, als welche Bestimmtheit auch immer, ist das unbezweifelbare Existente (als Funktionseigentümlichkeit der Denkzellen), es gibt nichts mehr weltanschaulich zu bezweifeln, nichts mehr zu deuten (deuten zu dubitare, frz. douter zweifeln), es gibt nur das Objekt als Symbol aller möglichen Objekte, es gibt nur Erkanntes.

Demnach habe ich verschiedene Denkweisen unterschieden, gemäß der jeweiligen Entwicklungsstufe der Hirnrinde: die fötale oder sensitive (vorkausale), die infantile oder optative, die juvenile oder voluntative, die mature oder kognitive. Die infantile und die juvenile habe ich die dämonistische, die mature die realische genannt. In allen Denkweisen des extrauterinen Menschen — mit Ausnahme der allerfrühesten Kindheit — fungieren in genetisch-spezifischen Verhältnissen sämtliche Denksphären: in der Kindheit vorwiegend die sensile und modale, weniger die idealische, nach der Pubertät auch in steigendem Maße die idealische, von der Maturität an alle drei in höchster Entwicklung mit Präponderanz der idealischen Sphäre. Später folgt die involutive, die senile Denkweise mit Rarifizierung aller Denksphären.

Während so die Denkweisen dem Lebensalter und den spezifischen Entwicklungsstufen entsprechend sich ändern, bleibt die Anschauung als anthropoistisch, als das Grundsätzliche, Gemeinsame der Denkweisen bestehen. An der polaren Gegensätzlichkeit, der Subjekt-Objekt-Beziehung ändert sich nichts, solange der Mensch lebt; immer steht das Subjekt dem Objekt gegenüber, wie auch das Objekt gedeutet werden möge. Und immer ist das Objekt das Veränderliche und Veränderte, das Subjekt das Nicht-Veränderliche und Nicht-Veränderte. Indem das Subjekt nicht-veränderlich ist, bleibt die Anschauung des Menschen, wie sie ist: menschlich, anthropoistisch. Man kann sonach, streng genommen, nur von der menschlichen, nicht von der fötalen, kindlichen, erwachsenen Anschauung sprechen, dagegen nicht von der menschlichen Denkweise, sondern von der fötalen, infantilen usw. oder der dämonistischen, realischen Denkweise. Die Aenderungen der Denkweise entsprechen objektiven Aenderungen: den Entwicklungsvorgängen des Objektiven, d. h. eben des Physischen, Biologischen „am Individuum", insbesondere den Entwicklungsvorgängen der Hirnrinde, ihrer Ganglienzellen und ihrer Assoziationen. Die Spezifität der Ganglienzellen der menschlichen Hirnrinde, also der von mir so genannten Denkzellen, besteht auch darin, daß im Gange ihrer Differenzierung aus der ursprünglichen Chaotik des Objekts die dämonistische, letztens die kausale, konditionale, teleologische Deutung in ihren zahlreichen Entfaltungen (naiver und gelehrter, religiöser, sozialer, moralischer, wissenschaftlicher usw.

Art) herauswächst, bis diese motivische Gegensätzlichkeit an mehr oder minder zahlreichen Stellen durchbrochen wird und der vollmature Mensch sie überhaupt aufgibt, indem er das Objekt nicht mehr deutet, sondern erkennt. Die Anschauung aber, als die menschliche, macht keine Wandlung durch: solange der Mensch lebt, lebt er in der, lebt er die menschliche Anschauung.

§ 104. Leben und Tod

Die Aktualität ist Symbol der Zeiträumlichkeit, des Werdens und Vergehens; der Ablauf der Bewegungsperiode besteht aus einer aufsteigenden Strecke (Evolution, Vermehrung der Paßformen) bis zur spezifischen Wachstumsgrenze und in einer absteigenden Strecke (Involution, Verminderung der Paßformen) bis zur spezifischen Teilungsgrenze. Die Bewegungsperioden ändern sich fortgesetzt innerhalb spezifischer Grenzen; die Ueberschreitung dieser Grenzen bedeutet das Aufhören dieser Bewegungsperiode, dieses Individuums, den Zerfall, die Teilung in dem Sinne, daß dieses Individuum weder als identisches noch als gleiches (analoges) nochmals auftreten kann. Solange sich die spezifischen Bewegungsperioden innerhalb ihrer spezifischen Veränderungsgrenze abspielen, bleibt das hiermit umschriebene Individuum, wie man sagt, am Leben; den Zerfall der Bewegungsperiode, die Veränderung über die spezifische Grenze hinaus nennt man Sterben oder Tod.

Dieses Sterben des Individuums ist nun nicht eine Auflösung zu Nichts, eine Versöhnung des polaren Gegensatzes zur Einheit, eine Verschmelzung des Objekts mit dem Subjekt, sondern ein Zerfall zu andern Individuen, deren Paßformen bisher an der Bewegungsreihe beteiligt waren, die eben das nunmehr sterbende oder gestorbene Individuum ausmachten. Diese „Teil-Individuen" sind nun Partner anderer Individuen, zu denen sie Paßformen sind, die ihrerseits in der Absolvierung ihrer Bewegungsperiode begriffen sind. Hierbei ist es gleichgültig, ob die Bewegungsperioden kurz oder lang und wie kurz oder lang sie sind. Das Ende eines Individuums als solchen geschieht immer als „Verschiebung" von Aktualitäten, d. h. im Zusammenhange mit dem kosmischen Geschehen, mit dem fortwährenden Wechsel der kosmischen Situation. Das Individuum stirbt nicht als Absolutes, aus dem Zusammenhange Herausgelöstes, das also zu andern Individuen keine Paßformen aufwiese, sondern es stirbt im Gefüge eines Individuums höherer Ordnung, schließlich eben im Gefüge des kosmischen Geschehens. Die Aktualität ist anschauungsgemäß Symbol aller Vor- und Nachaktualitäten, die ja alle Entfaltungen der Urform sind, und so ist auch ihre Veränderung Symbol aller möglichen Veränderung überhaupt; die Bewegungsperioden sind jede als Ganzes Symbol aller möglichen Veränderung überhaupt; die Bewegungsperioden sind jede als Ganzes Symbol aller möglichen Bewegungsperioden, zunächst der gleichen oder analogischen, darüber hinaus aller möglichen überhaupt. Es existiert nur die Aktualität, das Bewußte; die anschauungsgemäße Verändertheit beschreiben wir als Aktualitätenfolge, als Bewegungsperiode, und mit der Individuation des Objekts ist die Verändertheit aller Objekte gegeben, die sich sonach in beständiger Bewegung befinden. Indem nun weiter die Bewegung in der Vermehrung und Verminderung der Zahl der Paßformen besteht, die Individuen in jeder E- und Involutionsstufe mit der jeweils größtmöglichen Zahl von Partnern im Verhältnis stehen, indem zwischen den Individuen kein „leerer Raum" existiert („Raum" ist ja ebenso wie Zeit nicht etwas abgesehen von den Individuen Vorhandenes, in dem die Individuen sich aufhalten, das sie verlassen oder in das sie eintreten könnten, sondern anschauungsgemäß mit der Aktualität eo ipso gegeben), kann die Bewegung niemals anders beschrieben werden wie kosmisch, als zugleich mit

der „allgemeinen Bewegung" stattfindend, die „einzelne Bewegung" als Symbol der Bewegung überhaupt. Die „allergeringste" Bewegung des „allergeringsten" Atoms ist Symbol der kosmischen Bewegung und mit ihr zugleich. Der geringste Lufthauch oder Lidschlag entspricht der Bewegung der entferntesten Weltkörper, steht mit ihr „in Verbindung", ist Symbol der Bewegung überhaupt.

Das Werden und Vergehen, das wir als „Leben" des Individuums bezeichnen, ist also ein kosmisches Ereignis in dem Sinne, daß die Aktualität, der Mikrokosmos Symbol aller Aktualitäten, des Makrokosmos ist. Und ebenso ist das Sterben des Individuums, womit wir die „Auflösung" der spezifischen Bewegungsreihe zu einer Anzahl anderer Individuen bezeichnen, ein kosmisches Ereignis. Das sterbende Individuum hört nur als solches zu bestehen auf, nicht „überhaupt": seine Teile, die sich aus dem Verbande der Bewegungsperiode ablösenden Aktualitäten sind und bleiben existent der Beschreibung nach und im Symbol als Komponenten vertreten, zum Symbol verdichtet; sie haben Anschluß an andere Bewegungsperioden. Man muß also zwischen Vergehen und Sterben einen Unterschied machen: das Vergehen ist die Involutionsstrecke des Lebenden, die aber nicht mit dem Tode zu enden braucht, sondern in eine neue Evolutionsstrecke übergehen kann, wobei also die gleiche oder analogische Aktualitätenreihe abläuft. Hier spielt die Erfahrung eine Rolle, nämlich die Wiederholung der gleichen oder analogischen Bewegungsperiode, die erinnerungs-, d. h. hier vergleichsweise erkannt wird, indem die Begriffszellen beständiger sind als die Gegenstands- und die Gefühlszellen. Sterben dagegen nennen wir das endgültige Aufhören des Ablaufes einer Bewegungsreihe, dieses Ende des Individuums wie auch das „Sein" des Gestorbenen nennen wir „Tod". Die Aktualität vergeht, indem sie sich ändert; sie ist nie zweimal dieselbe, immer ist sie anders, sie kann aber eine „Wiederholung" der entsprechenden vorigen sein, d. h. nicht dieselbe wie jene, aber jener gleich oder analogisch sein. Wiederholung ist niemals das zwei- oder mehrmalige Erscheinen derselben Aktualität; jede Aktualität ist Symbol aller möglichen Aktualitäten und Analogie (Gleichheit) der entsprechenden Aktualität; so oft die gleiche Denkzelle aktuell ist, ist die Aktualität Analogie oder Gleichheit der vorigen und künftigen Aktualitäten dieser Denkzelle, und deren Veränderung macht die Veränderung dieser Aktualitäten aus. Fällt aber die Aktualität aus der Zahl der möglichen aus, d. h. tritt sie überhaupt nicht mehr auf, so ist die Denkzelle und ihre Aktualität „gestorben". Dasselbe gilt für Aktualitätenreihen als Individuen höherer Ordnung. Das Wissen von dem Vergehen wie vom Sterben wie von der Bewegung überhaupt ist der Vergleich, die begriffliche Erinnerung an die sensile und die modale Aktualität und Aktualitätenreihe.

Das frühinfantile Einzelwesen wie Volk weiß weder vom Werden noch vom Vergehen noch vom Sterben, weder vom Leben noch vom Tode; es hat diese Begriffe noch nicht. Es erlebt die Bewegung, Leben und Tod sensil und modal, aber noch nicht wissentlich. Das Objekt ist da, oder es ist noch nicht oder nicht mehr da; während es da ist, ist es Erinnerung, wird als Symbol erlebt, wird aber als solches noch nicht erkannt, gewußt, sondern eben sensil oder modal erlebt. Dieses Erleben der Aktualität ist, wie wir gesehen haben, überhaupt nur möglich, indem die Aktualität Erinnerung, Entfaltung der Urform ist, die sich in jeder Formbestimmtheit präsentiert, entsprechend dem genetischen Zusammenhange der assoziativen Systeme. Aber erkannt als Symbol, als Erinnerung, als geworden und vergehend, als sterblich wird das Objekt erst mit der Entwicklung der Begriffssphäre. Das frühinfantile Einzelwesen oder Volk weiß also noch nicht, daß die sensile oder modale Aktualität oder Aktualitätenreihe schon einmal oder mehrfach da war und als Symbol in Analogie wiederkehrt,

sondern nimmt jede Aktualität der gleichen Denkweise als „neu" wahr, nicht als ob es die Aktualität als neue erkennte (es fehlen ja eben die Begriffszellen), sondern es erlebt die Aktualität als erst- und einmalig, als „noch nicht dagewesen", als neu geschaffen. Die „Abwesenheit", das Noch-nicht- und Nicht-mehr-Sein der Aktualität wird ebensowenig gewußt wie die Anwesenheit als „Rückkehr" oder „Wiederkehr" der früheren Aktualität. Mit der Differenzierung einer neuen Denkzelle bis zur Aktualität muß ja diese Aktualität einmal „neu" gewesen sein; in dieser Differenzierung von Denkzellen besteht ja eben die „Aufteilung" des Objekts zu Objekten. Aber solange die Begriffszellen nicht zu den sensilen und modalen Systemen assoziiert sind und aktuell funktionieren, wird jede Aktualität auch der gleichen Denkzelle als neu erlebt.

Mit der allmählichen Entwicklung der idealischen Sphäre wird nun die Veränderung des Objektes gewußt, genauer das Objekt als verändert gewußt. Wir haben dargelegt, daß die Begriffszellen sich (zumeist) langsamer verändern als die modalen Zellen und daß die Aktualität der Begriffszelle einer modalen Aktualität entspricht, wie sie früher einmal war; hiermit ist die idealische Erinnerung, das Wiedererkennnen, der Vergleich gegeben. Das Kind erkennt nunmehr den heimkehrenden Vater, die heimkehrende Mutter als „wiedergekommen", es erkennt das Objekt wieder, nämlich als „schon dagewesen", es erinnert sich auch des Abwesenden, indem die betreffende Begriffszelle aktuell funktioniert, und diese funktioniert aktuell, indem der relativ stärkste Eronenstrom sie passiert. Aber vom Werden und Vergehen, vom Leben und Tod weiß das Kind auch da noch nichts. Indem es sich als Schöpfer fühlt, erlebt es die Abwesenheit wie die Wiederkehr des Objekts als Erfolg seines schöpferischen Spieles, sieht aber keineswegs auf dieser Entwicklungsstufe in der Abwesenheit den Tod und in der Anwesenheit die Auferstehung. Es berührt das Kind dieses Alters der tatsächliche Tod des Vaters, der Mutter nicht anders wie die zeitlich begrenzte Abwesenheit: es ist ja selbstverständlich, daß der Abwesende wiederkommt, oder genauer: das Kind weiß noch immer nicht, daß es so etwas wie den (tatsächlichen) Tod gibt. Gewisse Denkzellen können schon in früher Zeit erlöschen oder doch verkümmern, so daß eben das Objekt als Aktualität dieser Denkzellen nicht mehr oder nur als traumhafte Aktualität erscheint, oder gewisse Assoziationen können nach kurzem Bestehen aufhören oder doch versiegen; entsprechend dem spezifischen Entwicklungsrhythmus können solche unaktuell funktionierende Denkzellen oder Assoziationen später sich wieder bis zur aktuellen Funktion differenzieren: dann erscheint der Abwesende in entsprechender Veränderung wieder, und wer nun unterdes die Begriffe „Tod" und „Leben" differenziert hat, sieht in dem Wiedergekehrten den vom Tode Auferstandenen. Der junge Knabe kann also dem Vater nicht „den Tod wünschen" — „Tod" im Sinne der Auflösung des Organismus (vgl. § 59), sondern er kann ihn nur weg-, verwünschen, wobei das Weg-, Verwünschen magischen Charakter hat und die Erfüllung des Wunsches, d. h. das Weggehen des Vaters den magischen (dämonischen) Tod als den Partner-Gegner des magischen (dämonischen) Lebens bedeutet, ohne daß diese Begriffe dem Kinde schon bekannt oder geläufig zu sein brauchen.

Mit der Entwicklung der Begriffssphäre treten früher oder später die Begriffe Leben und Tod auf, und nun erst ist die Abwesenheit mit Tod, die Anwesenheit mit Leben assoziiert. Die modale Aktualität, die erinnerungsgemäß wieder-erscheint, ist „auferstanden", ihr Vergehen ist ein Sterben, eine Tötung (entsprechend der Schöpfermacht des Kindes), die Abwesenheit, als Erinnerung bewußt, ist der Aufenthalt im Reiche des Todes, der Schatten, der Unterwelt, des Himmels oder der Hölle. Der Schlaf des Kindes selbst wird zum „Bruder des Todes", indem das Kind sich nunmehr seiner „vorigen" Existenz erinnert und sich mit jedem Erwachen neugeschaffen, neu-

geboren, auferstanden wähnt, zugleich mit seiner Welt, zu der es in der reziproken schöpferischen Beziehung steht, die das dämonistische Denken einleitet. Nunmehr „tötet" das Kind je nach der Sexualkonstitution die männlichen und die weiblichen Angehörigen (usw.) und „erweckt" sie zu neuem Leben; und zwar „tötet" und „erweckt" fiktiverweise das Kind nicht bloß den Vater, sondern auch die Mutter, deren es „satt" ist oder deren es begehrt, nur wird der Vater öfter als die Mutter „getötet" (d. h. der Vater ist öfter und länger abwesend als die Mutter). Diesen biologischen Tatbestand deutet die ganz im Motivismus steckengebliebene psychoanalytische Theorie — wie das Kind eines Tages auch — als veritable „Todeswünsche" des Kindes gegen Vater oder Mutter, indem sie diese Deutung des Verhaltens nicht als infantile Fiktion erkennt, sondern diese Fiktion legitimiert, die Existenz eines „Psychischen", nämlich dieses Wunsches, im Kinde als tatsächlich annimmt, d. h. die Fiktion nicht als solche erkennt und biologisch versteht. Stekel versteigt sich sogar soweit, das Kind als „universell-kriminell" und den Haß als das Urgefühl, als den „Urtrieb" alles Lebenden hinzustellen!

Nun wird auch auf dieser Entwicklungsstufe der Tod noch nicht als das „Ende" aufgefaßt, sondern als bloße Abwesenheit, deren Dauer verschieden ist. Je nachdem die modale Denkzellgruppe wieder aktuell funktioniert, ist der Abwesende wieder da, wird erinnerungsgemäß wiedererkannt, der „Verstorbene" ist „auferstanden", wiedergekehrt. Der gestorbene oder getötete und verzehrte Häuptling des primitiven Volkes ist keineswegs tot, sondern „lebt" in irgendeinem Baum oder Fluß oder Tier (Totemtier) weiter und kann auch in einer der ursprünglichen ähnlichen Gestalt eines Tages wieder auftauchen, z. B. als weißer Mann (Forschungsreisender) oder als irgendein Fremdling, der nun schleunigst sein altes Amt als Häuptling wieder antritt und innehat, bis seine Zeit (eine für die verschiedenen Völker verschiedene Anzahl Jahre) abgelaufen ist und er neuerdings getötet und aufgefressen wird. Die Annahme der „Seelenwanderung" (Metempsychose) schließt sich an diese Auffassung an, und die Auferstehungsmythen, die bei allen Völkern eine große Rolle spielen, sind ebenfalls Formen des Zweifels, was denn nun eigentlich die Begriffe „Leben" und „Tod" zu bedeuten haben, ob der Tod der Abschluß des Lebens oder der Uebergang zu einem neuen Leben oder zu einer Fortdauer des alten Lebens in neuer Form sei, schließlich ob das Objekt überhaupt lebendig oder tot sei. Mit der Entwicklung der Begriffe und der Assoziationen bricht der Motivismus aus den Keimen. Der Todesbegriff verknüpft sich mit Schuld und Sühne, mit Sünde und Strafe, mit der Ursünde des Inzestes, mit Ursache und Wirkung, Grund und Folge, der Tod ist dämonischer Widerpart zum Leben, das ebenfalls immer stärker umzweifelt wird, so daß der motivische Mensch zweifelnd und verzweifelnd aus dem Leben in den Tod und aus dem Tod ins Leben rennt und weder im irdischen Jammertale noch in der irdischen Herrlichkeit noch im Jenseits als Himmel, ewigem Leben, ewiger Seligkeit oder als Hölle, ewigem Tod, ewiger Verdammnis den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht, die Wahrheit des einheitlichen Objekts als des Symbols der Vielheit findet.

Der motivische Mensch sieht im Sterben die Wirkung einer Ursache, die Folge eines Grundes, und zugleich die Ursache einer Wirkung, den Grund einer Folge usw. Der Mensch hat den Tod selbst verschuldet, eine Macht hat den Tod über ihn verhängt zur Strafe für die Sünden, die er bei Lebzeiten begangen hat, obwohl er sie hätte vermeiden können. So hat er sein Leben „verwirkt". Mit der Sünde ist der „ewige Tod" in die Welt gekommen, und die „Todsünde" ist die zum Inzest umgetaufte urtümliche Geschlechtsgemeinschaft des Kindes mit der Mutter, die Todsünde ist — das Leben. Dieses Leben ist von Anbeginn eine ununterbrochene

Kette von Sünden, und wenn auch diese Sünden immer wieder gesühnt werden, jede Sühne ist neue Sünde, das Prinzip, daß das Leben überhaupt Sünde ist, bleibt erhalten, und die Generalsühne für das Leben kann nur der Tod sein. Ja damit nicht genug: ist der Mensch ein Sünder und Büßer von Geblüt, so nicht minder der Schöpfer, dem dieses zwiespältige Wesen sein Dasein verdankt. Hier sehen wir deutliche Ausläufer des infantilen Zweifels, ob das Kind die Welt oder die Welt das Kind geschaffen, wer denn eigentlich Schöpfer sei: das Nichts, das Chaos oder das Etwas, das Individuum, das Subjekt oder das Objekt, ein Zweifel, der, wie wir gesehen, die Zerlegung der Aktualität in Wirkung und Ursache ist. Ist nun der Schöpfer gleichermaßen wie sein Geschöpf zwiespältig — wie sollte das anders sein, da doch das Geschöpf wesensgleich mit dem Schöpfer sein muß? —, so muß er auch aus Schuld und Sühne, Sünde und Strafe, Gut und Böse, Himmel und Hölle, Gott und Teufel bestehen, und so hört der Zwiespalt nicht etwa mit dem Tode, der Wiedervereinigung mit dem Schöpfer auf, sondern wird jetzt erst recht aktuell: die Entscheidung fällt, ob der Gestorbene zu den Böcken oder Schafen, zu den Seligen oder den Verdammten gehört, ob er sich in seinem Erdenwandel die ewige Seligkeit oder die ewige Verdammnis verdient hat. Das jüngste, das letzte Gericht aber ist die Endstation des dämonistisch-religiösen Denkens.

Auf die prinzipielle Widersprüchlichkeit in der gesamten dämonistischen Deutung, die nicht nur zu den unsinnigsten Konsequenzen führt, sondern sich auch in sich selbst widerlegt und aufhebt, habe ich schon hingewiesen. Diese Fiktionalität findet sich natürlich auch und in besonderer Reichhaltigkeit in der gültigen kirchlichen Dogmatik. Nur einiges sei angeführt: Gott hat — so glaubt man und muß man glauben — einen Sohn, aber eine Ehefrau-Mutter gibt es nicht „dort oben" (Maria ist die irdische Mutter — als Jungfrau mit ungeschlechtlicher Empfängnis und Geburt), der Sohn ist ebenso alt wie der Vater (von Ewigkeit zu Ewigkeit, unsterblich; wie alt ist nun eigentlich der Gott? wie sieht er aus? ißt und trinkt er usw. usw.?), Gott hat — warum, wozu eigentlich? — eines Tages die Welt, das Weltall (außerhalb dessen er also wohnt!) mit seinem Worte aus dem Nichts geschaffen, er war also vor dem Etwas da: als Nichts oder als Etwas? wie kann Nichts aus Nichts Etwas schaffen, oder wie kann Etwas (der persönliche Gott, sein Sohn, unzählige Seelen, dazu doch wohl auch alle Teufel!) im Nichts existieren? Gott schuf die Menschen nun nicht mit seinem Wort, auch nicht auf natürlichem Wege, den wir armen Sterblichen ja in 100 % der Fälle, also naturgesetzlich innehalten und beobachten, sondern aus Erde und Odem, er schuf sie sich zum Ebenbilde, gleichwohl wurden sie prompt sündig — wie ist das denkbar? Die „Sünde" war die normale Pubertätstat, also ein von Gott doch wohl gewollter (alles geschieht ja nach Gottes Willen, in seiner Allmacht!) Vorgang — und doch Todsünde? Ist es Gott Ernst mit dem ewigen Seelenheil, warum läßt er seine Geschöpfe erst sündig werden? Die Todsünde bestrafte er mit dem ewigen (!) Tode, aber das nützte gar nichts, die Menschen sündigten weiter und wurden nun nach dem Berichte der Bibel, die ja Gottes Wort ist, bis auf wenige seltsamerweise ersäuft, aber auch die wenigen Verschonten sündigten wacker weiter, bis es nicht mehr auszuhalten war und „der einzige Sohn" im Auftrage oder wider den Willen des allmächtigen Vaters sich aufmachte, den Geschöpfen Gottes die Erlösung zu verkünden und mit seinem „heiligen", d. h. überaus mühsamen und offenkundig krankhaften (keinen Beruf, kein Einkommen, keinen Besitz, kein Weib und Kind, sondern asketische Weltverachtung und Weltflucht — „vorbildlich"!!) Lebenswandel mit abschließendem Kreuzigungstode (politisch-religiöser Revolutionär) den Teufel aus der Welt trieb und bis in die Hölle verfolgte. Wozu das alles? Konnte Gott die Menschen, die er ja so liebt, nicht von Anfang an besser

machen oder umschaffen oder mit seinem allmächtigen Worte erlösen — oder wollte er das gar nicht, da die Bekämpfung des Bösen ja seine — unerfüllbare! — „Lebensaufgabe" ist und er dazu die Menschen geschaffen hatte? Und wie kann die Meidung der normalen Funktionen des von Gott geschaffenen Leibes die Menschen erlösen? Ist es nicht heller Wahn, Krankheit als Erlösung von der Norm als der Sünde zu preisen?! Und hat uns nun Jesus erlöst? Wieso dann noch das Jüngste Gericht mit seinen ewigen Entscheidungen, diese obwohl der Mensch Gut und Böse nicht unterscheiden kann (die Wahrheit liegt allein bei Gott — und er enthält sie uns in seiner Allbarmherzigkeit vor, verlangt aber sündenfreien Lebenswandel, obwohl er uns dann doch nicht zu erlösen brauchte . . .), also nicht verantwortlich gemacht werden darf von Rechts wegen. Uebrigens kann man die Verdammnis durch tarifliche Zahlungen an die Kirche oder durch Einnehmen einer Hostie — do ut des — mildern, wenn nicht gar aufheben. Wozu der ganze Aufwand überhaupt — dafür, daß die von Gott stammenden Seelen sündig und dann wieder (zum Teil) himmelsfähig werden? Und hört nachher die Hölle auf? Nein, sie muß ja die — Unerlösten in Behandlung nehmen, also bestehen Gott und Teufel ruhig weiter in ihrem ewigen Kampfe, der also weder Sieg noch Niederlage bringt, somit aussichts- und sinnlos ist, auch insofern, als der Teufel ja wohl „ebenso allmächtig" sein muß wie Gott! Da bleibt nur das „credo quia absurdum" des Tertullian. Realiter freilich ist Gott der Urahne, ein Mann mit dem Amtstitel „godr" (altnord.), „Godan, Guodan, Wodan" usw., der mit seinem Weibe die Nachkommen zeugte, und dessen wir in der Andacht (= Andenken) gedenken. Realiter hat es immer Menschen und somit auch „die Welt" gegeben und wird es immer Menschen und Welt geben usw. Realiter ist Religion Ahnenkult und entpuppt sich alle Dämonie als Fiktion, Deutung des Physischen — und entfällt mit dieser Erkenntnis.

Auch im motivisch-wissenschaftlichen Denken ist der Tod die Wirkung einer Ursache und die Ursache einer Wirkung. Das Leben ist die Ursache des Todes, wie die Geburt die Ursache des Lebens ist. Freud, der in zwei Broschüren „Jenseits des Lustprinzips" und „Das Ich und das Es" allerhand Spekulationen auch über Leben und Tod anstellt, findet, daß „die Entstehung des Lebens die Ursache des Weiterlebens und gleichzeitig des Strebens nach dem Tode, das Leben selbst ein Kampf und Kompromiß zwischen diesen beiden Strebungen" (der Sexualtriebe und des Todestriebes oder der Todestriebe) wäre, und meint, daß damit, nämlich „dualistisch" die Frage nach „Zweck und Absicht des Lebens" beantwortet wäre (Das Ich und das Es, pag. 49). Und in „Jenseits des Lustprinzips" (einer Abhandlung, die entgegen ihrem Titel die Herrschaft des Lustprinzips von neuem statuiert) ist der Tod „das Ziel alles Lebens", „das Leblose war früher da als das Lebende". „Irgend einmal wurden in unbelebter Materie durch eine noch ganz unvorstellbare Krafteinwirkung die Eigenschaften des Lebenden erweckt." Auch sonst wird allgemein der Tod wenn nicht mehr als primitiv-dämonischer, so doch mystisch-kausaler Gegensatz zum Leben gedacht: wie der Tod die Wirkung des Lebens, so das Leben die Wirkung des Todes. Diese Auffassung findet sich auch in der Vorstellung, daß der Tod die Pforte zum ewigen Leben aufschließe (dem freilich nun in echt dämonistischem Zweifel der — ewige Tod gegenübersteht), sie ist dämonistisch, auch wo von „unvorstellbaren Kräften", die das Leben erweckt haben sollen, und ähnlichen Entfaltungen der infantilen Schöpfermacht die Rede ist. Im engeren Sinne wird denn auch allgemein von „Todesursachen" gesprochen, womit man meint, die dämonische Macht entdeckt zu haben, die von sich aus das Leben vernichtet, mag diese Macht, die tötet, das Tabu oder Mana oder sonst ein Zauber oder eine Bakteriensorte oder „der Zahn der Zeit" oder — der Tod selber sein. (Gemeint ist mit Todesursache die während des Sterbens eines Menschen medizinisch auffälligste Besonder-

heit seiner Individualität; diese Besonderheit ist aber nicht Ursache oder Grund oder Bedingung des Sterbens, sondern zeigt die Art und Weise an, wie sich die Auflösung des Organismus vollzieht; man stirbt nicht durch Altersschwäche, Krankheit usw., sondern an ihr.)

Der realische Mensch sieht im Sterben einen Uebergang, der weder Schuld noch Strafe, weder Wirkung noch Ursache usw., sondern ein biologisches Ereignis ist, eine Analogie zu allen andern Uebergängen, unter denen besonders die Amphimixis, die Geburt und die Pubertät auffallen (während die Kennzeichen der „2. Pubertät", des Ueberganges ins Zeitalter der Vollreife — um das 35. bzw. 40. Lebensjahr — weniger vordringlich sind und dem unkundigen Auge leicht entgehen können). Der Amphimixis geht die „Reifung" der Samen- und der Eizelle voraus bis zur Teilung (Zerstückelung) insbesondere der Kernsubstanzen, so daß Samen- und Eizelle nur je eine „Hälfte" sind. Das Eindringen des Spermatozoons ist sozusagen eine Beerdigung („Empfängnishügel" nennt man die dem Spermatozoon sich entgegenwölbende Oeffnung der Eihülle); nach dem Eindringen des Samens in die neue Lebenssphäre folgt die Zerstückelung. Der Geburt des Kindes geht die Reifung voraus, ein fortwährendes Wachsen und Teilen der Zellen, ein fortwährendes Aufnehmen und Abgeben, das sich innerindividuell wie zwischen den Nächstbeteiligten vollzieht; die Reife leitet den Uebergang ein, den wir Geburt nennen, die Trennung von Mutter und Kind, das Eindringen des Kindes in eine neue Lebenssphäre *), verbunden mit der Zerstückelung, der Abnabelung, zu Urzeiten und heute noch pathologisch vielfach mit dem tatsächlichen Tode. Und die Pubertät ist ein weiterer besonders einprägsamer Uebergang: die Geschlechtsreife ist der Zeitpunkt des Uebertritts in die Lebenssphäre des Erwachsenseins, der Aufnahme in die Gesellschaft der Geschlechtsfähigen; hiermit verbunden ist wiederum die Zerstückelung: einst Martern mit Verlust von Körperteilen, jetzt Prüfungen, genannt „Schinden, Piesacken, Zwiebeln, Haare lassen" usw., mit symbolischen Verletzungen, mit Verlust der Kindheit, mit Verlust des Samens, des Eies. Der Koitus fiel in urtümlichen Zeiten mit dem Tode des Mannes, des „Männchens" zusammen; er starb in der ungeheueren Wollust und wurde verzehrt — zerstückelt. Später starb der Mann nicht mehr „freiwillig", er wurde erwürgt vom Weibe, von den Söhnen, aber aufgegessen, zerstückelt wurde er stets. Dieser biologische Grundzug des Liebestodes kommt in den Zeiten steigender Kultur (steigender Hirnentwicklung, Vermehrung der Modal- und Begriffszellen) vor als Beschneidung usw. Die Pubertät fiel urtümlich mit dem ersten und einzigen Koitus des Mannes zusammen — und mit seinem Tode; auch zu Zeiten schon höherer Kultur, wie wir sie bei den sogenannten Wilden vorfinden, geht der Jüngling bei der Pubertät ins Gemeinschaftshaus oder übt sonst den Geschlechtsverkehr aus, stirbt aber nicht mehr, sondern der urtümliche Liebestod wird in der Beschneidung und sonstigen Martern symbolisiert. Diese bei allen Völkern üblichen Zeremonien wurden nun ebenfalls motivisch gedeutet, als Strafe für das Verbrechen des Sexualverkehrs aufgefaßt, der urtümlich mit dem Tode „bestraft" worden war. Und nun wurde die „Geschlechtsgemeinschaft" des Kindes mit der Mutter als das Urverbrechen aufgefaßt, das mit den Martern der Geburt, mit

*) Vergl. § 34 Anm. 1. Vergl. auch *F. Ahlfeld*, Beitr. zur Lehre vom Uebergange der intrauterinen Atmung zur extrauterinen, Marburg 1890 (Festschr. f. *Carl Ludwig*); daselbst heißt es p. 27: „Im letzten Stadium der Austreibungsperiode nehmen die kindlichen Herztöne an Frequenz normaler Weise ab." Ahlfeld bringt diese Tatsache in ursächlichen Zusammenhang mit dem Sauerstoffmangel; es besteht aber nicht nur Sauerstoffhunger, sondern auch eine allgemeine Hochfunktion der Reflexsysteme einschließlich der Hirnrinde, und damit ist eben, wie im § 34 Anm. 1 beschrieben, Pulsverlangsamung in normalem oder abnormalem Ausmaße, Hirnanämie, Ohnmacht oder Tod zeiträumlich verbunden. Asphyxie ist als Angstausdruck Begleitsymptom.

der Abschneidung der Nabelschnur, mit der Verstümmelung der Genitalien bestraft wurde, und dem man, die Pubertät gewissermaßen umdatierend, vorwegnehmend, analog dem Kindesmord, die Beschneidung, die Taufe usw. alsbald folgen ließ, den Liebestod so ersetzend, der die Sünde sühnte, noch ehe sie geschehen war (woran sich dann später der Gedanke der Verhütung, der Prophylaxe schloß; wenn der Mensch tot ist, das Sündenglied nicht mehr hat, kann er nicht mehr sündigen).

Wir sehen, der Uebergang der Pubertät ist insofern kompliziert, als seit langem die Geschlechtsreife nicht mehr mit dem Koitus und erst recht nicht mit dem Liebestode zusammenfällt. Immerhin sind die Zeremonien Symbole der urtümlichen Vorgänge und zeigen deutlich auf, daß jeder Uebergang mit Zerstückelung (Schmerz-Trauer) verläuft. So auch das Sterben. Vom Liebestode sprachen wir soeben; er war urtümlich der einzige Tod, sozusagen die einzige Gelegenheit zu sterben. Der Gestorbene wurde zerstückelt und gegessen, „beerdigt", auch später noch, als die „Söhne" Henkersdienste leisteten. Erst viel später kam „unser" Tod in die Welt, aber hierbei sterben nun wieder die Menschen „von selber" — wie in den urtümlichen Zeiten des Liebestodes. Wie einst der Mensch in der Lust „verging" (auch das Weib sank in todesähnlichen Schlaf, aus dem sie wie neugeboren erwachte und wohl tatsächlich sich als neugeboren fühlte), so sind auch für den heutigen Menschen, mag er eines „natürlichen" oder „künstlichen" Todes sterben, die Gefühle die letzten Begleiter aus dem irdischen Dasein. Freilich sind diese Gefühle anders als im Liebestod — entsprechend der biologischen Entwicklungsstufe der Hirnrinde. Sie sind in den einleitenden Stadien des Sterbens den die Geburt begleitenden Gefühlen analog; je weiter die Kurve abwärts gleitet, desto mehr verblassen die Gefühle, immer in Analogie zu den entsprechenden Etappen der aufsteigenden Kurve des Lebens. Bis endlich die schwächer werdenden Eronenströme auch die letzten sensilen Zellen nicht mehr erreichen, das Leben der Hirnrinde erlischt. Wer eine lange und schwere Geburt gehabt hat, hat auch ein langes und schweres Sterben; und eine lange und schwere Geburt hat jeder, dessen Amphimixis lang und schwer war. Die Zerstückelung der Leiche findet in kultivierten und zivilisierten Zeiten im allgemeinen tatsächlich nicht mehr statt, doch werden hin und wieder Fälle der tatsächlichen Zerstückelung und Verzehrung bekannt. Der „Leichenschmaus" (lies: Verschmausung der Leiche — in symbolisierter Art) ist aber noch Sitte — wie denn auf die Zerstückelung die Verzehrung, die Sättigung, die Freude folgt. Im übrigen besorgt die Zerstückelung viel gründlicher die „Mutter Erde", in deren „Schoß" der „Heimgegangene" „gebettet wird".

Die Entwicklungslinie, die bei den Worten und Begriffen Leben und Tod endet, weist deutlich den Bedeutungswandel, den Wandel der Assoziationen, die sich an diese Wörter und Begriffe jeweils anschließen, auf, die Mehrdeutigkeit wird uns so verständlich. Wir haben gesehen, daß eine Bewegungsperiode aus der E- und der Involutionsstrecke besteht, aus Werden und Vergehen, deren Ablauf also das einmalige „Dasein" oder „Leben" eines Individuums ausmacht. Die Wiederkehr der analogen Bewegungsperiode zeigt an, daß das Individuum noch lebt, also auch in der Zwischenzeit nicht gestorben, sondern nur abwesend war; mit der Entwicklung der Denksphären, insbesondere der Begriffssphäre aus den primitiven Stadien stellt sich diese Auffassung ein. Die Existenz, die der modalen Nicht-mehr-Existenz entspricht, ist die idealische: ich sehe den Abwesenden noch „deutlich" vor mir, als ob er noch lebte, vor mir stünde, seine Stimme klingt mir noch in den Ohren, sein spezifischer Duft schwebt mir noch vor usw. Diese idealischen Assoziationsreihen können sich an die entsprechenden modalen Aktualitäten anschließen, aber auch ihre Eronenströme aus andern Systemen beziehen, mit denen mittelbar oder unmittelbar Verbindungen bestehen. Das „An-

denken" also kann sich an mancherlei Aktualitätenreihen anschließen. Ob jemand aber noch lebt oder gestorben ist, entscheidet man im allgemeinen danach, ob das modale Individuum — in der biologisch veränderten, analogischen Verfassung — wiederkehrt oder nicht, und ferner nach der Erfahrung über die artspezifische Lebenszeit und nach wortlichen Mitteilungen.

So wird es verständlich, daß das zur Bewegungsperiode gehörige Vergehen mit Sterben identifiziert werden kann; ein modales Individuum, das nicht mehr wiederkehrt, ist dann von der Akme der Bewegungsperiode an allmählich gestorben, und der eigentliche Tod ist nur der Abschluß der Involutionslinie, ein „Datum". Gewiß ist die Involution eine Art Sterben, sie ist Abgabe, Teilung, aber wer die Involution zum Sterben rechnet, muß das „Leben" auf die Evolutionsperiode beschränken oder muß den jeweils erreichten Grad der auf- oder der absteigenden Strecke aus Leben und Sterben, lebendig und tot zusammensetzen. Lebendig und tot sind dann Bezeichnungen für den jeweiligen Stand der Bewegungskurve, es findet ja auch neben Zellzeugung Zellsterben statt. Das Individuum ist auf jeder Etappe seines „Lebens" x Grad lebendig und y Grad tot, wobei x und y gleich 100 ist. Der Anstieg ist die Zunahme des x, das auf der Akme = 100 (y = 0) ist, der Abstieg eine Zunahme des y, das in der spezifischen Teilungsgrenze die Größe 100 (x = 0) erreicht. Die Akme der Bewegungskurve bedeutet also „reines" (hundertprozentiges) Leben, die spezifische Teilungsgrenze „reinen" (hundertprozentigen) Tod. Daß ein Komplex von Bewegungsperioden, ein Individuum höherer Ordnung sich in der Evolution oder in der Involution befindet, zeigt der Vergleich, d. h. der Uebergang der wiederkehrenden modalen Aktualitäten in die (beständigeren) idealischen. „Er war mehr tot als lebendig", berichtet jemand von einem Erlebnis. Die Vorstellung des allmählichen Hinscheidens oder Sterbens von der „Höhe des Lebens" an ist durchaus populär, aber auch wissenschaftlich. Das „Leben" wird in der Dichtung vielfach als „Zersetzung", „Zermürbung", als Sterben geschildert, beide Begriffe füreinander gesetzt, miteinander geradezu identifiziert. Ein Witz lautet: halbtot ist gleich halblebendig; sind die Hälften gleich, sind es auch die Ganzen, ergo ist tot gleich lebendig.

Mit diesen Vorstellungen ist verwandt die, daß es „lebendige" und „tote" Individuen gebe, und zwar im Sinne der Wesensverschiedenheit. Die Aktualitäten und die Bewegungsperioden werden nach „tot" und „lebendig" klassifiziert. Der Stein, das Anorganische überhaupt ist tot, das Organische ist lebendig; der Uebergang des Anorganischen ins Organische ist „die Entstehung des Lebens". Was „das Leben" dem Wesen nach ist, bleibt Rätsel; es wird als dämonisch, metaphysisch wie sein Widerpart, der Tod „angenommen" und mit Gott wie der Tod mit Teufel zweifelig identifiziert. Es gibt nun freilich kein wesentliches Merkmal, das nur dem „Toten" oder nur dem „Lebendigen" zukäme; alle Versuche, das Tote vom Lebenden „rein" zu scheiden, sind mißglückt und werden mißglücken. Die Aktualitätenabläufe der anorganischen und der organischen Welt sind Analogien. Atmung, Ernährung, Hautbildung, Fortpflanzung usw. (vgl. Walter Hirt, Das Leben der anorganischen Welt, München 1914, Ernst Reinhardt), kurz Bewegung ist organisch wie anorganisch, und das Bewegungsgesetz gilt in beiden Reichen. Mit tot und lebendig wird lediglich der Grad der Bewegungsgeschwindigkeit angegeben; diese Wörter und Begriffe schließen sich an die primitiven Formen Gehöhlt und Gerade, an Weiblich und Männlich an, und man kann die Objekte nach jeder zur weiblichen Linie gehörenden Formbestimmtheit und ihrem interpolaren (männlichen) Gegensatzpartner klassifizieren, z. B. nach weich und hart, schwarz und weiß, stumpf und spitz, klein und groß, warm und kalt, tief und hoch, zart und roh usw. oder primitiver nach dem Vorbild weiblicher und männlicher Gegenstände, also nach

Adjektiven oder Substantiven, die ja sämtlich interpolare Gegensatzpartner bezeichnen, während die Verba, die Zeitwörter die anschauungsgemäße Veränderung, die Raumzeitlichkeit spezifizieren. Der Ordo der Klassifikation, das „Klassifikationsprinzip" entspricht der jeweiligen biologischen Entwicklungsstufe der Anschauung; das jeweils als das Regelmäßige, „Allgemeingültige" Erkannte, dargestellt im jeweiligen Endbegriff, ist das Klassifikationsprinzip; der Mature erkennt, daß jedes Klassifikationsprinzip ein der weiblichen Linie Angehöriges und sein männlicher Gegensatzpartner ist, daß die Urformen, die in allen ihren Entfaltungen sich präsentieren, rund und gerade, weiblich und männlich sind, daß auch tot und lebendig, anorganisch und organisch Mitglieder der weiblich-männlichen Entwicklungsreihe sind.

So wie die relativ geringere Bewegungsgeschwindigkeit als „weiblich", die relativ größere als „männlich" bezeichnet wird, so auch mit tot gegenüber lebendig die geringere Geschwindigkeit. Die Veränderung der anorganischen oder toten Objekte verläuft relativ kleinwellig, die Geschwindigkeitsdifferenzen der Bewegungsabschnitte sind gering, das Objekt, das Individuum erscheint wenig beweglich oder „unbeweglich" — im Gegensatz zu dem geschwinderen Bewegungsablauf, dem lebenden Individuum. Man wird sogleich einwenden, daß „tote Materie", z. B. ein fallendes Meteor, eine ungeheure Geschwindigkeit aufweise, so ungeheuer, wie sie „Lebendiges" nie erreichen könne. Wer diesen Einwand erhebt, läßt außer acht, daß die Geschwindigkeit eine Relation ist, wie im § 88 dargetan; von zwei Bewegungsperioden ist immer die eine im Verhältnis zur andern geschwinder, darin besteht ja die Unterscheidung beider; die geschwindere ist im Verhältnis zur langsameren männlich, also „lebendig", die andere im Verhältnis zu dieser weiblich, also „tot". Die Bewegung eines fallenden Meteors ist im Verhältnis zu der der Sterne außerordentlich geschwind, es ist „lebendig" gegenüber der „toten" Nacht und wird auch so lange für lebendig gehalten, bis die Entwicklung der Denksphären so weit vorgeschritten ist, daß Entstehung, Zusammensetzung usw. des Meteors bekannt ist und nun ein fallendes Meteor erinnerungsgemäß als anorganisch, „tot" identifiziert wird. In der Zeit, in der man ein Meteor, einen Blitz, den Mond, die Sonne usw. für „lebendig" hält, existiert das Einteilungsprinzip „organisch-anorganisch" noch nicht. Und auch dann, wann die Entwicklung bis zur Existenz dieses Einteilungsprinzips gediehen ist, haftet vielem Anorganischen, insbesondere den kosmischen Erscheinungen noch ein deutlicher Rest von „Leben" an, wie denn auch die Nacht als „tot" oder als „Tod" aufgefaßt wird (nox, nex). Was die oft differente Einordnung der Objekte in die weibliche oder männliche Linie angeht, so genüge hier der Hinweis, daß die Geschwindigkeit der Bewegungsperioden zwar art-, aber auch individualspezifisch ist, also annähernd gleiche Geschwindigkeiten von dem einen Individuum (Einzelwesen, Stamm, Volk) als weiblichen, von dem andern als männlichen Charakters aufgefaßt werden können, wie wir das deutlich an der Tatsache sehen, daß es solare und lunare Kulturen (Frobenius) gibt, bei dem einen Volk die Sonne oder der Mond männlichen, beim andern weiblichen Geschlechts ist; und Sonne und Mond sind optische Individuen von annähernd gleicher Geschwindigkeit.

Die Klassifizierung der Objekte nach tot und lebendig, anorganisch und organisch entspricht also einer gewissen Entwicklungsstufe der menschlichen Anschauung, und zwar fällt diese Stufe ins mythische und mystische Zeitalter. Hierher gehören auch die Assoziationen von Tod und Nacht, Leben und Tag in ihren mannigfachen Ausläufern. Sie zeigen deutlich die genetische Zugehörigkeit von Tod und tot zur weiblichen Linie, die in Endbegriffen wie Nichts, Psyche usw. endet. Aus dem „Nichts" (dem die Uterushöhle „erfüllenden" Nicht-Gegenständlichen) geht der Mensch, das Leben hervor, und sein Tod ist die Vernichtung, die „Rückkehr ins Nichts", das mit der Nacht

des Todes identisch ist, wie auch der Aufenthalt im Mutterleibe bis zur Entwicklung der frühmodalen Zellen ein ähnliches Dunkel ist. In die Nacht fällt der Schlaf, der „Bruder des Todes", ein „Tod auf Zeit"; der Embryo „schläft" im Mutterleibe, und in den „Schoß der Erde" wird der Entschlafene zur ewigen Ruhe, zum ewigen Schlafe gebettet. Die Geburt findet wie der Koitus, der Liebestod meist nachts statt, und die Sterblichkeit ist im Winter größer als im Sommer. Die Geburt ist der Eintritt in die Lichtwelt, ins Leben; der Zustand vor der Geburt ist demnach noch Todesschlaf, wie der Zustand nach dem Leben. Durch den Todesschlaf geht Margaretens Bruder zu Gott ein; Tristan sehnt die Stunde herbei, wann die Fackel auslischt und es Nacht im Hause wird; der weise Silen, von Midas gefangen, kündet dem Frager, was das Beste für ihn sei: nicht geboren, nicht, Nichts zu sein, das Zweitbeste, bald zu sterben. Hier und in zahlreichen andern Belegen tritt die Identifizierung des intrauterinen Aufenthaltes mit der Nacht, mit dem Tode, des Innern des Uterus mit dem Nichts, also des Weibes mit Nacht und Tod und Nichts klar hervor. Die Berührung mit dem Weibe ist tödlich, der Mann stirbt im Geschlechtsverkehr mit dem Weibe (mindestens in Form des „Verlustes" der Erektion, des „Penistodes" und der allgemeinen Erschlaffung), die Nähe des Weibes ist die Nähe des Todes, das biologische Schicksal ist der Liebestod, die Vernichtung in der Wollust und in Form der Verzehrung seines Leichnams. Aber auch das Weib stirbt symbolisch, indem es nach dem Geschlechtsakt in tiefen Schlaf fällt, und bis dahin ist ihr Schicksal dem des männlichen Individuums gleich (Gestation, Geburt, Abnabelung, Tötung, Beschneidung, gewisse Pubertätsriten, Durchbohrung bei der Defloration und jedem Geschlechtsakt usw.).

Ein ziemlich breiter Nebenweg führt zur Identifikation von Tod, Nichts, Nacht, Weib und Chaos. Unter Chaos versteht man (vgl. § 90) die „verworrene Masse", aus der die Dinge „geschaffen" werden, und dieses „Nichts", aus dem das Etwas, das Kind hervorgeht, ist eben das Innere des Mutterleibes, ist „das Weib", ist die Nacht, aus der „Gott das Kind" die Welt erschafft („und es war finster in der Tiefe" — eine Doublette, indem finster dasselbe bedeutet wie Tiefe, Höhle, Schlund, Uterus, Weib usw.). Wir wissen, daß das Chaos das Urobjekt, das Ur-Etwas (an das sich später der Begriff „Nichts" assoziiert), die Urform ist, die dem Subjekt gegenübersteht und sich als interpolare Differenz zum „Geschaffenen", zum Geraden, Vorragenden, Hervortretenden erweist. Die Urform ist eben das Weibliche, ihr Gegensatz das Männliche, das Kind, das (dämonistisch) sich selber — als Objekt — schafft, sein eigner Vater ist. Die dämonistische Deutung der Aktualität ist eben der Zweifel an der Herkunft, die Frage nach dem Urheber, nach der Ursache, die Ursächlichkeit überhaupt (vgl. § 10 Anm. 1).

In das Chaos kehrt der Mensch nach Ablauf seines Lebens „zurück" — das Nichts, die Nacht, die Mutter Erde, das Jenseits, der Tod nimmt ihn auf. Hier kommen wir zur Identifikation des Todes mit einem „Sein", nämlich dem Sein nach dem Datum, das die Auflösung des Individuums, das Sterben, den Tod in einem besonderen Sinne bedeutet. Ein solches Sein nach dem Leben (oder nach dem Tode), naiv verstanden, ist ein Analogon zu dem Sein vor dem Eintritt ins Leben, zum Sein im Mutterleibe. Ebenso wie der (im ontischen wie im phylischen Sinne) Primitive von der Biologie der Menschwerdung bis zur Geburt keine Vorstellung hat, ist ihm jenes Sein nach dem Leben (nachdem er den Tod entdeckt hat) ein unheimliches Rätsel; er nimmt das Ereignis der Geburt und des Sterbens wahr und seine begrifflichen Assoziationen lauten: diese Zeitspanne zwischen Geburt und Tod ist sozusagen eingeschoben in ein Sein vor und ein Sein nach dem „Leben", und dieses Sein ist identisch mit dem Nicht-Sein, dem Nichts-Sein (Nirwana). Diese primitive Auffassung ist auch in viel entwickelteren Zeitaltern noch anzutreffen. Mit der Entdeckung der Amphimixis ((1875, O. Hertwig)

und des embryonalen Werdeganges ist freilich das Rätsel jenes Seins, das doch (auch) ein „Nicht-Sein" ist, an eine weiter entfernte Grenze verlegt worden; die Gegenstände haben sich mit der Zahl der aktuellen Modalzellen vermehrt, der Begriffe sind viele geworden, die Gegenstände sind vom Subjekt mehr und mehr entfernt, die Arten interessieren nun mehr als das Einzelschicksal, zur Embryologie gesellt sich die Anthropologie, die Kosmologie usw. als die wissenschaftlichen Korrelate zur künstlerischen Entfaltung (Dichtung als Mythik und Mystik).

Die Grenzen des Lebens haben sich erweitert, aber Grenzen sind geblieben, das Diesseits ist vom Jenseits getrennt, das irdische Sein von jenem unerforschlichen Vor- und Nach-Sein, von dem es fraglich ist, ob es Sein oder Nicht-Sein ist.

Jedenfalls ist auf einer gewissen Entwicklungsstufe des Denkens bekannt, daß das intrauterine Sein zum Leben gehört und von dem Sein nach dem Leben wohl zu unterscheiden ist. Damit ist dieses Sein aber nur noch rätselhafter, die Frage „Sein oder Nicht-Sein?" nur noch dringender geworden. Hört das Leben mit dem Tode auf? Gibt es ein „Weiterleben", ein Leben nach dem Tode, im Totenreich, und wie soll man sich ein solches Sein vorstellen? Wie kommt der Mensch überhaupt dazu, von einem Sein nach dem Tode zu sprechen, auch dann noch, wann er längst erkannt hat, daß der Tod das Ende der Persönlichkeit, der Individualität bedeutet?

Dieser Mensch ist gestorben, heißt: das modale Sein, die modale Bewegungsperiode, die diesen Menschen ausmachte, hat ihr Ende in dem Sinne erreicht, daß sie erfahrungsgemäß nicht mehr analogisch wiederkehrt. Die Funktion der beteiligten modalen Zellen steigt also nicht mehr bis zur Wachaktualität an, doch brauchen diese Zellen nicht „gestorben" zu sein, sich aufgelöst haben, können vielmehr noch unaktuell weiterfunktionieren. Diese Funktion kann bis zur traumhaften Aktualität (s. § 107) ansteigen: der Verstorbene erscheint dann im Traume, und der Naive deutet diese Erscheinung als Beweis für eine tatsächliche Existenz der abgeschiedenen Seele im Schattenreich, aus dem sie im Traume — und demnach unter gewissen Umständen (Beschwörungen nach mittelalterlich-faustischer oder modern-okkultistischer Methode) auch im Wachen zurückkehren könne. Halluzinationen und Visionen — ebenfalls modale Aktualitäten bei „eingeengtem Bewußtsein", s. § 108 — werden als Bestätigungen dieser Deutung aufgefaßt. Ferner wird die Deutung erweitert: die Seele des Lebenden kann z. B. durch den Mund (Psyche-Atem) den Leib verlassen und ihrerseits über Zeiten und Räume dahinwandeln, auch ins Schattenreich eindringen, in den Tartaros usw., dort die Seelen treffen, sich mit ihnen unterhalten (z. B. Orpheus, Odysseus, Christus), die eine oder andere mitzunehmen, zu lösen versuchen, darf sich dabei nicht umdrehen usw. — Ausgestaltungen, die sich weiterhin mit Mutterleibs-, Inzest-, Sünde- und Sühne-, Verbots- und Gebots-, Auferstehungs-Phantasien usw. verweben.

Nun kann aber ferner auch die idealische Aktualitätenreihe, die jener modalen, die das jetzt verstorbene Individuum ausmachte, entspricht, im Anschluß an andere Aktualitäten immer mal wieder abrollen: wir gedenken des Toten. Diese Tatsache der begrifflichen Erinnerung wird naiv so gedeutet, daß die Toten ein den Lebenden analoges Dasein führen müssen. Indem die der früher „lebenden" modalen Aktualitätenreihe entsprechende idealische nunmehr im Anschluß an andere Aktualitäten abläuft, ist die Fiktion gegeben, daß diese idealische Aktualitätenreihe, die wir Andenken nennen, doch immer noch jener ursprünglichen modalen Reihe (die den Verstorbenen ausmachte) gleiche oder gleichen müsse oder daß jedenfalls das (jetzige) Sein des Verstorbenen dem Sein derjenigen Aktualitäten gleichen müsse, die jetzt den Ausgangspunkt der idealischen Aktualitätenreihe, die wir Andenken nennen, bilden. Diese Assoziationen schließen sich an die Tatsache an, daß es möglich ist, etwas zu beschreiben. Die Be-

schreibung entspricht, wie wir gesehen haben, Aktualitäten als solchen, nicht als Symbolkomponenten; Nicht-mehr- oder Noch-nicht-Seiendes als solches ist unbeschreibbar. Die Beschreibung „bezieht sich" immer auf Seiendes, entspricht einer Reihe von Seiendem, einer Aktualitätenreihe, die in der (gegenwärtigen) Aktualität symbolisch als Unseiendes, Unbewußtes vertreten ist. Insofern gibt es beschreibungsgemäß ein Sein, das mit und in der Aktualität als Erinnerung gegeben ist und das ein anderes Sein ist als das Sein der Aktualität, nämlich jenes, das in das Sein der Aktualität, in die Aktualität eingegangen ist, das also ihr Werden und Vergehen, die raumzeitlichen Unterschiede ausmacht.

Die Beschreibung entspricht also Seienden, Existenzen, die in der (gegenwärtigen) Aktualität als Nicht-mehr- und Noch-nicht-Seiendes symbolisch vertreten sind. Die Fiktion ist aber die, daß diese Existenzen jetzt „wirklich", abgesehen von der Beschreibung existieren, wie ja auch die Fiktion besteht, daß die Vor- und Nach-Aktualitäten (als Symbolkomponenten) eine individuale Existenz führen oder gar nicht Symbolkomponenten, sondern eben Aktualitäten seien, die eben nur jetzt unaktuell, aber trotzdem existent seien. Indem sich nun weiterhin die obengenannte Fiktion anschließt, daß nämlich das Sein des Verstorbenen dem Sein derjenigen Aktualitäten entspreche, die Ausgangspunkt der Erinnerung sind, ist die summatorische Fiktion gegeben, daß die Verstorbenen ein „besonderes" Dasein haben und daß dieses auch beschreibbar sei. Die Verstorbenen können sich also auch materialisieren oder manifestieren usw.

Die realische Auffassung ist schon in der Kennzeichnung dieser Assoziationen als Fiktion ausgedrückt. Der Tod ist das Ende des Individuums als solchen; ein gewisses Individuum hat die spezifische Teilungsgrenze überschritten*), die spezifische Bewegungsperiode kehrt analogisch nicht mehr wieder. Idealische Erinnerungen können sich nur an andere Aktualitäten anschließen, nicht aber an das Nichts, mag man Nichts als polaren Gegensatzpartner zum Etwas auffassen oder gar in der Objektwelt auffinden zu können wähnen. Die Begriffssphäre ist nur erreichbar über die sensile und modale Sphäre. Gewiß erweitert sich die Erfahrung unaufhörlich, aber davon wird die Tatsache nicht berührt, daß die Bewegungsperiode bei Ueberschreitung der spezifischen Teilungsgrenze analogisch sich nicht mehr wiederholen kann und daß eben diese Ueberschreitung das Ende des Individuums, das Sterben, den Tod ausmacht. Auch kann die Erweiterung der Kenntnisse und Erfahrungen daran nichts ändern, daß die begrifflichen Erinnerungen sich dann lediglich an andere Aktualitäten anschließen können. Ein Taschentuch erinnert mich an einen Verstorbenen; von diesem Gegenstand geht die Andenken genannte idealische Aktualitätenreihe aus, niemals aber von dem Verstorbenen. Die Erinnerung kann bis auf Einzelheiten genau sein, sie geht dennoch nicht vom Verstorbenen aus, sondern von irgendeiner assoziierten Aktualität.

Ebenso kann nur Existentes beschrieben werden; Aufgelöstes, erfahrungsgemäß nicht mehr Wiederkommendes fällt aus der Beschreibung, aus der Anschauung überhaupt aus. Die Annahme der Möglichkeit, daß ein innerhalb meines Lebens erfahrungsgemäß nicht mehr Wiederkommendes in der Anschauung anderer Personen noch existiert, ändert nichts an der Tatsache, daß niemand das Nichts beschreiben kann, daß immer nur Objektisches beschreibbar ist, und daß ein Objekt niemals zum Subjekt, ein Gestorbenes also nicht zum Nichts werden kann (es wäre übrigens dann ja erst recht nicht beschreibbar). Ein „außerhalb der Anschauung" ist weder denkbar noch undenkbar noch nicht-denkbar, weder wahrnehmbar noch unwahrnehmbar noch nicht-wahrnehmbar. Alles Seiende, Unseiende und Nicht-Seiende gehört zur Anschauung.

*) Auch diese Ueberschreitung, also die Lebensdauer gehört zur Spezifität.

Es sei endlich im Anschluß hieran noch auf unsere Ausführungen im § 98 hingewiesen, die darlegen, daß das Jenseits mit der Welt der Begriffe zusammenfällt. Sonach wird das Sein nach dem Tode mit der Existenz der Begriffe identifiziert. Die modale Aktualitätenreihe, die den Verstorbenen ausmachte, war gefolgt von einer assoziierten idealischen, die beständiger als jene ist, die von andern Denkzellen her aktuell werden kann, die die Erinnerung an den Verstorbenen ist, die Reihe der begrifflichen Vorstellungen, die jener sozusagen hinterlassen hat. Diese idealischen Vorstellungen stehen für den Verstorbenen; er existiert in der Erinnerung, sein Andenken „wird hoch in Ehren gehalten", aus der Erinnerung kann der Verstorbene auch beschrieben werden.

Die idealischen Aktualitätenreihen schließen sich besonders an solche modale an, die irgendeine zur ehemaligen spezifischen Bewegungsperiode gehörige besonders prägnante, d. h. besonders gefühlige Aktualitätengruppe analogisch und symbolisch wiedergeben, z. B. ein Lichtbild, eine Totenmaske, ein Denkmal irgendeiner Art vom urtümlichen Pfahl (als Symbol des Phallos des verstorbenen Vater-König-Gottes) über Obelisk, Pyramide usw. bis zum heutigen Grabstein.

Es kommt häufiger vor, daß sich eine Aktualitätenreihe, z. B. Mensch M bei mir aufgelöst hat, nicht aber bei andern Leuten. Ich erfahre dann aus einer wortlichen Mitteilung, in der M beschreibungsmäßig vorkommt, daß M noch gegenständlich für andere Leute lebt, falls die Mitteilung wahr ist, d. h. den Tatsachen entspricht. Für mich, d. h. in meinem Gegenstandsbewußtsein ist M „gestorben", doch pflegt man diese Ausdrucksweise in diesem Falle selten anzuwenden. Falls das assoziative System, dessen Aktualitätenreihe M ist, nicht aufgelöst ist, sondern nur längere Zeit unaktuell funktioniert, werde ich M — gemäß der Funktionsperiodik des Systems — wiedersehen.

Wir sehen aus alledem, daß wir die Begriffe Leben, Sterben, Tod nur verstehen können, indem wir ihre Entwicklungsgeschichte psychologisch studieren. Aus dem ursprünglichen Chaos differenziert sich zunächst die primitive Ich-Du-Welt, die animistisch-magische Denkweise, in dieser Art Diesseits und Jenseits, Oben und Unten usw., Tag und Nacht, Licht und Finsternis, Schlafen und Wachsein, Himmel und Hölle, Leben und Tod, Vater und Mutter, Mann und Weib (vgl. Wotan und Erda, Uranos und Gaia usw.). Urtümlich ist also das Mutter-Weib die Verkörperung des Todes, die Todbringerin: es nimmt den Mann, das Leben (per vaginam und per os) in sich auf, wie die Mutter Erde die sterbenden Geschöpfe. Aber das Weib schenkt, selber unsterblich wie der ewige Tod, dem neuen Geschöpf das Leben, wie die unsterbliche Mutter Erde, vom himmlischen Vater befruchtet, die Geschöpfe neu hervorbringt: neues Leben blüht aus den Ruinen. Der Tag sinkt in die Nacht, aber die Nacht gebiert den jungen Tag. Mit steigender kultureller Differenzierung (im ontischen wie im phylischen Sinne) geht der Primat des Weibes (Matriarchat) an den Mann verloren (Patriarchat): der Mann wird des Weibes Herr, ist Herr über Leben und Tod, so auch Präsentant des (dämonischen) Todes, wie das Weib auch Präsentantin des (dämonischen) Lebens ist, und es ist fraglich, ob nicht „oben" (auch) der Tod, „unten" (auch) das Leben wohnt, ob der Himmel den Tod verhängt, die Erde-Hölle aber aus dem Tode, dem Toten das neue Leben erzaubert. Zu dem weiblichen Gespenst, der Todesdämonin, die Leben wirkt, gesellt sich das männliche Gespenst, der Lebensdämon, der den Tod wirkt, der Sensen- oder Knochenmann mit zahlreichen Namen (Freund Hein mit der Hippe usw.). So ist Leben und Sterben Wirkung dämonischer Mächte, die dann auch Götter und Teufel, später Gott und Teufel heißen, die in den „Wesen", besonders den Menschen, aus ihnen und durch sie ihr allmächtiges Spiel treiben. Indem so „die Natur" von Lebens- und Todesmächten, im ewigen Widerstreite miteinander, durchwaltet, beseelt ist, zerfällt

sie in lebendige und tote Wesen, holt der Tod die lebende Seele, die — auch als weiterlebend — nun tot heißt und die aus dem Totenreiche ins Leben, ins Leibliche zurückkehren, auferstehen kann. Oder ist der Leib, das Irdische, Physische überhaupt tot, tote Substanz und lebt nur die Seele in ihm unsterblich? Usw. Der Uebergang vom Leben in den Tod (das Totenreich) heißt Sterben: die Seele verläßt den Leib. Das Leben ist ein fortwährendes Sterben und Auferstehen. Die Dinge sind jetzt abwesend, jetzt wieder da: gestorben und auferstanden; in der Zwischenzeit waren sie tot. Daß sie tot waren, kann man an andern toten Dingen sehen: die Eigenschaften des toten Dinges lassen sich feststellen und unterscheiden von denen des Lebendigen, aber letzten Endes bleibt es bei dem Satze: tot ist, was nicht lebt, lebendig ist, was nicht tot ist. Die Gehirnentwicklung geht nun bis zur wissenschaftlichen Weltbetrachtung vorwärts: der Unterschied zwischen Leben und Tod wird immer fraglicher, läßt sich nicht in präzise Formeln einfangen — und Wissenschaft ist: Definition (definire, begrenzen). Das Gesetz von der Erhaltung der Energie ist ein Denkmal der Auffassung, daß die Grenze zwischen Leben und Tod nicht mehr in der Objektität zu suchen ist: nichts Objektisches stirbt mehr in dem Sinne, daß es endgültig aus dem Leben ausscheidet; zum Weltall kann nichts hinzukommen, aber auch nichts aus ihm verschwinden; lebendig und tot sind zwar noch Klassifikationsprinzip, aber man ersetzt diese Begriffe gern durch organisch und anorganisch und verlegt die Pforte des Todes weitab an den Beginn und das Ende des „organischen Lebens" oder noch weiter hinaus bis zum Anfang und Ende alles Seins.

Die weltanschauliche Entwicklung erreicht ihren Höhepunkt in der realischen Denkweise. In dieser wird erkannt: alle Dämonie ist Fiktion, Deutung des physischen, biologischen Geschehens und entfällt mit dieser Erkenntnis. Die Aktualität, das Bewußte ist Funktionseigentümlichkeit der Denkzelle; in dieser spezifischen Art funktioniert sie als Bestandteil des lebenden Organismus und so lange sie selber lebt, d. h. unversehrt ist. Die Aktualität ist also lebendig, gleich ob sie organisch oder anorganisch ist. Leben heißt soviel wie Leiben, Leib-sein, Organismus, assoziatives System, Bewegungsperiode sein. Ein metaphysisches Leben gibt es ebensowenig wie einen metaphysischen Tod — wie das Metaphysische überhaupt. Die Aktualitäten reihen sich zu zusammengesetzten Individuen, die klassifizieren sich in organische und anorganische, diese nennt man im Ausklang früherer Auffassungen auch lebendige und tote, dies aber nicht mehr zur Bezeichnung metaphysischen Wesens, sondern physischer Beschaffenheit. So heißen auch Organismen, die als solche nicht mehr bestehen, die in letzter Auflösung begriffen sind, Leichen, Tote. Das Wort Leben ist letztabstrakte Kollektivbezeichnung für alles Lebendige (Leibende) als solches und als Wortbegriff ein Endbegriff; das Wort Tod ist letztabstrakte Kollektivbezeichnung für alles Tote (Anorganische, Nicht-mehr-Lebendige = Zerfallene) als solches und als Wortbegriff ein Endbegriff. Der Uebergang des Organischen, des Organismus ins Anorganische ist das Sterben, der „Eintritt des Todes" das Datum des definitiven Erlöschens der organismischen Funktionen, des organismischen Seins.

Das Sterben ist also der endgültige Zerfall des Individuums; hierbei erlischt bei den Gehirnwesen die Hirntätigkeit mehr und mehr; die Begriffe, die Gegenstände schwinden dahin, die Welt stirbt mit dem Subjekt-Individuum. Im Gange dieses Sterbens gewinnt die sensile Sphäre eine relativ stärkere Funktion, indem die idealische und modale Sphäre vor der sensilen erlöschen. Es treten also die Gefühle relativ stärker auf, und zwar in einem den geburtlichen und embryonalen Perioden analogen Ablauf. Das Sterben geht immer analog den geburtlichen und den embryonalen Erlebnissen vor sich. Wir nennen das Sterben einen Uebergang, eine Analogie zur Geburt, indem beide Male

analoge Aktualitätenabläufe stattfinden — wie übrigens auch bei allen andern Uebergängen, bei denen auch die sensile Sphäre relativ stark in Funktion ist. Der Uebergang muß ja nun irgendwohin führen; gewiß, die das Individuum bildenden Aktualitäten schließen sich andern Individuen an, die wiederum wachsen und nach Absolvierung der spezifischen Anzahl von Erscheinungsperioden ebenfalls sterben, sich auflösen. Diese Auflösung des Individuums zu Paßformen für andere Individuen ist das Sterben. Nur die dämonistische Denkweise fingiert einen individualen Uebergang in ein Jenseits, wo das verstorbene Individuum weiterhin eine individuale Existenz führe. Realiter gebiert sterbend das Individuum die Eronenkomplexe, die sich zu andern Individuen zusammenschließen. Nichts geht verloren.

Diese Analogie des Sterbens zur Geburt und zu allen andern Uebergängen (Aufnahmen und Abgaben) läßt uns verstehen, daß auch das Sterben eine Hunger-Angst-Schmerz-Trauer-Freudereihe ist: Hunger nach dem Nicht-mehr-sein, nach Befreiung-Erlösung vom Da-sein (Todeshunger, auch als Lebensmüdigkeit bezeichnet, pathologisch übersteigert zur Todessehnsucht mit Selbstmordsucht), Angst vor dem letzten Schritt, der Ueberschreitung der Schwelle (letzte Vorbereitung zum Abschied, pathologisch Grauen vor dem „Jenseits" mit seinen furchtbaren Ungewißheiten), Schmerz (Abschied, pathologisch Todeskampf als Todeskrampf), Trauer (Entspannung, wehmütiger Rückblick, pathologisch übersteigert bis zu melancholischem Jammern), Freude (es ist vollbracht, Verklärung, pathologisch übersteigert bis zu manischen Exaltationen). Das letzte der Gefühle ist also die Freude; ihr Ende erlebt der Mensch nicht mehr, er stirbt in Freude. Nur vergleichend erkennt der Mensch, daß auch er einst sterben wird. Niemand erlebt seinen Tod.

§ 105. Erinnerung

Erinnerung bedeutet im allgemeinen Sinne soviel wie Aufnahme ins Innere im Gegensatz zur Abgabe, zur Aeußerung, zur Entäußerung. In diesem Sinne haben alle Wesen Erinnerung, alle nehmen auf, die Bewegung der Eronen ist Aufnahme und Abgabe, Erinnerung und Entäußerung. Indem die Bewegung die Veränderung, der Wechsel der interindividuellen Verhältnisse ist, die immer nur zwischen Paßformen bestehen, indem also jedes Individuum als solches individualspezifisch ist, ist das Gedächtnis eine allgemeine Eigenschaft der Individuen und identisch mit Formspezifität (vgl. Semon-Bleulers Mnemismus).

Im engeren Sinne ist Erinnerung Aufnahme in den Bereich der Denksphären, Aeußerung ist Abgabe aus diesem Bereich. Hiernach kommt Erinnerung nur den Gehirnwesen zu, ebenso Gedächtnis, das hier Name und Begriff für die Summe der möglichen Aktualitäten ist. Erinnerung ist also auch die Bewegung der Eronen in den Denksphären: Aufnahme der Paßformen in die Denkzelle und die Passage durch diese — je nach der Stärke des Eronenstromes ohne oder mit Einschaltung der Aktualität.

Weiterhin ist die Aktualität selber Erinnerung, und zwar, wie wir gezeigt haben, anschauungsgemäß, indem sie Symbol der Vor- und Nach-Aktualitäten ist und überhaupt nur unterschieden wird, indem sie Erinnerung an die nächstliegenden, dann aber auch an alle möglichen Vor- und Nach-Aktualitäten ist. Die Formbestimmtheit existiert als solche nur, indem sie Erinnerung ist. Dies gilt für die sensile wie für die modale und die idealische Aktualität. Somit ist das Gegenwärtige nur da als Erinnerung des Vor- und Nach-Gegenwärtigen, des Vergangenen und des Künftigen; dieses Vergangene und Künftige ist im Gegenwärtigen symbolisch enthalten, das Gegenwärtige ist das Symbol, die biologisch-phänomenale Homogenität des Ungegenwärtigen, des Vor- und Nach-Gegenwärtigen. Das Ungegenwärtige, das Unseiende, das Un-

bewußte sind Symbolkomponenten, die raumzeitlichen Unterschiede der Beschreibung. Insofern das Noch-nicht- und Nicht-mehr-Seiende aktuell sein wird oder gewesen ist und als diese künftige oder frühere Existenz beschrieben wird, kann man auch das Unbewußte Erinnerung nennen; man muß sich aber darüber klar sein, daß die Vor- und Nach-Aktualitäten nicht „ins Innere" der Aktualität aufgenommen werden und daselbst als individuale Existenzen, als „Inhalt" des Symbols weiterexistieren, so daß die Aktualität die Form wäre, die diese „Teile" umgeben und neue Teile aufnehmen, andere abgeben könne, sondern daß die Aktualität eben Symbol des Unbewußten ist. Das Unbewußte ist Erinnerung nur in der Beschreibung, als Aktualität, der die Beschreibung entspricht. Nur in diesem Sinne kann man von unbewußten Erinnerungen reden, nicht aber in dem Sinne, daß im Bewußten, das ja Erinnerung der Vor- und Nach-Aktualitäten ist, diese letzteren als selbständige Erinnerungen enthalten seien, Erinnerungen in der Erinnerung. Man wird gut tun, sich, so oft man das Wort Erinnerung braucht, darüber zu äußern, in welchem Sinne man diesen mehrdeutigen Ausdruck anwendet.

Von Vergangenem und Künftigem kann man nur sprechen, insofern es Gegenwärtiges gibt; die Zeiträumlichkeit liegt symbolisch in der Gegenwart, und nur diese ist. Indem aber die Gegenwart, das Gegenwärtige ist, indem wir überhaupt zeiträumlich anschauen, ist als interpolarer Gegensatz zur Gegenwart die Vergangenheit und die Zukunft gegeben, das Werden (Entstehen) und das Vergehen, für die gemeinsamer Begriff die Bewegung ist. Ebenso wie Werden und Vergehen ist auch Vergangenheit und Zukunft symbolisch im Sein vertreten, eine andere Vergangenheit oder Zukunft, die also abgesehen von der Gegenwart da wäre, außer oder neben der Gegenwart existierte, gibt es ebensowenig wie ein Werden und Vergehen außer oder neben dem Sein. Mit der Anschauung ist das Objekt als Symbol des Werdens und Vergehens, der Zeiträumlichkeit gegeben, das Bewußte als Symbol des Unbewußten, das also nicht abgesehen vom Bewußten existiert oder nicht existiert. Auch die Beschreibung ist gegenwärtig: sie ist idealische oder — gesprochen — akustische und — geschrieben — optische modale Aktualitätenreihe, unmittelbar oder mittelbar assoziiert mit Denkzellen, deren Aktualität die Aktualität der Beschreibung entspricht; die Aktualität jener Denkzellen, der die Beschreibung entspricht oder, wie man kurz sagt, die beschrieben wird, ist während der Beschreibung unaktuell, in der Aktualität der Beschreibung symbolisch enthalten, die Beschreibung ist somit Erinnerung der Aktualitäten, denen sie entspricht, und es ist eben das Wesen der Beschreibung, daß die sie ausmachenden Aktualitäten Entsprechungen derer sind, die sie zugleich als Symbol, als Erinnerung in sich homogen enthalten.

Auch die idealischen Aktualitäten sind als Aktualitäten Erinnerungen, sie sind aber obendrein Erinnerungen in einem besonderen Sinne, der sich aus dem Wesen der Beschreibung ergibt. Wir haben hiermit die Erinnerung in einer vierten Bedeutung kennengelernt, nämlich als idealische Aktualität, die einer modalen und — über diese hinweg oder über unmittelbare Assoziation — einer sensilen Aktualität entspricht, aber beständiger ist als jene und auch ohne jene Aktualität wieder analogisch aktuell werden kann, so daß eben jene Aktualität „in der Erinnerung fortbesteht". In diesem Sinne wird Erinnerung im allgemeinen verstanden. Man sagt, sie beziehe sich auf etwas Vergangenes, und sucht diese Beziehung zu erklären, indem man annimmt, daß die primären Eindrücke eben — Eindrücke, Inschriften, Engramme in den Hirnzellen hinterlassen, die mehr minder lange erhalten bleiben und eine Bereitschaft der Zelle „bedingen", „auf Grund deren" diese Zelle leichter anspricht, d. h. die Engramme „ekphoriert" werden können; diese „Wiederbelebung" sei nun die Erinnerung an jenen primären Eindruck usw.

Wir verstehen den Sachverhalt psychobiologisch wie beschrieben: Die Bewegung erfolgt entsprechend dem Bewegungsgesetz im Sinne der Vermehrung der Paßformen bis zur spezifischen Wachstumsgrenze, worauf die Teilung eintritt. In jeder Gegenwart steht der Eronenkomplex mit der jetzt größtmöglichen Anzahl von Partnern im Verhältnis. Auch die Denkzellen nehmen also nur Paßformen auf, sie sind wie alle andern Eronenkomplexe art- und individual-spezifisch. Die Paßformen wandern durch die Denkzellen hindurch; entsprechend ihrer Formspezifität treten solche Eronen auch ins Verhältnis zu Kernkomplexen usw. Andere als Paßformen werden nicht aufgenommen, es fehlt an Partnern; alle aufgenommenen Eronen sind Paßformen. Es werden also in den Denkzellen nicht Erinnerungsbilder hinterlassen, nicht Engramme gebildet, die „wiederbelebt werden", deren Ekphorie die Beziehung zu früheren Engrammen in sich begreift und nun wiederum ein Engramm setzt, so daß die zahlreichen Engramme wie Transparente aufeinander lägen oder so ähnlich. Die Tatsache der Formspezifität ist das Ende aller dieser Fiktionen und Hypothesen. Die Denkzelle nimmt nur Paßformen auf, sie ist so organisiert, daß sie nur mit spezifischen Formbestimmtheiten im Verhältnis steht, und diese Spezifität bleibt auch im Gange der biologischen Veränderung (des Wachstums, der Ernährung usw.) erhalten und macht eben die spezifische Bewegungsperiode aus, die wir Denkzelle nennen; sobald die Spezifität der Denkzelle — wie natürlich auch aller ihrer Komponenten — sich über die spezifischen Grenzen ihrer Existenz hinaus verändert, sagen wir: die Zelle stirbt, und auch ihr Sterben ist spezifisch.

Die Funktion, d. i. der spezifische Bewegungsablauf der einzelnen Denkzelle, ist also ein periodisches Geschehen wie alle Bewegung, alle Funktion; auf die episodische Evolution folgt die episodische Involution, und an diese schließt sich wieder die Evolution an. Die Evolution ist das Anschwellen des Eronenstromes, der die Denkzelle passiert, die Involution das Abschwellen; entsprechend geht der Ausdruck der Eronen (Motilität und Sekretion) vor sich. Eine Ruhepause in dem Sinne, daß der Eronenverkehr völlig stockt, kommt nicht vor; auch solange die Zelle stirbt, wird sie noch von einem schwächer werdenden Rinnsal von Paßformen durchflossen.

Die Veränderungen der Denkzellen sind also lediglich die biologischen; irgendeine „Imprägnierung" mit oder ohne Fixierung von „Erinnerungsbildern" findet nicht statt und braucht nicht stattzufinden: die Zelle kann ja immer nur entsprechend ihrer Spezifität funktionieren, also immer nur die gleichen oder analogischen Aktualitäten haben. Und der Ablauf ihrer spezifischen Perioden ist in ihrer Spezifität bestimmt und kann immer nur, solange die Zelle lebt, analogisch vor sich gehen. Mit der Entwicklung sind auch die „erforderlichen" Paßformen da; deren Dasein, deren Verhältnis zu Eronenkomplexen der Denkzelle ist ja eben ihre Evolution. Und anderseits bewegen sich die Eronenkomplexe weiter, indem sie sich teilen und diese Teile Paßformen zu andern Eronen sind, sich mit diesen zusammentun usf. Die Eronenkomplexe sind alle spezifische Bewegungsperioden, haben also ihre (damit) bestimmte „Lebensdauer" als Individuen, und es ist undenkbar, daß solche Komplexe in den Denkzellen jahre- oder jahrzehntelang gewissermaßen versteinert lägen und aus dieser „Einklemmung", diesem Dornröschenschlaf, in die sie das sog. „psychische Trauma" versetzt haben soll (wie die Freudsche Theorie besagt), z. B. mittels der Psychoanalyse erweckt werden sollten, wobei es dann zum „Abreagieren" der „Affekte" käme. Vielmehr spielt sich in den Zellen ständig ein gewisser Eronenverkehr ab. Dieser kann freilich, wie dargetan, mit einer zeitweiligen Eronenstauung*) einhergehen, entsprechend der Organisation der sensibel-motorisch-sekretorischen Systeme, aber die Zeitspanne ist erfahrungsgemäß

*) in den Stauungszellen und -systemen, s. § 94.

(ich verweise z. B. auf die posthypnotischen Suggestionen) recht kurz, und auch die Eronenstauung ist nicht zu denken als völliges Stagnieren des Zu- und Abflusses, sondern nur als eine Verlangsamung der Geschwindigkeit, die wiederum in der Spezifität der beteiligten Eronenkomplexe gegeben ist. Im übrigen sind alle Wiederholungen bestimmter Abläufe analogische Funktionen des gleichen assoziativen Systems, nicht Lösung von jahre- und jahrzehntelangen Verstopfungen oder Einklemmungen, die sich mit biologischen Vorstellungen von der „Feinmechanik" der Hirnrindenvorgänge nicht vertragen. Und auch die anscheinend plötzlich auftretenden Besonderheiten (neurotische, psychotische Symptome) des Verhaltens sind Zeichen einer spezifischen, in der Spezifität der beteiligten Systeme gelegenen (periodischen) Veränderung, nicht aber „Beweise" dafür, daß jetzt ein anno dazumal eingeklemmter Affekt sich in Form einer Eruption oder wie immer löse.

Die Eronen bewegen sich in den assoziativen Systemen entsprechend ihrer Formspezifität; sie können also z. T., sich verändernd, aus der sensilen in die modale und in die idealische Sphäre gelangen. Die Begriffszellen sind mit zahlreichen andern Zellen direkt und über weniger oder mehr Zwischenstationen mit weiteren, letzten Endes mit allen Systemen in Verbindung; immer werden aber gewisse Zufahrtstraßen zu der einzelnen Begriffszelle besonders intensiv, d. h. hauptwegig begangen. Gemäß der größeren Beständigkeit der Begriffszellen gegenüber der der modalen und sensilen Zellen können sich die analogen idealischen Aktualitätenreihen an Aktualitäten verschiedener Denkzellen anschließen, die analogische Erinnerung kann also auch auf Aktualitäten folgen, die nicht jene sind, an die sich erstmalig die idealische Reihe angeschlossen hat, wie wir bereits ausgeführt haben und nur im Zusammenhange wiederholen.

Der Uebergang des modalen Eronenstromes in die Begriffszelle ist das Vergehen der modalen und das Werden der idealischen Aktualität. Der Gegenstand „wird" zum Begriffe. Der Begriff ist als Aktualität Erinnerung, im besonderen Sinne aber Erinnerung entsprechend der größeren Beständigkeit. Der analogische Gegenstand, der also wiederkehrt, ist stärker verändert als der assoziierte Begriff: der Begriff entspricht dem Gegenstand, wie er früher war, und so wird der Grad der Veränderung, die sich im jetzigen Gegenstand darstellt, erkannt, der Gegenstand w i e d e r e r k a n n t (§ 90). Der Uebergang des modalen Eronenkomplexes in die Begriffszelle ist der V e r g l e i c h. Er ist nur möglich, indem der Begriff als Aktualität Erinnerung ist. Die relativ größere Beständigkeit des Begriffs gibt lediglich den Grad der Veränderung an. Der Weg des Eronenkomplexes von der sensilen Zelle aus, in der er Gefühl war, geht über modale Zellen, deren Aktualitäten die verschiedenen (assoziierten) Gegenstände sind, in die assoziierte Begriffszelle der ersten und (gleich oder nacheinander) der zweiten oder dritten Zone; der Weg kann natürlich auch anders verlaufen, der Eronenstrom aus der sensilen oder modalen Sphäre in die Motilität und Sekretion abfließen usf. Die sensilen und modalen Zellen ändern sich auch fortwährend, die analogische Aktualität ist Erinnerung der vorigen, aber „gewußt" wird die Tatsache der Veränderung und der Grad der Veränderung erst in der Begriffssphäre.

Je näher die Bewegungsgeschwindigkeit der Begriffszelle und ihrer Teile, insbesondere der Kernsubstanzen der Geschwindigkeit der assoziierten modalen Zelle liegt, desto geringer ist die Veränderung des wiedererkannten Gegenstandes. Die Aktualitäten der Begriffszellen der 2. und der 3. Zone sind Kollektiv-, Sammelbegriffe (auch Oberbegriffe genannt): homogen umfassende Erinnerungen an Gruppen von analogen Gegenständen (z. B. an Männer bestimmter Art, z. B. Bauern oder Arbeiter oder Soldaten oder Ge-

lehrte usw.), also Begriffstypen (Typus Bauer usw., die polytheistischen Götter), letztens als Endbegriffe an alle analogen Gegenstände (z. B. alle Männer, d. i. der Gottesbegriff; ohne Erinnerung keine Genealogie und keine Religion). Jeder Begriff ist auch lage-, kraft- und richtungsmäßig bestimmt: koordinative Symbolkomponente (§ 52). Die Zeitlichkeit einer Erinnerung, d. i. der Zeitpunkt, „an" den sie „zurückverlegt" ist, ist also die Zeitkomponente, d. i. die Richtungskomponente, die in zeitlichen Wörtern beschrieben wird.

Indem wir uns erinnern, ist der Begriff aktuell; das Bewußte ist da der Begriff, nicht die sensile oder modale Aktualität, an die sich der Begriff angeschlossen hat; der Eronenkomplex ist ja übergewandert, und die Aktualität einer Zelle besagt immer, daß jetzt der relativ stärkste Eronenstrom durch sie hindurchfließt. Während wir „uns" in diesem Sinne erinnern, also Begriffreihen aktuell sind, nehmen wir Gegenstände oder Gefühle bewußt nicht mehr oder noch nicht wieder wahr, die Erinnerung kann sich zu einer mehr oder minder tiefen „Versunkenheit" ausbreiten, d. h. es strömen die jetzt zahlreichsten Eronen durch Begriffszellen besonders der ersten Zone, wobei wir dann oft ziemlich gegenständige „Bilder" vor uns haben (optische, akustische usw.), dann aber auch durch die Begriffzellen der zweiten Zone, wobei die Erinnerung mit der Gegenständigkeit „verblaßt", nämlich zu den Aktualitäten der sog. „Ueberlegung" oder des „Nachdenkens", das sich auch in der dritten (innersten, tiefsten) Zone abspielt. Das bewußte Nachdenken besteht immer aus Begriffsreihen, die sich an sensile und modale Aktualitäten anschließen und immer Erinnerungen sind; ohne Erinnerungen kein bewußtes Nachdenken. Dieses kann nur einsetzen nach dem Uebergange sensiler und modaler Eronen in die Begriffszellen. Es ist wohl zu unterscheiden vom Denken schlechthin, das wir ja als unbewußt, als Bewegung schlechthin erkannt haben. Der Einfall ist das „Einfallen" sensiler und modaler Eronenkomplexe in die Begriffszelle; das wenigstens geben alle Leute zu, daß sich der Einfall nicht kommandieren läßt: er ist da, wenn er da ist, gemäß der spezifischen Funktionsperiodik der betr. Denkzellgruppe. Ein „willkürliches" Zitieren oder Beschwören ist aussichtslos — hier abgesehen davon, daß die Annahme einer Willkür motivische Fiktion und Dämonenglaube ist; wann doch mal während eines „Bemühens" um den Einfall dieser erscheint, so ist das kein „Beweis", daß das eifrige Suchen den Einfall, die Erinnerung bedingt oder verursacht habe, sondern lediglich ein Zeichen, daß der Eronenstrom, der die Aktualitätenreihe des „Suchens" (den Hungerreflex) ausmachte, so viele Paßformen für die Zellen, deren Aktualität der Einfall ist, führte, daß eben die Aktualität erschien, — oder daß andere Eronenströme als die jetzt stärksten diese Zelle passieren. Der Einfall braucht, wie gesagt, nicht von den sensilen oder modalen Zellen auszugehen, denen er erinnerungsgemäß entspricht, ja er braucht gar nicht als Erinnerung an bestimmte sensile oder modale Aktualitäten erkannt zu werden; er kann von irgendwelchen Denkzellen ausgehen, nur müssen sie direkt oder indirekt assoziiert sein. Er kann auch erscheinen im Anschluß an Aktualitäten, die gar nichts mit ihm zu tun haben; es sind dann die Eronen aus unaktuellen Zellen eingeflossen, und die Analyse kann die Zusammenhänge aufdecken.

Die Erinnerung „bezieht sich" anschauungsgemäß auf Vergangenes: die Veränderungsgeschwindigkeit der Begriffszellen ist relativ geringer als die der modalen und sensilen Zellen. Die weitest zurückliegenden Erlebnisse, deren wir uns begrifflich erinnern, sind die Aktualitäten der zuerst entwickelten und relativ beständigsten Begriffszellen. Mit der Aktualität der Begriffszellen ist die zeiträumliche Entfernung der ehemaligen sensilen oder modalen Aktualität eo ipso gegeben. Es ist nicht die Begriffsreihe als Erinnerung

da und nebenher, abgetrennt von ihr, das Wissen, daß das sensile oder modale „Vorbild" damals und dort gewesen ist, sondern in dem Begriff ist die zeiträumliche Entfernung des entsprechenden Erlebnisses gegeben, diese gehört zur Spezifität der Aktualität und damit der Zelle, in der die Aktualität „liegt". Viele der frühen Begriffszellen sind in einem chronisch unaktuellen Zustande, der nur langperiodisch hin und wieder bis zur Aktualität (die auch nur traumhaft sein kann) aufsteigt; diese Erinnerungen sind aber nicht etwa „verdrängt", d. h. vom Ich mit Absicht und Willen aus dem Bewußtsein hinausgeworfen, wie das die F r e u d sche Vorstellung ist, sondern die Spezifität dieser Denkzellen ist derart, daß sie erst nach Ablauf langer Perioden wieder zur aktuellen Funktion gelangen. Die Frage, wie und warum denn diese Spezifität zustandekomme und warum sie so sei, wie sie ist, gehört zu der Frage, wie und warum der Mensch, die Welt entstanden sei und warum der Mensch, die Welt so seien, wie sie sind; wir wissen, daß diese Frage wie jede andere Frage eine über die in ihr selbst liegende Antwort hinausgehende Antwort nicht erhalten kann und lediglich Formulierung des motivischen Zweifels ist, der die Welt so ansieht, als ob sie zu „erklären" sei, während in Wahrheit sie nur als existent erkannt und anerkannt und verstanden werden kann. Die Bewegungsperioden sind länger oder kürzer, flacher oder steiler, die Geschwindigkeiten verschieden. Die chronisch unaktuelle Begriffszelle hat eine relativ geringe Intensität ihrer Funktionskurve, deren Ablauf ja eben dieser Zelle eigentümlich ist, also nicht etwas Akzidentelles ist, das in oder außer der Zelle da wäre und auf sie einwirkte usw. Die Bewegungsperiode ist die Zelle, und die Bewegungsperiode ist spezifisch: sie ist von andern unterschieden. Ist die Akme des periodischen Ablaufes erreicht, dann funktioniert die Zelle aktuell, die Erinnerung ist da.

Weiterhin verändern sich viele Begriffszellen und ihre assoziativen Systeme im Gange der Differenzierung so beträchtlich (aber noch innerhalb der spezifischen Grenzen), daß die Erinnerungen, die ihre nunmehrigen Aktualitäten darstellen, eine geringere zeitliche Entfernung präsentieren. Diese Begriffe sind Erinnerungen an andere Erlebnisse wie jene, denen die früheren Aktualitäten dieser Begriffszellen entsprachen; jene früheren Erlebnisse sind definitiv aus der Erinnerung entschwunden, die Behauptung, daß sie stattgefunden hätten, wird nicht geglaubt oder — bei entsprechend geringerer Veränderung der Begriffszelle — mit einem „es ist mir so, als ob es so gewesen sein könnte" oder so ähnlich hingenommen. Aber auch die stärkste Veränderung der Begriffszelle — wie jeder andern Zelle — bleibt innerhalb der spezifischen Grenzen, es sei denn das Zell-Individuum löst sich auf; jede einzelne Zelle ist eine spezifische Bewegungsperiode und jeder ihrer Teile ebenfalls. So ist es verständlich, daß wir uns gewisser Erlebnisse noch ganz deutlich, anderer weniger deutlich oder gar nicht erinnern. Hinzu kommt noch die Tatsache, daß der jeweils stärkste Eronenstrom relativ schwach, die Aktualität also sozusagen nur angedeutet sein kann; auch auf diese Weise ist die Helligkeit der Erinnerung verschieden: man kann sich eines Erlebnisses bald deutlicher bald weniger deutlich erinnern. Je nach dem Grade der Veränderung der beteiligten Begriffszellen treten die ursprünglichen Erlebnisse erinnerungsmäßig mehr oder minder zurück oder fallen ganz aus.

Das V e r g e s s e n besteht in der Unaktualität der Begriffszellen oder in einer relativ raschen Veränderung (relativ hohen Veränderungsgeschwindigkeit). Wo zu einer modalen Zelle Begriffszellen nicht assoziiert oder überhaupt nicht vorhanden sind, ist Erinnerung unmöglich: es wird nur gegenständlich wahrgenommen, aber mit Erlöschen der modalen Aktualität ist das Erlebnis erledigt, es „hinterläßt keinen Eindruck", es ist „unfaßbar", „unverständlich", man kann es nicht begreifen oder es geht über alle Begriffe usw.; hier kann man aber nicht von Vergessen sprechen. Vergessen kann man

nur, was man weiß, d. h. hier: begrifflich weiß. Entweder ist die Begriffszelle unaktuell, oder sie hat sich relativ beträchtlich verändert. In beiden Fällen gibt es keine Möglichkeit, „willkürlich" die Erinnerung zu beleben; wie auf den Einfall muß man auch auf die Erinnerung „warten": fließt der zur Zeit stärkste Eronenstrom in die betreffende Begriffszellgruppe ein, nun so ist die Erinnerung da. Andernfalls kann man Himmel und Hölle beschwören: die Erinnerung bleibt aus; die „Anstrengungen", die Erinnerung herbeizurufen, sind vielmehr Zeichen, daß der stärkste Eronenstrom eben durch die Zellen fließt, deren Aktualität diese Anstrengung ist. Man könnte sagen: je mehr man sich in diesem Sinne anstrengt, desto geringer ist die Aussicht, daß die Erinnerung aktuell wird. Indes verlaufen die Eronenströme entsprechend dem Bewegungsgesetz, und es kann wohl sein, daß gerade nach der lebhaftesten „Anstrengung" plötzlich die Erinnerung da ist, aber man darf nun nicht so stolz sein auf die „Energie", mit der man die Erinnerung bezwungen hat, nicht glauben, daß die „Anstrengung" Ursache, Grund oder Bedingung für die Aktualität der Erinnerung gewesen sei und diese Aktualität die Wirkung oder die kausale Folge der „Anstrengung"; es ist unsinnig, jemand aufzufordern, er solle sich mal tüchtig Mühe geben, es werde ihm dann schon einfallen, wie dies oder das Erlebnis gewesen sei, und dann diesen Menschen zu tadeln, daß der Einfall, die Erinnerung „trotzdem" ausbleibt, oder loben, daß die Erinnerung da ist (die Pädagogen mögen das bedenken!), weder kann jemand „dafür", daß die Erinnerung ausbleibt noch daß sie erscheint, und alle sogenannte „Mühe, die sich einer gibt", ist lediglich motivische Deutung seines Verhaltens.

Wo kein Begriff, da keine (begriffliche) Erinnerung; wo wenige Begriffe, da geringe Erinnerungen, geringes Gedächtnis, geringe Merkfähigkeit. Ein Mensch mit relativ zahlreichen Begriffszellen und zahlreichen Assoziationen hat immer ein gutes Gedächtnis; es kann sich bis zu außerordentlichem Umfange steigern, besonders auf einzelnen Gebieten, z. B. der Zahlen oder der Töne oder der Wörter usw.: diese Regionen der Hirnrinde sind dann mit besonders zahlreichen Begriffszellen ausgestattet.

Ein geringes (kurzes) Gedächtnis haben auch Individuen, deren Begriffszellen wenig differenziert sind oder sich relativ rasch verändern. Das Weib, dessen Begriffssphäre im Verhältnis zu der des Mannes und im Verhältnis zur eignen modalen und sensilen Sphäre schwach entwickelt ist, hat im allgemeinen ein relativ schwaches Gedächtnis, was der Volksmund in dem Sprichwort „lange Haare, kurzer Sinn" ausdrückt. Die schwach differenzierte Begriffszelle kommt seltener zur Aktualität, und die Aktualität ist von geringerer Lebhaftigkeit als die der scharf differenzierten. Ein so konstruiertes Gehirn hat im nächsten Augenblick vergessen, was es eben „gelernt", gewußt hat; das Gelernte bleibt nicht „haften", „sitzt nicht", „geht zum einen Ohr hinein, zum andern hinaus" usf. Auch der vergißt leicht, hat ein schlechtes Gedächtnis, dessen Begriffszellen sich relativ rasch, ungefähr ebenso rasch wie die modalen Zellen verändern; so rasch veränderlich sind aber doch wohl bloß die schwach differenzierten, zu wenig hellen Aktualitäten fähigen, kurze Bewegungsperioden ausmachenden Begriffszellen. Die Art, wie sich das Gedächtnis eines Individuums verhält, gibt also Auskunft über die Beschaffenheit seiner Begriffszellen. Die Erinnerungen, ihre Zahl, ihre „Deutlichkeit", entsprechen immer der Beschaffenheit der Begriffszellen, deren Aktualität sie sind. Sensile oder modale Aktualitäten, die nicht in begriffliche übergehen, können auch nicht „gemerkt" werden. Der Zustand der Amnesie ist das Zeichen dafür, daß ein gewisses Erlebnis zwar in den sensilen oder modalen, aber nicht in den idealischen Zellen spielte. In manchen Situationen wie Schreck, Hypnose, Schläfrigkeit, Dämmerzustand usw. ist die Begriffssphäre zu einem oft recht weitgehenden Grade unaktuell im Sinne der Aus-

schaltung oder Lähmung. Alles, was in diesen Situationen, schon von ihrer Einleitung an, die man noch nicht als zur Situation gehörend zu erkennen braucht, geschieht, läßt die Begriffssphäre unberührt, kann also auch nicht gemerkt, ins Gedächtnis aufgenommen und „reproduziert" werden. Es kann auch diese oder jene Gruppe von Begriffszellen im Verlaufe derartiger Situationen vorübergehend aktuell sein: für die somit gemerkten Erlebnisse, die Ausschnitte des ganzen Situationsverlaufes sind, besteht auch Erinnerung.

Das Sterben der Begriffszelle fällt zusammen mit dem definitiven Ausfall der Erinnerung, die Aktualität dieser sterbenden Zelle ist. Die möglichen individuellen Besonderheiten, die innerhalb der normalen Breite (Alterserscheinungen) liegen oder ins Krankhafte hineinreichen, sind um so zahlreicher, als auch die modale und die sensile Sphäre an dieser Rarifizierung beteiligt sein kann. Mit dem Sterben der modalen und der sensilen Zelle verschwindet der Gegenstand und das Gefühl, der und das Aktualität der modalen und der sensilen Zelle war. Es können z. B. modale Zellen sterben, aber die assoziierten Begriffszellen noch funktionieren und von andern assoziierten Zellen her aktuell sein; dies ist der Fall beim Sterben des Objekt-Individuums und bei der Erinnerung an dieses Individuum. Indes können hierbei jene modalen bzw. begrifflichen Zellen nur derart verändert sein, daß die jetzigen Aktualitäten nur noch schwache Erinnerungen an jenes Individuum sind. Fallen Begriffszellen aus, dann werden die Gegenstände als Aktualitäten der früher funktionierenden Begriffszellen nicht mehr, nicht wieder erkannt. Die neurotische Amnesie ist eine vorübergehende partielle oder totale Ausschaltung der Begriffssphäre. Mit der Ausschaltung der Begriffssphäre braucht aber das Bewußtsein nicht erloschen zu sein, die modale und die sensile Sphäre können noch funktionieren, wir unterhalten uns mit diesen Individuen, sie nehmen modal oder sensil wahr und die über diese Denkzellen verlaufenden Eronenströme finden ihren Ausdruck in der zugehörigen Motilität und Sekretion. Aber jedenfalls ist das Bewußtsein „eingeengt", d. h. der Kreis der möglichen Aktualitäten beschränkt auf die sensilen und modalen. Hiervon mehr im übernächsten Abschnitt.

§ 106. Prophetie (Hellsehen usw.)

Hier sei noch angefügt eine Bemerkung über Prophetie (Hellsehen, innere Schau). Ich wies schon darauf hin, daß die Veränderungsgeschwindigkeit der einzelnen Zellen verschieden ist, also auch der Denkzellen. Die Begriffszellen sind im allgemeinen beständiger als die sensilen und die modalen; jede einzelne Begriffszelle hat wieder ihren spezifischen Rhythmus. Es können nun aber auch Begriffszellen eine höhere Veränderungsgeschwindigkeit haben als modale oder sensile Zellen. Der in die Begriffszelle wandernde sensile oder modale Eronenkomplex wird dann zu einer idealischen Aktualität, die nicht dem modalen Gegenstand entspricht, wie er war, sondern wie er sein wird; sie ist nicht Erinnerung des Vergangenen, sondern sozusagen Erinnerung des Künftigen. Wir wissen, die Aktualität ist Symbol zunächst der Vor- und Nach-Aktualität, zu der das Verhältnis besteht, darüber hinaus aber aller möglichen Aktualitäten. Die modale Aktualität ist Symbol zunächst der vorangehenden und der folgenden Aktualität, die eine modale oder sensile oder idealische sein kann, darüber hinaus ist sie Symbol der überhaupt möglichen modalen Aktualitäten, auch der Analogie zu sich selber, der Erscheinung, die sie später, bei der Wiederkehr sein wird. Indem sich nun die Begriffszelle rascher ändert als die modale Zelle, entspricht ihre Aktualität, der Begriff derjenigen modalen Aktualität, die später als Analogie der vergangenen auftreten kann. Wer solche Begriffszellen hat, nimmt zwar selbstverständlich den Gegenstand wahr, wie er ist, aber zu dieser modalen Aktualität ist assoziiert eine Begriffszelle, deren

Aktualität dem Gegenstand entspricht, wie er bei der künftigen Wiederkehr sein kann. Dieses „Voraussehen" nennt man Hellsehen, und zwar zeitliches. Es gibt auch ein Hellhören, Helltasten, Hellriechen und Hellschmecken, auch hierzu müssen Begriffszellen mit einer im Verhältnis zu den assoziierten sensilen und modalen Zellen rascheren Veränderung da sein. Indem die Eronen, die diese Begriffszellen passieren, auch in Worten Ausdruck finden, und diese Worte den Begriffen entsprechen können, kann der Hellseher auch sagen, wie er die künftige Analogie der vergangenen modalen oder sensilen Aktualität begrifflich „sieht".

Alles (zeitliche) Hellsehen ist also Funktion von Begriffszellen. Der Hellseher lebt begrifflich sozusagen in einer andern Gegenwart wie andere Menschen; seine Begriffe sind natürlich auch „nur" gegenwärtig, hier und jetzt, aber sie werden nicht „auf die Vergangenheit bezogen", sind nicht Erinnerungen an Vergangenes, sondern an Künftiges. Vom Hellsehen ist wohl zu unterscheiden „die Absicht", „der Plan" (vgl. §§ 79, 81); diese begrifflichen Aktualitätenreihen schließen sich an eine sensile oder modale Akutalität an, die zu einer modalen Reihe gehören, deren Ablauf erfahrungsgemäß in einer bestimmten Weise erfolgt; der Plan ist die Voraussicht dieses Ablaufes, insofern als die Begriffsreihe dem tatsächlich oft modal erlebten Ablauf entspricht und nun ihrerseits abläuft, ohne daß auf die modale Ausgangsaktualität der gewohnte modale Ablauf nun auch schon folgt. Die am Plan beteiligten Begriffszellen sind beständiger als die assoziierten modalen: ihre Aktualitäten entsprechen dem erfahrungsgemäßen, also vergangenen Ablauf der modalen Aktualitäten. Insofern aber zu diesen Begriffsreihen solche gehören, die rascher veränderlich sind als die assoziierten modalen Zellen, insofern ist der Plan, die Absicht Hellsehen. Ueber „Prognose" s. ebenfalls im § 81.

Mit dem Hellsehen und der Aussage des Hellsehers ist keinerlei Gewähr gegeben dafür, daß die modale Veränderung nun auch so eintreten wird, wie sie der Hellseher „sieht". Es kann „stimmen", und es stimmt manchmal oder oft, aber es braucht nicht zu stimmen. Die wiederkehrende modale Aktualität, die zu den hellseherischen Begriffszellen assoziiert ist, ist freilich immer eine Analogie der damaligen, an die sich die hellseherischen Begriffe anschlossen, also „ein bißchen recht" hat der Hellseher immer, die spezifischen Bewegungsperioden sind eben immer Analogien, das „Leben" verläuft im großen und ganzen gleichmäßig (in Analogien und Symbolen) und auch in gleichmäßigen Veränderungen, also kann der Hellseher gar nicht ganz fehlgehen oder fehlsehen, kann sehr wohl auch Einzelheiten der Bewegungsperioden sehen und angeben, d. h. die hellseherischen Begriffe können künftigen sensilen oder modalen Aktualitäten entsprechen, aber sie brauchen es nicht, es kann „auch anders kommen", die hellseherischen Begriffe sind nicht in dem Sinne zuverlässig, daß sie mit hundertprozentiger Wahrscheinlichkeit dem künftigen modalen Ablauf im voraus entsprechen. Je nach der Größe der Erfahrung ist die Wahrscheinlichkeit, daß der Plan, die Absicht, die Berechnung dem künftigen modalen Verlauf entspricht, größer oder kleiner als die, daß die hellseherische Voraussage zutrifft. Das Hellsehen nennt man auch Voraus-, Vorsehung, und der Prophet wähnt, die göttliche Vorsehung wirke in und aus ihm und offenbare sich den Menschen durch seinen heiligen Mund... und er findet um so mehr Gläubige, je gewaltiger er predigt, je finsterer die verkündete Zukunft und je glänzender die Verheißung, — es ist nichts in der Welt so dumm, es findet doch sein Publikum, daher „homo sapiens".

Der Umfang der hellseherischen „Begabung" ist verschieden nach der Zahl der hellseherischen Begriffszellen. Bei Kartenlegerinnen oder Kaffeesatzweisen, bei Chiro-, Lekanomanten usw. findet man alle möglichen Abstufungen; das „Handwerkzeug" ist hierbei nicht das Wesentliche, es gibt auch Hellseher, die keines derartigen Apparates

bedürfen. Der Umfang der Begabung mindert oder mehrt aber nicht den Grad der Wahrscheinlichkeit dafür, ob die Voraussage zutrifft oder nicht.

Besonders sei hervorgehoben, daß das Hellsehen unbewußt verlaufen kann, d. h. daß der wortlichen Voraussage begriffliche Aktualitäten nicht vorauszugehen brauchen, die Begriffszellen vielmehr unaktuell bleiben können. Der modale Eronenstrom wandert also in die hellseherischen Zellen ein, kommt aber dort nicht zur Aktualität, sondern fließt in die zugeordnete Motilität oder Sekretion ab, also auch in die Sprech- oder Schreibbewegung. Während dieser Strömung liegt die Aktualität in irgendeiner andern Denkzelle, stört aber die Eronenabgabe, die die Voraussage ist, nicht im geringsten. Wir haben schon früher wiederholt darauf hingewiesen, daß der motorische oder sekretorische Ausdruck aus allen möglichen, auch unaktuellen Zellen gespeist sein kann und immer auch ist. Beim Hellseher sind, auch wann er unbewußt spricht oder schreibt, die drei Denksphären unbeschränkt in Funktion oder können es sein; es geht auch immer die modale Aktualität der Aktualität der hellseherischen Zellen voraus: das Individuum, auf das sich, wie man sagt, die Prophezeiung bezieht, muß unmittelbar oder mittelbar dagewesen sein.

Anders verhält es sich beim Fernseher. Die Fähigkeit fernzusehen ist vielfach kombiniert mit der Gabe des Hellsehens; man kann das Fernsehen — im Gegensatz zum zeitlichen Hellsehen — räumliches Hellsehen nennen. Der Fernseher bedarf sozusagen nicht des Gegenstandes, auf den sich Prophezeiung bezieht, also nicht der modalen Aktualität, der die begriffliche Aktualität des Hellsehers entspricht. Vielmehr liegt die fernseherische Begabung in einer besonderen (pathologischen) Funktionsweise der Hirnrinde — derart, daß bei partieller oder totaler Abschaltung der Begriffssphäre die Gefühlssphäre vorwiegend in Funktion ist, die sympathisch-sensilen Eronen auch in assoziierte Gegenstandszellen überfließen und diese dabei zu halluzinatorischer Funktion ansteigen. Aus diesen Denkzellgruppen fließen die Eronen zu Ausdrucksorganen, besonders den Sprech- und Schreibmuskeln (phonetische und graphische Reflexe). Auch die Gefühle brauchen nicht bewußt zu sein, der Prophet, „Telepath" sieht erst später „beim Erwachen", was er geschrieben oder gesprochen hat. Es kommt auch vor, daß Gefühle bewußt sind, sogar sehr intensiv (Kassandra), wobei die modale und idealische Sphäre weiterhin an Funktionsintensität verlieren. Der Prophet kann aber auch bei vollem Bewußtsein sein abgesehen von seinen fernseherischen Reflexen, deren Ausdruck die prophetischen Worte, aus dem Unbewußten stammend, sind. Die gegenständlichen Halluzinationen heißen hier auch Visionen, sie sind Aktualitäten bei herabgesetzter Hirnfunktion, sie können mit Wachaktualitäten von Personen, die sich am Orte der ferngesehenen Situation befinden, übereinstimmen. Ist die Hirnrindenfunktion weit abgesunken, so besteht ein „Trancezustand" mit sensilen und modalen Aktualitäten traumhaft-halluzinatorischer Art (Pythia u. a. Ekstatiker). Die völlige Ausschaltung der Begriffszellen schließt die Amnesie an die sensilen und modalen Erlebnisse ein; die Begriffszellen aber, die an diesen Erlebnissen aktuell oder unaktuell beteiligt sind, können nachher wieder aktuell werden, und diese Aktualität ist die Erinnerung an jene Geschehnisse. Geschrieben oder gesprochen aber kann mit oder ohne Aktualität der Begriffssphäre werden. Es ist klar, daß es im Ablaufe dieser Gehirnvorgänge unübersehbar viele Variationen gibt, die ebenso innerhalb der Formspezifität liegen wie das Eintreten der prophetischen Situation selber.

Als Swedenborg — nach Kant, Träume eines Geistersehers — in Gothenburg einer Gesellschaft berichtete, daß „eben jetzt in Stockholm im Südermalm eine erschreckliche Feuersbrunst wüte", war diese Mitteilung der phonetische Ausdruck halluzinatorischer Reflexe, die ihm allein unter den Anwesenden eigentümlich waren:

spezifische biologische Beschaffenheit; ein „Ferngesicht" im Sinne einer modalen Vision („zweites Gesicht") braucht dabei aber auch nicht aufgetreten zu sein, Swedenborg war, nach Kants Bericht zu schließen, bei vollem Bewußtsein, wie wir das auch von andern Propheten überliefert bekommen haben (vgl. Dr. Max Kemmerich, Prophezeiungen, München 1911, Albert Langen).

Auch hier muß bemerkt werden, daß die fernseherische Prophezeiung nicht modalen Aktualitäten, die zu anderer Zeit bei der gleichen Person oder zu gleicher Zeit bei andern Personen auftreten, zu entsprechen, die Prophezeiung also nicht „einzutreffen" braucht. Wir müssen die Sache ganz anders betrachten. Die Prophezeiung ist eine Sprech- oder Schreibbewegung, deren Besonderheit darin besteht, daß sie ein für andere Menschen Noch-nicht-Gegenwärtiges (im raumzeitlichen Sinne) verkündet (πρόφημι sage voraus). Für den Propheten ist dieses für andere Ungegenwärtige allerdings gegenwärtig. Es heißt, das Wesen der Prophezeiung verkennen, daß man von ihr verlangt, sie müsse „eintreffen", es müsse das zeitliche Hellsehen mit dem späteren Ablauf der Dinge und das Fernsehen, die Vision mit modalen Aktualitäten anderer Leute übereinstimmen. Man könnte ebensogut einen Plan erst dann als Plan gelten lassen, wann er, wie man sagt, durchgeführt ist, d. h. wann der modale Ablauf dem idealischen, den man Plan nennt, entspricht oder entsprochen hat (was festzustellen auch wieder nur erinnerungsgemäß möglich ist). Die beschriebene spezifische Organisation der Denksphären, also die besondere Beschaffenheit der sensilen und der idealischen Sphäre macht den Propheten; ein Gegenstandsmensch (§71) ist niemals ein Prophet, wohl aber ist der Dichter dem Propheten eng verwandt, beide heißen „Seher". Ebensowenig wie man von der dichterischen Vision die Uebereinstimmung mit der Gegenständlichkeit verlangt, ebensowenig kann man sagen: eine mit der Gegenständlichkeit nicht übereinstimmende hellseherische Voraussage ist keine Prophezeiung. Das Hellsehen ist lediglich ein persönliches Erleben, entsprechend einer spezifischen, auch spezifisch abweichenden Organisation der Denksphären. Wir haben diese Besonderheit im Vorstehenden kurz beschrieben und werden nun zugeben, daß Swedenborg auch dann in jenem Moment ein Hellseher war, falls der Brand in Stockholm nicht stattgefunden hätte, und weiterhin, daß es lediglich Kennzeichen der dämonistischen Denkweise ist zu glauben, daß der Prophet über die übermenschlichen Zeiten oder Räume hinweg Aktualitäten anderer Leute wahrnehmen und beschreiben könne. Gebraucht man Prophezeiung synonym mit Prognose, so ist natürlich jedermann ein „Prophet": wer zöge nicht aus der Erfahrung Wahrscheinlichkeitsschlüsse auf die Gestaltung der Zukunft! Indes ist die „echte" Prophetie nicht Gemeingut, sondern eine Fähigkeit gewisser neurotischer oder psychotischer Persönlichkeiten. Sie ergehen sich — wie übrigens alle Neurotiker und Psychotiker — hauptsächlich in Gemeinplätzen, Sentenzen, Gleichnissen, Zweideutigkeiten, Unverbindlichkeiten, Selbstverständlichkeiten, hohlen Phrasen, und so sind die Prophezeiungen eben nur — Orakel, „Göttersprüche", deren „Auslegung" den Gläubigen überlassen bleibt. Weicht die Tatsächlichkeit von der prophezeiten allzu sehr ab, so hatte ein „falscher Prophet" gesprochen. Ein falscher Prophet ist auch der frivole Schwätzer, der sich bloß als Prophet aufspielt, der bloß „den Mut hat, prophetisch zu reden", etwa in suggestiver Absicht (Demagogie), in der leichtfertigen Annahme, daß das Publikum ein kurzes Gedächtnis hat und seinem „Idol" alles verzeiht oder verzeihen muß. Hier wird der Prophet zum Verbrecher, gelegentlich größten Ausmaßes (Volksbetrüger, Kriegshetzer usw.). Er konnte gleichwohl als „großer Prophet" gelten, also eine große Anhängerschaft (Sekte) haben und natürlich immer „recht haben", auch wo er unrecht hatte, — bis der ganze Spuk an der Tatsächlichkeit zerrinnt.

§ 107. Tag und Nacht. Schlaf. Traum

Das Leben des Menschen ist eine spezifische Bewegungsperiode, eine aus aufsteigender und absteigender Strecke zusammengesetzte Kurve, nach deren Ablauf er stirbt. Diese Kurve besteht aus größeren und kleineren Kurven, wie die Welle aus größeren und kleineren Wellen besteht. Solche Wellen sind zeitlich die Jahre, Monate, Tage, Stunden, Minuten, Sekunden, räumlich die in diesen Zeitabschnitten zurückgelegten Strecken. Die von W. Fließ errechneten Zahlen 23 für das „männliche" Element und 28 für das „weibliche" mögen gewisse Bewegungsperioden zahlenmäßig wiedergeben, aber sie sind keineswegs, wie er glaubt, allein gültig, alle andern Zahlen liegen — ich darf nun wohl sagen selbstverständlich — ebenfalls in der Periodizität des Geschehens involviert.

Eine solche „Teilperiode" ist der 24-Stunden-Abschnitt, einen Tag und eine Nacht umfassend. Die Akme dieser Bewegungsperiode liegt im Mittag, die spezifische Teilungsgrenze in der Mitternacht. Der Mensch nimmt auf bis zur spezifischen (täglichen) Wachstumsgrenze, die er mit dem Höchststand der Sonne erreicht, und er gibt ab bis Mitternacht, dann beginnt der neue Funktionsanstieg. In diesen Rhythmus ist auch der des Gehirns und der Gehirnrinde eingeordnet, und zwar in der für dieses Organ nun wieder spezifischen (individualspezifischen) Weise, d. h. die Denksphären haben im Rahmen des Ganzen ihren spezifischen Rhythmus. Im allgemeinen sind — wenigstens zu Kulturzeiten — die Denkspären nicht beim Mittagessen in der stärksten Funktion: plenus venter non studet libenter. Indes ist diese interkurrente Schwankung nicht eine prinzipielle Aenderung der Tageskurve, wie sich ja auch darin zeigt, daß viele Menschen diese Schwankung nicht aufweisen.

Jedenfalls erreicht der Eronenverkehr in der Mitte des Tages den Höhepunkt, um Mitternacht den Tiefpunkt. Die Hirnrinde ist tagsüber in einem nun auch wieder in kleineren Perioden schwankenden, bis zur Mitte des Tages zunehmenden Maße in hoher Funktion; dann nimmt die Intensität allmählich ab. Indem die Zahl der in der Hirnrinde verkehrenden Eronen bis zur Akme zunimmt, erhebt sich die Funktion vieler Denkzellen abgesehen von der jeweils einen aktuell funktionierenden bis zur Nähe der Aktualität, so daß die Uebergänge der einen in die andere Aktualität und ebenso die Ausdrücke der Eronen mit besonderer Lebhaftigkeit vonstatten gehen: die Helligkeit des Bewußten erreicht um die Akme des Tages ihren Spitzengrad. Insbesondere sind beim Menschen — als einem „Augentier" — die Denkzellen des Sehzentrums in höchster Funktion: die Lichtwelt gewinnt ihre höchste Klarheit, die Sonne „scheint", in hellen Farben prangen die Objekte. Später sinkt der Tag, d. h. die Sehzellen reduzieren ihre Funktion, ihre spezifische Bewegungsperiode geht abwärts, die Farben treten deutlicher hervor, schließlich sinkt die Funktion der meisten Sehzellen bis zur Unaktualität ab, die Farben verdunkeln sich, die Nacht bricht herein. Analog verhalten sich die Denkzellen der übrigen Sinneszentren.

Wie alle Objekte, so ist auch die Sonne Aktualität spezifischer Denkzellen und existiert nicht abgesehen von diesen Aktualitäten*). Licht, Farbe**) gibt es nur als

*) Demnach bewegt sich die Sonne über oder „um" die Erde: die Bewegungsgeschwindigkeit der Sonne ist größer als die der Erde. Die These, daß umgekehrt die Erde sich um die Sonne bewege, gilt nur in der astronomischen Wissenschaft seit Galilei (1564—1642), doch hat auch die ptolemäische Lehre noch Anhänger.

**) Licht, Farbe sind aber nicht etwa da, abgesehen von den leuchtenden, farbigen Gegenständen; die optischen modalen Aktualitäten sind hell und farbig, wie in § 52 dargetan. Das „Licht" im üblichen Sinne ist lichthelles Gas, also gasige Aktualität von besonderer, eben Lichthelligkeit.

Aktualität der spezifischen Denkzellen, die von den zugeordneten spezifischen Aufnahmestellen (Stäbchen und Zapfen der Netzhaut) ihre Eronen erhalten. Solange wir wach sind, sind auch noch gewisse optische usw. Denkzellen in aktueller Funktion: der Mond, die Sterne erscheinen inmitten der „Schwärze", d. h. bei unaktueller Funktion aller andern optischen Denkzellen, sind also Aktualitäten spezifischer Denkzellen. In Kulturzeiten sind die Denkzellen zahlreich und scharf differenziert, sie „arbeiten" relativ lange: das „künstliche Licht" ist da als Aktualität gewisser optischer Denkzellen, und in diesem Lichte (im „Lichtkreise") sind auch andere optische Gegenstände aktuell.

Der Schlaf ist also nicht ein Dämon oder eine Gottheit (vgl. Hypnos, Morpheus usw.), auch nicht eine mütterlich-weibliche Dämonin („Nacht") oder ihre Wirkung, kraft deren der wache Mensch das Bewußtsein, das Leben, die Seele verliert und ins Jenseits (Unter- oder Ueberwelt) hinüberschwebt, also auf Zeit stirbt, — und wie die Deutungen alle heißen mögen. Der Schlaf ist eine rein biologische Tatsache: er ist die Zeit der unaktuellen Funktion der gesamten Hirnrinde. Das Absinken der Funktionsintensität im Ablaufe der 24-Stunden-Kurve erreicht die Stadien, die man Dämmerung und Abend nennt, und geht dann über das Einschlafen in den Schlaf über. Bezeichnen wir bildlich die Denkzellen mit kleinen Lämpchen, so verlieren diese Hirnlämpchen mehr und mehr an Leuchtkraft, um endlich ganz auszugehen. Und auch dann noch sinkt die Funktionsintensität der Reflexsysteme noch weiter ab bis zum Minimum, das um Mitternacht erreicht wird. Der Volksmund sagt: der Schlaf vor Mitternacht ist der beste. Alsdann steigt die Kurve an, bis der Uebergang zum Wachsein, das Erwachen erreicht wird; in das Erwachen fällt der Traum: die Hirnlämpchen beginnen — in einer vom Wachsein vielfältig verschiedenen Reihenfolge (Assoziation) — zu glimmen, d. h. die Traum-Aktualitäten treten auf, dann kann die Hirnfunktion wieder abflauen (der Mensch wieder einschlafen) — oder weiter ansteigen, der Mensch ganz wach werden und sein. Die 24-Stunden-Kurve des Organismus wird nicht verursacht (weder „seelisch", durch „Innenfaktoren" wie z. B. das sagenhafte „Schlafzentrum" v. Economos, dessen Wirksamkeit schlechterdings unvorstellbar ist, noch durch „Außenfaktoren" wie z. B. die Dunkelheit, die ja nicht kausal einschläfert, sondern selber ein Stadium des Einschlafens ist, usw.), sondern sie läuft einfach automatisch ab, ist eine rein biologische Tatsache, die natürlich im zeiträumlichen, aber nicht ursächlichen Zusammenhange mit allen möglichen andern Tatsachen steht.

Die Psychoanalyse glaubt erkannt zu haben, daß die Vorgänge des Schlafengehens und des Einschlafens Geburtsvorgänge symbolisieren. Sie hält das Schlafengehen für eine symbolisierte „Rückkehr in den Mutterleib" und sieht darin wohl auch einen Ausdruck der Sehnsucht, der Tendenz, dahin zurückzukehren, woher man gekommen, des Triebes, den früheren Zustand wieder herzustellen. Von einer „Tendenz zur Rückkehr" kann nun aber keine Rede sein; der Begriff „Rückkehr", auch „Regression" wird in der psychoanalytischen Theorie im fiktiven Sinne angewendet. Realiter gibt es keine Rückkehr, keine Umkehr; weder die Analogie noch die Involution ist eine Rückkehr, die Bewegung ist irreversibel. Das Bett ist ein entwicklungsbiologischer Abkömmling des Uterus, wir entkleiden uns beim Schlafengehen, entleeren Stuhl und Harn, rollen uns ein wie der Embryo usw., aber das alles bringt nicht die sogenannte „Tendenz zur Rückkehr" in den Mutterleib zum Ausdruck, sondern ist lediglich eine Analogie zum Geburtsvorgang und zum intrauterinen Aufenthalt. Bestimmtheiten jener Früherlebnisse finden sich analogisch, freilich meist nicht ohne weiteres erkennbar, mehr oder minder deutlich in jedem Uebergange, besonders ausgeprägt beim Eintritt der Nacht, wobei auch die Funktion der Hirnrinde in der geschilderten Weise abflaut, nämlich derart, daß die Analogie zu korrespondierenden Etappen der embryonalen Entwicklung offensicht-

lich ist. So wie sich der Mensch im Mutterleibe und bei der Geburt verhalten hat, so verhält er sich — analogisch — auch bei sinkender Nacht und — es sei gleich hinzugefügt — im Schlafe und beim Erwachen. Und wie einer die Geburt, das gemeinsame Werk von Mutter und Kind, durchlebt, so durchlebt er alle folgenden Uebergänge: sie sind ja eben und können nur sein Analogien zu jenem hochkritischen Ereignis. Wer sich also im Mutterleibe unruhig verhält, wird sein ganzes Leben hindurch unruhig sein. Wer gesund, harmonisch geboren wird, lebt bis zu seinem letzten Uebergange gesund, harmonisch. Wer zur Geburt drei Tage braucht, wird immer zu spät kommen. Wer mit der Zange geholt werden muß, muß sein ganzes Leben lang über seine Schwellen gezogen werden (wartet angstvoll auf äußere Eingriffe), usw. Wer als Fötus frühwach war, als Säugling schon einen relativ „langen Tag" hatte, also sozusagen schon damals „Kurzschläfer" war, ist dies sein ganzes Leben hindurch (solche Kurzschläfer waren z. B. Newton und A. v. Humboldt) *). Dies braucht nicht pathologisch zu sein, doch sind viele Kurzschläfer — ebenso wie Lang-, Oberflächen-, Tiefschläfer — Neurotiker. Kurz, der Mensch setzt seine intrauterine Lebensweise im extrauterinen Leben in allen Differenzierungen analogisch fort: die Keimzelle ist Symbol von Vater und Mutter und ist Symbol aller späteren Entwicklungen.

Deutlicher noch tritt die Analogie des nächtlichen Verhaltens zum intrauterinen und geburtlichen Verhalten beim Erwachen hervor, mag dieses während der Nacht (unruhiger Schlaf, Aufschrecken, pavor nocturnus usw.) oder am Morgen stattfinden. Jedes Erwachen ist Analogie zur Geburt. Unter Erwachen verstehe ich hier das volle Wachwerden. Es gibt auch einen oberflächlichen Schlaf, den Schlummer, der einem „halben" Wachsein gleicht. Die Schlaftiefe schwankt beständig auf und ab mit der Anzahl der in der Hirnrinde verkehrenden Eronen, bleibt aber beim Gesunden unterhalb der traumhaften Aktualität der Denkzellen. Viele Nervöse und besonders viele Neurotiker und Psychotiker aber haben einen „leisen Schlaf", die Schlaftiefe liegt in der Nähe des Erwachens, ihre Denkzellen, wenigstens zum Teil, funktionieren auch im Schlafe in einer oft bis zur traumhaften Aktualität aufsteigenden Intensität, und zwar sind diese Denkzellen zunächst sensile und modale, können aber auch idealische sein, wobei ein traumhaftes „Denken" und „Ueberlegen" (hier im Sinne des Ablaufes traumhafter begrifflicher Aktualitäten), ein traumhaftes Wissen, Erkennen statthat und das Erwachen bis zum vollen Wachsein, „zum vollen Bewußtsein" ganz nahe ist. Diese Menschen haben — analog der fötalen und frühinfantilen Funktion der Hirnrinde — „die ganze Nacht geträumt": ihre Denkzellen befanden sich wenigstens zum Teil in einer der wachen naheliegenden Funktion, die natürlich auf- und abschwankt; was ein solcher Schläfer geträumt hat, braucht er freilich beim Wachsein nicht mehr zu wissen **).

Das Erwachen (das übrigens verschieden lange, manchmal viele Minuten oder sogar Stunden dauern kann) besteht also immer darin, daß der Eronenverkehr in der Hirnrinde an Intensität und Extensität bis zur „vollen" Aktualität zunimmt. Wer das Erwachen nicht als Name und Begriff für das Datum der ersten wiedererscheinenden

*) Die Phylogenese ist die syllogistische Analogie der Ontogenese. Sowie das Kleinkind überwiegend schläft und erst traumhaft wach ist, auch Schlafen und Wachen noch nicht unterscheidet, so befand sich auch der Urmensch in einem Dämmerzustand. Mit steigender Entwicklung lernte der Mensch Tag und Nacht, Wachen und Schlafen unterscheiden, gewann der Tag an Länge, blieb also das Gehirn länger in Hochfunktion — normaler oder abnormaler Weise.

**) Beim Einschlafen geschehen wohl auch traumhafte (hypnagoge) Vorgänge, indem die Funktion der Denkzellen über das Stadium der traumhaften Aktualität absinkt, aber wir erinnern uns dieses Erlebens nicht, indem wir ja einschlafen, d. h. indem die Funktion der Denkzellen weiter absinkt. Ein Traum, dessen wir uns erinnern, kann nur im Erwachen stattgefunden haben.

wachhellen Aktualität gelten lassen will, kann das Erwachen sehr wohl mit der Ueberschreitung der spezifischen Teilungsgrenze der Hirnrinde, also um Mitternacht beginnen lassen. Von da an werden wieder mehr Eronen aufgenommen, ihr Verkehr in der Hirnrinde nimmt allmählich zu. Die aufgenommenen Eronen sind zunächst vorwiegend sympathische, sensile. Analog der embryonalen Gehirnentwicklung sind es zuerst die sensilen Denkzellen, die in eine lebhafter werdende Funktion eintreten. Dann kommen modale Eronen (genauer: prämodale Eronen) in allmählich steigender Zahl hinzu, auch wandern sensile Eronen nicht bloß direkt in die Motilität und Sekretion ab, sondern auch in die modale Sphäre ein. Aber diese Funktion liegt noch unterhalb der traumhaften Aktualität. Nach und nach wird diese Entwicklungsstufe der aufsteigenden Bewegungsperiode der Hirnrinde erreicht: der Traum erscheint — als Erleben, wohlverstanden. Diese traumhaften Aktualitäten liegen dem Schema nach zunächst in frühstentwickelten Denkzellen, also sensilen und dann modalen. Welche die im Traume zuerst aktuellen sind, ist in der Spezifität der einzelnen Zellen gegeben, also in ihrer spezifischen Funktionsperiode. Es müssen nicht die frühstentwickelten Denkzellen nacheinander sein, die jedesmal beim Erwachen zuerst traumhaft aktuell werden und deren Aktualität die entwickeltere Form jener primitiven Aktualität ist*). Vielmehr funktioniert die ihrer Spezifität nach jeweils die relativ meisten Paßformen aufweisende Denkzelle zuerst traumhaft aktuell, dann folgt die in dieser Hinsicht nächste usf. Die genetische Linie wird allerdings insofern innegehalten, als ja die Eronenwellen zuerst in die frühstentwickelte Sphäre einfließen, die frühstentwickelten Denkzellen zuerst passieren, die sensilen und dann die modalen und zuletzt erst die idealischen; aber das Erwachen verläuft nicht nach dem Schema: nicht werden zuerst alle sensilen Zellen und nicht in der Reihenfolge ihrer Genese, dann in gleichem Sinne alle modalen Zellen nacheinander traumhaft aktuell, sondern auf eine sensile Zellgruppe kann eine modale in der Traumassoziation folgen und dann wieder eine sensile oder auch schon eine idealische usf. Es kann der Traum mit der (traumhaften) Aktualität frühstentwickelter sensiler und modaler Zellen beginnen, es können aber auch jene Zellen nur mit unaktueller, unbewußter Funktion am Erwachen beteiligt sein, also erst relativ spät differenzierte Denkzellen die erste traumhafte Aktualität aufweisen. Kurz, eine unübersehbare Fülle von Variationsmöglichkeiten ist gegeben, — auch hinsichtlich der Beteiligung der Begriffszellen.

Die traumhafte Aktualität von Begriffszellen ist das Wissen im Traum, das logisch-unlogische Denken, wie vordem bemerkt. Auch das Wissen, daß man träumt, gehört hierher. Es ist aber nicht zugleich mit andern traumhaften Aktualitäten da, sondern genau wie im Wachzustande ist immer nur ein Bewußtes gegenwärtig, entweder eine sensile oder modale oder idealische Aktualität. „Ich weiß, es ist ja bloß ein Traum" ist eine nicht seltene Begriffsreihe; während diese aktuell ist, ist keine andere Aktualität da, folgt aber sogleich, wie andere Aktualitäten vorausgegangen sind. Man darf nicht glauben, daß hier zwei Bewußte zugleich da wären, daß das „Oberbewußtsein" das „Unterbewußtsein" beobachten, kontrollieren, zensurieren könne. (Die Unterscheidung eines „Ober"- von einem „Unterbewußtsein" ist durchaus unpsychobiologisch;

*) Die frühest zu aktueller Funktion entwickelten Denkzellen sind auf den jeweiligen Differenzierungsstufen (Altersstufen) nicht „dieselben" wie einst, sondern nur die „gleichen", sie sind nicht mehr die infantilen, sondern Teilnehmer an der biologischen Entwicklungsfront, die normaliter für alle Denkzellen, alle Reflexsysteme einheitlich — mit normaler Variationsbreite — ist. Nur in der Abnorm sind frühestens entwickelte Denkzellen auf infantilem Entwicklungsniveau stehen geblieben, aber auch ausgealtert; die kranke Persönlichkeit ist also „geschichtet", nicht aber die gesunde, diese ist harmonisch.

man kann nur von bewußt und unbewußt, Bewußtsein und Unbewußtsein sprechen. In den Worten „Ober"- und „Unterbewußtsein" spukt der Dämonismus, oder es sind topische Begriffe, die ebenso fiktiv sind wie die dynamischen oder ökonomischen Deutungen, in die sich auch die „Tiefenpsychologie" und gar die „Metapsychologie" Freuds hineinentwickelt, d. h. verwickelt hat.)

Die traumhaften Aktualitäten wechseln zwischen allen Zentren, wie es auch die wachen Aktualitäten tun. Man sieht im Traume, d. h. es sind vorwiegend optische traumhafte Aktualitäten da, aber man hört auch; die andern „Sinnesqualitäten" treten weniger hervor, können aber aktuell werden, wie die traumhaften taktilen, koordinativen und die besonders seltenen thermischen, olfaktorischen und gustatorischen Erlebnisse zeigen*). Das Erleben des Erwachens in der Hirnrinde geht in prinzipiell gleicher Weise vor sich wie das wache Erleben auch, nur ist die Zahl der Eronen verschieden, deren Strömen die Funktion der Denkzellen ausmacht. Und diese Zahl ist am geringsten im Schlafe, sie nimmt zu von Mitternacht an bis zu dem Grade, bei dem die traumhaften Aktualitäten erscheinen, und dann darüber hinaus bis zu dem Grade, den man Wachzustand nennt. Vom tiefsten Schlafe bis zum hellsten Wachsein verläuft eine — aus kleineren Schwankungen zusammengesetzte — Linie; die aufsteigende Strecke der eintägigen Bewegungsperiode, an die sich die absteigende Strecke anschließt. Die Anzahl der in der Hirnrinde verkehrenden Eronen (sofern diese überhaupt zur Aktualität ausreicht) entspricht der Helligkeit des Bewußtseins, jede Eronenzahl entspricht einer Etappe auf der aufsteigenden und absteigenden Eintagskurve. An dieser Kurve ist jede einzelne Denkzelle beteiligt: diejenige Zelle ist aktuell, die den jeweils stärksten Eronenstrom aufnimmt, deren Bewegungsperiode unter allen andern ihren höchsten Stand erreicht hat. Diese Aktualität kann aber traumhaft sein, d. h. mehr oder weniger „hell", je nach der Zahl der beteiligten Eronen; ist das Niveau des Eronenverkehrs in der Hirnrinde überhaupt relativ niedrig, die Zahl der überhaupt verkehrenden Eronen relativ gering, so ist schon eine im Verhältnis zum Wachzustand geringe Zahl von Eronen mit einer — allerdings weniger hellen — Aktualität verbunden (vgl. § 95).

Indem die Aktualitäten des Traumerlebens entsprechend dem Bewegungsgesetz aufeinander folgen, bewegen sie sich zwar innerhalb assoziativer Systeme, können aber eine andere Reihenfolge haben wie die wachen Abläufe und haben sie sicherlich auch meist, soweit wir hierüber im Traumbericht Auskunft erhalten. Demnach ist der Traum anders gebaut als die wachen Assoziationsabläufe und wird verworren, sinnlos, dummes Zeug, Schaum usw. genannt und die Traumanalyse entweder als törichte Spielerei oder als mystischer Hokuspokus verschrien. In unserer Zeit hat Freud die „Traumdeutung" (ich sage Traumanalyse) zur wissenschaftlichen Methode erhoben, ohne freilich über den Motivismus hinauszukommen und die Biologie des Träumens oder des Traumes gefunden zu haben, die zuerst hier in aller Kürze dargestellt ist.

Die Traumanalyse ist nur möglich an Hand des Traumberichtes. Dieser ist Erinnerung an den Traum, aus der auch der Traum in gesprochenen oder geschriebenen Worten beschrieben werden kann. Teile des Traumberichtes stammen aus dem Unbewußten, d. h. sind Ausdruck von Reflexen, die im Traum aktuell funktioniert haben, nicht aber im Wachen aktuell funktionieren. Das Traumerleben geht ohne genaue Grenze in die Traumerinnerung über. Je mehr wir uns dem vollen Wachsein nähern, einen desto größeren Anteil am Traumerleben nehmen die Begriffe ein, während die

*) Die Tatsache des Träumens ist ein triftiger Beweis dafür, daß es eine vom Bewußtsein unabhängige, an sich existente Welt nicht gibt.

sensilen und die modalen Traumaktualitäten verblassen und ersetzt werden durch wache Aktualitäten. Und je mehr Begriffe aktuell werden, desto mehr geht das Traumerleben in die Traumerinnerung über. Im ersten Moment des Wachseins sind uns alle diejenigen Teile des Traumes gegenwärtig, die in die Begriffssphäre, in die Erinnerung eingegangen sind, d. h. die Begriffe, die die Traumerinnerung ausmachen, entsprechen sensilen oder modalen Traumaktualitäten oder sind Analogien zu begrifflichen Traumaktualitäten, diese Eronenkomplexe sind aus den sensilen und modalen Zellen in die idealischen eingewandert. Das sensile und modale Erleben des Traumes muß vorangegangen sein, wie wir auch daraus ersehen können, daß manche oder viele Erinnerungen mit dem Eintritt des vollen Wachseins verschwinden. Das Erwachen ist eben die allmähliche Zunahme des Eronenverkehrs in der Hirnrinde und verläuft über die traumhaften Aktualitäten zur Helligkeit des Wachbewußtseins. Wir haben also im Traumerleben auch Bewußtsein, aber ein weniger helles *) und obendrein ein eingeengtes, indem zuerst die sensile, dann erst die modale und schließlich die idealische Denksphäre „erwacht". Die unbewußten Anteile des Traumberichts sind nicht etwa Traumerleben, das sozusagen hängengeblieben ist: das Traumerleben ist vorbei mit dem völligen Wachsein, aber die Assoziationen, die sich an das Traumerleben unmittelbar anschließen, sind die deutlichsten Analogien, sind dem Traumerleben am nächsten verwandt, mögen die beteiligten Zellen unbewußt oder bewußt funktionieren. Die Analogien verwischen und vermischen sich um so mehr, je lebhafter der Eronenverkehr wird, und so „trübt" sich nicht nur die begriffliche Erinnerung an das Traumerleben, sondern auch der unbewußte Anteil des Traumberichts ist mit mehr oder weniger zahlreichen rezenten, dem Tageserleben angehörenden Elementen durchsetzt. Immerhin liegen die Teile des Traumberichts in der Nähe der am Traumerleben beteiligten Aktualitäten. Auch die rezenten Elemente stammen aus Denkzellen, die unmittelbar oder mittelbar zu den assoziativen Systemen gehören, deren Funktion das Traumerleben ausmachte. Der Traumbericht ist geschrieben oder gesprochen Ausdruck von Eronen, die jene assoziativen Systeme passieren oder solche Systeme, die mit den Traumassoziationen weiterhin verbunden sind. In dieser Hinsicht gleicht der Traumbericht jedem andern Bericht: der Bericht ist immer Ausdruck von Eronen, die sich über bestimmte entsprechende assoziative Systeme bewegt haben, und mancher und eher noch manche weiß nicht, ob das, was berichtet wird, einem Traum- oder Wacherleben entspricht. Für die Analyse ist es nicht allzu wichtig, ob mehr oder minder große Teile des Traumberichtes dem Traum- oder Wacherleben entsprechen: der gesamte Bericht ist eben Ausdruck von Eronen, die über die assoziativen Systeme fließen, in denen sich der Traum abgespielt hat.

So schließt sich der Traum auch an assoziative Systeme an, die am letzten Tage oder in jüngster Vergangenheit (vielleicht besonders häufig oder besonders hell) aktuell waren, deren Bewegungsperiode vor den andern, d. h. umfangreicher, intensiver, unter größerem Eronenumsatz verläuft. Das regelmäßige Auftreten des von F r e u d sogenannten „T a g e s r e s t e s" im Traumbericht wird somit verständlich.

In der Regel stehen also Aktualitäten (Szenen) aus der Frühzeit des Träumers am Anfange des Schauspiels, also zunächst sensile Aktualitäten, an die sich die genetisch

*) Die traumhaften Aktualitäten sind auch raumzeitlich, liegen also in einer scheinbaren Entfernung und folgen aufeinander; von „Zeitlosigkeit" des Traumerlebens kann gar keine Rede sein; die *Freud*schen Auslassungen über die „Zeitlosigkeit unbewußter Seelenvorgänge" (Jenseits des Lustprinzips, p. 35 f.) sind ein Mißverständnis. Die Tatsache der raumzeitlichen Bestimmtheit der Traumaktualitäten ist besonders interessant in Hinblick auf den Zusammenhang zwischen Akkommodation und (optischer) Lokalität (§ 92 Anm.); auch bei geschlossenen Augen ist die (optische) Aktualität raumzeitlich.

verbundenen modalen und dann auch begrifflichen Aktualitäten anschließen; der Traum kann aber auch so rasch verlaufen, daß nicht erst sensile Aktualitäten da sind, sondern gleich modale und auch gleich solche aus späterer Lebenszeit, aber immer leiten sich diese von infantilen und letzten Endes von fötalen Aktualitäten ab. So beginnt dem Schema nach jeder Traum historisch mit dem Mutterleibe, der Geburt, mit Darstellungen aus dem fötal-frühkindlichen Erleben in der „Fassung" der jeweiligen Entwicklungsstufe des Träumers; es schließen sich Szenen oder Bruchstücke von Szenen (pars pro toto) aus den späteren Jahren an, bis schließlich der Anschluß an das Wacherleben erreicht wird. Indem das frühkindliche Erleben noch im Allgemeinen (im Chaotischen, Animistischen, Magischen) verläuft, haben auch die Träume in den entsprechenden Anteilen den allgemeinen Charakter, d. h. sind Vorgänge, die einmal die der Persönlichkeit des Träumers eigentümliche Erlebensweise in ihren allgemeinen Formen, darüber hinaus das Allgemein-Menschliche überhaupt darstellen. Auch die Traumaktualitäten bilden runde und gerade Reihen und aus ihnen zusammengesetzte Individuen, die im Verhältnis zu einander stehen, also assoziativ zu Szenen verknüpft sind; hierin unterscheiden sie sich nicht vom Wacherleben. Der Traum stellt aber in den aus der Frühzeit stammenden Anteilen (die den Hauptteil vieler Träume bilden) auf diese Art — die einzig mögliche übrigens — das Grundsätzliche des individuellen, des menschlichen Erlebens heraus: die Hunger-Angst-Schmerz-Trauer-Freude-Reihe, den Uebergang als solchen, wie er sich im Wacherleben besonders deutlich in den Hochkrisen zeigt, z. B. in der Geburt, den folgenden „Aussetzungen" (Abstillen, Verbringen aus dem elterlichen Schlafzimmer usw.), Entdeckungsreisen in der Wohnung, im Hause, im Keller, im Garten, auf der Straße usf., alles Ueberschreitungen von Schwellen, ferner in der kindlichen „Weltkatastrophe": dem Uebergange aus der Alleinheit, der chaotischen Seinsform in die Ich-Du-Welt mit dem Zweifel „Sein oder Nichtsein?", dem Geborenwerden in die Welt der (primitiven) Individuen, der Märchen, des Zaubers, in dem Schuleintritt, den Schulprüfungen, den ersten genitalen Erfahrungen, der Schulentlassung, der Onanie, den ersten Liebeserregungen, dem Verlassen des Elternhauses, den weiteren trophischen und genischen Prüfungen der Pubertätsperiode mit abschließender Meisterprüfung in Beruf und Liebe u. a. „elementaren" Ereignissen des Einzelnen und der Gemeinschaft. Natürlich kann — wie in einem Drama — der Uebergang als solcher nur in Form eines Einzelfalles dargestellt werden, aber eben an einem prägnanten, paradigmatischen, der das Allgemeine veranschaulicht; so geschieht es in der Dichtung, der naiven wie der differenzierten, und so geschieht es im Traum. Es ist klar, daß im Traum auch das Liebesleben vertreten ist (genau wie im Wacherleben), daß es also geschlechtliche, wollüstige Träume (in der Pubertät mit Pollutionen) gibt neben solchen des trophischen Lebensgebietes. Es ist aber ein Mißverständnis Freuds, daß jeder Traum — wie jedes neurotische Symptom — „libidinös" sei und eine libidinöse Wunscherfüllung darstelle, daß im Traume immer nur Genitalsymbole im Sinne der hinterlistig maskierten Erfüllung verdrängter geschlechtlicher Wünsche auftauchen; diese Deutung ist ebenso simpel wie unrichtig und gehört ins Gebiet der wissenschaftlichen Genitomanie des Traumdeuters.

So gibt zwar jeder Traum in seiner individuellen Form die Persönlichkeit des Träumers und ihrer Genese wieder (der Mensch kann natürlich nur gemäß und im Rahmen seiner biologischen Beschaffenheit, der Struktur und Funktion seines Organismus, seiner Hirnrinde träumen) und ist eine Art Lebensbericht, darüber hinaus aber sind alle Träume — eben als symbolische Darstellungen des Allgemein-Menschlichen — Analogien, ist jeder Traum ein Menschheitstraum in individueller Abwandlung, träumen alle Menschen den gleichen Traum — wie sie das gleiche Leben leben: das menschliche.

Für die Einsicht in die Persönlichkeit sind die Träume nicht wichtiger und nicht aufschlußreicher als das Wacherleben, das ja natürlich genau so wie der Traum der biologischen Struktur und Funktion des Einzelwesens gemäß ist. Die Psychoanalyse bedient sich hauptsächlich der Traumdeutung als der „via regia" ins Unbewußte, wobei der Patient (Neurotiker) in einer Art „Döszustand", also bei herabgesetztem, halbhypnotischem Bewußtsein seine Aussagen, unkontrolliert von der Eigenkritik, macht und so eben die Beschaffenheit des Unbewußten mit seinen verdrängten Wünschen, eingeklemmten Affekten usw. verrät, — wie die Psychoanalyse annimmt. In der Erkenntnistherapie, der psychobiologischen Methode der Neurosentherapie, spielen die Träume keine Rolle; alles Wissensnotwendige und Wissenswerte erfahren wir bei vollem Wachbewußtsein des Patienten, der ebensowenig schlafen soll und darf wie der Schüler in der Schule, wie überhaupt der Mensch bei seinen Tagesleistungen — und zu deren Bewältigung soll ja der Neurotiker erzogen werden.

In seinem Buche „Die Traumdeutung" (6. Aufl. 1921) hat Freud eine Traumtheorie dargestellt, die — ganz abgesehen von Mißverständnissen und Irrtümern — durchaus im Psychologismus stecken bleibt und nur geringe Spuren einer biologischen Auffassung erkennen läßt. Die „psychischen Instanzen" spielen wieder die Hauptrolle. „Wir haben gesehen, daß es uns unmöglich wurde, die Traumbildung zu erklären (sic! Verf.), wenn wir nicht die Annahme zweier psychischer Instanzen wagen wollten, von denen die eine die Tätigkeit der andern einer Kritik unterzieht, als deren Folge sich die Ausschließung vom Bewußtwerden ergibt. Die kritisierende Instanz, haben wir geschlossen, unterhält nähere Beziehungen zum Bewußtsein als die kritisierte. Sie steht zwischen dieser und dem Bewußtsein wie ein Schirm. Wir haben ferner Anhaltspunkte gefunden, die kritisierende Instanz mit dem zu identifizieren, was unser waches Leben lenkt und über unser willkürliches, bewußtes Handeln entscheidet" (S. 403). Diese Instanzen sind uns bekannt: es ist das Unbewußte, Vorbewußte und Bewußtsein. Zwischen ihnen waltet „die Zensur" *) ihres hohen Amtes; ich kann diese nur als eine dämonische Macht auffassen: sie verhält sich zu den andern Dämonen alias psychischen Instanzen bald streng, bald nachgiebig, indem sie Ungehöriges zurückdrängt, anderes Psychische zuläßt. „Die Traumerregung wird nun wie alle andern Gedankenbildungen das Bestreben äußern, sich ins Vorbewußte fortzusetzen und von diesem aus den Zugang zum Bewußtsein zu gewinnen" (S. 404). Dieser Weg ist den Traumgedanken tagsüber durch die „Widerstandszensur" verlegt, aber nachts schaffen sie sich Zugang zum Bewußtsein. Indes kann die Erregung „einen rückläufigen Weg" einschlagen, der Traum hat also „regredienten" Charakter. Die Regression ist eine der wichtigsten psychologischen Eigentümlichkeiten des Traumvorganges. „Wir heißen es Regression, wenn sich im Traume die Vorstellung in das sinnliche Bild rückverwandelt, aus dem sie irgend einmal hervorgegangen ist" (S. 405). „Das Gefüge der Traumgedanken wird bei der Regression in sein Rohmaterial aufgelöst" (S. 405). Der Traum ist nichts anderes als eine Wunscherfüllung. Ein Wunsch kann im Vorbewußtsein sitzen, aber auch von diesem ins Unbewußte zurückgedrängt worden sein, andere sind überhaupt unfähig, das Unbewußte zu verlassen. Auch der Durstreiz, das sexuelle Bedürfnis usw. sollen als Wunschquelle gelten. „Die Kinderträume lassen keinen Zweifel darüber, daß ein bei Tage unerledigter Wunsch der Traumerreger sein kann" (S. 411), aber beim Erwachsenen soll ein solcher Wunsch nicht genügen, sondern er soll erst dann zum Traumerreger werden, „wenn es ihm gelingt, einen gleichwirkenden un-

*) Andernorts schreibt *Freud* einer andern psychischen Instanz, dem Ich-Ideal (ungefähr gleich Vater-Imago) die Ausübung der Traumzensur zu (Massenpsychologie und Ich-Analyse 1923, S. 66).

bewußten zu wecken, durch den er sich verstärkt" (S. 412). „Der Wunsch, welcher sich im Traume vorstellt, muß ein infantiler sein." „Es kann uns gelingen, den Energiebesetzungen unseres wachen Denkens ein vorläufiges Ende zu machen, wenn wir beschließen, den Schlaf aufzusuchen." (Wie soll man sich bloß so etwas vorstellen! „Uns", d. h. hier doch wohl unserm Denken kann es gelingen, die Energiebesetzungen unsers Denkens mittels eines Entschlusses, also eines Denkaktes ein Ende zu machen, also das Denken macht dem Denken mittels des Denkens ein Ende! Und wer das „gut kann, der ist ein guter Schläfer".) „Sobald das Bedürfnis des Kindes (nach Nahrung, Verf.) ein nächstes Mal auftritt, wird sich, dank der hergestellten Verknüpfung, eine psychische Regung ergeben, welche das Erinnerungsbild jener Wahrnehmung wieder besetzen und die Wahrnehmung selbst wieder hervorrufen, also eigentlich die Situation der ersten Befriedigung wiederherstellen will. Eine solche Regung ist das, was wir einen Wunsch *) heißen; das Wiedererscheinen den Wahrnehmung ist die Wunscherfüllung" (S. 420). Das Wünschen läuft auf ein Halluzinieren aus, und „der Traum, der seine Wünsche auf kurzem regredientem Wege erfüllt, hat uns hiermit nur eine Probe der primären, als unzweckmäßig verlassenen Arbeitsweise des psychischen Apparates aufbewahrt" (S. 421). „Das Denken ist nichts anderes als der Ersatz des halluzinatorischen Wunsches (sic! Verf.), und wenn der Traum eine Wunscherfüllung ist, so wird das eben selbstverständlich, da nichts anderes als ein Wunsch unsern seelischen Apparat zur Arbeit anzutreiben vermag" (S. 421). „In der Zensur zwischen Unbewußt und Vorbewußt, deren Annahme uns der Traum geradezu aufnötigt (sic! Verf.), haben wir also den Wächter unserer geistigen Gesundheit zu erkennen und zu ehren (sic! Verf.). Ist es nun nicht eine Unvorsichtigkeit dieses Wächters, daß er zur Nachtzeit seine Tätigkeit verringert, die unterdrückten Regungen des Unbewußten zum Ausdrucke kommen läßt, die halluzinatorische Regression wieder ermöglicht? Ich denke nicht — denn wenn sich der kritische Wächter zur Ruhe begibt — wir haben die Beweise (sic! Verf.), daß er doch nicht tief schlummert —, so schließt er auch das Tor zur Motilität. Welche Regungen aus dem sonst ungehemmten Unbewußten sich auch auf dem Schauplatze tummeln mögen, man kann sie gewähren lassen, sie bleiben harmlos, weil sie nicht imstande sind, den motorischen Apparat in Bewegung zu setzen, welcher allein die Außenwelt verändernd beeinflussen kann. Der Schlafzustand garantiert die Sicherheit der zu bewachenden Festung. Minder harmlos gestaltet es sich, wenn die Kräfteverschiebung nicht durch den nächtlichen Nachlaß im Kräfteaufwand der kritischen Zensur, sondern durch pathologische Schwächung derselben oder durch pathologische Verstärkung der unbewußten Erregungen hergestellt wird, solange das Vorbewußt besetzt und die Tore zur Motilität offen sind. Dann wird der Wächter überwältigt, die unbewußten Erregungen unterwerfen sich das Vorbewußte, beherrschen von ihm aus unser Reden und Handeln oder erzwingen sich die halluzinatorische Regression und lenken den nicht für sie bestimmten Apparat vermöge der Anziehung, welche die Wahrnehmungen auf die Verteilung unserer psychischen Energie ausüben. Diesen Zustand heißen wir Psychose" (S. 422).

Die Zitate zeigen, daß Freud den Traum im wesentlichen als ein Ergebnis des Ringens psychischer Kräfte, des Ankämpfens verdrängter Wünsche gegen die verdrängenden psychischen Instanzen ansieht; diese psychischen Kräfte erweisen sich in ihrem ganzen Gebaren, wie es Freud beschreibt, als echte Dämonen, die den Menschen besessen halten und in ihm ihre eifersüchtigen Kämpfe um den Vorrang exekutieren; die menschliche Seele ist der Schauplatz dieser kriegerischen oder diplomatischen Er-

*) Ueber Wunsch, Wunscherfüllung siehe §§ 57 ff.

eignisse, sie ist Schauplatz und zugleich „Instanz", zugleich auch Gegeninstanz: Seelisches kämpft in der Seele gegen Seelisches! Wenn das nicht Mystik ist! Eine solche „metapsychologische" Leistung der Geister ist auch die „Traumarbeit", worunter das Anfertigen des Traumes verstanden wird. Der Traum ist ein Bilderrätsel. Bei dessen Komposition wird „eine großartige Verdichtungsarbeit geleistet" S. 191), d. h. es werden „latente Traumgedanken", die in der Analyse ermittelt werden, zu komplexen Elementen des „manifesten Trauminhalts" zusammengedrängt, verdichtet. Ferner werden die einzelnen Traumgedanken, als ganze oder wieder zu Teilen zertrennt, untereinander verschoben, ihre Bedeutung umgekehrt usw., so daß „der Traum nur eine Entstellung des Traumwunsches im Unbewußten wiedergibt" (S. 211). „Traumverschiebung und Traumverdichtung sind die beiden Werkmeister (sic! Verf.), deren Tätigkeit wir die Gestaltung des Traumes hauptsächlich zuschreiben dürfen." „Die Traumentstellung ist uns bereits bekannt; wir haben sie auf die Zensur zurückgeführt, welche die eine psychische Instanz im Gedankenleben gegen eine andere ausübt. Die Traumverschiebung ist eines der Hauptmittel zur Erzielung der Entstellung. Is fecit, cui profuit (sic! Verf.). Wir dürfen annehmen, daß die Traumverschiebung durch den Einfluß jener Zensur, der endopsychischen Abwehr, zustande kommt" (S. 211). Doch gestaltet sich die Darstellung der Traumgedanken verschieden, je nachdem logische Beziehungen verbildlicht werden sollen (kausale, konditionale, zeitliche, räumliche usw. Zusammenhänge), und die „Werkmeister" nehmen in der Handhabung der Gestaltungsmittel alle erdenkliche „Rücksicht auf die Darstellbarkeit".

Die Traumarbeit ist also die Funktion psychischer Instanzen, die darauf abzielt, unbewußten Wünschen eine Art Erfüllung zu schaffen, indem sie einen Traum aus ihnen fabrizieren. Hiermit erhält nun der Traum auch noch eine Funktion, und zwar eine sehr wichtige. Die „unbewußten Wünsche bleiben nämlich immer rege. Sie stellen Wege dar, die immer gangbar sind, sooft sich ein Erregungsquantum ihrer bedient". (Die Wünsche sind also nicht selber Erregungsquanten, sondern Wege, deren sich Erregungsquanten bedienen können, wann sie wollen!! Verf.) „Es ist sogar eine hervorragende Besonderheit unbewußter Wünsche, daß sie unzerstörbar bleiben (sic! Verf.). Im Unbewußten ist nichts zu Ende zu bringen, ist nichts vergangen oder vergessen." (Das Unbewußte ist ja aber selber Vergessenes, Verdrängtes, Vergangenes; in diesem Vergessen ist nichts vergessen, das Vergessene hat sozusagen kein Organ zum Vergessen; die Freudsche Beschreibung mag poetisch sein, ist aber offenbar wissenschaftlich gemeint.) „Die Psychotherapie hat die Aufgabe, für die unbewußten Vorgänge eine Erledigung und ein Vergessen zu schaffen" (S. 428/9). Das Ablassen der Erinnerungen und die Affektschwäche der nicht mehr rezenten Eindrücke ist „durch mühevolle Arbeit des Vorbewußten zustandegekommen." (Welch ein Dämon, der durch mühevolle Arbeit die Erinnerungen verblassen läßt!) Aber diese ins Unbewußte, in die Unterwelt hinabgebannten Erinnerungen sind eben unsterblich: sie wollen zur Oberwelt zurück. „Für den einzelnen unbewußten Erregungvorgang gibt es zwei Ausgänge. Entweder er bleibt sich selbst überlassen, dann bricht er endlich irgendwo durch und schafft seiner Erregung für dies eine Mal einen Abfluß in die Motilität, oder er unterliegt der Beeinflussung des Vorbewußten, und seine Erregung wird durch dasselbe gebunden, anstatt abgeführt. Letzteres aber geschieht beim Traumvorgang. . . . Es stand ja zu erwarten, daß der Traum, wenn er auch ursprünglich kein zweckmäßiger Vorgang war, im Kräftespiel des seelischen Lebens sich einer Funktion bemächtigt haben würde (sic! Verf.). Wir sehen, welches die Funktion ist. Er hat die Aufgabe übernommen, die frei gelassene Erregung des Unbewußten wieder unter die Herrschaft des Vorbewußten zu bringen; er führt dabei die Erregung des Unbewußten

ab, dient ihm als Ventil und sichert gleichzeitig gegen einen geringen Aufwand an Wachtätigkeit den Schlaf des Vorbewußten." Der Traum ist somit „Hüter des Schlafes".

Genug der Phantasien! Indem hier auf die psychobiologische Beschreibung des Traumes eine Skizze der Freudschen psychoanalytischen Traumtheorie folgt, tritt der Unterschied beider klar zutage. Es zeigt sich, daß die Freudsche Traumlehre eine moderne Dämonologie ist; dies trifft für die ganze Freudsche Psychologie und Psychotherapie zu, die Psychoanalyse gehört zu den wissenschaftlichen Suggestionsmethoden, stellt als solche aber ein Denkmal forschenden Genies dar. Im Lichte der realischen Erkenntnis verliert der Traum, das Menschliche, die Welt überhaupt alles Rätselhafte, alles Problematische.

§ 108. Trübung und Einengung des Bewußtseins. Suggestion. Schreckstarre

Das Absinken der Funktionsintensität der Reflexsysteme einschließlich der Denkzellen bis zur Schlaftiefe in der 24-Stunden-Kurve pflegt man ebensowenig wie das ständige Schwanken (Oszillieren) der Wachhelligkeit oder die Konzentration der Aufmerksamkeit auf eine bestimmte Aufgabe usw. mit Trübung oder Einengung des Bewußtseins zu bezeichnen, obwohl diese Ausdrücke auch für diese normalen Vorgänge statthaft wären. Man verwendet diese Bezeichnungen in der Pathologie. Die Trübung des Bewußtseins ist ein pathologisches Absinken der Funktionsintensität der Denkzellen, also der Helligkeit der Aktualitäten im allgemeinen, die Einengung des Bewußtseins ist ein solches Absinken in einzelnen Denksphären oder innerhalb einzelner Denksphären oder Sinnesgebiete; solche Zustände finden wir z. B. als Ohnmacht, Schwindel, Tagträumen, Hypnose, Halluzinieren, Ekstase usf. Wie die normalen so treten auch die abnormalen Schwankungen der Funktionsintensität periodisch, also gemäß der spezifischen Funktionsperiodik der einzelnen Reflexsysteme auf und werden nicht durch äußere oder innere „Faktoren" verursacht, sie treten nur eben unter gewissen Umständen auf, die aber nicht Ursachen sind, in die die Ursächlichkeit lediglich hineingedeutet wird. Wer z. B. hypnotisiert wird, muß hypnosefähig sein, d. h. eine solche Hirnbeschaffenheit haben, daß die Hirnfunktion unter gewissen Umständen, nämlich in der Begegnung mit dem Hypnotiseur mehr oder minder weit zur Schlaftiefe absinkt, wer diese Hirnbeschaffenheit nicht hat, ist nicht zu hypnotisieren. Wir besprechen hier zunächst das Wesen der Suggestion.

Die interindividuellen Verhältnisse, die den Verkehr der Individuen ausmachen, haben wir als die spezifische Veränderung der spezifischen Bewegungsperioden erkannt; wir beschreiben sie als Aufnahme und Abgabe von Eronen. Diese findet gemäß dem Bewegungsgesetz statt, d. h. es werden nur Paßformen aufgenommen und nur solche Eronen abgegeben, die nunmehr zu einem andern wie dem bisherigen Individuum Paßformen sind. Damit haben wir aber keineswegs eine „Bedingung" für den Eronenaustausch aufgestellt, sondern lediglich die Objektänderung auf eine allgemeine Formel gebracht, das Allgemeingültige der Objektänderung formuliert. Wir sagen vielmehr ausdrücklich, daß nicht erst die Paßform da ist und dann der dazugehörige Partner, sondern daß das interindividuelle Verhältnis nur in dem Sinne beschrieben werden kann, daß beide Partner zugleich da sind (indem die Beschreibung die Entsprechung von Aktualitäten ist, die in der [gegenwärtigen] Aktualität symbolisch vertreten sind). Freie Affinitäten, freie Valenzen vertragen sich nicht mit der psychobiologischen, mit der realischen Anschauung. Die Aktualität verändert sich derart, daß sie übergeht in eine andere, daß die symbolische Verdichtung, als die wir die Formbestimmtheit an-

schauen, ihre Homogenität derart ändert, daß eine gewisse Eronengruppe — gemäß der Spezifität der jetzt aktuell funktionierenden Denkzelle — als Symbolkomponente der Aktualität dominiert, während alle übrigen determinieren, immer also sämtliche Eronen (Vor- und Nach-Eronen) das jeweilige Symbol „bestimmen" (daher „Bestimmtheit"). Beschreiben läßt sich dieser Vorgang, die Bewegung nur so, daß wir sagen: die eine Aktualität folgt auf die andere, die begriffliche Grenze zwischen beiden ist die Grenze des Individuums, an der das eine an das andere anstößt, sich mit dem andern berührt, wobei eben beide Partner zugleich da sein müssen und da sind — wohlverstanden: beschreibungsgemäß, nicht aber phänomenal.

Wir haben ferner gesehen, daß die ausgetauschten Eronen sensiler und modaler Art sind; die sensilen werden von den sensibeln Empfangsapparaten des sympathischen Nervensystems, die modalen von den sensibeln Empfangsapparaten der sensorischen Nerven aufgenommen, doch mag es auch Uebergangsformen vom sympathischen zum sensorischen Nervensystem geben, wie sich ja auch sympathische Eronen in sensorische umwandeln können (sympathogene sensorische Eronen). Idealische Eronen können peripher mangels sensibler idealischer Nerven nicht aufgenommen werden; die idealische Sphäre erhält ihre Zuflüsse aus der sensiblen und der modalen Sphäre.

Dieser Eronenaustausch ist die Suggestion des gewöhnlichen Verkehrs, die Suggestion im allgemeinen Sinne; sie ist identisch mit der Bewegung, mit der Veränderung der Bewegungsperioden überhaupt, mit dem interindividuellen, dem interpolaren Verhältnis. Zwei Individuen sind bei- oder aneinander, heißt: sie stehen in einem suggestiven Rapport, sie tauschen Eronen aus, sie haben Paßformen. Dieses Verhältnis ist nicht verursacht oder bestimmt durch begriffliche Ueberlegungen, sondern findet autogen gemäß der Funktionsperiodik der Reflexsysteme statt, die eben hierbei aktuell funktionieren; der Eronenaustausch erfolgt unabhängig von der „Kritik", ein prägnantes Merkmal der Suggestion. Ueber die Zahl der ausgetauschten Eronen, über die Intensität der Suggestion ist damit noch nichts gesagt. Lediglich das eine steht fest, daß zwei Individuen, die sich treffen, in dem Moment der Berührung so und so viele, nämlich die im Ablauf der Bewegungsperiode jetzt größtmögliche Zahl von Paßformen haben. Zugleich bestehen beschreibungsgemäß Verhältnisse zu andern, andersartigen Individuen, zu andern Paßformen, aber für alle gilt, daß zwischen zwei Individuen, die sich treffen, im Momente des Aneinander die jetzt größtmögliche Zahl dieser Paßformen da ist; dieser Eronenaustausch ist eben die Begegnung. Wann ich meinen Freund F. treffe, so haben wir in diesem Moment die größtmögliche Zahl von Paßformen im Austausch, und wann ich mich von ihm verabschiede, so heißt das: mein Bedarf ist „gedeckt", ist gesättigt, die zur jetzigen Bewegungsetappe gehörige Zahl dieser Eronen ist aufgenommen, dieses Individuum verschwindet nunmehr, indem diese Eronen zum Teil — je nach der Spezifität — in die idealische Sphäre überwandern und dann erst oder auch direkt aus der sensilen oder modalen Sphäre abgegeben werden, die Denkzellen also unaktuell werden, die Bewegungsperiode abwärts geht bis zur spezifischen Teilungsgrenze, nach deren Ueberschreitung schon wieder die Annäherung an jenen (vielleicht weit entfernten) Freund beginnt. Jedes Zusammentreffen geht in der gleichen Weise vor sich, wir können nur aufnehmen — Paßformen, deren Einwanderung in die Denksphären in der zur Aktualität ausreichenden Anzahl mit dem Erscheinen des Gefühls oder des Gegenstands oder des Begriffs als Objekt verbunden ist. Die Aufnahme von Paßformen erfolgt gemäß dem Bewegungsgesetz; wann der Eronenstrom stark genug ist, dann ist die Aktualität da, z. B. steht nun der Freund vor mir oder irgendein anderer Gegenstand, die Gegenstände sind ja eben Aktualitäten meiner modalen Denk-

zellen und existieren lediglich als diese Aktualitäten. Und die Aktualität der Denkzelle koinzidiert mit der Akme ihrer jeweiligen Wachstumsstrecke, mit der „Hochzeit" des fremden Eronenkomplexes und der einheimischen Kernpartnerin, die stattfindet als Gipfel des jetzt stärksten Eronenverkehrs in dieser Zelle. Auch die Bewegungsperiode des dem Ich gegenüberstehenden zum Ich-Individuum gehörigen Objekts läuft in der gleichen Weise ab, „meine" Bewegungen, „mein" Verhalten als Reihenfolge von Aktualitäten nehme ich nicht auf anderm Wege wahr wie die Bestimmtheiten, die anschauungsgemäß zu andern Individuen gehören.

Ueber die Entfernung des Objekts vom Subjekt und ihre Aenderung siehe § 89. Das Individuum, das ich in hundert Meter Entferung sehe, ist nicht dasselbe wie das gleiche zehn Meter entfernte; ich erkenne zwar meinen Freund F. auf hundert oder mehr Meter Entfernung, aber dieses Erkennen ist der Uebergang der sensilen und modalen Eronen in die assoziierten Begriffszellen, und diese Eronen sind z. T. andere und passieren andere Zellen als diejenigen Eronen, die da sind, wann der Freund mir ganz nahe ist: alle sind sie biologisch verwandt, z. T. sind sie die gleichen wie die früheren, passieren entsprechend gleiche, analoge Denkzellen, aber das gesamte assoziative System hat sich erweitert beim Näherkommen vornehmlich „in Richtung" sensile Sphäre, d. h. die hierbei in erhöhte Funktion eintretenden Denkzellen liegen in immer geringerer genetischer Entfernung von der sensilen Sphäre, womit ja eben die größere anschauungsgemäße Nähe des Objekts gegeben ist.

Die allmähliche Zunahme des ein assoziatives System passierenden Eronenstromes fällt also in diesem Sinne mit der Annäherung des Gegenstandes zusammen. Hierbei mehrt sich die Zahl derjenigen Zellen des Systems, die der sensilen Sphäre genetisch näher und nahe liegen, wann immer sie sich zu aktueller Funktion entwickelt haben mögen. Die Gefühligkeit des Gegenstandes (der dabei immer-anders ist) nimmt zu, zugleich auch die Zahl der sensilen Eronen. Je nach der Spezifität, je nach der im Ablauf der spezifischen Funktionsperiode erreichten Etappe kann nun ein plötzlicher, d. h. sehr rascher Anstieg der Zahl der beteiligten Eronen, eine „Ueberflutung" des assoziativen Systems eintreten, dann ist der Gegenstand „plötzlich", „unvorhergesehen" in nächster Nähe. Solche Ueberflutung kommt nur in assoziativen Systemen von besonderem Funktionsrhythmus vor, nämlich in solchen, deren sensile und frühmodale Zellen im Verhältnis zu den assoziierten, spätmodalen und idealischen besonders zahlreich sind; diese Systeme sind also sozusagen nach dem frühinfantilen Typ gebaut, wobei im pathologischen Falle die sensilen und frühmodalen Zellen sich nicht eben weit über die infantile oder embryonale Beschaffenheit hinausentwickelt haben. Derartige Systeme finden sich wohl bei allen Gehirnwesen vor: sie alle können — normal oder abnormal — erschrecken. Variationen bestehen auch in der Organisation der zugehörigen sensiblen wie der motorischen und sekretorischen Nervenfasern. Es kann sich die Ueberflutung im modalen Gebiet des Systems abspielen, aber auch auf das sensile Gebiet erstrecken: im ersteren Falle ist lediglich die modale Aktualität da, im letzteren wechselt die modale mit der sensilen ab, oder die Aktualitätenreihe verläuft vorwiegend in der sensilen Sphäre, das Gefühl steht im Vordergrunde des Erlebnisses, und zwar ist dieses Gefühl A n g s t, normale oder pathologische (übersteigerte, infantilistische) Angst. Die Begriffssphäre ist mehr oder minder weit oder total abgeschaltet (Kontaktverbindungen zu den idealischen Zellen gelockert oder gelöst, entsprechend geminderter Eronenzufluß),es besteht ein dem frühkindlichen analoger funktioneller Zustand; hierbei können die Neuronen sich kontraktil (amöboid) von einander mehr oder minder lösen oder (und) Angstverengungen der Hirngefäße mit Ischämie, Ernährungsstörung und somit Herabsetzung der Funktionsintensität, also der Helligkeit des Bewußtseins eintreten —

als eine Ausdrucksregion der Angstreflexe. Weiterhin ist der Ausdruck der Angstreflexe eine normale oder abnormale innere und äußere Schreckbewegung: Zusammenzucken, Zusammenfahren, feinschlägiges Zittern und Beben, krampfartige oder krampfige Rhythmen, spastische Angst-Schreckstarre oder -lähmung. Es können auch Stauungsreflexe mit klonischen Ausdrucksaktionen beteiligt sein (§ 94). Vgl.: obsteruntque comae, vox faucibus haesit, die Haare stiegen zu Berge, das Wort blieb in der Kehle stecken, vor Schreck konnte jemand kein Glied rühren, blieb wie angewurzelt, wie festgebannt stehen, war starr oder steif, oder die Knie wurden weich, man drohte hinzusinken, „auf den Rücken zu fallen", die Sinne schwanden usf. Es besteht hier also eine Trübung und Einengung des Bewußtseins, insbesondere der Begrifflichkeit, und es dauert kürzere oder längere Zeit, bis sich einer von seinem Schreck erholt, wieder „zu sich kommt", anfängt, sich zu besinnen.

Wir haben hier das Grundsätzliche der Suggestion kennengelernt. Jede suggestive Situation ist eine Angstsituation. Man kann mit Freud zwei Partner als „Masse zu zweit" bezeichnen, also ihr Verhältnis als die einfachste Form (Kleinstform) der Masse ansehen. Diese Masse kann sich erweitern, sie gruppiert sich um einen Kern, die Zentralperson, den Führer (Sektenhäuptling usw.), der mehr oder minder weit hervorragt, immer aber eins ist mit der Masse. Der Suggestor braucht nicht in Worten zu reden, seine Anwesenheit, sein Blick, seine Mimik und Gestik, kurz seine „Erscheinung" genügt den Suggestionsbereiten und Suggestionsfähigen. In der Regel aber spricht der Suggestor (Verbalsuggestion) zum einzelnen Partner (z. B. bei der ärztlich-therapeutischen Suggestion) oder zur Masse (therapeutische, politische, religiöse usw. Massensuggestion). Hierbei kommt es im Prinzip nicht darauf an, was der Suggestor sagt, sondern daß er spricht, nicht darauf, ob das Vorgepredigte den Tatsachen entspricht, wahr ist oder nicht, sondern nur darauf, daß es der Partner, die Masse glaubt, blind, kritiklos glaubt; dazu bedienen sich Suggestoren mit Vorliebe der allgemeinen Redensart, der Sentenzen, die allemal richtig sind, der „Richtlinien", die Einzelheiten nicht anführen, der Phrase, der unverbindlichen Verheißung, der wilden Drohung, kurz primitiver Mittel und Methoden gemäß der Primitivität der Masse, in die auch Hochgebildete eingehen (eben bei der Trübung und Einengung des Bewußtseins). Da geht denn die normale in die abnormale Suggestion über.

Alle Suggestion setzt die Anwesenheit der „ansprechenden Reflexsysteme" beim Partner, d. h. eben seine Suggestibilität voraus; ohne Angstreflexe — normale oder abnormale — gibt es keine Suggestion, doch ist nicht jeder Aengstliche (Angstneurotiker) suggestibel oder hypnotisierbar. Sofern man den allgemeinen Verkehr mit Suggestion im weitesten Sinne bezeichnen will, sind alle Menschen suggestibel: sie sehen, hören usw. einander, fragen und antworten, geben Befehle, Bitten, Vorschriften, die befolgt werden oder nicht, auf die aber der Partner reagiert, verabreden und treffen sich, geben Bestellungen auf, die erfüllt werden, usf. Hier kann von einer Trübung und Einengung des Bewußtseins im pathologischen Sinne allgemein natürlich nicht gesprochen werden. Es gibt auch eine normale Massensuggestion: die Bildung einer Masse als funktionelle Einheit ist an sich schon suggestiv, und das gemeinsame Erleben eines Redners, Sängers (Theatergemeinschaft usw.) mit gemeinsamer Reaktion kann im Rahmen der normalen Suggestion liegen. Hier kann man schon eher von einer — noch normalen, aber bei kranken Teilnehmern abnormalen — Herabsetzung des Bewußtseins im Sinne einer Ausschaltung der Kritik und eines Eingehens in eine gemeinsame Gefühlserregung sprechen (vgl. etwa das Wort: „Musik versteht man nicht, Musik genießt man"). Eine Einengung des Bewußtseins findet statt z. B. bei okkul-

tistischen Sitzungen: Einstellung der Aufmerksamkeit auf die erwartete Geistererscheinung; sobald ein Teilnehmer kritisiert, ist er nicht mehr zur Masse gehörig; dies gilt erst recht für die abnormale Massensuggestion, also für alle Klein- und Großsekten religiöser, politischer, wissenschaftlicher usw. Art.

Pathologisch ist die Suggestion in allen Fällen, in denen mindestens beim Suggerierten infantilistische, also kranke (auf frühkindlichem Entwicklungsniveau verbliebene und dann funktionell gewucherte) Reflexsysteme vorhanden und in Präfunktion sind. Vom Standpunkte des Infantilisten (Neurotikers), also der kranken Anteile des Suggestibeln aus erscheint der Suggestor als der große Vater-Dämon, der Gott-Teufel, vor dem man sich nur retten kann, indem man in Angst erstirbt, dem man sich kritik-, willenlos, in blindem Glauben unterwerfen muß, um ihn zu — beherrschen (dem 100% Gläubigen kann weder Gott noch Teufel etwas anhaben, er ist gefeit, ja Gott-Teufel selbst). So kann der Suggestor reden und tun, was er will: es ist alles absolut richtig und recht, seine Befehle werden blindlings vollführt, sein Gebaren genauestens nachgeahmt (vgl. das Mali-Mali der Tagalen usw.), ja je größer der Blödsinn ist, den ER redet oder tut, je sinnfälliger das Fehlerhafte, Unsinnige seines Handelns, desto mehr findet er Gläubige, desto frenetischer ist der Beifall. Der Sektenanführer, allemal ein Fanatiker (Hungerneurotiker oder -psychotiker) ist absolut unfehlbar, und jede leiseste Kritik ist ein todeswürdiges Verbrechen, denn wer vermöchte Gott den Allwissenden und Allmächtigen zu kritisieren! Die schlimmsten Feinde des Sektierers sind — die Tatsachen, sie werden also weggezaubert. Die Geschichte bis in unsere Gegenwart zeigt, welche Verheerungen die Massensuggestion als epidemische Krankheit immer und immer wieder anrichtet, sie zeigt, daß der Fanatismus zur Zerstörungs- zur Mord- und Selbstmordsucht wird und Städte und Länder einäschert. Ist der Suggestor gesund, so sagt und tut er Gesundes: Richtiges, Rechtes und Schönes, er findet gesunde Anhänger, kann aber von Kranken leicht mißverstanden und angebetet-verflucht werden. Der gesunde Führer legt keinen Wert auf „Glauben", auf Massensuggestion, auf Suggestion überhaupt; er sagt und tut die tatsachenmäßige Wahrheit und wünscht, die Geführten von den Tatsachen, von der Wahrheit zu überzeugen, nicht aber sie zu überreden, daß Unsinn Vernunft und Plage Wohltat sei. Er weiß auch, daß alle Suggestion rasch vergänglich ist.

§ 109. Die Masse. Panik. Okkultismus

Der Grad der Suggestibilität entspricht also der Anzahl der assoziativen Systeme, die sich über die embryonale und frühinfantile Stufe in dem beschriebenen Sinne nicht eben weit hinaus entwickelt haben. Naive Menschen sind leichter zu „beeinflussen" als solche mit gut entwickelter Begriffssphäre; die suggestibeln Menschen (oder Tiere) weisen in ihrer Hirnrinde relativ viele sensile und modale Zellen von geringer Differenziertheit und relativ wenige sensile und modale Denkzellen von höherer Differenziertheit und noch weniger Begriffszellen auf, und auch diese Begriffszellen sind zumeist nicht weit über die infantile Stufe hinaus entwickelt. Die Anzahl und der Entwicklungsgrad dieser infantilistischen Systeme ist bei den einzelnen Individuen verschieden und das Verhältnis dieser Zahl zu der Zahl der vollentwickelten Systeme entspricht dem Grade der Suggestibilität. Die „schwachen Gehirne" sind die suggestibeln; der „Gescheite", der „Gebildete", d. h. der mit relativ vielen „Bildern", „Ideen", εἴδωλα, ἰδέαι, Begriffen ausgestattete Mensch läßt sich nicht so leicht „etwas weiß machen".

Die (in dem angegebenen Sinne) infantilen Systeme sind bei den einzelnen Individuen

nicht in dem Maße voneinander verschieden wie die schärfer differenzierten; die Denkzellen sind von der urtümlichen Beschaffenheit nicht eben weit entfernt, ihre Aktualität zeigt bei den verschiedenen Individuen weitgehende Aehnlichkeit, und zwar nicht nur die sensilen Aktualitäten, die ja überhaupt nicht scharf individualspezifisch differenziert sind, sondern auch die nächstassoziierten modalen Aktualitäten. Die Primitiven und Primitivisten sehen allesamt ungefähr die gleiche Welt, haben ein ungefähr gleiches Schicksal, ihre Gefühle und die meisten Gegenstände und auch die meisten Begriffe stimmen überein, sie vertragen sich miteinander, d. h. sie unterscheiden ihr gegenseitiges Verhalten noch nicht sehr ausgeprägt als Recht oder Unrecht und „begreifen" nicht, daß es auch Unrecht sein kann, dem andern das, was er hat und nicht gerade braucht, wegzunehmen, wann man es selber braucht, — auch das Leben, d. h. das Nahrungsmittel Menschenfleisch, oder die Liebe, d. h. des Nächsten Weib. Die Bewegungsperioden der primitiven Menschen sind ungefähr gleichmäßig, gleichgerichtet, sie sind sozusagen im gleichen Sinne polarisiert: es ist leicht, mit einem Wort, einer Miene, einem Mana, einem Zauber die „Masse Mensch" zu fesseln, zu bestricken, zu suggestionieren. (Man beachte das Hononym „fesseln" für rednerische Suggestion — fesselnde Rede — und für die gröbere Muskelaktion der Fesselung; dasselbe gilt für „bestricken" usw.) Alle diese in der Primitivität der Hirnrinden-Organisation eine „Masse" bildenden Individuen hängen dem gleichen Gott und dem gleichen Teufel an, sind der gleichen Suggestion und dem gleichen Helden, der gleichen Person, die sie suggestioniert, ausgeliefert. Die primitiven Hirnrindenzellen haben ungefähr die gleiche Aktualität, die gleiche Person erscheint ihnen allen als Freund oder als Feind, als Beglücker oder Verderber, als Dämon des Segens oder des Fluches, als Heiland oder Verführer, als Heiliger oder als Verbrecher. Volkes Gunst —!

Die primitiv-menschliche Hirnrinde hat natürlich auch ihre spezifische Bewegungsperiode, die, wie gesagt, bei allen ungefähr gleichmäßig verläuft. Und zwar bedeutet die aufsteigende Strecke jeder Periode Zunahme des Eronenverkehrs, der Zahl der bis zur Aktualität fungierenden Denkzellen, also der Zahl der Objekte, die absteigende Strecke Minderung dieser Zahl. (Dies gilt nicht bloß für die kürzeren, sondern auch für die längeren Perioden, für die Individuen verschiedenster Größe, für die E- und Involution überhaupt.) Ihre aufsteigende Strecke ist die „Massenbildung", der Zusammenschluß „Gleichgesinnter" zur Gemeinschaft der Einzelnen. Diese Masse ist — im Unterschied von der unorganischen Masse, z. B. einer Menge Menschen, die durcheinanderlaufen, — organisiert, d. h. hat einen Führer. Sie ist ein Ensemble von Paßformen, genau so organisiert wie die Zelle. Familie, Horde, Sippe, Stamm, Volk sind zellige Organisationen, zellige Organismen, und jede Untergruppe ist ein zelliges Wesen, die Objektwelt ist überhaupt zellig organisiert, wir erleben die Welt als zellig. Die zellige Organisation braucht freilich nicht ohne weiteres aufzufallen, (noch) nicht scharf differenziert zu sein, dennoch ist mit der Anschauung des Objekts als bewegt, mit der Bewegung die Polarisation (Synonym) und damit der Kreis, die Kurve, das Runde und das Gerade gegeben. Auch jede Masse ist eine Zelle, mit dem Führer als Kern, als Spitze. Die Psychobiologie der Zelle, des Zellstaates, des Individuums ist die Psychobiologie der Masse. Das Individuum als Eron wie als Eronenkomplex größten Ausmaßes „lebt" gemäß dem Bewegungsgesetz; das Gesetz kann nicht übertreten werden.

Diesem Gesetz entsprechend wächst die Masse, mehrt sich die Zahl der Paßformen bis zur spezifischen Wachstumsgrenze, die Zahl der Gleichgesinnten, die einer Suggestion „gehorchen". Die primitive Hirnrinde absolviert ihren Rhythmus. Die gleichen

Gefühle „beseelen" die kollektive Gemeinschaft, die immer mehr Mitglieder „wirbt", der immer mehr Paßformen zuströmen. Die gleichen „Leidenschaften", das sind eben die gleichen Gefühle, „begeistern" die Genossen, und es ist völlig „gleichgültig", ob ihre Entladungen kriegerische oder religiöse oder genitale Aktionen sind: sie treten sogar immer vereint auf. „Massen" sind auch Vereine und Verbände aller Art, jede normale und abnormale Gemeinschaft. Immer verkehren in den analogen Reflexsystemen der Einzelnen die analogen Eronenströme, und immer ist das Bewußtsein des Einzelnen „eingeengt", sofern er Mitglied der Masse ist.

Der Führer der Masse kann nur der V a t e r der Masse sein. Indem die frühmodalen Zellen aktuell funktionieren, kann die Aktualität auch nur die der frühmodalen analoge sein; der erste Mann, der dem jungen Kind begegnet, das erste männliche modale Individuum entpuppt sich bald darauf als Vater, und jeder Mann ist „Vater" in jener onto- wie phylogenetischen Frühperiode (wie jedes Weib „Mutter"). Die Aktualität der analogen modalen Zellen, die den Führer der Masse darstellt, kann nur den „e r s t e n M a n n" analog repräsentieren, und bei der weitgehenden Gleichförmigkeit der beteiligten frühmodalen Zellen ist dieser „erste Mann" für alle Mitglieder der Masse die gleiche Person; der Führer ist ja auch „der Erste", das Ober-haupt, in dämonistischer Deutung der Gott-Teufel.

Die Masse wächst, der Führer gewinnt immer mehr „Anhang", seine Stellung ist in der Gemeinschaft, Partei, Sekte unbestritten. Mit dem Erreichen der spezifischen Wachstumsgrenze ändert sich das Bild: die Masse beginnt sich zu teilen, einzelne Mitglieder „erwachen", fangen an kritisch zu denken, die spezifische Funktionsperiode ihrer massegemäßen Reflexsysteme geht schneller abwärts als die anderer Massenmitglieder, sie sehen „mit einem Male", daß der Führer ja „auch bloß ein Mensch" ist, daß der Unfehlbare Fehler hat, der Allwissende, Allweise sich irren kann und dies sogar zugibt; diese Mitglieder beginnen zu vergleichen, zu zweifeln, beginnen „abzufallen". Und sie suchen und finden Genossen, sie teilen ihre Wahrnehmungen mit, äußern ihre Bedenken, haben schon Zustimmung, die Verschwörung ist angezettelt, kann unterdrückt werden, aber nur mit Verlust der schuldigen Mitglieder, die getötet oder ausgestoßen werden oder flüchten; der Zerfall der Masse geht weiter, das principiis obsta! hält den biologischen Ablauf der Bewegungsperiode nicht auf, ist nur ein Kennzeichen des Zerfalls. Mehr und mehr Mitgliedern werden die (begrifflichen) Augen aufgetan, sie essen vom Baum der Erkenntnis und wissen, was gut und böse ist, — wie es der Führer bisher allein wußte, auch sie zweifeln an seiner All-Uebermacht, und Zweifel ist Abfall, Trennung, Ueberschreitung der Schwelle der Gemeinschaft analog der Geburt. Die Masse gebiert ihre Teile von sich. So schmilzt sie zusammen, bis zuletzt nur noch „das kleine Häuflein der Getreuen" übrig ist, das dem von allen andern verlassenen Führer in die Einsamkeit, in die Verbannung, in den Tod folgt.

D i e M a s s e l e b t n u r e i n m a l — wie jedes Individuum nur mit sich selbst identisch ist. Eine „Bewegung" kann als diese Bewegung nur einmal verlaufen; die folgende ist eine Analogie. Manchmal erholt sich die Masse von ihrer spezifischen Teilungsgrenze an, die „Bewegung" facht sich neuerdings an, der besiegte erste Napoleon konnte nochmals Zulauf gewinnen, aber die zweite Periode des gleichen Führers ist in der Regel flacher und kürzer als die erste, nur Zeuge einstiger Pracht. Während des Zerfalls der einen Masse bildet sich die neue; die Mitglieder der bisherigen Masse haben nun andere Paßformen, mehr Paßformen mit andern Individuen. Die Masse ist ein Organismus, sie nimmt wie dieser zu bis zur spezifischen Wachstumsgrenze, dann beginnt der Zerfall, das Ganze ist eine Welle, die (vom Suggestor-Führer) nicht verur-

sacht wird (die Masse trägt den Führer wie die Basis der Pyramide die Spitze, nie umgekehrt), sondern rein biologisch abläuft und je nach Spezifität kürzer oder länger, flacher oder steiler, weithingedehnt oder engbegrenzt ist, ihr „Sterben" geht allmählich oder plötzlich (krisisch) vor sich, oft als Panik.

Panik ist Massenschreck mit folgender Auflösung der Masse; auch die panische Masse ist noch Masse, echte Masse. Panik leitet sich ab von Pan, dem großen Urvater der Antike, auch Gott kleineren Kalibers, der Wald-, Weide-, Hirtengott, Schutzgott der Herden, der Jäger, Erfinder der Syrinx (Flöte, phallisches Symbol), der Erschrecker der Wanderer, mit einem Wort der Horden- und Herdenvater, der erste „Weidende" (Πάν = πάων, von dem Stamme ΠΑΩ und ΠΑ, wovon πάομαι ich erwerbe mir, mit dem Perfektum πέπαμαι ich habe mir erworben, ich besitze, demnach Pan der Besitzer scil. der Herde — pecus das Vieh wird zu pecunia Besitz im allgemeinen, Geld —, Besitzer auch der Weiber, des Weibes, der Mutter, Vater, Papa, πάππας = Vater, Papst, πάππος = Großvater, πηός dorisch παός der Verwandte, Verschwägerte, πατήρ pater, Vater (wird in etymologischen Zusammenhang gebracht mit Penis πέος), penates usw., der Stamm ΠΑ ferner in panis Brot, pasco ich weide, füttere, nähre und Deponens pascor ich fresse, weide, pastor der Hirt = Vater = Pan, slaw. Pan Herr). Der „panische Schrecken" ist eine steil ansteigende höchstgradige Angsterregung bei Einengung und Trübung des übrigen Bewußtseins, besonders des begrifflichen (kritischen) Denkens. Diese Gefühlserregung schließt sich in der Regel an das Erscheinen des „Pan", der Vater-Gott-Teufelgestalt, des Helden, Führers von dämonischer Macht beseelt und somit tabu an (pavor patrius), kann aber auch auf andere angstgefühlige Aktualitäten, z. B. Rufe, Gerüchte, Geräusche usw., folgen. Dabei besteht kein kausaler Zusammenhang („Wirkung" des Dämons, des Schicksalsträgers), sondern eine rein zeiträumliche Reihenfolge gemäß der genetischen Assoziation, und nur diejenigen können in Panik geraten, die „panische" Angstreflexsysteme, also solche mit der entsprechenden spezifischen Funktionsweise, überhaupt ein panikfähiges Gehirn haben. Der Panik ganz nahe steht die ekstatische Begeisterung der Masse. Das Erscheinen des Führers (Gottes, Gottvertreters, Heiligen usw.) ist die Akme dieses pathologischen Massenerlebnisses, die Begeisterung ist ungeheuer, die Menschen werfen sich (je nach dem Zeitalter) nieder oder brechen in lautes Geschrei aus, das „Jubel" genannt wird, strepentium paventiumque clamores, Ausdruck der Angst und der Freude, sie lassen sich vom heiligen Wagen überfahren, stürzen sich in den heiligen Fluß, entmannen sich, töten sich, vernichten sich in der Nähe des Allmächtigen, dessen Anblick, dessen Blick den Tod bringt. Aber einige sind nicht derart suggestiv „ergriffen", einige „Wissende" sehen dem Allmächtigen ins Angesicht: erkennen seine Menschlichkeit, und an der Erkenntnis stirbt der blinde Glaube. Auch setzt die Eifersucht, die Verschwörung ein, die Masse beginnt zu zerfallen, indem der Führer „erkannt" wird, an Nimbus und damit den Nimbus verliert. Die Mitglieder der Masse merken, daß man nicht (mehr) vom Anblick des Führers sein Leben verliert: die Kritik, die Ernüchterung erwacht, die Drohung, welches Tages ihr vom Baume der Erkenntnis esset, werdet ihr des Todes sterben, bleibt — Drohung, vor der man sich nicht mehr fürchtet. Die Suggestion ist gebrochen.

Der Ausdruck der panischen Angst ist Schreckstarre oder verwirrtes Hinundherlaufen oder Flucht. In panischer Angst flieht ein Heer vor dem für übermächtig gehaltenen Feind (vgl. furor teutonicus), es läuft davon und auseinander, die bis dahin führer-, siegesgläubige Masse wird zur panischen Masse und löst sich dann auf. Auch da erschrickt die Masse vor dem „Pan", dessen Suggestion mächtiger ist als die des

bisherigen (Angst größer als vor dem bisherigen Führer). Der neue Pan braucht persönlich nicht zu erscheinen, das Gerücht von seinem furchtbaren Nahen genügt. Der Terror hat manches sonst tapfere Heer und Volk zur Strecke gebracht; die gesunden Soldaten, Volksgenossen geraten freilich niemals in Panik, können sich aber manchmal nicht durchsetzen, die Panik nicht verhüten oder aufhalten. Die Panik, die Flucht und damit die Auflösung der Masse setzt ein im Momente der heftigsten Angst, der intensivsten Suggestion; sie hat mit der Dauer eines Krieges an sich gar nichts zu tun, sondern lediglich mit der Beschaffenheit der assoziativen Systeme der Hirnrinde. Sobald die beschriebene Einengung des Bewußtseins einsetzt, der Höhepunkt der — momentanen — Suggestion erreicht ist, geht die Panik los, wird die Masse zur panischen, zur zerfallenden. Die Panik ist eine Art des plötzlichen Zerfalls der Masse, sie kann auch allmählich zerfallen: jede Suggestion ist vergänglich wie der Rausch, eine kurzlebige Masse wird rasch zerfallen, eine langlebige langsamer. Wer an der Panik teilnimmt, gehört zur panischen Masse. Die allgemeine Parole der Panik lautet: sauve, qui peut, jeder will nur sein Leben und nichts sonst vor dem vermeintlich drohenden Dämon Tod-Teufel, vor dem metaphysischen Verhängnis, Schicksal retten — und rennt oft gerade in den Tod. Die Paniker haben gar keine oder nur wenige Begriffszellen in Aktualität, begriffliches Denken schließt die Zugehörigkeit zur Masse aus; wer der panischen Masse mit Ueberlegung, Besinnung, Tatsachen kommt, findet keinerlei „Verständnis", wird mitgerissen, überrannt, beseitigt. Die panische Masse ist zunächst noch in voller Suggestion, sie läuft alsbald auseinander. Es ist ein motivischer Irrtum, anzunehmen, daß die Panischen „vernünftige" Leute wären, die auf Grund begrifflicher Ueberlegung vor dem starken Feind das Hasenpanier ergreifen. Wer sich der panischen Suggestion fernhält, d. h. wessen hirnspezifische Funktionsperiode anders verläuft als die der Panischen, wird auch an der panischen Flucht nicht teilnehmen, gehört eben nicht zur panischen Masse. Der (auch nerven-) gesunde Vaterlandsverteidiger wirft die Waffen nicht weg, er braucht dazu nicht Fanatiker zu sein, vielmehr ist der Fanatiker (Hungerneurotiker oder -psychotiker) in der Gefahr zum Feigling zu werden (im Angststadium, das als „Angst vor der eignen Courage" auch panisch auftreten kann), und Fanatismus (wie alle Neurose „addierte Schwäche") ist mit Heroismus nicht zu verwechseln oder zu identifizieren.

Auch die zu einer okkultistischen Sitzung vereinten Personen — ausschließlich der „kritischen" Teilnehmer — bilden eine Masse, befinden sich im Zustande der Massensuggestion. Sie haben analoge infantilistische Reflexsysteme, deren Funktion bis zu halluzinativen und illusiven Aktualitäten ansteigt; in die „Séance" fällt die gemeinsame Akme. Auch diese Masse ist entsprechend der Aehnlichkeit der suggestiven Systeme gegliedert: die Individuen mit ganz gleichmäßiger Organisation und Funktion dieser Systeme bilden einen Kern, an den sich die Metöken und Periöken, d. h. die Personen mit größerer Differenz der beteiligten Systeme (die aber immer ungefähr gleichmäßig sind) anschließen. Dieser Gliederung der Masse entspricht die Aehnlichkeit der okkultistischen Wahrnehmungen, d. h. der Aktualitäten der ungefähr gleichmäßigen sensilen und frühmodalen Denkzellen. Die „Phänomene" sind also Aktualitäten frühinfantiler Denkzellen, Objekte von traumhafter Helligkeit, die bei mehr oder minder eingeengtem Bewußtsein erscheinen. Die den Kern der Masse bildenden Personen nehmen das gleiche Objekt wahr, die Metöken und Periöken ihrer Entfernung vom Kern entsprechend differente Objekte; es kann aber auch sein, daß alle Teilnehmer die gleichen Phänomene wahrnehmen, dann sind ihre beteiligten suggestiven Systeme einander ganz ähnlich. Die Suggestion ist also auch hier — und genau so bei fakirischen usw. Vorführungen — Eronenaufnahme in und -passage durch genetisch zurückgebliebene asso-

ziative Systeme bei mehr oder minder eingeengtem Bewußtsein *). Die Eronen gehen beschreibungsgemäß vom Experimentator aus, der als „Vater" dieser Masse fungiert. Das „Medium" hat besonders zahlreiche dieser suggestiven Systeme für besonders zahlreiche relativ wenig differenzierte Paßformen; es fällt in „Trance" (S. 484). Personen, die über die ungefähr gleichen suggestiven Systeme nicht verfügen, können natürlich auch die okkultistischen Phänomene nicht wahrnehmen, wie ja überhaupt die Wahrnehmung — selbstverständlich — an die Funktion der spezifischen Denkzellen „gebunden" ist, nur das wahrgenommen wird, wofür Denkzellen da sind, d. h. das Wahrgenommene Objekt gegenüber dem Subjekt, Objektpartner der in der Denkzelle liegenden Beziehung ist. Die okultistischen (wie alle andern) Phänomene sind also keineswegs „Sinnestäuschungen" derart, daß Nicht-Existentes wahrgenommen oder Existentes anders wahrgenommen würde, wie es „ist". Es ist ja eine Fiktion, zu sagen, man könne etwas anders wahrnehmen, als wie es ist, oder etwas so wahrnehmen, wie es wahrgenommen würde, wenn es anders wäre, als wie es ist; man kann die Wahrnehmungen eines Menschen zu verschiedenen Zeiten und die Wahrnehmungen verschiedener Menschen mitteilungsgemäß vergleichen und Unterschiede feststellen, aber jeder nimmt jederzeit so wahr, daß das Wahrgenommene für ihn gemäß der Funktion seiner Denkzellen eben — wahr ist (vgl. § 85). Die okkultistischen und spiritistischen Phänomene sind „echte" Objekte, sind Aktualitäten von Denkzellen, wie alle andern auch; die Besonderheit dieser Wahrnehmungen besteht darin, daß sich infantilistische Reflexsysteme inmitten einer sonst reiferen Organisation, entsprechend dem Ablauf ihrer spezifischen Funktionsperiode vorwiegend, d. h. bei sonst geengtem Bewußtsein (besonders der Begriffssphäre) in einer bis zur Aktualität aufsteigenden Funktion befinden, wobei die Aktualität traumhafte Helligkeit, die hohe Grade annehmen kann, aufweist. Die Tatsache dieser und anderer traumhafter Erlebnisse zeigt, daß nicht „draußen" etwas, eine Welt existiert abgesehen von der individuellen Wahrnehmung, sondern daß diese Welt lediglich aus den Aktualitäten der Denkzellen besteht, daher bei allen Menschen verschieden, aber analog, nämlich menschlich ist, je nach der Zahl und der Spezifität der aktuell funktionierenden Denkzellen. Der Okkultismus, Spiritismus usw. ist nicht Schwindel, sondern er ist Suggestion; die Phänomene sind unbestreitbar real für die Mitglieder der zur Séance vereinten Masse **).

*) Die Fiktion der „Materialisation" der „Psyche" oder der „Geister" ist eine spezielle Formulierung der frühinfantilen dämonistischen Deutung. Wie dargelegt, sieht das junge Kind aus dem Chaos die Dinge heraustreten, sieht das Chaos sich in den Erscheinungen „materialisieren". Das Chaos ist selbst die mater, die Mutter, als Psyche, als Nichts gedacht, aus dem das Etwas hervorgeht und das es wieder verschlingt, in sich aufnimmt. So wie das junge Kind sieht der Okkultist und Geisterbeschwörer die Welt an, d. h. sofern der Erwachsene Geister beschwört und Geistererscheinungen wahrnimmt, sind frühinfantile (auch assoziative) Systeme bei ihm in aktueller Funktion. Der Uebergang, in specie die Geburt, bei der nach naiver Auffassung aus dem Nichts das Etwas, aus dem Inhalt des Uterus die Form, das Kind (als männlich im weiblichen Genitale) heraustritt, das Nichts sich materialisiert (mater = Mutter), wird in diesen frühinfantilen Systemen analogisch erlebt, ohne daß der Okkultist diesen Zusammenhang erkennt.

**) Die Tatsache, daß den Medien vielfach sog. betrügerische Manipulationen nachgewiesen werden können, ist von sekundärer Bedeutung. Die idealischen Aktualitätenreihen (Absicht, Plan, Zweck usw.) sind genau so gut Reflexabläufe wie die modalen oder sensilen Reihen (und dies gilt auch für die unaktuelle Funktion; sie sind ebensowenig schuldhaft wie die andern Reflexe, wie irgendein biologisches Geschehen, und die Konstruktion des „Dolus" ist reiner Kausalismus, reine Fiktion, reiner Dämonenglaube insofern, als gewähnt wird, die einer Tat vorausgehenden Begriffsreihen, eben die Ueberlegung, der Plan usw. hätten (als eine mystische Macht) die Tat verursacht, bedingt, bezweckt, und obendrein könne der Mensch sowohl diese „Ueberlegungen" wie auch das darauf folgende Tun so oder anders leiten und lenken, beherberge also eine noch höhere „Macht" als jene, die unmittelbar die Tat be-

§ 110. Krankheit und Heilung. Arzt und Patient

Krankheit ist Infantilismus*). Gewisse Reflexsysteme sind gemäß ihrer Spezifität auf embryonaler und frühinfantiler Entwicklungsstufe stehen geblieben, während sich die übrigen Reflexsysteme des Organismus höherdifferenziert haben, so daß sich mehr und mehr eine Entwicklungsdifferenz herausgebildet hat. Die zurückgebliebenen Reflexsysteme (Persönlichkeitsanteile) haben sich dabei altersmäßig verändert und sind statt in die Höhe (vertikal) in die Breite (horizontal) gewachsen, also hypertrophiert, gewuchert. Sobald die Entwicklungsdifferenz und die Wucherung hinreichend weit gediehen ist, wird die bis dahin latente Krankheit manifest, „bricht aus". Der Mensch „fühlt" sich krank, indem seine kranken Reflexsysteme, besonders ihre sympathisch-sensilen Anteile ihre Hochfunktion erreicht haben. Bei den sogenannten organischen Krankheiten (den echten Geschwülsten und Entzündungen) bestehen anatomische, stoffliche Abweichungen von der durchschnittlichen Beschaffenheit, von der Norm, dazu auch funktionelle Störungen, bei den rein funktionellen Krankheiten (den Neurosen und den reinen Psychosen) besteht lediglich funktioneller Infantilismus, funktionelle Abweichung von der Norm ohne erkennbare stoffliche Veränderung. Die sogenannten seelischen (psychischen) oder geistigen Krankheiten sind also nicht etwa Krankheiten des Metaphysischen: wie sollte denn die göttliche oder teuflische Seele erkranken! Und obendrein: das Metaphysische existiert ja gar nicht, ist lediglich Deutung des Physischen.

Alle Krankheiten sind chronisch, d. h. die kranken Reflexsysteme sind im Organismus immer vorhanden, funktionieren also auch immer, mehr oder minder intensiv. Die akute Krankheit ist die aus dem chronischen Verlauf mehr oder minder jäh und steil ansteigende, kürzere oder längere Zeit anhaltende, dann kritisch oder lytisch abfallende, periodisch wiederkehrende Welle; in Beibehaltung dämonistischer Deutungen spricht man von „Anfall" (als ob die Dämonin „Krankheit" den gesunden Menschen anfiele, attackierte). Wie alle gesunden, so haben auch die kranken Reflexsysteme je ihre spezifische Funktionsperiode. Nach ihrem Höhepunkte sinkt die Welle jedesmal ab, die Beschwerden lassen nach, z. T. bis zur Unmerklichkeit, oft so weit, daß nur ein (bewußter oder unbewußter) Zwang zur Schonung als Zeichen der „Anfälligkeit", der Erkrankungsbereitschaft übrig bleibt: die Krankheit wird wieder mehr oder minder latent.

Es ist klar, daß die kranken Reflexsysteme im Organismus von den übrigen, den höherdifferenzierten nicht radikal isoliert, abgetrennt sind, sondern mit der engeren und weiteren Umgebung strukturell und funktionell zusammenhängen; auch falls (wie bei Geschwülsten) eine Abkapselung vorliegt, besteht Blut- und Lymphzu- und -abfluß, be-

---

wirke usw.; und weil der Mensch „sich beherrschen" könne, müsse er es auch tun, sei verantwortlich, und um so schwerer zu bestrafen sei der, dessen zum Tatkomplex gehörige Reflexe auch über die Begriffssphäre der Hirnrinde verlaufen seien! (Vergl. §§ 61, 62, 79—81 u. a.) Die „Betrügereien" der Medien, sofern sie vorkommen, gehören zur okkultistischen Suggestion, und die Entlarvung kann nicht im Nachweis solcher Begleitumstände bestehen, sondern in der Erkennung der okkultistischen und spiritistischen Kunststücke als Suggestion.

*) Gewisse Krankheiten und Krankheitsgruppen sind bereits als Infantilismen erkannt; ich erinnere nur an den „psychosexuellen Infantilismus" *Magnus Hirschfelds*, an den „Anachronismus" *Tandlers*, an die „dystrophischen Infantilismen" *Lorains*, den Myxinfantilismus *Brissauds*, die „Regression" *Freuds*, die „Organminderwertigkeit" *A. Adlers* usw. und an die umfangreiche Literatur, die sich an die Namen *Kräpelin, Bleuler, Forel, Anton, Peritz, Sollier, Lasègue, L. Borchardt, J. Bauer, A. Kronfeld* u. v. a. knüpft. Im vorliegenden Werke ist — m. W. zum ersten Male — die Krankheit überhaupt, also jede Krankheit als Infantilismus gekennzeichnet und ihre grundsätzliche biologische Struktur dargestellt. Nachweisungen im Einzelnen in besonderer Schrift.

stehen stoffwechselmäßige und nervale Verbindungen, so daß auch der sogenannte gesunde Anteil des kranken Organismus krankheitlich nuanciert und streng genommen nur als fast-gesund zu bezeichnen ist; der Organismus ist eben ein Ganzes. Der kranke Anteil ist aber die Zentrale, der Herd, oft mit Filialen (Metastasen). Er ist in sich fehlassoziiert, aber auch mit den fastgesunden Anteilen fehlassoziiert, die jeweilige Entwicklungsfront ist nicht wie beim Gesunden einheitlich, sondern aus verschiedenen Entwicklungsstufen zusammengesetzt, also geschichtet, gebrochen, zerklüftet, disharmonisch. Somit ist alles Denken und Tun des Kranken, in Sonderheit des Neurotikers und des Psychotikers krank bis bestenfalls fastgesund, nie aber echtgesund — wie das des Gesunden; der Kranke leistet, in welcher Position er auch stehen mag, Falsches bis bestenfalls Brauchbares, nie aber Richtiges und Gutes.

Es ergibt sich weiterhin, daß alle Krankheit aus der Anlage, aus der Keimzelle erwächst, also — in der je spezifischen Form — erbüberkommen und erbdeterminiert ist, daß zum Krankwerden die erbspezifische Anlage gehört, daß der Kranke ausnahmslos von kranken Eltern stammt, also kranke Eltern ausnahmslos kranke Kinder haben (in der Art des Erbganges), daß die Krankheit nicht verursacht wird, sondern die periodische Hochfunktion der erbüberkommenen infantilistischen Reflexsysteme ist, die natürlich nicht im Nichts, sondern unter gewissen Umständen stattfindet, ohne daß diese die kranken Reflexsysteme oder ihre Funktionsperiodik verursachen, d. h. eben anzaubern, anhexen könnten. Es ergibt sich ferner, daß der Gesunde, der ja eben die pathologische Erbanlage nicht hat, nicht krank werden kann, daß er in jedem Stadium seines Lebens eine harmonische Entwicklungsfront (mit normaler Variationsbreite) innehat.

Auch die Krankheitswelle, also die Hochfunktion der infantilistischen Reflexsysteme verläuft als Hunger-Angst-Schmerz-Trauer-Freude-Reihe: das Hungerstadium ist das Inkubationsstadium, das in zunehmende Angst übergeht, es folgt das Schmerzstadium, dessen Höhepunkt die Krisis ist und das dann ins Trauerstadium, in die Ermattung nach dem Kampf, in die Rekonvaleszenz übergeht, worauf das Freudestadium das Krankheitserlebnis abschließt. Das Abflauen der Krankheitswelle nennt man Heilung, sie beginnt aber im Grunde genommen mit dem Anstieg der Welle, sie geht vor sich unter den Umständen der Therapie, die ebenfalls mit Beginn der Krankheitswelle einsetzt und als „Kampf" mit den Krankheitsstoffen (Giften usw.) und kranken Funktionen veranschaulicht werden kann. Die Heilung ist ein Absinken der Welle zur Latenz: horizontale Heilung, Beschwerdemilderung bis -freiheit, periodische Wiederkehr der Welle; dies ist die einzige Möglichkeit bei allen anatomischen Krankheiten, auch die chirurgische Behandlung, die im Grundsätzlichen eine Verstümmelung ist, führt nur zu horizontaler Heilung. Nur Neurosen sind einer vertikalen (aufbauenden) Therapie und Heilung, also einem Ausgleich der funktionellen Entwicklungsdifferenz zugänglich: die Methode ist die Erkenntnistherapie; zur Zeit aber werden auch die Neurosen fast durchweg horizontal behandelt, also mit internistischen Mitteln oder Psychotherapie (Suggestion), so daß die Beschwerden immer wiederkehren und der Kranke vom Arzt nicht loskommt, während die vertikale Therapie zur endgültigen Heilung führt.

Man unterscheidet gesunde und kranke Individuen, und zwar ergibt sich die Klassifikation aus unzähligen Vergleichen. Hierbei bezeichnen wir das unter Analogem Häufigste, z. B. die Art, wie die meisten atmen, essen, trinken, arbeiten, lieben usw., das Durchschnittliche, das in einer gewissen Variationsbreite liegt, als gesund, normal, das außerhalb der normalen Variationsbreite

Liegende als krank, abnormal. Aerzte sind Menschen, die in der Erkennung dieser Unterschiede (Dia-gnose), auch in der Kenntnis der Art und Weise, wie sich ein Krankheitsverlauf abzuspielen pflegt, unter welchen Umständen die Krankheitswelle nicht ansteigt (Prophylaxe) oder absinkt (Therapie), besonders, nämlich fachlich geübt, erfahren, ausdifferenziert sind und demgemäß ihre Maßnahmen (Allotherapie) zur Erweiterung und Ergänzung der „natürlichen" Heilungsvorgänge (Autotherapie) treffen. Je differenzierter diese Erkennung und Erfahrung, desto feiner, präziser, zielsicherer ist das ärztliche Handeln, doch kann auch die naive Erfahrung im Groben das Richtige finden. Die Amtsbezeichnung „Arzt" (archiater) ist für die studierten Heilmeister reserviert, doch gibt es unter den unstudierten Heilern vereinzelt bessere „Aerzte" als unter den studierten. Je größer die Erfahrung, um so sicherer „der ärztliche Blick", die Intuition, die einen Sachverhalt „auf Anhieb", ohne lange begriffliche Ueberlegung erfaßt. Es gibt geborene und gelernte Aerzte. Der geborene Arzt ist Arzt aus voller Persönlichkeit, von Fleisch und Blut, in vollem Erleben, warm- und barmherzig, Könner-Praktiker (nicht bloße Kenner-Theoretiker), inwendig zum Heilberuf entwickelt und hochdifferenziert, produktiv-schöpferisch am Krankenbett, für den kranken Menschen interessiert, echter Meister, der nichts anderes sein kann wie Arzt. Der gelernte Arzt ist Arzt aus halber Persönlichkeit, ohne große Gefühlsbeteiligung (Begeisterung, Interessiertheit) kalt- und armherzig, Kenner-Theoretiker, hat „die Medizin" auswendig gelernt und handelt nach Vorschrift mechanistisch, reproduktiv, imitatorisch, weniger für den kranken Menschen als für die Laboratoriumsbefunde interessiert, halbechter Meister, der auch etwas anderes sein kann und oft ist wie Arzt.

Der Kranke ist, soweit krank, infantilistisch, kindhaft, kindartig, kindisch — sagen wir kurz: Kind. In seinem kranken Erleben ist der Arzt Nachfolger-Ersatz für den Vater, der dem Kleinkinde als der große Dämon, beseelt von überirdischer oder unterirdischer Macht, als Gott oder Teufel erscheint und zu dem es sich gemäß seiner kranken Struktur und Funktion verhält und nur verhalten kann, nämlich im Sinne der Entmachtung des Vaters zum Diener, der magischen Uebernahme der väterlichen Dämonie in die Alldämonie des Kindes. Aber analog erlebt das Kleinkind auch die Mutter — und so der Kranke die Aerztin, die weise Frau, die „Schwester". Dies gilt für alle Heil- und Pflegepersonen (curare kurieren = pflegen). So gehört der Kranke zum Arzt und der Arzt zum Kranken. Die Hochfunktion der kranken Reflexsysteme läuft ab, und zu dieser Aktualitätenreihe gehört als integrierender Bestandteil, als wesentliches, zentrales Mit-glied der Arzt, gehören seine Stimme, seine Worte, seine Mimik und Gestik, seine „Verordnungen" u. a. Maßnahmen. Die Therapie (θεραπεύειν = pflegen), die „Behandlung" (ursprünglich Handauflegen, mit der Hand berühren, streiche[l]n [vgl. Maßmersche Striche], massieren, davon Chirurgie [χείρ Hand] usw.) gehört also rein biologisch zum Krankheitsverlauf als die Gesamtheit der Umstände, unter denen die Krankheitswelle absinkt, die Heilung sich vollzieht. Diese Umstände sind aber nicht Ursachen, mit Ursächlichkeit erfüllt. Weder ist die Krankheit verursacht noch verursacht der Arzt mit seiner Therapie, seinen „Mitteln" (!) und Methoden die Heilung. Der Arzt und sein Handeln stehen nicht außerhalb des Krankheitsverlaufes, sondern sind wesentliche Teile des kranken Erlebens, es bestehen da lediglich zeiträumliche Zusammenhänge, die Krankheit ist Hochfunktion infantilistischer Reflexsysteme, sie kommt gemäß der spezifischen Periodik und sie geht, und nichts und niemand ist schuld daran oder Ursache dafür, daß sie kommt und geht.

Diese psychobiologische, realische Erkenntnis steht im Widerspruch mit allen bisherigen Auffassungen, die sämtlich dämonistisch sind — vom primitiven Zauber- bis zum modernen Kausalitätsglauben. Man nimmt an, daß der Gesunde krank gemacht

werden könne, und dies ginge freilich nur mit Zauber. Einst galt „die Krankheit" als Dämonin, die von Dämonen, von Gott (zur Strafe, Buße, Läuterung, Prüfung, vgl. Hiob) oder Teufel (zur Tötung, aus Böswilligkeit, im Auftrage Gottes oder doch mit seiner Zulassung) oder Untergöttern oder -teufeln, Engeln, Hexen usw. gesandt wird, den Gesunden krank macht und den Kranken besessen hält, dann mit dämonischen, magischen Gegenmitteln weggezaubert werden muß. Indem Krankheit Infantilismus ist, gilt die primitive Deutung — inmitten reiferer Deutungen — seitens des Kranken auch heute noch. Aber auch die aufgeklärten Gesunden sind im kausal-motivischen Denken befangen, sie glauben an Krankheitsursachen, genannt Reize, Faktoren, schädliche Einflüsse, Mikrobien, Hormone usw. und allesamt dämonischen Geblüts. Und ebenso glaubt man an Heilursachen, Heilfaktoren als da sind: Ratschläge, Verordnungen, Zureden, Beschwörungen, Gebete, kleine und große Psychotherapie, Medikamente, physikalisch-diätetische Anwendungen, Badekuren usw., Operationen — kurz: während der Kranke im Arzt den großen Magier sieht, in dessen Hand sein Schicksal, sein Leben und sein Tod gegeben ist, dessen Zauber er sich dienstbar macht, den er gegen den Krankheitsdämon als den Todesboten zu Hilfe ruft, sieht der Arzt heute noch in der Krankheit und ihrem Verlaufe und Ausgange die Wirkung von allerhand Ursachen, noch nicht aber den rein biologischen Ablauf der kranken Funktionen, zu denen integrierend als zeiträumliches Mit-glied der Reihe der Arzt und sein Handeln gehört. Man glaubt auch allgemein, daß die Krankheit, wie immer sie auftreten und heißen möge, jeden Gesunden „anfallen", „befallen" könne, und der Begriff „Disposition" fügt nur ein neues Rätsel zu dem alten. Auch der Begriff „Norm" ist keineswegs klargestellt, die Erbbiologie erschöpft sich in der mechanistisch-kausalen Lehre von den Genen, das Wesen der Krankheit ist Geheimnis. Im realischen Denken sind auch alle diese Probleme überwunden. Realiter sind z. B. die Mikrobien weder Krankheitsursachen noch -erreger, sondern Mitsymptome bei gewissen Krankheiten, die man nach ihnen mikrobielle nennt, und ihre Bekämpfung, d. h. die Neutralisierung der spezifischen Krankheitsgifte ist rein symptomatische Therapie, nicht Ursache der Heilung, sondern Teilvorgang im rein biologischen Zuge der Heilung, die — wie die ganze Krankheit — autogen nach ihrer biologischen Eigenart verläuft. Erfahrene Aerzte drücken den Sachverhalt mit dem Satze aus: „Die Krankheiten machen, was sie wollen." Die therapeutische Ausschaltung gewisser Symptome ist nur eine Milderung der Beschwerden im Krankheitsverlaufe, nicht aber eine Beschleunigung der Funktionsperiode der kranken Reflexsysteme oder gar ihre Beseitigung. Der „Beweis mit dem Irrealis", der sich als Mädchen für alles bereitwillig anbietet, z. B. „wenn das Diphtherieserum nicht angewendet worden wäre, wäre der Belag der Mandeln nicht geschwunden usw.", beweist lediglich einen zeiträumlichen Zusammenhang (eine Neutralisation von Toxinen) im Rahmen des Krankheitsverlaufes, beweist, daß es verschiedene Abläufe (z. B. mit und ohne Serumanwendung, mit und ohne Erfolg des Serums) auch der Diphtherie gibt, nicht aber die ursächliche Heilwirkung des Serums auf die Diphtherie. Ebenso gehört eine Operation bei den Kranken, die operiert werden, zum Krankheitsverlauf, ist aber nicht Ursache der Heilung — die ja auch so und so oft ausbleibt. Damit ist der biologische Ort der Therapie, ihre Unentbehrlichkeit ebenso wie ihre nosologische Bedeutung klargestellt. Näheres in spezieller Schrift.

Der Infantilismus des K r a n k e n zeigt sich in seinen Symptomen, zu denen auch sein Verhalten gehört: er benimmt sich wie ein, genauer als ein K l e i n k i n d: er meidet alle erwachsenen (auch älterkindlichen) Funktionen, geht nicht zur Arbeit, hütet das Zimmer, das Bett, „zieht sich zurück" (Bett Analogon zum Mutterleibe), wie das kranke Tier es auch tut, er will nichts von der Außenwelt wissen, nicht gestört werden,

er nimmt Süppchen und Breichen zu sich wie das Kleinkind, muß evtl. im Bett ausleeren und sich säubern lassen („Trockenlegen"), er hat Pflegepersonen um sich, die ihn wie ein hilfloses Kind betreuen, usw. Er nimmt „Zaubermedizin" ein tropfen-, löffelweise — und alle Arzneien sind Paßformen für die infantilistischen Reflexsysteme und stehen frühkindlichen Anregungs- oder Stillstoffen als genetische Derivate ganz nahe. Sein Bewußtsein, sein Interesse ist bis auf die kranken, eben frühkindlichen Aktualitäten reduziert, er dämmert dahin — bis die Welle absinkt, die gesünderen und fastgesunden Reflexsysteme wieder höhere Funktionsgrade erreichen, der Kranke nach und nach wieder „am Leben teilnimmt".

Somit ist für den Kranken der Arzt der „große Suggestor", dem man blind vertrauen, gehorchen, dem man sich völlig unterwerfen muß, um seinen Zauber zu gewinnen, dem man ewige Dankbarkeit und beliebiges Honorar versprechen muß, um nur ja den besten und stärksten Zauber sich dienstbar zu machen — oder gegen den man sich auflehnen, den man bemißtrauen, ja beschimpfen muß, falls man meint, er wende falschen oder zu geringen Zauber an, er sei der Tod-Teufel seiber — und nicht der Gott*).

Realiter ist der Arzt „nur" Fachmann in Krankheitsdingen und kein Zauberer-Medizinmann. Er ist berufstätig auf seinem Gebiete — wie jeder andere Mensch auf dem seinigen. Seine Mittel vermitteln nicht Gegenzauber gegen den Krankheitszauber, sondern sind biologisch-chemische Paßformen für die kranken Reflexsysteme (Anregungs- und Beruhigungs-Betäubungssubstanzen). Seine Therapie ist der Natur abgelauschte Erweiterung-Ergänzung der Autotherapie, und er wendet die Heilmethoden an in der prognostischen Erwartung, daß sie wie in den bisher beobachteten Fällen auch im vorliegenden Falle die erfahrungsgemäßen Folgen haben werden, was manchmal geschieht, manchmal nicht. Dem Arzte kann es im Grunde gleichgültig sein, wie der Kranke ihn und sein Handeln auffaßt, wenn er nur genest. Der Internist und der Chirurg bedienen sich im wesentlichen keiner suggestiven Mittel und geben nur nebenher die üblichen suggestiven Redensarten („nur Mut, es wird schon besser werden" usw.) in ihr eigentliches therapeutisches Handeln drein; immerhin soll er auch „die Seele" des Kranken „seelisch" beeinflussen (wie soll er das machen??), da ja nach primitivistischer Auffassung die Seele auch körperliche Krankheiten oder ihre Heilung verursache. Es gibt aber Krankheiten, bei denen die Suggestion die therapeutische Methode ist, also auf die Suggestibilität, d. h. den Zauberglauben gerechnet wird. Das sind die Neurosen, und die Suggestionsmethode ist die Psychotherapie. Man hält die Neurosen (wie die Psychosen) für seelische Krankheiten, obwohl es unerfindlich ist, wie die göttliche oder teuflische, jedenfalls metaphysische Seele erkranken könne, und wähnt, die Seele oder das Seelische im Sinne der Heilung seelisch beeinflussen zu können, — ein ausgesprochener Zauberglaube. Der sogenannte Seelenarzt steht also seinerseits in einem ganz andern Verhältnis zum Kranken wie der Arzt, der „bloß" den sterblichen Leib behandelt. Er ist bewußt Suggestor und glaubt an sein dämonistisches Dogma. Indes geht diese Rechnung ebenso wenig auf wie alle anderen Fiktionen des dämonistischen Denkens. Realiter ist die Suggestibilität ein-

*) Der Arzt drei Angesichte hat:
Dem Engel gleich, gibt er dem Kranken Rat,
Und hilft er ihm aus seiner Not,
So gleicht er schon dem lieben Gott.
Doch wie er nur um Lohn anspricht,
Hat er des Teufels Angesicht.
Um 1609. Heute ist es nicht anders.

schließlich der Hypnosefähigkeit ein rein biologisches Krankheitszeichen, ist die Neurose funktioneller Infantilismus, also eine physische Krankheit. Die Suggestion wendet sich also gar nicht an die Seele, realiter das Nichts, sondern an abnormale biologische Funktionen und kann nur als Ablenkung und Betäubung gewertet werden, die niemals zur eigentlichen Heilung führen können, sondern Glieder eines Krankheitsverlaufes sind, bei dem die Symptome auf einige Zeit mehr oder minder weit zur Latenz absinken. Bei diesen Kranken, die Denk- oder Weltanschauungskranke sind, ist es erforderlich, die Aufklärung, die Erkenntnis darzubieten, die allein zur Korrektur des kranken Denkens, d. h. zu einem nachträglichen Ausreifen der infantilistischen Funktionen führen kann; es gilt also nicht, Suggestionen zu geben (sie lassen die Krankheit an sich völlig unberührt), sondern im Gegenteil die suggestive Einstellung des Kranken zu zerstören. Nur so kann der Neurotiker echt, also vertikal genesen, zur harmonischen Persönlichkeit und so vom Arzte definitiv frei werden. Hierüber im letzten Paragraphen.

§ 111. Psychotherapie: Suggestion, Hypnose, Psychoanalyse. Erkenntnistherapie

Im § 108 wurde dargetan, daß die Suggestibilität im weitesten Sinne eine biologische Eigentümlichkeit aller Menschen, dagegen im engeren (üblichen) Sinne eine biologische Eigentümlichkeit kranker Menschen ist. Krankheit ist Infantilismus. Im Falle der suggestiven Situation geraten gewisse infantilistische Reflexsysteme in eine Funktionsweise, bei der eine Trübung und Einengung des Bewußtseins eintritt, sei es, daß Spasmen der Hirngefäße mit Herabsetzung der Ernährung und damit der Hirnfunktion (als Ausdruck der hypertrophierten vasalen Angstreflexe) stattfinden, sei es, daß die infantilistischen Nervenzellen sich amöboid kontrahieren, also die assoziative Verknüpfung zu andern Neuronen sich lockert oder bis zur Diastase löst, sei es, daß sich das bewußte Erleben (auch in reduzierter Helligkeit) vorwiegend in der Gefühlssphäre abspielt, also die Gegenstandssphäre weitgehend und die Begriffssphäre ganz abgeschaltet ist. Dieser rein biologische abnormale Funktionszustand stellt sich periodisch (also gemäß der spezifischen Funktionsperiodik der kranken Reflexsysteme) unter gewissen äußeren Umständen ein, die als Mit-glieder zum kranken Funktionsablauf gehören, also nicht dessen Ursachen sind, und zwar zumeist bei dem Erleben des Suggestors, der also ein integrierender, und zwar der zentrale, wesentliche Bestandteil der suggestiven Situation, nicht aber ihre Ursache ist. Diese Situation ist allemal eine (spezielle) Angstsituation, sie schließt sich an ein (bewußtes-unbewußtes) Hungerstadium (Hunger nach dem Anblick usw. des Suggestors als des Vater-Dämons) an und geht weiterhin in die Schmerz-, Trauer- und Freudestadien (Kampf mit dem Vater-Dämon, dem Gott-Teufel-Tod, Ermattung nach dem Kampfe, Freude, den Kampf bestanden zu haben) über. Die Angst richtet sich genetisch-assoziativ auf den Suggestor, seine Worte, auch gewisse Geräte usw., vor ihm „erstirbt" magisch der Kranke und überwindet so seine Dämonie, wie sich daran erweist, daß er aus der Suggestion wieder erwacht, zum Leben zurückkehrt, wieder „zu sich", „zur Besinung kommt" (Wiedereinsetzen der Begrifflichkeit, überhaupt des Wacherlebens). Die kranke Hirnfunktion kann unter diesen Umständen bis zu schlafähnlichen Tiefgraden absinken, zu hypnoiden und hypnotischen Funktionsweisen, in denen immerhin wenigstens die Worte des Hypnotiseurs noch vernommen werden *), die betreffenden akustischen Modalzellen also

*) Es kann auch eine Sache, z. B. ein glänzender Gegenstand sein, dessen „Anstarren" die Hypnose (Autohypnose) einleitet; auch ein solcher Gegenstand ist dann frühmodale Aktualität des Hypnotikers, hochgefühlig, Ersatz des Vater-Dämons im Sinne des „pars pro toto", Träger des Vater-Zaubers.

noch eben aktuell funktionieren, wie das auch für gewisse Aktualitäten anderer Sinnesbezirke zutrifft: der Hypnotiker sieht, tastet, riecht, schmeckt halluzinativ „das Suggerierte", nimmt halluzinativ Bewegungen wahr, hat halluzinative thermische Aktualitäten, auch mit pathologischen (angstkrampfigen) Ausdrucksweisen wie z. B. Brandblasen usw.

Wie die Suggestion so kommt auch die Hypnose nicht zustande „dadurch, daß . . .", sondern ist eine spezifische Funktionsweise kranker, d. i. infantilistischer Reflexsysteme. Nicht alle Kranken — es handelt sich hier um Kranke mit pathologischer Hirnfunktion, speziell um Neurotiker — sind hypnotisierbar, haben also ein hypnosefähiges Gehirn. Gesunde sind überhaupt nicht hypnotisierbar: sie haben eben die erforderlichen kranken Reflexsysteme nicht, und wer behauptet, auch jeder Gesunde sei hypnotisierbar, kann die Diagnose nicht hinreichend stellen, mag er auch Neurosenfachmann sein. In der Hypnose werden Verbalsuggestionen gegeben — wie sonst im Wachen (Wachsuggestion, wobei aber das Bewußtsein auch getrübt und eingeengt ist, der Kranke nur eben nicht schläft). Die Suggestionen haben die Form von Befehlen, bestimmten Versicherungen, die an Prophezeiungen anklingen. Solange die Suggestion vorhält, der suggestive Funktionszustand besteht, sind andere Symptome gemildert oder latent, es liegt Betäubung (analog der Folge betäubender Arzneien) oder Ablenkung vor, jedenfalls funktionieren kranke Reflexsysteme, deren Aktualitäten die Beschwerden des Kranken sind, mehr oder weniger unaktuell. Auch kann der „hypnotische Auftrag", z. B. „Sie werden in vier Wochen, nachmittags um 3 Uhr 5 Minuten, an der und der Stelle sein!" zur befohlenen Zeit ausgeführt werden, ein Zeichen, daß die Suggestion noch fortbesteht, die kranken Reflexsysteme also noch oder wieder in der suggestiven Weise funktionieren, wie ja auch in der Norm, im Wachen Verabredungen innegehalten, Befehle zur befohlenen Zeit ausgeführt werden, jemand zur vorgenommenen Zeit (auch ohne magisches Klopfen an das Bett) aus dem Schlafe erwacht usf. Die Ausführung eines hypnotischen Auftrages — als posthypnotische Handlung — ist also aus der Funktionsweise der kranken (und analog der normalen) Reflexsysteme durchaus verständlich und hat nichts Rätselhaftes an sich. Ueberdies werden keineswegs alle hypnotischen Aufträge ausgeführt, dann ist eben die Suggestion erloschen, sind die suggestiven Reflexsysteme nur in unaktueller Funktion.

Die Hypnose ist ein pathologischer Schlafzustand und nicht mit dem normalen zu verwechseln oder zu identifizieren. Einen „Heilschlaf" gibt es nicht, d. h. einen künstlichen Schlaf, der die Heilung funktioneller oder gar anatomischer Krankheiten verursachte oder in dem sich diese Heilung vollzöge. Es ist aber nicht verwunderlich, daß Hypnotiseure u. a. Suggestionstherapeuten sich selbst in der Suggestion befinden, die erwarteten „Heilerfolge" seien tatsächlich eingetreten, diese Heilerfolge „sehen" und dann eine „Botschaft an die nervöse Welt" und andere Wunderberichte veröffentlichen, an die dann eine suggestible Leserschar glaubt; so können, unterstützt von Interessenten (Geistlichen, Geschäftemachern usw.) ganze Kurorte und Sekten entstehen und ein kürzeres oder längeres Dasein haben, bis der Spuk zerrinnt — und ein neuer sich auftut, denn die Dummheit der Menschen ist ebenso groß wie beständig („die Dummen werden nicht alle"), und wer auf die Dummheit spekuliert, ist noch immer auf seine Kosten gekommen („mundus vult decipi, ergo decipiatur!"). Der hypnotische Schlaf ist selber Krankheitssymptom, und die Tatsache, daß wir aus dem normalen Schlafe „gestärkt", „erquickt" erwachen, besagt nichts weiter, als daß auf die Ruhe (Schlaftiefe der Funktionen) ein neuer Anstieg bis zum Wacherleben folgt, und darf obendrein nicht zu einer analogen Einschätzung des pathologischen Schlafes verführen, auch falls der Hynotiker

nach gehörigen Suggestionen wie „Sie werden ohne Kopfweh erwachen und sich frisch und munter fühlen!" zunächst beschwerdefrei ist.

Die Hypnose ist wie alle Suggestivtherapie kein echtes, kein vertikales Heilverfahren, man kann damit nur eine mehr oder weniger weitgehende Milderung der Beschwerden (im Sinne der Betäubung oder Ablenkung) erzielen, die aber alsbald vorübergeht. Die Suggestivmethoden aller Art gehören also zur horizontalen Therapie: sie läßt den Kranken krank und mildert nur vorübergehend seine Beschwerden, doch muß man sich in vielen Fällen mit diesem Erfolg (eigentlich: Scheinerfolg) zufriedengeben. Jeder Kranke ist nur zu der Therapie befähigt, zu der er — befähigt ist, d. h. seine biologische Beschaffenheit ist maßgebend dafür, zu welchem Arzt er geht und wie er sich behandeln läßt und welchen Erfolg er erzielt. Jeder Kranke hat seinen Arzt oder seine (oft sehr zahlreichen) Aerzte, und jeder Arzt hat seine Kranken (Paßformen!). Viele Neurotiker sind zur Zeit noch nicht vertikal entwicklungsfähig, wissen ebenso wenig wie die weitaus überwiegende Mehrzahl der Aerzte, daß es „so etwas" überhaupt gibt, und begnügen sich mit dem horizontalen Nachlassen von Beschwerden und ihrer Wiederkehr, zumal mit dem „ewigen Kranksein" mancher Vorteil (Krankheitsgewinn, z. B. Entschuldigung für „alles", Tyrannei über die andern usw.) verbunden ist. Mit der Nachweisung ihres biologischen Ortes ist also nicht gesagt, daß die Suggestivmethoden entbehrlich wären. Die Neurotiker, die entwicklungsfähig im Sinne des Ausgleichs der Entwicklungsdifferenz zwischen den infantilistischen und den reiferen Reflexsystemen sind, werden sich den Suggestivmethoden mit oder ohne Hypnose nicht stellen, sondern sich der aufbauenden Methode zuwenden, sobald sie nur davon hören, — oder auf die (seitherige) ärztliche Hilfe verzichten.

Vielfach mischen sich der Suggestion mit oder ohne Hypnose sinnliche Elemente ein, und sie können bei Genitalneurosen (Hysterischen) sogar vorherrschen. Freud definiert in seiner Broschüre „Massenpsychologie und Ich-Analyse" S. 74 und 95 die Hypnose kurzerhand als „eine uneingeschränkte verliebte Hingabe bei Ausschluß sexueller (d. h. genitaler, L.) Befriedigung", die Suggestion als „Ueberzeugung, die nicht auf Wahrnehmung und Denkarbeit, sondern auf erotische Bindung gegründet ist". Nun, Freud hat seine Studien zunächst bei Hysterischen gemacht und ist nicht nur in der zitierten Definition, sondern überhaupt in den Irrtum verfallen, daß es sozusagen überhaupt nur „Libido", also Geschlechtstrieb gebe und daß alle Neurose Hysterie sei. Die Freudsche Definition trifft nur für die Fälle zu, bei denen schon in der Kindheit sinnliche Bindungen zu Vater oder Mutter bestanden haben, und diese sind keineswegs die Mehrzahl. Im übrigen ist der „Rapport" (die „Uebertragung" Freuds) ein platonisches, wie ja das Verhältnis Kind: Eltern grundsätzlich platonisch ist (Religion).

Das Wort „Autosuggestion" besagt, daß jemand auf sich selbst im suggestiven Sinne einwirken könne; es ist dies die dämonistische Deutung der Tatsache, daß die suggestive Situation auch im zeiträumlichen Zusammenhange mit selbstgesprochenen oder gar gedachten Verbalsuggestionen eintreten kann, daß also in gewissen Fällen solche Worte zum Ablauf des suggestiven Erlebnisses gehören. Man muß solche — auch vom Suggestor übernommenen — „Zauberformeln" mehrfach (in bestimmter Zahl, auch mit bestimmtem Zeremoniell [Zwangszeremoniell]) wiederholen, z. B. schrieb Coué die Formel vor: „Es geht mir in jeder Hinsicht von Tag zu Tag besser und besser" — ja und dann geht es eben besser, und der Zauber hat gewirkt! Ach nein, er hat nicht gewirkt, es sind eben bloß, so lange die Autosuggestion vorhält, gewisse Symptome mehr oder weniger abgeklungen, aber sie kommen bestimmt wieder, darauf kann man sich verlassen.

Alle Psychotherapie ist Suggestion. Sie geht auf die Korrektur der kranken Seele aus, glaubt also an die Existenz der metaphysischen Seele oder des (entpersönlichten, damit aber nur noch rätselhafteren) Seelischen oder Seelisch-Geistigen und setzt beim Kranken diesen Glauben nicht nur voraus, sondern muß ihn fordern. Sie findet ihn beim Neurotiker (beim Psychotiker kommt Psychotherapie, Psychiatrie kaum in Betracht) vor in der Form des primitivistischen Dämonismus, an den sich die dem Lebensalter entsprechenden reiferen Auffassungen (verdünnter Dämonismus) anschließen; sie findet in dieser geschichteten Art die gesamte Problematik vor, die unter dem Namen „Leib-Seele-Problem" zusammengefaßt ist. Die Psychotherapie verbleibt selbst in dieser Problematik, kann also den Kranken, der ja gerade an ihr, an der Dämonie mit ihren hypertrophierten Zweifeln leidet, nicht von ihr befreien — und die Befreiung ist ja allein der echte Heilweg. Die grundsätzliche Bedeutung des Leib-Seele-Problems für die Neurosentherapie — auch falls der Kranke wortwörtlich nicht danach fragt — erhellt schon daraus, daß die Psychotherapie die Erkrankungsfähigkeit der metaphysischen (göttlichen oder teuflischen, weißen oder schwarzen usw.) Seele sowie ihre Heilbarkeit durch seelische (!) Beeinflussung, als welche besondere Worte, oft bestimmte Formeln (Zaubersprüche), auch Aufklärungen über Charaktereigentümlichkeiten gelten, annimmt. Der Psychotherapeut weiß zwar ebensowenig wie jeder andere Psychologe (d. h. Seelenkundiger!), was denn die Seele sei, die er vermeintlich andauernd und sogar fachwissenschaftlich beschreibt und um deren Erforschung, sogar bis in ihre „Tiefen" (daher „Tiefenpsychologie") hinein, er sich bemüht, obwohl er im gleichen Atem ihre Unerforschlichkeit betont — und dies allerdings mit Recht: das Metaphysische ist selbstverständlich nicht zu erforschen, erforschbar ist nur das Physische (das Einzig-Existente), über das Physische hinaus können wir nicht kommen, es ist ja nur fingiert, in das Physische hineingedeutet, es ist das Nichts, also auch das Nichterforschliche. Indes die Seelengläubigen bewegen sich wie alle Dämonisten in ihrem weltanschaulichen Karussell, ihrem grundsätzlichen Widerspruch: sie „setzen" (fingieren) das Metaphysische und heben es eben damit auf, denn „vom" Metaphysischen kann man nur wissen, wenn es Physisches ist. Und dieser grundsätzliche Widerspruch teilt sich auf in unzählige, in alle vorkommenden Einzelzweifel. Und diese Zweifelwelt, in der jeder Neurotiker in infantilistischer Art und in hypertrophiertem Maße lebt, erkennt der Psychotherapeut an (er weiß es ja selbst nicht besser) und bestätigt so notwendigerweise wenigstens grundsätzlich den Neurotiker in seinem kranken Denken. Auch falls er die primitive Dämonie eben als primitiv (archaisch) kennzeichnet, bleibt die Dämonie doch erhalten in den verdünnten Formen des Psychologismus und des Kausalismus, und jeder Psychotherapeut kommt in Verlegenheit, sobald er über „das Wesen" der Seele befragt wird, über die er so viel, ja sogar ausschließlich spricht. Somit sind dem „Seelenarzt" sozusagen die Hände gebunden. Das Kernproblem der Menschheit und im therapeutischen Sinne der Neurotiker bleibt ungelöst, ja sogar unangetastet. Es bleibt ein mehr oder minder naives, pseudowissenschaftliches oder wissenschaftliches Hin- und Her- und Kreuz- und Quer- und Herumreden übrig, an dessen Stichhaltigkeit, ja Wahrheit der Kranke suggestiv glauben muß. Manchmal erwächst aus und auf dem schwanken Dunst der motivisch-kausalen Phraseologie ein ganzes System, eine Doktrin, auf die der Kranke, falls er genesen, d. h. eben der suggestiven Betäubung-Ablenkung (auf Zeit) teilhaftig werden will, hundertprozentig verpflichtet wird wie der Religiös-Gläubige auf das alleinseligmachende kirchliche Dogma oder der Politisch-Gläubige auf das politische Dogma, an dem es nichts zu fragen, zu bezweifeln, zu kritisieren gibt.

In diesem Sinne ist auch die Psychoanalyse ein Suggestivverfahren. Jos.

Breuer beobachtete, daß Hysterische in der Hypnose allerlei Erinnerungen aussprachen, die sie im Wachen nicht bekundeten, also nicht aktuell hatten oder auszusprechen sich scheuten. S. Freud baute auf diesen Beobachtungen, die Breuer nicht weiterverfolgte, in Verbindung mit Studien bei Charcot, Bernheim u.a. ein reichgegliedertes, ja universelles Lehrgebäude auf und gründete eine Schule, eine Bewegung. Die in der Hypnose oder bei herabgesetztem Bewußtsein „freisteigenden" (J. Bresler) und ausgesprochenen Erinnerungen wären, so lehrte Freud, verdrängte Geschlechtlichkeit, Libido genannt, die Verdrängung erfolgte durch ein „psychisches Trauma", durch erzieherische, moralische usw. Verbote-Gebote, das Bewußtsein verdrängte die unstatthaften Triebe ins Unbewußte, wo sie als „eingeklemmte Affekte" raum- und zeitlos fortlebten, „Libidoquanten" = „psychische Energie" an sich zögen und sich endlich, somit hinreichend gekräftigt, gegen die Zensur usw. durchsetzten — als neurotisches Symptom, als Traum, als Bekenntnis in der Hypnose oder im „Döszustande", wobei die Kontrolle durch das Bewußtsein ausgeschaltet wäre. Gelänge es, so schloß Freud, die verdrängenden Kräfte aufzuheben und das Verdrängte bewußt zu machen, so wäre der symptomatische Zustand gelöst, also die Neurose geheilt. Diese Bewußtmachung sollte nun eben in der Psychoanalyse geschehen („Analyse" übersetzt Freud mit „Zersetzung"). Der Kranke legt sich hin, verfällt in ein Hindämmern und plaudert nun drauflos, ja ist verpflichtet, jede begriffliche Vorkritik seiner Aussagen auszuschalten. Dazu berichtet er — sogar in der Hauptsache — seine Träume. Diese Aussagen, die vermeintlich (der Theorie nach) aus der Tiefe der Seele stammen, werden nun nach einem festen Schema „analysiert", sie sind

1. Verdrängtes, das nunmehr bewußt geworden ist,
2. sie sind maskierte Libido, „symbolisieren" die Genitalien und ihre Funktionen.

Da sich die Geschlechtlichkeit „sublimieren" kann, sind auch alle außergenitalen Vorgänge libidinöser Art, aber ohne psychoanalytische Einsicht als solche unkenntlich; somit ist die gesamte Kultur in den Bereich der Psychoanalyse einzubeziehen, erst die Libidotheorie enthüllt ihren wahren Sinn. In dieser Art verbringen Arzt und Patient täglich eine Stunde miteinander und stellen auf der Suche nach dem ursächlichen „psychischen Trauma", mit der Uebersetzung alles Erlebens in die Sprache der Geschlechtlichkeit in vielmonatiger, ja jahrelanger Bemühung eine bis ins einzelne gehende Lebensgeschichte, eine beliebig ausgedehnte und minutiöse Anamnese heraus, die man für — Therapie hält. Auch alle Apostaten Freuds bleiben im Niveau der psychologistischen Deutungen; ich nenne nur C. G. Jung, A. Adler, W. Stekel. Und dies gilt auch für die derzeitigen (1945) Vertreter der Psychoanalyse; einzelne von ihnen, z. B. G. R. Heyer, bekennen sich zu einer primitiven Dämonologie.

Es solite hier nur gezeigt werden, daß auch diese als langwierige „Seelenforschung" verlaufende Psychotherapie im dämonistischen Denken verbleibt und ein weitausgesponnenes System unkontrollierbarer Spekulationen über anerkanntermaßen unerforschliche Vorgänge im Jenseits darstellt. Diese Dogmatik muß der Kranke blindlings glauben, sonst kann er nicht genesen. Er muß auch glauben, daß die anamnestische Aufrollung seiner Lebensgeschichte aus dem „unbewußten Seelenreich" heraus — Therapie ist, dies zwar entgegen aller Erfahrung. Dieser Glaube — man darf ihn in weiten Strecken Aberglaube nennen — ist reinste Suggestion*). Die Erfolge der Psychotherapie sind suggestive, also vorübergehende, unechte, horizontale. Nur sofern

*) Ich betone, daß der (religiöse) Glaube, wie er den einzelnen Entwicklungsstufen der dämonistischen Weltanschauung eigentümlich ist, nicht Suggestion ist, sondern eben Denkweise (S. 430). Suggestion ist: jem. im Rahmen seiner jeweiligen Denkweise etwas „weißmachen".

in den zahlreichen Gesprächen reelle lebenskundliche Dinge besprochen werden (wobei der Arzt ein lebenserfahrener, gesunder Herr sein muß), können sich Entwicklungen zu einer klareren Erfassung der Welt, wie sie tatsächlich ist, anbahnen, doch schwimmen auch sie im trüben Wasser der Fiktionen. Die „Realität" der Psychoanalyse ist die Fiktion. Die Libidotheorie ist insofern hochverdienstlich, als sie uns (neuerdings) mit einer Reihe unbestreitbarer Tatsachen bekannt gemacht und vor allem den großen Verruf von der Geschlechtlichkeit genommen hat, der von einer verkrampften (weltflüchtigen, menschenfeindlichen) Religion und Moral verhängt worden ist. Leider ist diese Befreiungstat, wenn auch nur theoretisch, ins Uferlose gegangen und hat sich so selbst beeinträchtigt. Indes bei allen Uebertreibungen und Mißverständnissen seiner Lehre: der Name Sigmund Freud sollte nicht anders wie mit dankbarer Anerkennung genannt werden.

Der Gesunde macht sich nicht eben viel Kopfzerbrechen über die Seele, über Gott und Teufel, Jenseits, ewige Seligkeit und Verdammnis, Sünde und Sühne usw. — kurz über die metaphysischen, die Ersten und die Letzten Fragen; er hat das auch sozusagen nicht nötig, er denkt und tut gesund, normal und somit richtig, gut und schön. Der Neurotiker dagegen, mit seiner (auch) im Weltanschaulichen disharmonischen Entwicklungsfront, leidet an der Dämonie: er lebt, soweit krank, hauptsächlich in der chaotischen-animistischen-magischen Denkweise, in der Zeit der kindlichen Weltkatastrophe, die der chaotischen All-Einheit das Ende machte (um das 3. Lebensjahr) und in die Entzweiung der Welt, die Zwiewelt, die Ich-Du-Welt mit ihrem gespenstischen Geschehen, ihrem Märchenzauber überleitete. Im Unterschied vom Gesunden hat der Neurotiker diese Katastrophe nicht überwunden, sondern gerade in diesem Entwicklungsraum haben sich die funktionellen Wucherungen vollzogen, während sich die andern Persönlichkeitsanteile höher entwickelt haben. An der kranken Weltanschauung muß also die eigentliche, die v e r t i k a l e , a u f b a u e n d e N e u r o s e n t h e r a p i e ansetzen; mit der weltanschaulichen Harmonisierung ist auch die ausdrucksmäßige, überhaupt funktionelle Harmonisierung gegeben. Dieser Ausgleich der Entwicklungsdifferenz vollzieht sich aber niemals unter den Umständen (mittels) der Suggestion, sondern der Mitteilung der klaren und wahren Tatsachen. Nicht einmal das ABC kann dem Schüler einsuggeriert werden, wie viel weniger die Erkenntnis des Menschen und der Welt, wie sie tatsächlich, ohne Rätsel, Probleme, Fiktionen, weltanschauliche Zweifel beschaffen sind, die psychobiologische, realische Erkenntnis. Diese rein tatsachenmäßige, allenthalben kontrollierbare und von jedermann nachprüfbare Welterkenntnis fällt zusammen mit der Lösung des Leib-Seele-Problems, des bei aller Aufsplitterung einzigen Problems der Menschheit. Jeder Neurotiker ist Problematiker, er lebt nicht inmitten menschlicher A u f g a b e n , sondern dämonistischer P r o b l e m e , die er bannen muß und die ihm immer wieder hydramäßig entgegentreten und ohne die er nicht leben zu können wähnt — ganz so wie der dämonische Gott ohne den Widerpart Teufel und umgekehrt nicht leben kann. Die im vorliegenden Werke kursorisch mitgeteilte Lösung des Leib-Seele-Problems besteht nicht in einer Forschungsreise ins Jenseits, in utopistischen Spekulationen über das Metaphysische, sondern besteht darin, daß das Problem selber zum Gegenstand der Forschung gemacht wird, sich als Fiktion erweist und somit entfällt. „Das Problem" mit all seinen normalen und abnormalen Vervielfältigungen hat nur noch historisches Interesse.

Diesen Weg zur Erkenntnis der Welt, zur Entdeckung der Seele als des Nichts gegenüber dem Leibe, dem Physischen als des Etwas ist die P s y c h o b i o l o g i e gegangen. Der Name „Psychobiologie" gibt an, daß diese Wissenschaft nach der Thematik und Methodik der praktischen und theoretischen Psychologie arbeitet, sodann daß die

Anschauung dualistisch ist und nur sein kann, nämlich polarer Gegensatz Psyche : Physis, Subjekt : Objekt, dem Wesen nach Nichts : Etwas. Um das Nichts brauchen wir uns freilich nicht zu kümmern. Die sogenannten seelisch-geistigen Vorgänge sind biologische, sind Funktionen der Reflexsysteme. Somit entfällt alle Dämonie — und dies eben ist die Erlösung, der die Menschheit entgegengeht. Und der ärztlich-philosophische Unterricht, die Erkenntnistherapie führt (durchschnittlich in etwa drei Monaten) den Neurotiker aus allen seinen Zweifeln und Nöten.

Aber auch für alle Gesunden ist die psychobiologische, realische Erkenntnis die Erlösung aus allen Fiktionen, Deutungen, Zweifeln. Im Sinne dieser genetischen Befreiung zur realischen Weltanschauung darf die Psychobiologie Erlösungslehre genannt werden; mit einer metaphysischen „Welterlösung" hat sie nicht das geringste zu tun, sie stellt vielmehr fest, daß alle „Welterlöser" Weltvernichter, Weltverneiner, Weltzerstörer, Weltzertrümmerer, Weltbeglücker, also Fanatiker, Feiglinge, Weltschmerzler (Sado-Masoschisten), Pessimisten (Schwarzseher, Melancholiker), Optimisten (im Sinne der hypomanischen oder manischen Exaltiertheit), also Neurotiker oder Psychotiker sind, die Welt von — der Welt befreien wollen und so mit ihren Sekten unabsehbares Unheil (als „Heilande") über die Völker gebracht haben, bringen und bringen werden, wie denn überhaupt die Neurose, die bisher — auch den Aerzten — diagnostisch und nosologisch noch viel zu wenig bekannt ist und sich allzu oft als Norm, ja Uebernorm gebärdet, bei ihrer epidemischen Verbreitung in allen Kulturländern unvorstellbaren Schaden stiftet. Die psychobiologische Erkenntnis des Menschen und der Welt wird hoffentlich dazu führen, daß der Wahn von der Welterlösung als Schwärmerei einzelner Ekstatiker abgeriegelt wird. Ich sage: Erlöst ist, wer nichts mehr zu „lösen" hat, wer realisch erkennt, wer ins reine Menschentum eingegangen ist. Erst der Mensch hat mit sich und der Welt Frieden geschlossen, der die Wahrheit erkannt hat, nicht eine vermeintliche überirdische, außerhalb der Anschauung fiktiverweise gesuchte, offenbarte, mystische, in ihrem Fiktivismus unwahre Wahrheit, sondern die einzig mögliche menschliche Wahrheit, die in der Anschauung des Objekts, in der Anerkennung des Objekts als der zweifelsfreien Existenz gegeben ist. Diese Erkenntnis ist die Wahrheit, ist die Aufhebung des Ignoramus — Ignorabimus, ist das realische Non ignoramus.

H. LUNGWITZ

Die Entdeckung der Seele